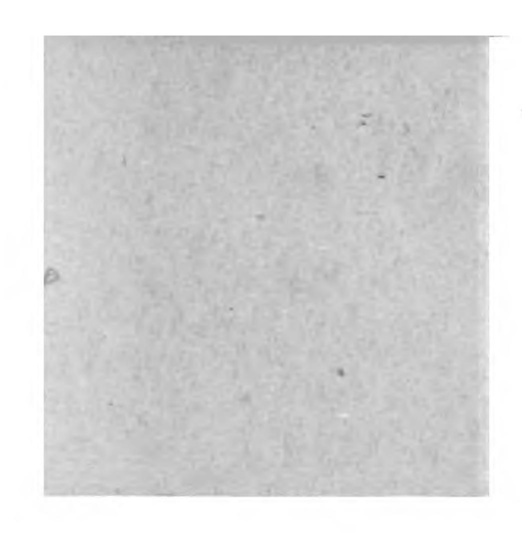





SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1915

Zweiter Band.



Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertsechsundfünfzigster Band.

München 1915.
In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.



Inhaltsverzeichnis.











I.

Individualismus im Altertum.

Von Josef Rüther.

Worin liegt die Macht begründet, die das griechische Volk und der griechische Name durch mehr als zweitausend Jahre ausgeübt haben? Die Griechen haben weder ein Weltreich noch eine Weltreligion geschaffen, sie haben keine politischen oder rechtlichen Einrichtungen von dauernder Wirkung hervorgebracht, sie haben zwar die europäische Wissenschaft begründet, aber doch eben auch nur begründet. Und doch ist das Griechentum und griechischer Geist ein Programm und eine Kraft gewesen, einst wie heute. Diese Macht liegt in dem Ideal, das die Griechen der Menschheit geschenkt haben, in dem Ideal der persönlichen Freiheit und der damit verbundenen edlen Harmonie des Lebens. Das Geheimnis der Zauberkraft des Griechentums liegt eingeschlossen in dem Begriffe der Persönlichkeit. Denn die wahre Freiheit bedingt die Persönlichkeit. „. . . In der Tat, will man verstehen, was hellenische Kunst und hellenisches Denken für das neunzehnte Jahrhundert bedeutet haben, will man das Geheimnis einer so zähen Lebenskraft begreifen, so muß man vor allem sich klar machen, daß, was noch heute aus jener verschwundenen Welt mit Jugendfrische weiterwirkt, die Macht großer Persönlichkeiten ist."[1])

---

1) H. St. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts I. S. 69.

Der Grieche unterschied sich von allen Nationen seiner Umgebung, die er darum auch als minderwertig, als „Barbaren" betrachtet, dadurch, daß er in ungleich höherem Maße sich seines eigenen Ich und seiner Stellung im Ganzen bewußt ist, daß er sich selbst das Leben nach eigenem Ermessen gestaltet. Sind die Perser, die Ägypter u. s. w. nur Werkzeuge in der Hand der Herrscher, so ist der Grieche ein Selbständiges innerhalb seiner Gesamtheit. Griechenland hat den Begriff des Bürgers, des „πολίτης" hervorgebracht, und die Griechen haben sich selbst als solche in bewußten Gegensatz gebracht zu den „δοῦλοι", den „Knechten der Barbaren".[1]) Dieser Zug zur individuellen Freiheit zeigt sich schon in den ältesten Äußerungen des griechischen Volkslebens, in den Heldensagen. „Das Heldentum ist das Lebensprinzip dieses Volkes; der einzelne Mann tritt einzeln hervor, kühn überschreitet er den Bannkreis des allen Gemeinsamen, der instinktiv, unbewußt, nutzlos sich akkumulierenden Zivilisation, furchtlos haut er sich eine Lichtung in den immer dunkler werdenden Urwald der gehäuften Superstitionen." (Chamberlain a. a. O.) Schon die Einzelkämpfe der Ilias, der Streit der Fürsten und so manches andere sind für diesen Zug zum Individuellen nicht weniger charakteristisch als die Kleinstaatereien, die Selbstvertretung vor Gericht, die demokratische Tendenz und so manche andere Züge des späteren griechischen Volkslebens. Dieser Zug zeigt sich in der selbständigen Einsicht, mit welcher der Bürger sich entweder in den Dienst der jeweiligen Staatsordnung stellt, oder, wenn er mit ihr nicht einverstanden ist, sich selbst-

1) Vgl. Xenoph. Anabasis I 6, 11 und I 7, 3, wo berichtet wird, wie bei dem Erscheinen des persischen Großen Orontes, der zum Tode geführt wird, sich aus Gewohnheit seine früheren Untergebenen noch vor ihm niederwarfen, und wo dann Kyros den den Griechen erklärt, er habe sie nicht aus Mangel an Soldaten geworben, sondern weil sie als freie Männer mehr wert seien als noch soviele Barbaren. Auch er selbst würde ihre Freiheit höher schätzen als all seine Macht.

bewußt dagegen stemmt, also in den Beispielen heroischer Vaterlandsliebe einerseits und in den Staatsumwälzungen andererseits. Beide sind so alt wie die Kultur des griechischen Volkes selber. Griechenland hat mit dem Ideal der persönlichen Freiheit auch diese beiden Geschenke der abendländischen Welt gemacht, die echte Vaterlandsliebe des freien Bürgers und — die Revolution. Der Grieche hat nie Absolutismus und Despotismus ertragen. Mag der Barbar sich regieren lassen, der Grieche regiert sich selbst durch seine frei gewählten Organe. Auf diesem individuellen Zuge des griechischen Volkes, der mit seiner Kultur in das ganze Abendland überging, beruht alle weitere Kultur und aller Fortschritt in der späteren Geschichte. Die Kulturen Asiens und Afrikas tragen den Charakter des Mumienhaften, des Unwandelbaren, Stagnierenden, die europäische den des Lebendigen, des Wechselnden und stetig Fortschreitenden, genau in demselben Maße, in welchem Europa sich vom Griechentum durchdringen ließ. Das ist das Geschenk des griechischen Geistes an die Menschheit, wertvoll, aber auch verhängnisvoll wie es für den Geber war, so auch für die Beschenkte.

I.

Das Griechentum ist Individualismus, aber in seiner besseren Zeit ein durch ein soziales Moment noch gebundener. Und dieses Moment ist die Ordnung des Staates. Nicht umsonst hat das Wort *κόσμος* eine dreifache schöne Bedeutung; es heißt „Ordnung", „Welt" und „Schmuck". Die Ordnung bindet die Einzelnen, und auf dieser Bindung der Einzelkräfte beruht die Macht und Größe eines Staates, die wiederum eine Zierde und der Stolz des einzelnen Bürgers ist. Dieser Sinn für die Ordnung hängt zusammen mit der Richtung des griechischen Geistes auf das Ästhetische. Sein Individualismus ist ästhetisch orientiert. Der vollkommene Mensch ist dem Griechen der „*καλὸς καὶ ἀγαθὸς ἀνήρ*". Das ist der Inbegriff seiner Persönlichkeit. Der erste Teil dieses Wortes geht auf die individuelle, subjektive Seite der Per-



sönlichkeit, der zweite auf die soziale. Der eine bezeichnet den inneren Wert, der andere die Brauchbarkeit für die Allgemeinheit, geradeso wie die gegenteiligen Ausdrücke, *αἰσχρός* und *κακός*, der eine die objektive Verächtlichkeit,[1]) der andere die objektive Minderwertigkeit bezeichnen. Beide Seiten dieses Persönlichkeitsbegriffes, das individuelle Eigenleben und die Unterordnung unter die Gesamtheit, verbindet der Grieche durch die Tugend der *σωφροσύνη*, der weisen Beschränkung. Diese Tugend ist der Kern der national gefärbten griechischen Religiösität. „Daß . . . in den engen Schranken, die seinem Können und Dürfen gesetzt sind, der vergängliche Mensch sich halte, in freier männlicher Ergebung, das ist oberste Forderung griechischer Frömmigkeit“.[2]) Der Grieche ist zwar aus natürlicher Anlage heraus individuell und Freund der Freiheit, aber einer ästhetischen Freiheit, im Rahmen der Ordnung; und die Macht, die ihn dieser Ordnung beugt, ist die Religion. Seine Staatsordnung und seine Religion sind ästhetische Korrelate. Darum ist auch seine Götterwelt ein Staat mit zwar einem Herrscher, aber vielen selbständigen Individuen. „Nirgends sind die Griechen uns ehrwürdiger, als wo sie, sich selbst zur Mahnung und Erziehung, dem Einzelnen in der Menschheit, der Menschheit in dem All der Welt das Maß vor Augen halten, in dessen Schranken sie nach Geschick und Willenstrieben eingeschlossen sind und sich willig zu halten haben“ (Rohde a. a. O. S. 19).

Weil der Grieche nicht wie ein Sklave in der Allgemeinheit steht, sondern sich als ein selbständiger Teil des geordneten Ganzen fühlt, — wie es überhaupt der Charakter des Griechentums ist, alles mit Bewußtsein zu tun, — darum ist auch die Norm und das Ziel seines tätigen Verhaltens gegenüber dem Staate individualistisch gefärbt. Was er in

1) *αἰσχ-ρος* cf. *αἰσχρονη*, Schande, Scham, bezeichnet die Eigenschaft, deren man sich zu „schämen“ hat.

2) E. Rhode: „Die Religion der Griechen“. Heidelberg 1895 (Rektoratsrede) S. 20.

dieser Hinsicht erstrebt, ist nicht die Wohltat des Staates allein, sondern auch die Anerkennung seiner Eigenschaft als guter Bürger, seine bürgerliche Ehre. Die Ehre ist ein Kind der Persönlichkeit und darum echt griechisch. „Die Ehrliebe allein“, so läßt Thukydides den großen Perikles in seiner berühmten Leichenrede sagen, „altert nicht; und selbst in der Zeit des nutzlosen Alters macht nicht so sehr der Gewinn, wie einige sagen, Freude als vielmehr die Ehre.“[1]) Dieses Moment der Ehre ist schon dem ältesten Charakter der Griechen, wie wir ihn aus den Sagen kennen lernen, in höchstem Maße eigen. Schon die Ilias dreht sich um die Ehre. Neben dem ehrgeizigen und vor allen geehrten Helden Achilleus steht in der Sage die tragische Figur des unglücklichen Ajas, der seine Tüchtigkeit nicht genügend anerkannt sieht, und das komische Zerrbild eines Mannes, dem die *καλοκἀγαθία* fehlt, des „*αἴσχιστος ἀνὴρ*“,[2]) Thersites, über den die Achäer lachen.

Ein noch weiter gehendes Ideal des persönlichen Strebens als die Ehre ist der Ruhm. Das griechische Volk kennt und liebt den Ruhm von Anfang an, wie und weil es das Heldentum liebt. Die zahlreichen Eigennamen auf —*κλῆς* und die Rolle, welche z. B. in der Odyssee das Wort *κλέος* spielt, weisen darauf hin.

So erscheint also als Grundzug griechischen Wesens die Betonung der Persönlichkeit, aber in harmonischer Unterordnung unter das Allgemeine aus religiös-ästhetischen Bedürfnissen heraus. Der Widerschein dieser Persönlichkeit ist die Ehre. Dieses in die abendländische Kultur übergegangene Moment der Persönlichkeit und des freien Bürgers ist der

1) Thukydides. II. 44, 4: „*Τὸ γὰρ φιλότιμον ἀγήρων μόνον, καὶ οὐκ ἐν τῷ ἀχρείῳ τῆς ἡλικίας τὸ κερδαίνειν, ὥσπερ τινές φασι, μᾶλλον τέρπει, ἀλλὰ τὸ τιμᾶσθαι.*“

2) Ilias. B. V. 216. Bemerkenswert für die griechische Verbindung von Ehre und Ordnung (*κόσμος*) ist, daß Thersites hier genannt wird *ἀμετροέπης, ... ὃς ἄκοσμα πολλὰ ἤδη, ...* der *οὐ κατὰ κόσμον* mit den Königen zankt. V. 212—215.

Grund ihrer schnelleren Entwicklung gegenüber den stabileren Kulturen des Orients, der Grund für die Überlegenheit der weißen Rasse, aber auch für die Gefahren, die aus dieser schnelleren Entwicklung, diesem Fortschreiten, Ändern und Umwälzen und vor allem der Möglichkeit einer einseitigen Betonung der Freiheit entstehen. Man hat gesagt, die griechische Geschichte sei die Weltgeschichte in kleinerem Maßstabe. Sie ist es jedenfalls insofern, als in ihr alle gefährlichen Entwicklungen in der abendländischen Geschichte, in der Überspannung der Persönlichkeit, im Individualismus ihren Grund hatten, und die darum revolutionären Charakter trugen, in ihr schon, wenn auch in kleinerem Maßstabe, vorausgenommen wurden. Das jeweilige Verhältnis des Individuums zur Allgemeinheit, im besonderen zum Staate ist der Maßstab für die Geschichte Griechenlands; und die Kulturgeschichte Griechenlands, sein Aufsteigen, Blühen und Verfallen ist die Geschichte der Persönlichkeit in ihrer Unterordnung unter die Autorität, ihrer Lösung von ihr und in ihrem schließlichen feindlichen Gegensatze zu ihr.

Der älteste Ausdruck nationalen geistigen Lebens im Griechenvolke ist seine Mythologie und Sage. Schon hier findet sich das ausgeprägt, was als das geistige Wesen des Griechentums bezeichnet wurde, die Persönlichkeit, die „individuelle Note". Der Götterhimmel, wie er uns bei Homer entgegentritt, trägt schon ganz diesen Charakter. Zeus ist Herrscher, im Grunde sogar Alleinherrscher, aber nicht wie die Herrscher Asiens und Ägyptens, denen alles blind gehorcht, sondern unter seinem Regime gibt es ein konstitutionelles Moment. Hie und da halten die Götter Versammlungen ab und fassen Beschlüsse. Des Zeus Befehle werden oftmals von seinen göttlichen Untertanen durchaus nicht respektiert, ja, es fehlt nicht an offener Auflehnung gegen ihn. Und unter den Göttern herrscht eine solche Mannigfaltigkeit von Individualitäten, von Gruppen und Einzelinteressen, daß der Götterstaat in seiner Einheit unbedingt gefährdet wäre, wenn es nicht eben ein Götterstaat wäre, dessen

einzelne Glieder doch aufeinander angewiesen sind. Andererseits aber steht dieser individualistischen Divergenz als zentralisierendes Moment eine unbestreitbare Autorität des ersten Gottes gegenüber, die sich in der meist prompten Ausführung seiner Befehle nicht weniger als in dem grollenden Verzicht auf Einzelwillen bei einzelnen Göttern offenbart. In diesem homerischen Götterstaate tut sich das individualistische Leben und Streben des kulturell hochstehenden Ioniens kund, in dem schon die zentrifugalen Kräfte sich von der Autorität zu emanzipieren beginnen, nicht nur von der staatlichen, sondern auch von der religiösen; denn an mehr als einer Stelle zeigt sich die skeptische Stellung Homers zu seinen Göttern.

Viel mehr durch die Autorität gebannt und ungleich höher und idealer erscheint der Individualismus der nationalen Heroen, eines Theseus, Herakles und anderer. Zumal in der Person des Herakles, in welchem sich einerseits das individuelle Können und Leisten, das Heldentum, andererseits der Gehorsam gegen einen Befehlenden, das Moment der Autorität, verbindet, und der durch seine im Gehorsam gegen einen anderen vollbrachten individuell gefärbten Taten — nur er konnte sie vollbringen; es waren nicht die Taten eines gewöhnlichen Sterblichen — sich die Unsterblichkeit verdient, liegt die edelste Form des durch die Autorität und ein höheres Ziel gebundenen Individualismus verkörpert. In ähnlicher Weise vollbringt Jason sein Werk nach dem Befehle eines ihm Übergeordneten; und wenn er auch schließlich den Tyrannen stürzt, so geschieht dies doch weniger durch ihn als durch die zauberischen Kräfte eines fremden Weibes. Aber auch bei den nicht durch eine äußere Autorität gebundenen Helden, wie Theseus und Peirithoos, verbindet sich das individualistische Moment mit dem entgegengesetzten; daß ihre Taten geschehen nach einer hohen Idee, in dem ausgesprochenen Zwecke, der Allgemeinheit zu nützen.

Ganz individualistisch hinwieder zeigen sich die homerischen Helden vor Troja. Auch sie sind vom Geiste des homeri-



schen Joniens gleich ihren Göttern. Ihnen kommt es nicht darauf an, dem Vaterlande oder einer gemeinsamen Idee zu dienen, sie treten nicht auf zum Dienste einer Autorität, sondern was sie suchen, sind Taten zu ihrer Ehre, das

„Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων."

Ilias. Z V. 208.

Hektor rühmt von sich:

„ . . . μάθον ἔμμεναι ἐσθλός
αἰεὶ καὶ πρώτοισι μετὰ Τρώεσσι μάχεσθαι,
ἀρνύμενος πατρός τε μέγα κλέος ἠδ' ἐμὸν αὐτοῦ.

Ilias. Z V. 444 ff.

Es ist bezeichnend, daß er seinem Sohne als das Beste wünscht:

„καί ποτέ τις εἴπῃσι 'πατρὸς δ' ὅ γε πολλὸν ἀμείνων."

Ilias. Z V. 479.

Des Agamemnon und Achilleus Streit entspringt aus verletztem Ehrgefühl, und Ajas verübt aus demselben Grunde Selbstmord.

Der schon in der Sage erkennbare Zug des griechischen Volkes zum Individualismus zeigt sich auch in seinen nationalen Institutionen. Vor allem waren die nationalen Spiele geeignet diesen Zug zu fördern, beruhten sie doch auf dem Prinzip des *αἰὲν ἀριστεύειν*. Die ungeheuren Ehren, welche z. B. dem Olympioniken gezollt wurden, heben ihn aus der Menge heraus; noch mehr war dies natürlich der Fall, wenn Sänger wie Pindar ihn und sein Geschlecht besangen. Immerhin war es ein Individualismus wirklicher Tüchtigkeit, der sich hier offenbarte. Volk und Preisrichter verliehen die Ehre, und so hängt er auch noch mit einem autoritativen Prinzip zusammen.

Weiter äußert sich der gekennzeichnete Zug schon in den ältesten Staatsformen und den Kämpfen um sie, nämlich in dem Bewußtsein, daß der Einzelne Mitträger der Majestät sei. Darum schon in der Solonischen Zeit in Athen die Härte der Parteikämpfe, die zwar in der wirtschaftlichen Lage ihren Grund hatten, ohne diese Anlage des Volkes aber wohl niemals so schroff geworden wären. Darum auch der



andauernde Kampf zwischen Volksmännern und Eupatriden und der Argwohn gegen jeden, der des Strebens nach der Herrschaft sich verdächtig machte. Dieser demokratische Zug, der auf dem individualistischen Empfinden des Einzelnen beruht, äußert sich weiterhin in dem Streben des Einzelnen, zeitweilig wenigstens an der Regierung teilzunehmen, die Geschicke seines Staates mitzubestimmen, sei es in den Volksversammlungen, in den Ausschüssen oder auch als Gesandter. Unter besonderen Umständen und bei besonders veranlagten Individuen erzeugte dieses Streben nach Regierungsmacht die in Griechenland bezeichnenderweise so häufige Tyrannis. Aber auch sein persönliches Verhältnis zum Staate und den Mitbürgern will der Grieche selber regeln. Darum gibt es keine Anwälte vor Gericht; jeder vertritt sich selbst; ein Umstand, der neben dem, ebenfalls auf individualistischer Grundlage beruhenden Lokalpatriotismus und der Kleinstaaterei, die der Gesandtschaftsredner benötigte, ein Hauptgrund war für die Blüte der griechischen Beredsamkeit.

Indessen erscheint das individualistische Moment im allgemeinen gebunden durch das sittliche und ästhetische Interesse an der Gemeinschaft und dem Staate. Noch lebte ja in den Geschlechterverbänden die ursprüngliche patriarchalische Gemeinsamkeit, und noch dachte das griechische Volk im allgemeinen zu religiös und gesund, als daß dem Staate bis zur Zeit der großen kulturellen Umwälzungen des ausgehenden fünften Jahrhunderts eine Gefahr hätte erwachsen können. Im Gegenteil erscheinen die herrlichsten Beispiele von Aufopferung für das Allgemeine, wenn auch dabei vor allem das Moment des Heldentums, der Ehre, mitspielt.

Zumal in Sparta hielt sich alles Ältere länger gegenüber den individualistischen Momenten. Und doch war auch hier die langsame Entkleidung der Königswürde von den Königsrechten, die Gewalt in der Hand der Volksversammlung, die aristokratische Abtrennung der Spartiaten, das Zusammenschmelzen der κλῆροι infolge selbstsüchtiger Politik



der Einzelnen eine Folge der allgemein griechischen Veranlagung zu individualistischen Strebungen.

Mit den gewaltigen Erfolgen des Griechentums in und unmittelbar nach den Perserkriegen wuchs diese Veranlagung an Intensität und Extensität. Zunächst zwar äußerte sie sich noch kulturell fördernd in den hervorragenden Leistungen der Einzelnen auf den Gebieten der Dichtkunst, Literatur, Kunst und Volkswirtschaft. Ohne das große Selbstbewußtsein der Griechen nach den Perserkriegen wäre das Perikleische Zeitalter undenkbar. Aber unmittelbar nach ihm folgt auch ebenso naturgemäß der kulturelle Niedergang. Einige Menschen dieser Zeit sind geradezu Typen des Individualisten und freche Übermenschen, so vor allen Kleon und Alcibiades. Hatte noch der fromme Herodot in seinem Werke die Katastrophe des Perserreiches auf die *ὕβρις* zurückgeführt und bescheiden gelehrt: „*ὁρᾷς τὰ ὑπερέχοντα ζῷα, ὡς κεραυνοῖ ὁ θεὸς οὐδὲ ἐᾷ φαντάζεσθαι, τὰ δὲ σμικρὰ οὐδέν μιν κνίζει. . . . φιλέει γὰρ ὁ θεὸς τὰ ὑπερέχοντα κολούειν . . . . οὐ γὰρ ἐᾷ φρονέειν μέγα ὁ θεὸς ἄλλον ἢ ἑωυτόν*“ (Herodot. VII. 10), so wußte sich Kleon trotz seiner Unbedeutendheit derart in den Vordergrund zu stellen, daß er zum Unglücke für seine Vaterstadt wurde. Und Alcibiades bewies durch seine Vaterlandslosigkeit genügsam, daß es ihm bei der Auswirkung seiner Genialität nur um seine eigene Ehre, nicht um höhere Ziele zu tun war. Von derselben Art war auf spartanischer Seite der rücksichtslose Lysander, der Typus des rohesten Machtpolitikers. „Die einzige Richtschnur des Handelns ist, bei Xenophon unbewußt, bei Lysander und Agesilaos und ihren Zeitgenossen mit klarem Bewußtsein, die Nützlichkeit, die einzige Norm des Urteils der Erfolg . . . Die Unterordnung des Bürgers unter den Staat ist das Höchste; aber selbstverständlich nur, wenn der Staat so gestaltet ist, wie es den eigenen Idealen entspricht; andererseits hat der echte Konservative das Recht und die Pflicht, ihn gewaltsam in die richtige Gestalt zu bringen und die bösen Demokraten zu vernichten, die in ihrer



Verblendung dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen. Xenophon hat eine Skrupel darüber empfunden, daß er bei Koronea im Dienste des Agesilaos gegen das Heer seiner Vaterstadt gekämpft hat. Tatsächlich ist allein die Persönlichkeit maßgebend, und sie wird anerkannt und bewundert, solange sie die Macht hat." [1]) Diese Zeit mit ihren wilden Parteikämpfen, Verbannungen, politischen Morden usw. ist das Prototyp der Renaissance (vgl. ebenda S. 276 f.). Und wie dieser groteske Individualismus im eigentlichen Griechenlande sich breit macht, so auch in Großgriechenland, in welchem die geistigen Bedingungen seit den Perserkriegen die gleichen waren. Die Reichen prunken und feiern Feste, huldigen dem Rennsport und bezeigen sich gastfrei, um Popularität für den Fall des Umschwunges zu haben. Jeder sucht nur sich selber durchzusetzen. „Ein jeder," sagt Alcibiades bei Thukydides, „sucht sich zu verschaffen, was er durch den Einfluß seiner Redegewandtheit oder auch im Bürgerzwiste vom gemeinen Gute erraffen kann, um es, wenn er einen Fehlschlag erleidet, in ein anderes Land mit sich fortzunehmen." (Meyer: a. a. O. Bd. III I, 1901, S. 652.) „Auch die Staaten denken nicht anders. Mochten noch so viele zugrunde gegangen, Städte zerstört, vornehme Männer erschlagen oder verbannt sein, es war ihr Geschick; dafür hatten andere sich behauptet und waren in die Höhe gekommen." (Ebenda.)

Schon vor den Perserkriegen war der Individualismus des griechischen Volkes auf einem gewissen Kulminationspunkt gestanden; schon damals war die Gefahr des Überwucherns der zentrifugalen Kräfte vorhanden, die sich in den Staatsumwälzungen und in der mit ihnen zusammenhängenden damals häufig auftretenden Tyrannis zeigten. Schon in dem Siege des Kapitalismus über den Agrarstaat und dessen Reaktion, die, wie Meyer (a. a. O. V. S. 366) sehr zutreffend bemerkt, selbst auf den Voraussetzungen des Kapita-

1) Meyer, Alte Geschichte V. S. 278/279.



lismus beruht, lag diese Gefahr beschlossen. Aber jetzt war durch die gefährliche Größe des Perikleischen Zeitalters der Kapitalismus noch gewachsen, der Einzelne selbstbewußter und auch äußerlich gebildeter geworden. Aber diese Bildung war in der breiten Masse zu wenig tief, als daß sie nicht dem Individualismus noch Vorschub geleistet hätte.[1]) Darum denn konnte in Athen die Pöbelherrschaft aufkommen, als infolge großen staatlichen Unglücks die einigende Macht gesunken war. Die Perikleische Zeit selber mit der fast gänzlichen Vermischung der Unterschiede der Bürger in politischer Hinsicht und der vollendeten Gleichsetzung aller Individuen hatte dieses Schreckbild großgezogen.

Diese übertriebene Beachtung der Persönlichkeit, die sich einerseits in der politischen Gleichsetzung aller und dem daraus entsprungenen Demagogentum, andererseits in dem Streben Einzelner, sich über die Menge zu erheben, zeigt, hat ihren Widerschein auch in der damaligen Literatur, und zwar in dem Kultus der überragenden Persönlichkeit. So ist wohl bei Xenophons Cyropädie dieses Moment Mitursache der Entstehung gewesen. Und wie der ältere Cyrus, so findet auch der jüngere in der Anabasis, so auch das besondere Ideal Xenophons, Agesilaos, so auch Klearchos, in Xenophon ihren begeisterten Geschichtsschreiber. So wird Perikles charakterisiert von Thukydides, Philistos gruppiert seine sicilische Geschichte um die Person des Dionysius, Plato legt seine ganze Philosophie in den Mund des Sokrates. Nekrologe rühmen die Verstorbenen; so eine Anzahl den Sohn des Xenophon, den bei Mantinea gefallenen Gryllos. (Meyer: a. a. O. V. S. 361 [1902].)

Hatte alles dieses für die Literatur den bedeutenden Nutzen, daß es zu neuen Formen führte, so äußerte sich doch die Quelle, aus der es floß, als trübe. Vaterlandslosigkeit wurde schon als ein Merkmal dieses In-

1) Wie es in den Köpfen damals aussah, siehe Mayer a. a. O. IV. S. 420 ff.



dividualismus bezeichnet.[1]) Dazu gesellen sich, gefördert noch durch die vielen Verbannungen, Söldnertum und anderweitiger Dienst in der Fremde. Xenophon selbst mit seiner Absage an sein Vaterland, mit seinen staatstheoretischen Gedanken, die aus der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden entspringen, mit seinem Militärdienst in fremder Sache ist ein allerdings vornehmer gerichteter Individualist dieser Art. Dieselbe politische Stimmung, die ihn zum Staatstheoretiker werden ließ, führte andere zum Demagogentum und zeitigte die wilden Parteikämpfe des vierten Jahrhunderts. — In diesem Neuerungsdrang auf politischem Gebiete, in den Umsturzbestrebungen bei den einen, dem Theoretisieren bei den anderen, ferner in der Schwärmerei für die Persönlichkeit, in der Vaterlandslosigkeit und der Söldnergesinnung ist diese Zeit das Urbild der Renaissance. Diese überraschende Ähnlichkeit beider Zeitalter ist, obwohl natürlich, doch auffallend und höchst beachtenswert. Die Renaissance knüpft gewissermaßen später mit ihrem Individualismus wieder an, wo das Griechentum der untergehenden Freiheit aufgehört hatte.

Mit den angegebenen Momenten verbindet sich auch seit dem Perikleischen Zeitalter ein immer größer werdender Materialismus der Gesinnung. Ein greuliches Bild sittlicher Verkommenheit zeichnet Thukydides schon vom Jahre 429, von der Pest in Athen. Kein Wunder, wenn der tätige, überzeugte Glaube an die Götter im Volke geschwunden und statt dessen der Mammonismus groß geworden war. Wie sehr und wie schnell in dieser Hinsicht sich die Zeiten geändert hatten, zeigen Unterschiede wie die theologisierende Frömmigkeit des Äschylos gegenüber der vermenschlichten Darstellung der Götter bei Sophokles und dem frivolen Ton bei Euripides, oder auch der Gegensatz des frommen Glaubens eines

---

1) Man beachte z. B. was bei Xenophon (Anab. III 1. 4.) dessen Freund Proxenos sagt „*αὐτὸς ἔφη κρείττω ἑαυτῷ νομίζεω τῆς πατρίδος* (sc. *Κῦρον*).

Herodot mit seiner Überzeugung von vergeltender Gerechtigkeit und der völligen Ausschaltung der Götter aus dem Menschenschicksal bei dem pragmatisch denkenden Thukydides. Und selbst wie ein Verteidiger des alten und neuen Glaubens, Aristophanes, mit den Göttern umspringt, beweist, daß sie keine Autorität, kein Leben und keine sittliche Wucht mehr haben.

Mit dieser geistigen Verfassung war das griechische Volk auch reif geworden zu einer theoretischen Begründung für seine sittliche und bürgerliche Haltlosigkeit, für die Sophistik. Denn aller theoretische Subjektivismus folgt erst auf den praktischen. Bei den Griechen, zumal den Joniern, geht diese Entwicklung allerdings, wie der ganze Ablauf ihrer Geschichte, äußerst schnell vor sich. Als die Grundsätze der Sophistik schon längst in der Praxis befolgt wurden, trat erst die sophistische Begründung auf und trug nun ihrerseits dazu bei, auch in der Praxis alle Dämme zu zerreißen; denn „was man wünscht, das glaubt man leicht", zumal die verdorbene Masse.

Allerdings waren schon Elemente einer theoretischen Begründung des Subjektivismus vorausgegangen, vor allem in der Lehre Heraklits, der ein Bleibendes nicht bestehen ließ und darum konsequent auch ein Wahres nicht halten konnte. Ganz richtig schloß denn auch die Sophistik an ihn an. Aber erst jetzt, als aus der echten Demokratie Pöbelherrschaft geworden war, als alle äußere Auktorität gefallen war, beeilte sich eine „popularisierte Wissenschaft" das theoretisch zu begründen, was dem Instinkte des Einzelnen und darum der großen Masse schmeichelte. Indem der Mensch zum „Maße aller Dinge" gemacht wird, wird dem Einzelnen das Recht gegeben über alle Fragen endgültig zu urteilen; indem jegliches Gesetz als Menschenwerk hingestellt wird, wird ihm nahegelegt, sich über die Gesetze hinwegzusetzen, soferne es straflos geschehen kann; indem eine wirkliche Wahrheit geleugnet und mit dem praktisch Brauchbaren gleichgesetzt wird, wird dem Individuum die Berechtigung gegeben, sich sogar

über die Vernunft hinwegzusetzen und ausschließlich dem zu folgen, was seinem niederen Leben zuträglich scheint; indem man lehrt, wie man „den schlechteren Grund zum besseren macht", wird Recht und Gerechtigkeit vergiftet. In dem Relativismus des Satzes, daß jeder das Maß aller Dinge sei, und in seiner ethisch-politischen Anwendung, daß es keine durch ein Naturgesetz fundierten Gesetze gebe, liegt die Begründung für die Pöbelherrschaft und ihren letzten Ausläufer, den Anarchismus. Die Sophistik ist in ihrer Konsequenz der Bankerott eines geordneten Menschenlebens, und kein höheres Moment kann ihre Folgerungen praktisch wieder ausgleichen, denn „ob es Götter gibt, weiß man nicht." (Protagoras.)

Infolge dieser Lehre fallen alle autoritativen Schranken, jedes Ideal. Die Tatsache, daß sie von den Athenern so gierig aufgegriffen wurde, daß sie überhaupt in Griechenland einen so begeisterten Widerhall fand, ist ein Beweis dafür, einerseits, daß sie weniger dem wirklich ruhigen Denken ihren Ursprung verdankte als vielmehr dem Wunsche, dem „Vater des Gedankens"; andererseits dafür, wie tief das griechische Volk seit den Perserkriegen, wo noch Vaterland, Religion und alles Ideale als eigenartig in ihm lebte, in allgemein sittlicher Hinsicht gesunken war.

Der Mann, welcher genug Idealismus und sittliche Größe besaß, sich gegen diese Hochflut aufzulehnen, und genug Besinnung, um sie in ihren Quellen anzugreifen, war Sokrates. Und unter diesem Gesichtswinkel will seine ganze Tätigkeit und Bedeutung verstanden sein. Zwar, in gewisser Hinsicht ist auch Sokrates Individualist, sofern er behauptet, daß im Subjekte alle Wahrheit zu finden sei, aber als wesentliches Moment kommt hinzu, daß es nur insoferne die Wahrheit hat, als es allgemein ist. Darum ist sein bekanntes Fragen für ihn eine methodische Notwendigkeit; und die Behauptung seiner „Unwissenheit" ist durchaus kein Scherz. „Die dialogische Form des Philosophierens hat bei ihm dieselbe Notwendigkeit wie bei den die Ansicht vergöttern-



den und alle Verständigung leugnenden Sophisten die monologische."[1]) Zwar nimmt auch Sokrates nicht ohne Weiteres das Gegebene an, sondern macht den Menschen zum „Maße", aber den Menschen als Träger der objektiven Vernunft. Er hat die Lehre vom Begriffe begründet und die induktive Methode eingeführt. Das war der einzig richtige Standpunkt gegenüber der Sophistik, daß er so einerseits an sie anknüpfte, andererseits sie sozusagen durch sich selber aufhob. Und auch die Methode der Propagierung seiner Anschauung und des Kampfes gegen die Sophistik ist der Lage durchaus angemessen, nämlich die von Person zu Person. Er mußte von seinen Zeitgenossen, soviele er konnte, direkt über die Sophistik hinausführen. Daß er sich dabei auch der Ironie bediente, war ebenfalls ein wirksames Mittel. Nichts aber hat vielleicht mehr dazu beigetragen, seinen Ideen eine weitere Verbreitung zu geben als sein heroisches Beispiel, wie er selber an der Autorität festhielt, daß er selbst im Angesichte des ungerechten Todes sich nicht dem Gesetze entziehen wollte, ja, es noch verteidigte, weil ohne Gehorsam gegen die Gesetze kein Staat bestehen könne. (Vgl. Kriton Kap. 11 und 12.) In einem ganz anders als der sophistische gearteten, edlen Individualismus betonte er, daß man sich nicht nach der Meinung der Leute zu richten habe, sondern nach dem, „was die Wahrheit selbst meint." (Kriton Kap. 8.) In seiner Verteidigungsrede vor Gericht erklärt er, daß er „dem Gotte mehr gehorchen müsse" als den Athenern. (Apologie.)

Nichts zeigt vielleicht besser die große Wirkung dieses Geistes als die Tatsache, daß in solch geistig und sittlich verkommener Zeit, unmittelbar aus Sokrates Geiste heraus, ein Mann wie Plato erwachsen konnte, der in alle Zukunft hineinragend dem Abendlande das erste große System der Philosophie im klaren und ausgesprochenen Gegensatze zur Sophistik schenkte. So sehr trat dieser edelste seiner Schüler

---

1) Edmann: Grundriß der Geschichte der Philosophie 1895⁴ I. S. 63.

in des Sokrates Fußstapfen, daß er nicht nur wie jener den Begriffen allgemein gültige Bedeutung zusprach, sondern ihnen objektives Sein zuerkannte und sie an den Anfang alles Seins stellte. „Plato hat wie Sokrates die individualistische Auffassung, mag sie im moralischen Gewande erscheinen oder die Moral negieren, als unwahr verworfen: denn nur in der Gemeinschaft, d. h. im Staate, kann der Mensch existieren und seine Lebensaufgabe erfüllen. Wie der Mensch durch richtige Erziehung so geleitet werden kann, daß er in dem Nutzen der Gesamtheit zugleich seinen eigenen wahren Nutzen erkennt, so daß individuelle und soziale Moral zusammenfallen, das ist das große Problem, mit dem Plato ringt."[1]) War der ursprüngliche Überwinder der Sophistik, Sokrates, praktisch vorgegangen, indem er sogar an sie anknüpfte, so ist Plato, von Natur und aus Liebe Aristokrat, so sehr Feind des Individualismus und der Sophistik, daß er das Gemeinsamkeitsprinzip, den Staat, überspannt. Er stellt sich der Sophistik nicht nur in der Erkenntnistheorie schnurstracks entgegen, sondern auch in der Ethik und Staatslehre, indem er feste Stände fordert und sogar soweit geht, staatliche Gemeinschaft der Weiber und Kinder zu verlangen, wenigstens in der „Republik". In den „Gesetzen" ist er von Letzterem abgekommen; er hat mittlerweile wohl eine gewisse Berechtigung individualistischen Strebens eingesehen.

Von zwei anderen Schülern des Meisters, Alcibiades und Xenophon, war schon die Rede. Der eine zeigte durch sein Leben, daß die Schule des Sokrates ihm äußerlich geblieben war, nnd der andere ist zwar im Leben ein Ehrenmann, aber in seinem Verhalten gegenüber der Vaterstadt, in seiner literarischen Thätigkeit, die der Verherrlichung der Persönlichkeit dient, in der Anabasis sogar der eigenen, indem er sich vom dritten Buche ab in den Vordergrund stellt, zeigen die Verwandtschaft mit der Sophistik, und daß er,

1) Meyer: Alte Geschichte Bd. V (1902) S. 363.



der rein praktisch veranlagte, für tiefe Probleme wenig geschaffene Mann, eben ein Kind seiner Zeit war.

Die übrigen Schüler des Sokrates zeigen sich auch in dieser Hinsicht als „einseitige Politiker", daß sie einerseits die Lehre ihres Meisters weiterführen, andererseits wieder in gewisser Weise in den Subjektivismus zurückfallen. Wenn Antisthenes die Tugend als das einzig Erstrebenswerte bezeichnet und diese in der Selbstgenügsamkeit sieht, so hat diese Lehre einen individualistischen Anstrich, insoferne sie den Zweck der Moral ausschließlich ins Subjekt verlegt. Bedenklicher noch neigte sich zum Individualismus zurück Aristipp. Er ist zwar insoferne Schüler des Sokrates, als er die Selbstbestimmung auf Grund vernünftiger Überlegung zum Prinzip des Handelns macht, aber an die Sophistik klingt es an, wenn er das Ziel des Lebens in der Lust — allerdings in der vernünftig geregelten — sieht. Subjektivistisch klingt auch seine Erkenntnislehre, die das Wissen auf die Empfindung beschränkt. Obwohl es ihm ausgemacht ist, daß die Gesetze nur durch Satzung da sind, nicht in der Natur ihren Grund haben, behauptet er doch, daß der Weise auch ohne Gesetz so leben würde, wie das Gesetz es wolle. Darin liegt eine weitere, allerdings inkonsequente Beschränkung des Subjektivismus.

(Schluß folgt.)



II.

Leukardis von Duggendorf und Irmgard (von Tann).

Beitrag zur Geschichte der Beginen in Süddeutschland.

Bis zum Jahre 1893 diente der rechte Nebenchor der Dominikanerkirche St. Blasius in Regensburg als Sakristei der Kirche. In diesem Jahre wurde die Sakristei in einen an das südliche Seitenschiff angrenzenden Raum des ehemaligen Klosters verlegt, die Mauer, welche den Nebenchor von der Kirche trennte, beseitigt und ein an jener Mauer stehender Altar abgebrochen. Aus dem Altarstock kam neben anderen Werkstücken ein wohlerhaltener Grabstein mit Bild und Inschrift zu Tage, der nunmehr rechts von der alten östlichen Ausgangspforte des Kreuzgangs aufgestellt, dort gleichsam Wache hält über die stimmungsvollen Hallen [1]) und denen, die es vernehmen wollen, zum Abschied ein leises Memento mori zuflüstert. Viele Jahre ist der Schreiber dieser Zeilen am Bilde der frommen Beterin pflichtmäßig fast Tag für Tag vorbeigegangen, ohne daß ihm der Stein etwas

---

1) Leider hat der Kreuzgang noch in den jüngsten Jahren sehr bedauerliche Beeinträchtigungen seines ehemaligen Bestandes erfahren müssen. Der prachtvolle Nußbaum des Kreuzgartens ist vor wenigen Jahren während der Herbstferien verschwunden und mit ihm ein unersetzlicher poesievoller Naturschmuck dieses Raumes. Schon vorher war aus demselben die noch in ihren Beschädigungen hoheitsvolle Steinmadonna von c. 1300 ans Ulrichsmuseum abgegeben worden. Wenn nicht aus historischen und ästhetischen, so hätte doch wenigstens aus didaktischen Gründen das bedeutende Werk beim jetzigen Lyzeum verbleiben sollen. Aus dem einzigartigen mittelalterlichen Hörsaal im Westtrakt des Kreuzgangs, der der Überlieferung nach schon Albertus Magnus diente, wurde der der eigenartigen Holzausstattung des alten Raumes allein entsprechende eichene Mittelpfeiler entfernt und durch eine Marmorsäule ersetzt, die doch trotz aller Prunkhaftigkeit zu dem Raume nie und nimmer passen kann u. s. f.



anderes gesagt hätte, als der schlichte Inhalt seiner Inschrift lehrt. Da begegnete ihm unerwartet beim Blättern in alten Klosterrechnungen von St. Emmeram der vom Dominikanerkreuzgang her wohlbekannte Name der Leukardis von Duggendorf: die trockenen Daten einer Rechnung enthielten wenige, aber willkommene Aufschlüsse über ihre Person und ihren Stand. Davon wollen die folgenden Zeilen berichten. Zugleich soll von Irmgard, einer Zeitgenossin der Leukardis, die Rede sein, die wenige Jahre vor jener im Dominikanerkreuzgang bestattet worden war und deren Lebensweg von dem der Leukardis nicht weit abliegen dürfte.

Das im Jahre 1893 wiederaufgefundene Grabmonument ist eine Platte von jenem Kalkstein, der von Regensburg donauaufwärts bei Kapfelberg und Kelheim gebrochen wird, und mißt 1,90 m in der Höhe und 0,90 m in der Breite. In der Mitte zeigt er die schlanke jugendliche Gestalt einer Frau, die die Hände betend vor der Brust faltet. Ein langer Mantel bedeckt das Haupt und die ganze Figur, doch so, daß das Gesicht und ein Kopfschleier, wie auch die Hände unverhüllt bleiben. Das Bild ist mit den einfachsten Mitteln hergestellt, nämlich durch Linien, welche die Umrisse der Figur, den Saum der Gewänder und deren Gefältel andeuten, in den Stein eingeritzt. Immerhin läßt die Linienführung die Hand eines künstlerisch geübten Meisters nicht verkennen. An dem durch eine Gerade abgegrenzten Rand des Steines steht in gotischen Majuskeln von oben beginnend die Inschrift: † ANNO . D[OMI]NI . MCCCLVI . O[BIIT] . LEVCARDIS . DE . TVKCENDORF . IN . VIGILIA . S . NYCOLAI .

Wer war die Beterin, die am Vorabend des 6. Dezember 1356 verstarb und bei den Predigern von St. Blasien zu Regensburg ihre Ruhestätte gefunden hat? Wohl das Mitglied einer adeligen Sippe, die zu Duggendorf an der Nab nördlich Pielenhofen, ein paar Stunden von Regensburg entfernt, ihren Sitz hatte. Auf dem Henneberg daselbst sind noch heutzutage Schloßreste, das alte Haus ge-



nannt,[1]) zu sehen. Ob sie einsam durchs Leben ging oder ob sie zeitweilig mit einem der Herren von Duggendorf vermählt war, wird sich wohl nie sicher ausmachen lassen. Dagegen fällt ein aufhellendes Licht auf ihr Leben von einer Seite, von der aus es nicht zu erwarten war, vom Benediktinerkloster St. Emmeram.

Aus dem Nachlaß des letzten St. Emmeramer Archivars, Roman Zirngibl, ist ein zwei dicke Quartbände und 728 und 870 Seiten umfassendes handschriftliches Werk erhalten mit dem Titel: „Archival- und andere Urkunden, welche sich auf den St. emmeramischen Abt Albert vom Jahre 1324 bis 1358 beziehen, ein Beytrag zur bairischen, Stadtregensburgischen und St. emmeramischen Klostergeschichte, mit Anmerkungen von Roman Zirngibl" 1802.[2]) In diesem von unermüdlichem Forscherfleiße und größter Sachkenntnis zeugenden Werke findet die Leukardis von Duggendorf in dem Zeitraum von 1330—1357 Erwähnung. Zuerst begegnet sie im Jahre 1330, sofern es bei den Einnahmen heißt: Item recepimus de Begina de Tuekkendorf iure precario L lb.[3]) Diese Einnahme erklärt ein von Zirngibl angeführtes Urkundenregest folgenden Inhalts: „1331 in ramis palmarum (24. März) verkauft Abt Albert und der Konvent der Schwester Luikard von Tükendorf um 20 Pfund Regensburger Pfennige wöchentlich 7 Herrenwecken und jährlich 10 Eimer Bier und 2 Eimer Baierwein, dann wieder um 30 Pfund Regensburger Pfennige auf den Leib Kunrads von Kalmünz, Prediger-Ordens, jährlich 3 Pfund Regens-

1) Vgl. Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg, Heft 5: Bezirksamt Burglengenfeld, München 1906, 49.

2) Regensburger Kreisbibliothek, Rat. ep. et cl. 418. Nur ein kleiner Teil dieses Werks wurde von Zirngibl veröffentlicht unter dem Titel: „Des berühmten St. emmeramischen Abts Albert Rechnung von Jahren 1328 bis 1329" in Westenrieders „Neue Beyträge z. vaterl. Historie", München 1817, II 142—192.

3) Zirngibl, a. a. O. I 217. Zirngibl macht dazu die Bemerkung, „Diese Wohlthäterin war eine Seelennonne."

burger Pfennige." [1]) In der Tat sind nun in den Ausgabeverzeichnissen der folgenden Jahre, soweit sie Zirngibl ausfindig machen konnte, wiederholt die 3 Pfund Pfennige und die 2 Eimer Wein aufgeführt. Der kurze Vermerk lautet zuerst regelmäßig Begine de Tuekkendorf[2]), später noch kürzer Tuekkendorfinne.[3]) 1354/5 ist eigens angegeben, daß ihr das Geld durch den Diener des Notars am Vorabend von St. Coloman überbracht wurde (Tuekkendorfinne (begine) per scol[arem] not[arii] in vig[ilia] cholomanni 3 lb. dn.).[4]) Zuletzt erscheint ihr Name in dem folgenden Regest bei Zirngibl: „In crastino b. Rudberti episcopi beurkundete Albert durch seinen Kammermeister Gottfried den Schöffel Elspeten der Tukkendorferine, Ulrichen ihrem Bruder, Margareten Tochter ihrer Schwester und Petresen Tochter des erstgenannten Ulrich das Leibrecht: eine unter den Schiltern liegende, mit einem Kieferhaus versehene Hofstatt, welche vorher Leukard die Tukkendorferin besessen hat, und welche jährlich ihrem Grundherrn dem Kammermeister 21 Regensb. Pfennige zinset." Zirngibl fügt dem Regest die Bemerkung hinzu: „Das Zinsbuch stimmt der Urkunde bey Item Leukardis de Tukkendorf de area XXI dn." [5])

Leukardis besaß, wie sehr viele ihrer adeligen Standesgenossen in Regensburg keine eigene Behausung in der Stadt, sondern wohnte in einer Hofstatt des Klosters St. Emmeram, die „unter den Schiltern", d. i. in der jetzigen „Silbernen Fischgasse" gelegen war, also in unmittelbarer Nähe des Dominikanerklosters. Ihre Wohnung wird nach ihrem Tode auf Verwandte verleibrechtet, vielleicht zwei jüngere Geschwister Elspet und Ulrich, und die Nichte der ersteren und die Tochter des letzteren. Die genannte Elspet und indirekt ihren Bruder Ulrich finde ich auch erwähnt in einem Leibgedings- und Schuldverzeichnis der Stadt Regensburg vom

1) A. a. O. I 313. 2) So I 338, 355, 414.
3) So I 577, II 201, 227. 4) So II 523.
5) II 684.

Jahre 1339, wo es heißt: Item frawen Elspeten, hern Ulr[ich]s tohtter von Tukkendorf des eltern, III lb. gelts auf ir aines leib. Hier folgt unmittelbar: Item swester Haeuslein von Tukkendorf II lb. gelts auf ir aines leib.[1]) Das Verwandtschaftsverhältnis dieser Häuslein ist nicht ersichtlich, ebenso nicht das des im Jahre 1394 erwähnten Dominikanerpriors von Regensburg Perchtoldus Tuckendorfer.[2]) Dagegen dürfte Ulrich von Tuckendorf, dem die Äbtissin Gisel von Buelenhofen am 26. Febr. 1324 einen Wald verleiht,[3]) der genannte ältere Ulrich sein.

Zwei wichtige und charakteristische Beziehungen der Leukardis werden aus den rein geschäftsmäßigen Aufzeichnungen der von Zirngibl bearbeiteten Rechnungen offenbar. Zuerst eine solche wirtschaftlicher Art zu dem Kloster St. Emmeram. Vom Kammeramt des Klosters hat sie die Wohnung, vom Werkmeisteramt einen Teil von Speise und Trank und eine jährliche Leibrente in Geld.[4]) Was nun aber in jenen Rechnungen besonders zu begrüßen ist, ist die Angabe des Standes der Leukardis. Sie war Begine.[5]) Und hierin tritt die Beziehung nach einer anderen Richtung hervor. Wohl

---

1) Regensb. Urkundenbuch, München 1912, I 484 (Mon. Boica LIII).

2) Urkunde im Münchener Reichsarchiv, Dominikanerkloster Regensburg vom 17. Juli 1394.

3) Verhandlungen des hist. Ver. von Oberpfalz und Regensburg XXIII 34. — Außerdem finde ich von Duggendorfern noch erwähnt einen Otto v. T. im Jahre 1263 in Mon. Boic. XI 61 und und einen Walter v. T. ohne Zeitangabe, l. c. XIII 109.

4) Die Klosterämter von St. Emmeram waren das Abtei- und Kelleramt, das Oblaiamt, das Kammeramt, das Siechenamt, das Sagrär- oder Küsteramt, das Werkmeisteramt, das Spital- und das Sangamt. Zirngibl II 853.

5) Es fällt auf, daß in den Zirngiblschen Rechnungen von den vielen geistlichen Frauen, die darin vorkommen, außer der Duggendorferin keine ausdrücklich „Begine" genannt wird. Im Urkundenbuch der Stadt Regensburg scheint sich der Name überhaupt nicht zu finden. Im dritten, die Diözesen Brixen, Freising nnd Regensburg umfassenden Nekrologienband der Mon. Germ. hist. findet er sich nur zweimal (p. 246, 272).

standen auch Frauen in engerem geistlichen Verbande mit dem berühmten Benediktinerkloster zu Regensburg. Aber sie hießen Konversen (conversae), Schwestern (sorores) und wohnten im Bereiche des Klosters als Klausnerinnen (inclusae). Als Begine verbindet die Leukardis eine geistliche Beziehung mit den Mendikanten. Von ihnen hatten im 14. Jahrhundert in Regensburg Niederlassungen die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Karmeliten. Es kann jedoch kein Zweifel bestehen, von welchem Zweige der Mendikanten die Duggendorferin abhing. Ein erster Anhaltspunkt ist gegeben in der Erwähnung des Predigermönches Konrad von Kallmünz. Auf ihn hatte sie sich eine Leibrente vorschreiben lassen. Kallmünz ist der nächste größere Ort und Herrschaftssitz von Duggendorf nabaufwärts. Es mag eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen den Duggendorfern und Kallmünzern, zwischen Leukardis und dem Dominikaner Konrad, bestanden und den Grund für die Ausstellung der Leibrente gebildet haben. Endgiltig bestätigt aber die geistliche Beziehung der Begine Leukardis zu den Dominikanern, daß sie bei ihnen bestattet wurde.[1])

Die Erwähnung der Bestattung bei den Dominikanern ruft einen mehr als ein Jahrhundert sich hinziehenden Streit zwischen den Mendikanten und dem Weltklerus zu Regensburg in die Erinnerung. Nachdem nämlich die Mendikanten in Regensburg Fuß gefaßt hatten, suchten sie hier wie anderwärts gewisse seelsorgliche Befugnisse auszuüben, die ihnen vom zuständigen Pfarrklerus streitig gemacht wurden. Vor allem handelte es sich um das Recht des Begräbnisses. Bereits 1282 war ein Vergleich zwischen dem Pfarrklerus und den Dominikanern zustandegekommen, wonach es jedermann freistand, sich bei den letzteren begraben zu lassen,

1) Leider war es mir nicht möglich, das Nekrologium der Dominikaner einzusehen. In den Necrol. Germ. III p. VI ist das Necrologium Dominicanorum Ratisbon. als Cod. capituli eccl. maioris Ratisb. erwähnt. Allein es konnte daselbst nicht aufgefunden werden.

nur mußten die Leichen zuerst zum Zwecke der Exequien in ihre Pfarrkirche getragen werden.[1]) Bei einer bestimmt fixierten Anzahl von Verstorbenen aus den einzelnen Pfarreien der Stadt wurde diese Deportation erlassen. Von allen Leichen mußte aber die portio canonica an die zuständigen Pfarrer ausbezahlt werden. Hier ist nun auch von den Beginen die Rede. „Auch die Beginen", so heißt es, „welche bei den (Dominikaner-)Brüdern beichten, falls sie sich bei ihnen das Begräbnis gewählt haben, können die Brüder ohne Deportationen frei beerdigen, jedoch so, daß ihren Pfarrern der Betrag der erwähnten Portio für sie ausbezahlt wird." Aufgrund dieses Rechtes wurde demnach die Begine Leukardis von Duggendorf bei den Dominikanern im Jahre 1356 beerdigt. Es war wenige Jahre vor dem Zeitpunkte, als der Streit zwischen Pfarrklerus und Mendikanten aufs neue entbrannte. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte dieses Streites lieferte jüngst Herm. Meyer in seiner Abhandlung „Lacrima ecclesiae, Neue Forschungen, zu den Schriften Konrads von Megenberg".[2]) Er macht auf eine Stelle aus der Chronik des Nik. Glaßberger aufmerksam, wonach der bekannte Regensburger Kanoniker und Schriftsteller Konrad von Megenberg am 2. März 1359 gegen die Mendikanten wegen der portio canonica an den Papst appellierte. Wenn bisher noch ein Zweifel darüber bestehen konnte, in welcher Eigenschaft Konrad von Megenberg sich als Sachwalter des Pfarrklerus in Regensburg gerierte, so wird derselbe endgiltig behoben durch ein im Münchener Reichsarchiv vorhandenes Kompromißschreiben der Mendikanten Regensburgs vom 5. März 1359, welches wohl gegen jene Appellation gerichtet ist und in dem Konrad von Megenberg ausdrücklich als Dompfarrer von Regensburg bezeichnet wird (Cum

1) Vgl. Thom. Ried, Codex chronol.-diplomaticus episc. Ratisb., Ratisbonae 1816, I 580; F. Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg, Regensburg 1886, III 50; H. Finke, Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrh., Paderborn 1891, 31.

2) Neues Archiv, Hannover und Leipzig 1914, XXXIX 471 ff.

dominus Chunradus rector maioris ecclesie plebanus Ratispone nos incessanter impugnet de quarta funeralium . . .).[1]) Für die Geschichte der Beginen ist von besonderem Interesse, daß Konrad von Megenberg in jener Appellationsschrift nach dem Zeugnisse Glaßbergers auch die Anklage gegen die Mendikanten erhebt, sie verleiten und ermuntern Frauen und Mädchen zum Stande der Schwesterschaft und segnen und weihen dieselben und schneiden ihnen die Haare ab, was vielmehr ihm (als Pfarrer) zuzukommen scheine, wenn überhaupt der genannte Stand nicht derselbe sei mit dem der Beginen, welcher im Konzil von Vienne verworfen und unter Strafe der Exkommunikation untersagt worden sei, worüber er (Konrad) im Zweifel sei.[2]) Auf die gänzliche Unterdrückung der Beginen sind Vorschläge gerichtet, welche Konrad von Megenberg in seiner um 1364 verfaßten, von H. Meyer in zwei Handschriften wieder aufgefundenen, Schrift „Lacrima ecclesiae" macht.

Das Bild der frommen Frauen, die vom Lande in die Stadt verzogen, um sich hier der geistlichen Leitung der Dominikaner anzuvertrauen, erfährt eine Ergänzung durch eine Erzählung, die vor einigen Jahren Ant. Schönbach aus der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 1756 (Lunaelac. O. 198) mitteilte.[3]) Diese Erzählung ist auch deshalb von Interesse, weil sie beweist, daß die ekstatischen Zustände, welche im 14. Jahrhunderte in den unter dem Einfluß der Mendikantenorden gegründeten Frauenkongregationen häufiger als je in einem anderen Zeitalter auftraten, sich nicht nur auf die religiösen Konvente einschränkten. Zur Zeit Konrads von Lupburg, Bischofs von Regensburg (1296—1313), so erfahren wir, lebte in einem Dorfe seiner Diözese eine Gott wohlgefällige Jungfrau namens Irngard (!),

1) Urkunde des Münchener Reichsarchivs, Dominikanerkloster in Regensburg.

2) Neues Archiv a. a. O. 498.

3) Anton E. Schönbach, Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften, Wiener Sitzungsberichte, Wien 1907, Bd. CLVI. II S. 22 f.

welcher unter anderen großen und häufigen Gnadenerweisen eigen war, daß sie öfter in Ekstase geriet und des Verkehrs mit den Seligen teilhaftig wurde. In diesem Zustande sei ihr Körper völlig gefühllos gewesen. Es wird nun der Fall einer solchen Ekstase erzählt. Es sei einst ein Dominikaner — er wird solemnis praedicator genannt — mit seinem jungen geistig hochbegabten Sozius in jenes Dorf gekommen und habe daselbst einnehmend zur Buße gepredigt. Alsbald sei jene Jungfrau von glühender Ergriffenheit erfaßt worden und habe ihr Haupt in den Schoß einer geistlichen Frau (religiosae feminae) neben ihr geneigt. Der Zustand dauerte drei bis vier Stunden. Und als der Sozius sich von der Wahrheit desselben überzeugen wollte und das Mädchen am Ballen ihrer Hand mit einer Schere verletzte, sei sie gefühllos und unbeweglich geblieben. Ja beim Erwachen sei ihre Hand heil und ohne Spur einer Narbe gewesen. Als die Jungfrau den Vorgang erfuhr, sei sie erschrocken und habe sich, um Lob und Gunst der Menschen zu entgehen, von jenem Dorf in ein anderes, weit entfernt von der Stadt Regensburg, begeben. „Da verweilte sie einige Zeit, kam aber dann wegen der süßen und heilsamen Predigten in die Stadt selbst, in der sie fromm und lobenswert lebte und selig im Herrn verschied. Begraben wurde sie im Kreuzgang der Predigerbrüder im Jahre 1350. Gestorben ist sie innerhalb der Oktave von Martini." [1])

Schönbach bemerkt: „Von dieser Historie habe ich sonst nirgends eine Spur aufzufinden vermocht. Weder enthalten

1) Ipsa autem virgo, cum quod cum ea gestum fuerat, quadam vetula referente cognovisset, obstupuit et humanam laudem et favorem fugere cupiens a praedicta villa recessit et in aliam longe a civitate Ratisponensi sitam se transtulit. Ubi aliquamdiu commorata tandem propter dulces et salubres praedicationes in ipsam civitatem venit, in qua devote et laudabiliter vivens in domino feliciter requievit. Sepulta est in ambitu Fratrum Praedicatorum in anno 1350. Obiit infra octavas Martini. Schönbach a. a. O. 23.

die Nekrologien der Regensburger Diözese, welche soeben von Baumann herausgegeben worden sind, den Namen des hypnotisierten Mädchens Irmgard, noch wird in den Geschichtsquellen für das Regiment Bischof Konrads V. von Regensburg, aus dem Hause Luppurg (1296—1313), des Vorgangs gedacht; auch die von Leidinger jüngst edierten Berichte des Andreas von Regensburg wissen davon nichts." Ich kann hinzufügen, daß auch der erste Band des von J. Widemann 1912 herausgegebenen „Regensburger Urkundenbuchs", welcher bis zum Todesjahr Irmgards (1350) reicht, von ihr keine Spur aufweist. Dagegen ist nicht unmöglich, daß wieder in den von Zirngibl zusammengestellten Klosterrechnungen von St. Emmeram ein Hinweis auf ihre Person enthalten ist. Hier wird nämlich im Rechnungsjahre 1335—36 erwähnt eine Irngard (!) puella de Tanne, welche für ein Emmeramisches Haus in der Stadt 14 Pfennige an das Kloster zinste.[1]) Wäre diese Annahme zutreffend, so müßte als das Regensburg nahe gelegene Dorf, in dem der solemnis praedicator predigte und in dem die Irmgard ursprünglich wohnte, das von Regensburg ungefähr 20 km entfernte Herrenwahl-Thann gedacht werden. Irmgard wie Leukardis von Duggendorf wären vom Lande in die Stadt gekommen und hätten in Häusern der wirtschaftlich sich betätigenden Benediktiner sich eingemietet, während sie in ihren geistlichen Angelegenheiten sich dem neuen Orden des hl. Dominikus unterstellten, bei dessen Brüdern sie auch bestattet wurden. Jene wird ausdrücklich Begine genannt; die geistliche Eigenschaft und Zugehörigkeit der letzteren ist jedoch nirgendwo bestimmt angegeben. J. A. Endres.

1) Zirngibl I 485.

III.

Ferdinand Gregorovius und Deutschlands Zukunft.

Von Dr. Johannes Hönig.

(Schluß.)

Man wird nicht erwarten dürfen, daß Gregorovius den Schleier der Zukunft immer im rechten Sinne zu lüften verstand. Sehr oft irrte er sich, wenn er über Dinge urteilte, für die es ihm an tieferer Sachkenntnis gebrach, gewöhnlich dann, wenn kirchliche Verhältnisse für die Entscheidung der Zukunft mit in die Wagschale fielen. Den Geist des Katholizismus als religiöse Kraft hat er nie begriffen, für seine politische Bedeutung hatte er ein schärferes Auge. Deshalb verstieg er sich nicht wie Gervinus dazu, die Welt für reif zu halten, „den Papst abzuschaffen". Denn er wies den ihm freundschaftlich verbundenen Mann hin „auf die noch unzerbrochene Maschinerie der katholischen Kirche" und erinnerte ihn an den Ausspruch Macaulays: „Das Papsttum wird noch dauern, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland auf einem zerbrochenen Bogen von London Bridge steht, um die Ruinen von St. Paul zu betrachten." [1]) Aber er stand den Tatsachen doch mindestens sehr subjektiv gegenüber, wenn er dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, einem ihm „tief verhaßten Mann", schuld gab an dem „kirchlichen Zwiespalt und Unheil" Deutschlands.[2]) Bismarcks Einlenken beim Vatikan hielt er für einen unklugen Schritt, indem er meinte: „Unser neues Reich steht und fällt mit dem Prinzip der Reformation." [3]) Gerade der große Krieg unserer Tage beweist, daß diese in protestantischen Kreisen vielfach verbreitete Auffassung ein Irrtum ist, indem man

1) Vgl. Röm. Tageb. 16. Dez. 1866. S. 349.

2) Briefe an Thile. 13. März 1887. S. 186.

3) Ebenda S. 185.



Verhältnisse, die mit einem gewissen Schein von Recht für Preußen zutreffen möchten, auf das ganze Reich überträgt. Doch wie sollte man von Gregorovius, dessen subjektive Neigung die Objektivität seiner Geschichtswerke schon stark beeinträchtigte, in den privaten Äußerungen eines Briefes ein anderes Urteil erwarten!

Bemerkenswert ist die wohl etwas zu geringschätzige Meinung, die Franz Xaver Kraus über die politischen Fähigkeiten seines Freundes Gregorovius hatte:

„Die ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘ konnte ohne einen gewissen staatsmännischen Blick nicht geschrieben werden. Gleichwohl war Gregorovius kein Staatsmann und am wenigsten ein praktischer. Wo er, namentlich in dem Tagebuch, über zeitgenössische politische Aktionen und Ereignisse spricht, verrät er durchaus den vollkommenen Dilettanten, der den Geschäften stets fern gestanden und daher nur eine laienhafte Vorstellung von der Ausbildung politischer Situationen, von dem momentanen Möglichen oder Unmöglichen hatte.“[1])

Die Zukunft wird entscheiden, ob Gregorovius mit der dichterischen Verherrlichung, die er den künftigen Beziehungen Deutschlands zu Italien in dem schon erwähnten Gedichte auf den Turm Astura, dem Denkmal des Verrates an Konradin, recht behalten soll:

„Aber einst den Haß zu sühnen
Steigt herab die Appeninen
Waffenlos Germania frei
Durch die freie Lombardei
Zu der Römerfahrt hernieder.
Dann umarmen wird sie wieder
Heiß Italia, am Busen
Ruh'n sie sich, verschmerzter Zeiten
Froh gedenk — Europas Musen
Werden sie die Welt durchschreiten.“

Diese Prophezeiung, von der wir Deutschen zu Beginn unseres großen Krieges so gerne gewünscht hätten, daß sie zur

1) Essays II. S. 143.



Wirklichkeit geworden wäre, ist um so beachtenswerter, als Gregorovius sie lange vor der völkischen Einigung Deutschlands und Italiens niederschrieb.

Überhaupt stellte sich Gregorovius die Zukunft der Welt wohl friedlicher vor, als es uns die Wirklichkeit lehrt. Er teilte damit den bis in unsre Tage verbreiteten Wahn mancher glücklichen Optimisten, wenn er glaubte, daß die Vervollkommnung der Kriegsmittel den Krieg selber ausschließe. In diesem Sinne gab er Thile den Eindruck wieder, den Bismarcks gewaltige Rede vom 6. Februar 1888 mit den Worten: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt", auf ihn gemacht hatte. Er schrieb dem Freunde:

„Sehr erhob mich die große Rede Bismarcks — was auch die Mitwelt und Nachwelt von ihm urteilen mag: dies scheint mir doch festzustehen, daß er eine heldenhafte Natur ist, der staatsmännische Luther unserer politischen Reformation. Nachdem ich die Rede gelesen hatte, war mir zu Mut, als wäre ein Alp von uns genommen, und als müsse alles wieder freier aufatmen. Ich glaube auch noch heute nicht an einen nahen Krieg. Ich kann mir überhaupt den Krieg nicht mehr denken; denn die bewaffneten Völker, nicht Heere mehr führen ihn, und mit Werkzeugen der Vernichtung, gegen welche die menschliche Natur nicht mehr kämpfen kann. Diese Erfindungen bewirken es vielleicht, daß der Krieg durch seine eigene Vervollkommnung ohnmächtig wird." [1])

Für den Krieg fehlte es Gregorovius an Erfahrung und innerem Verständnis. Nicht ohne Rührung liest man in seinem der Augsburger Allgemeinen Zeitung übersandten, nachmals in seinen „Kleinen Schriften" wieder abgedruckten Bericht „Fünf Tage vor Metz", wie er sich freute, den Krieg einmal aus der Nähe sehen zu dürfen. Er besuchte damals

1) 19. Februar 1888. Briefe an Thile S. 205. Ähnlich hatte er schon in einem Briefe vom 14. November 1886 geurteilt (ebenda S. 180). Hier stehen auch mit Beziehung auf Rußland die Worte: „Aber wie demütigend ist es für das großgewordene Deutschland, daß es von diesem Alp doch noch immer nicht frei ist."



seinen Bruder, der als Artillerieoffizier vor der Festung lag. In diesem Aufsatz, der mehr Reiseschilderung als Kriegsbericht ist, schreibt er in einem Gemisch von Bescheidenheit und Stolz: „Ich habe mehr als hundert Schlachten in den Geschichten der Zeit beschrieben und deshalb vielleicht verdient, daß ich einmal eine aus respektvoller Ferne mit Augen sehen mußte, und damit will ich mich auch für mein Leben lang begnügt haben."

Gregorovius liebte den Krieg nicht; um so bedeutsamer ist es, wie er, den man mit Recht einen Kosmopoliten nannte, mit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wie mit einem Schlage aus seinem Weltbürgertum in die Schranken seiner Heimat zurücktrat und dem Vaterlande das Beste gab, was er hatte. Ja sogar seine Muse, die unter der Last wissenschaftlicher Arbeit schon seit Jahren verstummt war, erhob sich noch einmal zu neuem Gesange in dem letzten seiner Gedichte „Straßburg" mit den Schlußversen:

> Schönster Tag von Deutschlands Tagen,
> Wenn die letzte Schlacht geschlagen,
> Auf das Münster pflanzen wir
> Unser wallend Reichspanier.
> Dann soll Straßburgs Glocke dröhnen,
> In des Friedens Feiertönen
> Läuten ein mit Festgeläut
> Deutschlands neue Herrlichkeit.[1])

Wenn sich Gregorovius in die Kleinwelt historischer Forschung versenken mußte, dann schwand ihm leicht die Kraft der Darstellung, und sein Stil wurde unbedeutend und farblos. Seine Stärke lag in der breiten Entfaltung geschichtlicher Gemälde und in der ausdrucksvollen Pracht allgemeiner Sentenzen. Manche dieser Gedanken scheinen gerade für unsere Tage ihre volle Geltung zu erhalten. So schreibt er einmal in der Geschichte der Stadt Rom:

1) Von Schack nicht in die Gedichte aufgenommen. Es steht in der Augsb. Allgem. Zeitung vom 2. September 1870.



„Ideen bewegen die Welt nach der Ferne, aber Vorteile lenken die nächsten Schritte der Menschen, und der ‚heilige Hunger nach Gold‘, welcher in der Menschheit noch wirksamer ist als der idealste Trieb der Religion, wird uns immer daran erinnern, daß die Hälfte der Geschichte der gemeinen Materie angehört.“ [1])

Ähnlich heißt es in den „Wanderjahren in Italien“: „Die Religion der Großen reicht nur bis dahin, wo die Staatsgründe anfangen, denn weiter hinaus wird Religion zur Torheit.“ [2])

Frühzeitig durchschaute er das Wesen und die Politik der Engländer.. Am 22. Februar 1885 schrieb er an Thile:

„Die Nemesis hat England für das feige Bombardement Alexandrias gestraft. [3]) Wie widerwärtig ist der Anblick dieser neuen Konquistadoren in Afrika, worauf sich die hungrigen Mächte Europas stürzen. Es ist die ewig alte Fabel von Wolf und Lamm, und ich möchte sagen, auch dieselbe Heuchelei. Früher war das Christentum der Deckmantel politischer Verbrechen, heute heißt er ‚Zivilisation‘, was doch nur ein hochtrabender Euphemismus für ‚Baumwolle‘ und andere Absatzartikel ist.“

Wie hätte es den Patrioten erheben müssen, zu sehen, wie jetzt der Mantel von Englands Blöße gerissen wird. Nicht geringer wohl wäre seine Freude gewesen, hätte er den Aufschwung unserer Luftschiffahrt miterleben können. Das darf man wenigstens aus seinem Gedicht „Drama in der Luft“ erschließen. Luftschiffer und Luftgeist führen Streit um den Besitz des Luftreiches. Die ganze Größe des Kulturproblems und die Gefährlichkeit und Kühnheit des Unternehmens finden eine geistreiche Auffassung und dichterische Verklärung. Kühn ruft der Luftschiffer seinem Gegner zu:

1) 3. Aufl. IV. Bd. S. 278 f.

2) Wanderjahre V. 8. 196.

3) Durch die Ermordung Gordons in Chartum am 26. Jan. 1885.



„Der Menschengeist mit staubgebornem Witz
Wird dich dereinst vom wolkenhohen Sitz
Verdrängen und verjagen.
Er spannt den Sturm, er jocht den Blitz
An seinen Feuerdrachenwagen.
Was ist ihm Raum, und was die Zeit?
Ihn muß in die Unendlichkeit
Empor sein Denken tragen."

Der Luftgeist will den Verwegenen in die Tiefe stürzen. Da fällt ihm der Lichtgeist in den Arm, schirmt den Luftschiffer und ruft prophetisch:

„Was neidest du des Menschenvolkes Kraft,
Wie sich's im kühnen Flug der Wissenschaft
Dem engen Bann vom Leben
Mit wundervoller Kunst entrafft?
Sie gleiten jetzt auf Eisenstäben
Von Berg zu Berg, von Tal zu Tal;
Auf Flügeln werden sie einmal
Auch in den Lüften schweben."

Wie Gregorovius in sich selbst die Idee der Humanität nach Möglichkeit zu verkörpern suchte, so war er auch weit davon entfernt, die Ziele unseres Vaterlandes in einer Eroberungspolitik zu suchen. Von Elsaß-Lothringen wollte er nur die deutschsprechenden Teile an das Reich angeschlossen sehen, und in der Freude über das Siegesglück des deutschen Volkes vergaß er nicht, dem geschlagenen Feinde Mitleid zu zollen:

„Wenn mich der heroische Aufschwung des deutschen Volkes in Begeisterung versetzt, so muß ich doch als Mensch über den tiefen Fall von Frankreich bestürzt sein und vor dem Gedanken zurückbeben, daß ein so wichtiges und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie in einen lange dauernden Zustand von Anarchie und moralischer Auflösung fallen könnte. Die Züchtigung war wohlverdient; möchte sie heilsam, aber nicht tödlich sein."[1])

Ein gütiges Geschick vergönnte es Gregorovius, daß er

1) Brief an Thile. 15. Oktober 1870. S. 84.



wenige Zeit vor seinem Tode in der letzten vollendeten Geschichtsstudie seinem Vaterlande von hoher Stätte aus mit schwungvollen Worten das Ergebnis seiner geschichtlichen Einsicht zu Füßen legen konnte:

„Deutschland hat das Kaisertum in seiner Nation hergestellt und zugleich in ihr beschränkt. Nicht das dogmatische Reichsprinzip, sondern die vereinigte Kraft und Bildungsmacht gibt heute unserem Vaterlande den Rang, den es unter den Völkern einnimmt: als das stärkste und friedlichste Nationalreich, als der stete Mittelpunkt Europas, in welchem das Gleichgewicht des Weltteils ruht".[1])

So sprach er über „die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" in der Festrede, die er in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 15. Nov. 1890 zu halten beauftragt war. Mit großen Schritten wandert er hier durch die Geschichte. Er weiß, daß das Heil Deutschlands nicht allein auf der Kraft der Männer und auf der Gewalt der Waffen beruht. In der militärischen Stärke des Vaterlandes sieht er vor allem das Mittel, das dem Volke dazu verhilft, den Aufgaben des Geistes im Wettbewerb mit den übrigen Völkern gewachsen zu bleiben. Er kennt den geistigen Born Deutschlands, den keines Feindes Gier erschöpfen kann, und er vertraut fest darauf, daß das neue Reich nicht nur seine militärische und politische Stärke behaupten, sondern auch seine geistige und kulturelle Bedeutung immer bewahren wird.

„Deutschland strebt nicht nach eitler Herrschaft auf Kosten anderer Nationen. Sein schönster Ruhm würde einst dieser sein, wenn man von ihm sagen könnte, was Isokrates von Hellas gesagt hat: daß es eine Schule der Völker sei. Allein dieser Ruhm ist schwer zu verdienen in Zeiten, wo sich die Bildung immer allgemeiner über die Länder erstreckt. Wenn wir mit freudigem Selbstbewußtsein die Höhen und Tiefen der deutschen Wissenschaft ermessen, aus deren Gold- und Silber-

---

1) Kleine Schriften III. S. 256.

minen schon seit lange fremde Völker Schätze ziehen, so sollen wir uns doch hüten, deshalb in pedantischen Größenwahn zu verfallen, als ob wir allein ‚an der Spitze der Zivilisation marschieren‘. Wir sollen nicht auf die Träume derer achten, welche die intellektuelle Weltherrschaft Deutschlands prophezeien. Keine einzelne Nation kann mehr weder die politische Hegemonie, noch die Monarchie der Wissenschaft für sich allein beanspruchen. Alles Wissen aber bleibt ein totes Meer, wenn nicht über ihm der belebende Hauch des höheren bildnerischen Geistes schwebt. Sehen wir zu, daß nicht im neuen Zeitalter unserer politischen Macht jener an Volk und Welt weiter bildende hohe und ideale Geist von uns entweiche, der im Zeitalter der Ohnmacht in den Heroen unserer klassischen Literatur erschienen ist. Die echte germanische Idee ist: das Reich der sittlichen Freiheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Pflicht und Arbeit in der menschlichen Kulturform zu verwirklichen. In den Kämpfen um sie, wie bei ihrem Triumphzug in der Geschichte, wird Deutschland immer in der vordersten Reihe der Völker zu finden sein.“

So klang die Vaterlandsliebe dieses glühenden Patrioten in ruhigen Tönen aus. Sie hatte sich durch manche Enttäuschungen hindurchgeläutert zur erhabenen Höhe eines sicher wägenden Weisen. Als Gregorovius so sprach, ging Deutschland mit Riesenschritten seinen Weg zur Weltstellung, und es wollte sich das Wort bewahrheiten, das der Titelheld seines Jugendromans, der Dichter Werdomar, an deutsche Auswanderer richtet, ein pathetisches Wort, das den Leser gerade jetzt besonders ergreifen muß: „Deutsche Brüder, Gott segne Deutschland, Gott mache unser Volk stark und groß, stark wie seine Eichen, groß wie seine Helden, glücklich wie seine Täler. Mag sein Schwert wachsen in seiner Hand, riesengroß über alle Völker Europas, und mag unter der Halle seines Schildes die Freiheit ruhig wohnen!“

IV.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

1.

Schlafend wie eine Kanone passierte einst der göttliche Dulder Odysseus die jonische Inselflur, als ihn die Phäaken in die heißersehnte Heimat abschoben.

> Und ein sanfter Schlaf bedeckte die Augen Odysseus',
> Unerwecklich und süß und fast dem Tode zu gleichen.
> (Odyssee 13, 79 f.).

Die Nachtfahrt durch den Archipelagus ist für die großen Griechenlandfahrer seitdem stili geworden. So kommt es, daß dem niemals seitwärts abbiegenden, auf den Hauptstrecken immer nur geradeaus stürmenden Heer der Durchschnitts-reisenden ein herrliches Stück der homerischen Inselwelt einfach unterschlagen wird. Schlummernd fuhren auch wir an Leukas und Ithaka vorüber, jenen sonderbaren Schwesterinseln, deren Zivilstandspapiere schon lange nicht mehr in Ordnung sind. Dörpfeld behauptet wenigstens, sie haben im Lauf der Jahrhunderte ihren ehrlichen Namen verwechselt. Noch ist die berühmte Streitfrage unentschieden. Gerade in jenen heißen Sommertagen war der große deutsche Forscher auf Leukas damit beschäftigt, des Rätsels Lösung aus dem Boden zu graben unter Assistenz unseres sachkundigen Landsmannes Professor Dr. G. aus St. Die zahlreichen Funde sind einstweilen in einem kleinen Museum auf dem schönen Eiland selbst geborgen. Zu meiner Schande muß ich bekennen: obwohl wir das berühmte Streitobjekt im Vorbeifahren fast mit dem Ärmel streiften, spürte ich damals, zum odysseischen Bärenschlaf hingestreckt, nichts vom Stachel jenes ungelösten Problems. Erst der sanfte Ruck, mit dem unser Schiffs-koloß im Hafen von Patras stoppte, weckte mich wieder zum Bewußtsein und zur Qual des problemesinnenden Lebens.



Es war Freitag, den 29. Juli 1910 ungefähr früh 4 Uhr. Im Osten hatte der glühende Morgen bereits den dunklen Vorhang der Nacht beiseite geschoben und die Strahlen der griechischen Sonne fluteten in meine Koje herein. Das Schiff durchhallt und umwogt wirres Lärmen und Schreien. Drinnen nehmen die Griechenjünglinge, die von ihrem Studienaufenthalt in Paris und Lausanne nach der Heimat zurückkehren, hastig und geräuschvoll Abschied. Draußen vom Meere her stürmt wieder jener Heuschreckenschwarm räubernder Packträger auf Deck. Auch meiner Habseligkeiten nehmen sie sich zuvorkommend an und verstauen sie in einer der zahlreichen, kolonnenweise aufgereihten Barken, ohne eine Weisung abzuwarten oder auch nur nach der Person des Eigentümers zu forschen. Denn sie wissen aus Erfahrung: wer das Gepäck hat, hat auch den Herrn. Mit unerschütterlicher Geduld harren die zwei Bootsleute, wie Drachen ihren Raub bewachend, im Nachen aus, bis ihr ihnen noch unbekannter Passagier das Frühstück eingenommen und den letzten Händedruck gewechselt hat. Um so geschäftiger rudern sie dann ihr leichtes Fahrzeug zur nahen Landungsmole hinüber. Es ist auch keine Zeit mehr zu verlieren. Nach Missolunghi in Ätolien — heißt die Losung des heutigen Tages. Es ist täglich nur einmal Gelegenheit, zu Schiff über den griechischen Golf an die ätolische Küste zu gelangen. Die heißen, zischenden Atemstöße des fahrtbereiten Lokaldampfers mahnen zur Eile. Der geschäftskundige Ferge verlangt für seine geringfügige Mühewaltung drei Drachmen und läßt sich von dieser unverhältnismäßig hohen Forderung nicht einen Lepta abmarkten mit der unverfrorenen Begründung, ich hätte ihn und seinen Gehilfen ungebührlich lange warten lassen. Tatsächlich hatte ihm kein Mensch einen Auftrag erteilt. Sei's drum! Mein erstes Fährgeld — mein erstes Lehrgeld. Nun konnte ich endlich meinen Fuß auf Griechenlands heilige Erde setzen. Ich hatte mir diesen Augenblick immer als einen großen, festlichen, überwältigenden ausgemalt, wo es wie mit Glocken zusammen-

läutet von Griechenlands ewiger Herrlichkeit, wo über den alten verborgenen, unerschöpflichen Schätzen des griechischen Bodens die Wünschelrute schnellend ausschlägt in der zitternden Hand. Man wartet wirklich auf so etwas wie einen elektrischen Schlag, einen Blitz, den die erste Berührung mit dieser Wunderwelt, dem Lande unserer Jugendträume auslösen müßte, auf einen Begeisterungsrausch, einen Zustand der Ekstase. Ein Wunder, wähnt man, werde geschehen, und in blendendem, verzehrendem Lichtglanz, wie des Donnergottes Majestät der Semele, müsse dieses einzige Griechenland erstmals dem leiblichen und geistigen Auge zu erschauen sein. Und statt dessen eine hoffnungslos nüchterne Wirklichkeit, die jeden Keim schwärmerischer Regung erstickt, Ausbrüche undisziplinierter Fremdenindustrie als Willkommgruß, heiseres Stimmengekreisch aus den Kehlen beutegieriger Piraten, die auf den Gästefang ausgehen, das Gefuchtel unentrinnbarer Polypenarme, ärgerliches Feilschen mit Barkenführern und Lastträgern. „Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.“ Alle Seelenkräfte strengte ich an, um womöglich doch noch ein Minimum beglückender Höhenstimmung zu erzwingen. Gespannt horchte das Ohr auf den vieltausendstimmigen Begeisterungsschrei, der zum Preise dieses göttlichen Hellas durch die Jahrhunderte tönt. Umsonst. Sonnenhöhe des Geistes, Gipfelwerk menschlicher Kultur, heiliges Grab der Kunst und all die anderen hohen Ehrentitel, mit denen die Menschheit dieses Griechenland von je überschüttet hat, rief ich meiner trockenen Seele zu, um die schläfrigen Kohlen der Begeisterung anzublasen. Alles umsonst. »To one small people . . it was given to create the principle of Progress. That people was the Greek. Except the blind forces of Nature nothing moves in this world wich is not Greek in its origin.« Auch auf englisch ging es nicht. „Mein Sinn blieb zu, mein Herz blieb tot.“ Die blauen, dünnen Rauchwolken, die mein kleiner Dampfer in den Morgenhimmel schickt, werden dicker und schwärzer. Er wird mir noch vor der Nase wegfahren



und den ganzen Feldzugsplan durchkreuzen. Führerlos und in nervöser Sorge sauste ich mit den Sprüngen eines Marathonläufers am Strande herum, um irgendwo ein Schiffsbillet zu erhalten und mein schweres Gepäck, wenn auch nur vorübergehend, unterzubringen. Geschäftsmäßig, ohne Verständnis für meine augenblickliche Not wies man mich schließlich in das jenseits der Georgiosstraße links um die Ecke gelegene Hotel Minerva. Jetzt kam's allerdings über mich, aber nicht wie Begeisterung; jetzt tat das Herz den jähen elektrischen Schlag, aber wahrlich nicht vor Ehrfurcht und Verzückung. Die zurückzulegende Wegstrecke ist glücklicherweise lang genug, um die Wallungen des Gemüts zu glätten und eine seelische Explosion zu verhüten. Auch im Hotel Minerva gibt es keinen besonderen Raum zur Verwahrung des Reisegepäcks. Nach etwas lebhaftem Hin- und Herreden erhielt ich endlich die Erlaubnis, meinen ganzen Ballast in dem allgemein zugänglichen Flur des Erdgeschosses auf eigene Rechnung und Gefahr abzustellen. Ein Ausweis irgend welcher Art wurde mir nicht eingehändigt. „Ein Pergament beschrieben und beprägt ist ein Gespenst, vordem sich alle scheuen." Ich konnte von Glück sagen, mir noch rechtzeitig einen Fahrschein gesichert zu haben. Nun ist's gewonnen. In wenigen Minuten sitze ich im Nachen, der mich zum Dampfer hinbringt. Fast nirgends in Griechenland legen die Schiffe direkt am Hafenquai an, weil es an den nötigen Einrichtungen mangelt. Jede Fahrt auf den schönen griechischen Gewässern endigt so unweigerlich mit dem lästigen Nachspiel des Ausbootens und jede beginnt mit dem ebenso leidigen und umständlichen Vorspiel des Einbootens.

An Bord des Dampfers „Kalydon" empfing mich wohltuende Stille. Die Zahl der Passagiere ist geradezu überraschend gering. Ein Dutzend griechischer Soldaten in schmutzig gelben Uniformen, gruppenweise mit gedämpfter Stimme sich unterhaltend, bevölkert das Schiffdeck. Missolunghi ist auch ihr Reiseziel. Später taucht noch ein be-

häbiges, altes Ehepaar auf. Der einzige Fremde bin ich. Welch erhebendes, fast stolzes Gefühl, auf einer der schönsten und besuchtesten Touristenstraßen der Welt einmal ganz mutterseelenallein unterwegs zu sein, ohne der Allgegenwart der englischen Heerscharen zu begegnen! Vollkommen ungestört kannst du da den Gedanken und Empfindungen nachhängen, die der goldene Sommermorgen, die unvergleichliche Natur, diese wundersame Umschau und Fernschau in der Seele aufwirbeln. Die weite Bucht von Patras macht zunächst den Eindruck eines geschlossenen Binnenmeeres, einer Riesenschale, deren veilchenfarbiges Wasser in leiser Erregung zittert und mit dem Sonnengold kost. Im Westen legt sich die Insel Kephallenia als Querriegel vor. Der östliche Ausgang aber, bei den kleinen Dardanellen (Rhion und Antirrhion) ohnehin schmal wie eine Kanüle, verschwindet, aus dieser Entfernung gesehen, für das Auge bis auf die letzte Linienspur. Diese mächtige Wasserfläche fängt die breitströmenden Lichtstrahlen wie ein Brennspiegel auf. Da ward das Herz froh und frei und leicht. Aller Erdenschwere entbunden glitten wir, wonne- und sonnetrunken, über den rinnenden Azurstrom hin. Jetzt kam wieder Leben und Fluß in die Seele. Der wärmende Sonnenglanz trieb den spinnenfüßigen Ärger aus seinen Schlupfwinkeln hinaus. Das innere Gleichgewicht kehrte zurück. Verlangend öffnete sich der Geist der neuen, Genuß und Reichtum verheißenden Welt entgegen. Jetzt war das seelische Klima geschaffen, das allein eine Griechenlandreise erhebend und fruchtbar macht. Nun „trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt!"

Schöner Rückblick auf Patras, dessen gedehnte Silhouette sich leuchtend vom lichten Äther abhebt. Die langsam wachsende Entfernung schiebt die Häuser in neckischem Spiel kulissenartig ineinander. An der Südwestecke der Stadt, hart an der Bahnlinie nach Olympia, erhebt sich frei auf weitem, aussichtsreichem Platze die Kirche des hl. Andreas, des Schutzheiligen von Patras. Diesem einen Punkt scheinen



die Häuserzeilen schutz- und hilfesuchend zuzustreben. Der Kamm des sanft ansteigenden Burgberges wird von der venezianisch-türkischen Zitadelle gekrönt. Die Ebene von Patras schneidet südwestlich ein beträchtliches Dreieck aus dem bergigen Hinterland heraus. Nordöstlich zieht sich eine schmale, etwa 15 km lange Strandterasse hin, bis das Gebirge hart ans Meeresufer vorstößt und den Fernblick begrenzt. An den Berglehnen ziehen sich windgeschützte Rebgärten hinauf, die Weinstöcke in Reih und Glied ausgerichtet wie Grenadiere, im Sonnenfeuer bratend. Dazwischen kleine, weißlichgraue Häuschen wie Steinblöcke ins Grüne gewürfelt. Dieses lachende Bild ist eingespannt in einen grandiosen, schön geformten und gegliederten Gebirgsrahmen. Tief im Süden ragen die Giebel der arkadischen Felsenpaläste auf, am äußersten Horizont in einen blauen Streifen zerfließend. Weiter im Vordergrund das achaische Bergrelief, durch mannigfach sich schneidende und kreuzende Bruchlinien zerstückelt und in Einzelglieder aufgelöst, aus deren Mitte der imposante Olonos, das griechische Matterhorn (der Erymanthus der Alten), seine Gigantenfaust gen Himmel ballt, erhobenen Hauptes, weißschimmerd, als trüge er eine silberne Riesenkrone. Westwärts in duftige Schleier gehüllt Kephallenias schön gebogener Schweinsrücken. Darüber hinaus die Zacken und Zinken der übrigen jonischen Inseln. Im Norden jenseits des Golfes, rechts scharf umrissen, wie von Cyklopenhänden erbaut, die Felsbastionen der phokisch-lokrischen Bergwelt, während nach links der eindrucksvoll gestaltete Höhenzug des Arakynthos (jetzt Zygos) mehr und mehr zurücktritt, um dem Schwemmland des Euenos (jetzt Phidaris) und dem an Marschen und Sümpfen reichen Küstenstrich von Missolunghi Raum zu geben. Da, wo der Arakynthos ans Meer vorspringt, flankieren ihn zwei mächtige, durch eine tiefe Einsenkung scharf getrennte Eckpfeiler, zu deren Wildheit und Größe die Veilchenaugen der See scheu emporblicken. Der westliche der beiden riesigen Bergklötze ist der jäh aus dem Meer 917 m in die Höhe pfeilernde, von den Alten

Chalkis genannte Varassova. Verzehrender Sonnenbrand umglutet ihn, als müßte das Felsgestein im Feuer zerschmelzen. In seinem Schatten zwischen Berg und Meer liegt das armselige Hafennest Kryoneri (Kaltwasser) hingeduckt. Hier verlassen wir nach 5/4 stündiger Fahrt den Dampfer. Das mehr ärgerliche als poetische Ausbooten kommt hier in Wegfall, da der winzige Ort ausnahmsweise über eine Miniaturmole und einen freilich ziemlich verwahrlosten Landungssteg verfügt. In Kryoneri beginnt die griechische Nordwestbahn, die einstweilen bis Agrinion, den Hauptort Zentralätoliens, weitergeführt ist. Nach etwa halbstündigem Aufenthalt zottelt das mäßig gefüllte Züglein von dannen. Schon ist die Sonne merklich höher die Himmelskuppel hinangeklommen. Die Hitze nimmt rasch zu und fängt an, in dem engen Coupé lästig zu werden. Bald wird man auch gewahr, daß Geleise und Radachsen ganz und gar nicht in einer Verfassung sind, um den rumpelnden Wagen zu einer sanften Wiege zu machen. Der Körper schwabbelt haltlos hin und her, den derben Stößen des Zuges auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Sein schleichendes Tempo gibt uns aber Zeit und Gelegenheit, im Vorüberfahren deutliche Eindrücke und Einblicke zu gewinnen. Die Bahn zieht zunächst dicht am Fuße des steinigen Varassova hin. Die Morgensonne arbeitet dessen schöne Formen wunderbar heraus, beleuchtet und unterstreicht aber auch die ganze Öde und Armut und an die tausend Narben und Wunden, die sein Antlitz entstellen. Allmählich nimmt indes die Bewaldung zu und wird schließlich zur üppigen Wildnis. Je weiter wir in das vor uns sich öffnende südätolische Becken hineinfahren, desto mehr gewinnt die Landschaft ein schäbiges, braunrotes, sozusagen wurmzerfressenes Aussehen. Der Boden ist ausgebrannt und lechzt nach Regen. Den letzten grünen Grashalm haben die goldhufigen Rosse des Sonnengottes zu Staub zerstampft. Eine schmerzliche Enttäuschung für das farbensuchende Auge. Nirgends eine Spur von den Farbensymphonien, die uns aus den Reisebüchern

entgegenjauchzen, nirgends ein Restchen mehr von Buntheit und den koloristischen Effekten der südlichen Natur. Kein Lebewesen regt sich in der brütenden Hitze. Kein Vogel segelt in den Lüften. Kein Wild huscht durchs Gebüsch. Felder und Wege völlig menschenleer. Ein Schatten weher Melancholie liegt auf der Erde und streift leise vorüber am Gemüt. Wiesengrün und Saatengold der nordischen Heimat tauchen auf vor dem Auge des Geistes. Aber auch die dunkleren, herberen Töne weiß die große Künstlerin Sonne harmonisch zusammenzustimmen mit ihren Gold- und Silberfäden und zu einem duftigen Schleier zu verweben, der das Sonnensterben da draußen verschönt und die welken Züge der Landschaft sänftigt. So vermag trotz alledem ein Gefühl des Heimwehs und wirklicher Schwermut nicht aufzukommen.

O soleil! toi sans qui les choses
Ne seraient que ce qu'elles sont. (Rostand).

Belebend wirken die reichlich eingestreuten Baumgruppen, in den Hängen malerisch zwischen Buschwerk und Felsbänke hineinkomponiert, in die Talsohle oft einsam wie riesige Buketts auf eine flache Tafel gesetzt. Das silbergrüne Geschimmer verrät, daß es in der Hauptsache Ölbäume sind. Wir fahren immer noch in nordwestlicher Richtung. Kurz bevor die Bahn sachte nach Westen umbiegt, schiebt sich ein neues Element erfrischend in das Landschaftsbild ein. Eine blätterprächtige Buschguirlande windet sich durch den Talgrund hin und, wo sie lückenhaft wird oder ganz abreißt, glitzert das Diamantengefunkel fließenden, von der Sonne beschienenen Wassers hervor. Der Landesvater Euenos, der sagenumwobene, hat uns erspäht, und seine Gäste zu begrüßen, tritt er in freilich fragwürdigster Gestalt nahe an den Bahndamm heran. Eine weite Reise hat er schon hinter sich. Aus dem Felsenschoß des Koraxgebirges in den ätolischen Kalkalpen geboren, wird er schnell zum wasserreichen und reißenden Fluß, der aus dem ungemein wilden Gebirge tiefe und enge Schluchten herausnagt. Mit jugendlicher



Kraft durchstößt er, immer wieder seinen Lauf ändernd, die zahlreichen Bergschranken, die sich ihm entgegenstellen. Nachdem er auch das Massiv des Arakynthos bezwungen, ist er nahe am Ziel und nichts steht ihm eigentlich mehr im Wege, um sich rasch mit dem unaufhaltsam erstrebten Meere zu vereinigen. Vor Zeiten ergoß er sich auch tatsächlich unweit der Stelle, wo wir ihn zuerst zu Gesicht bekamen, in den Golf von Patras. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich aber die Verhältnisse bedeutend verschoben. Der Strom hat sich selbst den Zugang zur See in steigendem Maße erschwert. Im Winter und Frühling wälzt er, alles vor sich niederwerfend, eine ungeheure Wasserfülle daher. Die mitgeführten Schlamm- und Bodenmassen haben sich in seinem Mündungsgebiet niedergeschlagen und dauernd festgesetzt. So legte sich allmählich ein weit ausgedehntes Schwemmland trennend zwischen Berge und See, durch das sich nunmehr der Fluß träg und lahm, als hätte er Blei an den Füßen, zwischen den flachen Rändern in mannigfachen Windungen hindurcharbeiten muß. Die heiße Sommersonne hat ihm fast das letzte Restchen Saft und Kraft aus den Adern gesaugt. Sein überraschend breites Bett lag beinahe ganz ausgetrocknet da, mit verwaschenen, weißschimmernden Kieselsteinen übersät, ein Bild gebrochener Lebenskraft und greisenhaften Siechtums, das müde und hoffnungslos dem nahen Grabe entgegenschleicht. Die Wasserrinne des stolzen Flusses ist hier stellenweise fadendünn und die da und dort sich bildenden Tümpel zerrieseln ihrerseits wieder in feines, labyrinthisches Geäder, groß und tief genug, daß Schaf und Ziege ihren Durst stillen und die Mücken, die darüber tanzen, ertrinken können. Aber selbst im Hochsommer besitzt der Fluß noch die Kraft, seine Ufer mit grünem Buschwerk zu schmücken, das sich mitunter knallprotzig ausbreitet, vielfach mit futuristischen Farbenklecksen betupft, von blühenden Pflanzen herrührend, die ich nicht kannte. Im übrigen wog der Oleander entschieden vor. Auf den dunklen Blättern leuchteten seine hellroten Blumen wie Blutstropfen, sym-



bolisch auf Vergangenes weisend. Denn Blutiges hat er hier erlebt und mitangesehen, der ehrwürdige Patriarch, in seinen Jugendtagen. Der vielgeprüfte Herakles verlebte, nachdem er sich mit der schönen Deïaneira vermählt hatte, glückliche Tage bei seinem königlichen Schwiegervater Oineus im benachbarten Kalydon. Ein unvorsätzlich begangener Mord nötigte ihn zur Flucht nach Trachis am Öta. Am Euenos angekommen, watete er selbst rüstig durch den angeschwollenen Fluß, während seine Gattin der Kentaur Nessos ans andere Ufer bringen sollte. Aber er brannte mit der schönen Reiterin durch. Herakles sandte dem Räuber einen wohlgezielten Pfeil nach. Sterbend bereitete der Kentaur aus seinem gerinnenden Blute eine Zaubersalbe, mit der sich Deïaneira angeblich für immer die Liebe ihres Gatten sichern könnte. Mit der geheimnisvollen Mixtur durchtränkte sie ein Prachtgewand und sandte es ihrem Gatten zu. Kaum war dieses an seinem Leibe warm geworden, zerfraß das höllische Gift des Helden Leib. Von wütenden Schmerzen gequält, sucht er das Nassoshemd wieder abzustreifen. Aber es haftet fest wie ein Pflaster. In wilder Raserei übergibt er sich schließlich, rettungslos verloren, wie er war, dem Flammentod. So träufeln immer noch aus Poesie und Mythos dicke, schwarze Blutstropfen in das kristallklare Wasser des Flusses hinein.

Die Bahn überschreitet den Fluß auf einem langen, unschönen Eisenviadukte. Die Küstenebene erweitert sich zusehends. Die Walddecke der Hügel und Berge ist so frisch und kraftvoll, wie sie in Mittelgriechenland und im Peloponnes nirgends zu finden ist. Eine auffallende Erscheinung, deren Erklärung aber nahe liegt. Einmal ist der Westen des Landes vom Regen erheblich mehr begünstigt als dessen ganze Ostseite einschließlich der Inseln, wie aus den nachstehend verzeichneten Jahresmitteln der Niederschlagsmenge hervorgeht: Argostoli (Kephallenia) 1351 mm, Missolunghi 701, Athen 393, Santorin 360. Dazu kommt noch ein Faktor anderer Art. In den mittelgriechischen und

peloponnesischen Gebirgen herrscht der dürre, unfruchtbare Kalkstein vor. Die Substanz des harten Kalkes ist nicht so leicht zu zermürben und, von den Atmosphärilien angenagt, wird er zwar zerrissen und zerklüftet, bleibt aber jeglicher Kultur entzogen. Das vegetabile Leben findet keinen ausreichenden Nährboden. Anders in Ätolien. Hier ist der Kalkalpenkern umsäumt von Flyschbergen, die dem Pflanzenwuchs günstigere Lebensbedingungen schaffen. Daher quellreiche Wälder und grüne Matten neben unwirtlichen, wildaufstarrenden Kalksteinbergen; daher die steilwandigen Schluchten und Tobel, die unter dem erodiven Einfluß der stärkeren, von größeren Regenmassen gespeisten Bäche in den nachgiebigeren Flysch sich eintiefen. Schroffe Zinnen über grünen Sockeln — diesen reizenden Kontrast läßt die von Neumann-Partsch (Physikalische Geographie von Griechenland S. 239) aufgebrachte Vergleichung mit der wechselvollen Landschaftsscenerie der Algäuer Alpen berechtigt erscheinen. Einzelne Landschaftsbilder, die wir beständig im Auge hatten, prägten sich dem Raumgedächtnis besonders ein. So das entzückende Profil eines Höhenrückens, über den eine ununterbrochene Flucht weitschattender, königlicher Pinien, Schirm an Schirm, hinauflief. In dieses naturfrohe Sinnen und Schauen fährt brüsk das Quitschen der anziehenden Bremsen hinein. Der Zug verlangsamt sein Tempo. Die Station Bochori ist erreicht. Wir befinden uns in der sagenberühmtesten Gegend Ätoliens. Kaum 3 km von der heutigen Haltestelle entfernt stand am Südfuß des Arakynthos und zwischen zwei parallel streichenden Hügelstreifen das alte Kalydon. Wegen seiner Lage wird es vom Dichter (Ilias 2, 640) das felsige genannt. Hoch klang das Lied von der Stadt in den Tagen Homers (Il. 9, 577 ff.). In der Geschichte hat sie keine große Rolle gespielt. Ihre vom Spaten noch unberührten Ruinen sind von beträchtlichem Umfang. Die Hauptkultgottheit war die Artemis Laphria. Die Ausgrabung ihres Tempels ist von der griechischen archäologischen Gesellschaft geplant. Ein Besuch der Trümmerstätte soll nicht lohnen.



Bei der Unmöglichkeit, vor dem späten Abend die Reise wieder fortzusetzen, wäre der Zeitverlust viel zu groß. Auch die afrikanische Hitze widerrät den umständlichen Abstecher, der ganz zu Fuß ausgeführt werden müßte. Ohne den Wagen zu verlassen, fahren wir daher nach kurzem Aufenthalt weiter. Rechts wieder unübersehbare Bergwälder, in denen von jeher viel Schwarzwild haust. Das dunkle, undurchdringliche Gehölz mit seinen reichen Eichen- und Kastanienbeständen liefert ihm treffliche Mast. Die Gedanken wandern in die dämmergraue Vergangenheit. Sinnend und gestaltend beschäftigt sich die Seele mit all dem Frohen und menschlich Schönen, mit all dem Traurigen und Grauenvollen, das einst da draußen sich abspielte und wovon uralte Lieder singen und sagen. Es fallen die Schranken von Raum und Zeit. Nichts stört der Träume Spiel. Schweigen und Einsamkeit ringsum. Mit einem Schlage wird es laut und lebendig in dem grünen Revier. Die Vögel schwingen sich lärmend und warnend von Wipfel zu Wipfel. Hundegekläff. Munteres Rufen und Lachen aus jugendlichen Kehlen. Was geht hinter den dichten Blättergardinen dort vor? Sieh, wie die Zweige sich bewegen und schwanken! Horch, wie es im Dickicht bricht und knackt! Wahrhaftig! „Ein borstenumstarrtes Waldschwein mit gewaltigen Hauern“ (Il. 9, 539) stürmt auf jene sonnenüberglühte Lichtung heraus, ein kapitaler Eber, groß wie ein ausgewachsener Ochse. Von der Meute umstellt, teilt er mit seinen scharfen Gewehren wuchtige Schläge aus. Hundeleiche reiht sich an Hundeleiche. Wie eine Windsbraut kommt eine schreiende Schar Speerbewaffneter dahergefahren. Aus dem Haufen löst sich eine schöne, schlanke Gestalt. Eine quellfrische Jungfrau ist's. Von ihr empfängt der Keiler die erste Wunde. Wütend nimmt er einen Bedränger nach dem andern an und schlitzt ihm den Bauch auf. Atembeklemmende Minuten. Blitzschnell springt der stattlichste von den Jünglingen vor und fängt die hauende Sau mit der Feder ab. Triumph! Da liegt sie nun zwischen Stauden und Stämmen, die riesige

schwarze Pelzkugel, aus der man „drei Parksauen hätte herausschneiden können", „einem bewaldeten Vorgebirg' gleichend", die weißen Hauer zum wenigsten drei Spannen lang, scharf geschliffen wie venezianische Dolche. An Ort und Stelle wird die stolze Beute aufgebrochen und auf Wagen von dannen geführt. — Plötzlich, wie im Märchen, zerrinnt der aufregende Spuk. Still und verlassen, wie zuvor, liegt draußen der Wald. Wir aber heben den jäh abgerissenen Faden des Phantasiespiels auf und spinnen ihn bis zum Ende weiter. Was da soeben wie eine Spiegelung der Luft an uns vorübergaukelte, ist nur das Anfangs- und Mittelstück jener Kalydonischen Eberjagd, die nach des Schicksals ehernem Willen mit einer tränenreichen Tragödie menschlicher Scheelsucht, Leidenschaft und jammervollen Verzweiflung endigen sollte. Und dieser blutige Schlußakt, von dem die Sage uns kündet, ging jenseits des Waldes bei und in der Stadt Kalydon selbst in Scene. Der jagdfrohe Königssohn Meleagros hatte das Ungetüm zur Strecke gebracht. Gebührenderweise fiel ihm als Sieger die „borstenstarrende Hülle" und der Kopf des Ebers zu. Und Atalante, die von ihm geliebte Jungfrau mit dem Jägerherzen, war es gewesen, die dem gefährlichen Tier den ersten Speer in den Leib schoß. Daher trat ihr Meleagros seinen Ehrenpreis ab. Eifersucht und gekränkter Männerstolz bäumten sich gegen diese Auszeichnung des Weibes auf. Meleagros' Oheime, die Söhne des Königs Thestios von Pleuron, der Nachbarstadt, lauerten der schönen Jägerin auf und nahmen ihr mit Gewalt die herrliche Jagdtrophäe wieder ab. Meleagros erschlägt die beiden Neidhämmel. Über den Verlust ihrer Brüder untröstlich, begeht nun seine Mutter eine Verzweiflungstat. Nach Meleagros Geburt hatten nämlich die Parzen seiner Mutter Althäa eröffnet, ihr Sohn werde nur so lange zu leben haben, als das eben im Feuer glühende Holzscheit vollends verbrannt sein werde. Unverzüglich rissen die Mutterhände das Holzstück, an dem das Leben des Neugebornen hing, aus der Glut und verwahrten es sorgfältig





in einer wohlverschlossenen Lade. Jetzt aber, im ersten Grimm über den Tod der Thestiaden, rafften dieselben Mutterhände den angekohlten Feuerbrand, den schicksalsschweren, aus der Truhe und überantworteten ihn dem verzehrenden Feuer. So starb der wackere Held eines plötzlichen Todes in der Blüte seiner Jugend und Schönheit. Meleagros' Mutter und Gattin greifen zum Strick. Seine Schwestern aber weinen und weinen und mit den stürzenden Tränen zerfließen Seele und Leib: sie werden von Artemis in Perlhühner verwandelt.

Es ist leicht zu verstehen, wie Meleager's Glück und Ende das Lieblingsmotiv der antiken (römischen) Sarkophagkunst werden konnte. Meleagros—Atalante—Althäa: diese Trias verkörpert wie des Lebens Schönheit und Seligkeit, so auch alle Dissonanzen des Daseins und alle Tragik des Todes, alle Gefühle und Leidenschaften, die in die große Sache des Sterbens hineintreiben und hineinspielen können. Lebensbejahung und Lebensverneinung, Schuld und Schicksal, Pflicht und Neigung, alles ist in diesem rapid und urgewaltig verlaufenden Drama unentwirrbar verknäuelt. So ist der lebensdurstige und lebensstrotzende Jüngling zum Symbol herzbewegenden Scheidens vom Leben geworden. Er redete mit ergreifender Klarheit, mit erschütternder Kraft von der Unsicherheit des Erdenlebens, über dem unabwendbar das Damoklesschwert des Todes, und wäre es auch nur in der Form eines angekohlten Holzstückes, schwebt.

Die alte Kunst hat von jeher die kalydonische Eberjagd auch als Ganzes ohne diese spezielle Beziehung auf Tod und Grab gerne zum Gegenstand der Darstellung gemacht. Plastik und Malerei, Relief- und Vasenkunst wetteiferten miteinander in der Verwertung dieses dankbaren Stoffes. Und die Dichtkunst, vor allem Epos und Drama, hat den Mythus förmlich zu Tode gehetzt. Noch in der Alexandrinerzeit schossen die Meleagrostragödien wie Pilze aus dem Boden. Wie tief dieses Heldenschicksal das Herz des Volkes rührte und im Gedächtnis der alten Welt haftete, beweist die

Überlieferung (Pausanias 8, 46. 1; 47. 2), wonach das langbehaarte Fell und die gewaltigen Hauer des von Meleagros erlegten Ebers jahrhundertelang im Tempel der Athena Alea zu Tegea in Arkadien als kostbare Reliquie aufbewahrt wurden. Nach der Schlacht von Aktium nahm Augustus die Riesenzähne mit nach Rom, während das Fell in Tegea verblieb, ein Beweis, was für Prachtstücke es gewesen sein müssen. Ein neuerer Altertumsforscher hat daher die Vermutung geäußert, es habe sich vielleicht nicht um Eber-, sondern um Mammutzähne gehandelt.

Wir sind weit abgekommen von der Gegenwart, die um uns lebt und webt. Aber das ist eben eines der vielen köstlichen Dinge, die dem empfänglichen Griechenlandsreisenden zuteil werden: so reizlos und tot auch eine Gegend an sich sein mag, überall winkt es, um ein Heine'sches Wort zu variieren, mit tausend weißen Händen aus Sage und Geschichte. Alte Geschichten ziehen vorüber, wilde Kämpfe toben um uns, der Helden Leben und Sterben rollt in kinematographischen Bildern vor uns ab, in Lust und Leid, in Liebe und Haß, in das ganze wechselvolle Kaleidoskop des Menschenherzens schauen wir hinein und lernen wieder, „daß überall die Menschen sich gequält, daß hie und da ein Glücklicher gewesen“ auch in jenen fernen Menschheitstagen, von denen Heldenlied und Heldenchronik melden. Auch das schwere, harte Gestein des Gebirges da draußen überspinnt das Rankenwerk altehrwürdiger Überlieferungen. Immer neue Gestalten versunkener Zeiten und Kulturen schauen zum Kupéfenster herein. Man empfindet es da fast als peinliche Stilwidrigkeit, mit dem fauchenden und rauchenden Vehikel einer neuzeitlichen Eisenbahn in solch weihevolle, poesiedurchtränkte Welt hineinzudonnern und die stillen Geister vergangener Zeiten aufzuscheuchen, daß sie fliehend auseinanderstieben. Dieses Rollen und Stoßen einer modernen Maschine stört die trauliche Zwiesprache mit der Vergangenheit und zerstört die Illusion, zerrt und reißt mit

4*



grober Hand an den Fäden, die in die dämmerige Vorzeit zurückleiten.

Aber einmal müssen sie abreißen. Die Gegenwart meldet sich gebieterisch zum Wort. Auch sie hat Anspruch auf unser Interesse. Mit Recht hat man namentlich dem deutschen Griechenlandsreisenden schon zum Vorwurf gemacht, daß er, einseitig mit dem Altertum beschäftigt, dem Kultus der Erinnerungen hingegeben, vielfach achtlos an den Erscheinungen des Tages und realen Lebens vorübergehe. Also entschlossen heraus aus den Traumketten der Vergangenheit, die den Schritt durch die Gegenwart hemmen! Auf das Jetzt müssen wir zunächst unser Auge einstellen. Der Zug hält an. Das Ziel ist erreicht. Wir sind in Missolunghi.

V.
Sebastian Brunner.

„Der Sebastian Brunner ist geboren am 10. Dezember 1814. Faciem tuam illumina super servum tuum et doce eum justificationes tuas!" Mit fester Hand zeichnete diesen Segenswunsch der lateinkundige Vater Jakob Brunner die Ankunft seines Sohnes in die Familienchronik. Er waltete, den alten aus Franken eingewanderten, wappenfähigen Brunner von Lahnstein entstammend, als angesehener wohlbehäbiger Bürger und Seidenzeugfabrikant in seinem am sogenannten Brillantengrund (Schottenfeld) gelegenen Hause. Die Mutter Anna war eine geborene Stetter aus Fladnitz im Waldviertel, wohlhabender Leute Kind; eine Schwester hatte gar einen Grafen von Neipperg geheiratet.

Die tiefe Religiosität der Eltern gab den Kindern eine bleibende Einlage. Weniger bot eine damals vielgerühmte



Privatschule, welche der Knabe besuchte. Die Zeugnisse der Lehrer lauteten widersprechend, meist nicht sonderlich günstig; es scheint an beiderseitigem Verständnis gefehlt zu haben. Inniger und lustiger gestalteten sich die Vakanzen bei den ländlichen Verwandten, die dem städtischen Besucher die Zügel schießen ließen zur unbeschränkten Inspektion der Obstbäume, zu den Schätzen der Speisekammern und zur Rebellion des Hühnerhofes: das gab dann reichlichen Stoff zu ausschmückenden Relationen im folgenden Semester. Von derartiger unversieglicher Speicherkram-Poesie wissen ja auch Clemens Brentano, der köstliche Adalbert Stifter und allen voraus der humoristische Bogumil Goltz[1]) in anziehender Weise zu erzählen.

Mit großem Eifer begann Brunner am Schottengymnasium nicht allein die Pflege der klassischen sondern auch der neueren Sprachen und am Lyzeum zu Krems das Studium der Philosophie und Geschichte, anfangs mit planloser Lesewut, welche alsbald in kluger Weise geregelt wurde, insbesondere durch Hurters Innozenz III. und Möhlers Symbolik, wobei sein Entschluß, sich der Theologie zuzuwenden, reifte. Die überraschten Eltern billigten zwar seine Wahl, stellten ihm jedoch den etwaigen Rücktritt in das blühende väterliche Geschäft frei, zu dessen Weiterführung dann ein anderer Sohn in Aussicht genommen wurde. Der neue Kandidat geriet schon in vielfachen Widerspruch mit seinen ganz von josephinischen Strömungen durchsäuerten Lehrern, welche es an warnenden Einreden nicht fehlen ließen, daß derselbe mit „solchen Ansichten keine Karriere machen werde“, eine Drohung, welche B.'s Wahrheitsliebe und Überzeugung verachtete. Der Zopf und Puder der Aufklärung saß damals noch lange Zeit, auch den Besten, fest am stolzen Haupt und biegsamen Rücken. Indes empfing er die Priester-

1) Über den viel zu wenig bekannten Bogumil Goltz (geb. 20. März 1801 zu Warschau, gest. 12. November 1870 in Thorn) berichtet sein reizendes „Buch der Kindheit“ und „Jugendleben“. Vgl. die schöne Monographie von Theodor Kuttenkeuler, Danzig 1913.



weihe und hielt am 5. August 1838 zu Maria Zell, dem altberühmten Wallfahrtsort Steiermarks, die Feier seines ersten hl. Meßopfers.

Um diese Zeit, wo im Westen Deutschlands über den Kölner Wirren schwere Wolken sich ballten und Görres seinen lichtenden „Athanasius“ und die „Triarier“ schrieb, lag über den östlichen Marken noch das Aufkläricht und bleierner Nebel und das papierene Kirchenregiment florierte in strotzender Fülle.

Brunner erhielt eine abgelegene Kaplanstelle zu Neudorf an der Grenze Mährens, pastorisierte an der Wienerherberg nächst der ungarischen Grenze, dann in dem historisch bekannten Perchtoldsdorf, dessen Geschichte er bearbeitete, ebenso jene der Wiener-Neustadt (1842). Als Pfarrer von Altlerchenfeld promovierte B. zum Doktor der Philosophie (1844) und Theologie 1848) an der Wiener Universität. Mit dem „Ehrenpreis der Babenberger“ betrat er das Gebiet der patriotischen Dichtung und mit den novellistischen Romanen „Des Genies Malheur und Glück“, dem weiteren „Diogenes von Azzelbrunn“, denen sich das Dichterleben „Fremde und Heimat“ anschloß, mit heiterem Humor und tiefem Ernste lehrreiche Bilder aus den Künstler- und Dichterkreisen schaffend. Weniger Verständnis fand anfänglich die phantastische „Prinzenschule von Möpselglück“: die Schilderung eines ganz im Stile Jean Paul Richters erfundenen utopischen Herzogtums, dessen vorahnende Bedeutung erst später erkannt wurde.[1]) Die Büchlein liegen seitdem in vielen Auflagen vor, ebenso die unvergleichliche Dichtung „Der Nebeljungen Lied“ (1845). Der ganze ethische Zorn und bitterste Sarkasmus des Verfassers schwingt die klatschende Peitsche und strafende Geißel mit Heinrich Heines Grazie und Nonchalance — es gibt vorerst noch kein kürzeres, zutreffendes

1) Vgl. „Histor.-pol. Blätter“ 1848, XXI, 88 ff. und später noch in Beilage 32 und 38 der „Augsburger Postzeitung“ vom 14. Febr. 1889 (im Nachklang der grauenvollen Tragödie zu Meyerling).



Wort — über die jungdeutsche Dichterschule und den verhegelten Philosophenkreis zu Halle und anderswo. Was damals Brunner reimte, hat heute noch, wo die unversöhnlichsten Gegensätze zu neuen ungeahnten Spitzen zuschliffen, volle Geltung, z. B. wie der hautschauernde Vampyr der sogenannten öffentlichen Meinung in Wort und Schrift gemacht wird:

Der lesende Pöbel ist nicht schwer
Herumzuziehen an der Nase,
Man drückt ihn leicht hinab und hinauf
Wie den cartesischen Teufel im Glase.

Der Pöbel ist dem Kinde gleich,
Erfreut sich am Schimmern uud Glänzen,
Und wenn's im Becher nur leuchtet und klingt,
So könnt ihr ihm Gift kredenzen.

Der Pöbel staunt ob dem Wundermann
Mit seinem guten Magen,
Der Trinkgläser zerbeißen kann
Und Glasscherben vertragen. . . .

Wie viele Fürsten verstanden es nicht
Und klatschten noch froh in die Hände,
Als wir in der Kirche Sparrenwerk
Geworfen die feurigen Brände.

Der Thron steht daneben! Wir trösteten sie
Mit dem moralischen Wasserkübel
Und sagten, daß unsere Philosophie
Die Welt erlöst von dem Übel. [1])

Das ist doch eine Freude, für wahr,
Das Spiel so pfiffig zu treiben,
Und im Heuchlergewande noch immerdar
Die Freunde der Fürsten zu bleiben!

Ebenso heute noch ganz zutreffend heißt es:

---

1) Vgl. Brunner: „Der deutsche Hiob". (1846. S. 14):

Die Herren haben zu Nichts gemacht
Den König aller Welten —
Bald wird der König in ihrem Land,
So viel, wie ihr Herrgott gelten!



Wenn wir den Orden mit Schand und Spott
Und allem Schimpf überschütten,
So liegt uns im Grunde gar nicht viel
An eigentlichen Jesuiten.

Wir meinen darunter nur alle die,
Die noch am Christentum hangen,
Und gegen diese ziehen wir aus
Mit Spießen, Laternen und Stangen!

Welche Kette und Perspektive von David Fr. Strauß, Schopenhauer zu Rénan, Darwin, Häckel, Nietzsche und Genossen! Brunner prophezeite einen Riesenkampf, gegen welchen er nach Möglichkeit noch eingriff und seinen Mann in Wort und Tat mit der Feder stellte, eine Gigantenschlacht der Geister und der Begriffe von Recht und Gesetz. Doch:

Ihr habt einen offenen Krieg erklärt
Dem Schöpfer von Himmel und Erden,
Und meint, in diesem Kampfe wird Euch
Die Weisheit der Götter werden:

Ihr habt verleugnet den wahren Gott
Und seines Wortes gespottet;
Ihr habt die Jugend zum Götzendienst
Der Natur zusammengerottet:

Trotz alledem ist ein wahrer Gott
Und gelöst ist der Menschheit Frage:
Das ist der Nebeljungen Not,
Das ist der Nebeljungen Klage!

Freilich:

Der gute Luther meinte noch
Man sollte die Bibel lesen —
Er konnte es nicht verleugnen ganz,
Daß er ein Mönch gewesen!

Dreihundert Jahre dauerte es
Bis uns ein größ'res Kunststück glückte,
Bis wir verbrannten die Bulle selbst,
Die Gott Vater vom Himmel schickte:

Das alte und neue Testament
Ging auf in Rauch und Flammen,
Und die Studenten schlugen dabei
Die Hände klatschend zusammen!



Wir brauchen es nimmer, dieses Journal,
Das der heilige Geist redigierte
Und das viel tausend Jahre lang
Die Leser tröstlich rührte.

Nach achtzehn Jahrhunderten konnte erst
Die Menschheit das alles erfahren,
Und ich Glücklicher wußte es schon
Mit nicht einmal achtzehn Jahren!

In ähnlicher Weise äußerte sich Brunners „Deutscher Hiob“ auch über die sozialen Fragen und Verhältnisse. Der junge Autor erregte die Aufmerksamkeit des Hofrats in der Staatskanzlei Clemens Freiherrn von Hügel, welcher ihm seine Salons, damals der Sammelplatz aller Notabilitäten, öffnete und ihn an Metternich empfahl, der zunächst Näheres über die schlesische Rongerei wünschte. Andere Aufträge folgten, welche auch zu einer Reise und Sondierung nach dem benachbarten Westen führte; eine eigentliche Bestallung im Staatsarchiv lehnte der Dichter ab, dem eine Wirksamkeit im geistlichen Departement näher lag. Brunner machte kein Hehl daraus, daß die bisherige polizeimäßige Behandlung der Kirchenregierung unhaltbar sei und demnächst die Staatsform selbst zusammenstürzen werde. Die von Tauben und Blinden belächelte Vorhersage erfüllte sich auch in der diagnosierten Frist. Der Flügelschlag des gallischen Hahnes ging durch das übrige Europa.

Mitten im Sturm gegen alle Rechte begründete Brunner die „Kirchen-Zeitung“ [deren erste Nummer schon am 15. April 1848 erschien[1])] und führte die Redaktion ausdauernd bis 1862. Während der Belagerung und dem Bombardement

---

1) In dem Programm entwarf Brunner eine ideale Contrafactur von dem Papierkoloß des josephinischen Geistes: „Sein Kopf ein Tintenfaß, die Haare Schreibfedern, Hände und Füße Papierrollen, sein Leib eine Masse von Aktenbündeln, die Nerven Kanzleispagat, die Ohren — Mißtrauen, die Augen voll Streusand, Nahrung: Berichte; seine Lebensluft: die Gunst der Machthaber; seine Gewalt: Dekrete; seine größte Furcht — der wachende Löwe von Juda usw.

der Stadt schrieb er die Artikel sogar in den festen Kellerräumen seines Hauses. Bald entstand ein Geheul der Semiten, es gab Klagen und Preßprozesse in Fülle, er wurde mit Koth und Schimpf überschüttet, führte aber als kühner Kapitän und Steuermann durch turmhohe Brandung seine Fahrt weiter. Auch sein treffsicherer Humor und die sarkastische Laune behielt die Oberhand. — Zur Luftsäuberung im eigenen Lager entstand die Serenade an das bisher in üppiger Fülle josephinischer Engherzigkeit blühende papierene Kirchenregiment der „Schreiberknechte“ und das geflochtene Reimwerk der „Keilschriften“, wo er mit Knütteln und Keulen in die alten Meubel- und Inventarstücke schlug, daß Motten und Staub aufflogen; dazu assistierte die Farçe „Blöde Ritter“, eine poetische „Galerie deutscher Staatspfiffe“. Wären der gräfliche „Anastasius Grün“ oder Eduard von Bauernfeld, deren Fanfaronnaden in Politik und Religion Brunner später in einer eigenen Streitschrift (Wien 1886) dem verdienten lächerlichen Gedächtnis preisgab, die Verfasser dieser polemischen Opera gewesen, so stünden selbe in allen Literatur-Geschichten großgünstig als Musterbilder eines poetischen neuen Sängerkrieges ehrenvoll verzeichnet!

Den ganzen Feldzug gegen das unheilvolle josephinische Zeitalter brandmarkte Brunner in den streng historisch aufgebauten, höchst charakteristisch betitelten Werken: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770 bis 1800 aus bisher unedirten Quellen der K. K. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialen-Archive“ (Wien 1868). Rasch folgten „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich. Aus archivalischen und bisher unbeachteten Quellen“ (Wien 1869) und das zweibändige „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts, die Hof-, Adels- und diplomatischen Kreise Deutschlands, geschildert aus geheimen Gesandtschafts-Berichten und

anderen durchwegs archivalischen, bisher unedirten Quellen" (Wien 1872 in 2 Bänden), indessen die „Charakteristik Josef II." sein Leben, seine Regierung und Kirchenreform (Freiburg 1874 und 1885, auch in französischer Übersetzung) in populärer kulturhistorischer Form weiteren Kreisen klarlegte.

Während dieser ganze Berge von Akten durchstöbernden Arbeiten verjüngte der Forscher, gleich dem Riesen Antäus, seine Kraft durch Berührung mit der Erde: d. h. mit Reisen in halb Europa, wovon zweiundzwanzig Besuche ihn allein nach Italien führten, auch hier nicht müßigen Sinnes auf breitherkömmlich ausgetretenen Wegen, sondern auf stilleren, abgelegenen Pfaden, bisher weniger bekannten Bergstädten und Siedelungen den Werken und Erzeugnissen alter Kunst, Dichtung, Wissenschaft und des Volkslebens folgend. Mit den meist die Resultate neuerer kunsthistorischer Publikationen vermittelnden Schilderungen bedachte er gerne in anziehenden Berichten die seine bisherigen Publikationen bereitwilligst anerkennenden „Historisch-politischen Blätter", woraus in erweiterter Form jene die Lesekreise anziehenden Bücher entstanden, z. B. das heiter betitelte „Kennst du das Land" (1857), die „Aus dem Venediger und Longobardenland für Hin-Reiser und Heimbleiber" gleich erfreulich anregenden Skizzen (1860), jenes das stille Wirken des Klerus in den Gebieten der Malerei, Skulptur und Baukunst so warm abschildernde Buch über „Die Kunstgenossen der Klosterzelle" (1863), welches in mehrfachen Auflagen (auch in zwei französischen, reich illustrierten Bearbeitungen) die erwünschte Verbreitung fand. Dazu die Monographien über den Dichter „Jacopone da Todi" und den malenden Sänger der Gottesminne „Fra Giovanni Angelico" (1887) zur fünften Säkularfeier seiner Geburt. Nicht zu vergessen die heiteren „Kreuz- und Querfahrten in Italien" (Würzburg 1880 bei Leo Wörl, mit Illustrationen).[1]) Papst Pius IX. schätzte den vielfach geistverwandten

1) Die Leser der „Histor.-pol. Blätter" erinnern sich der immer anregenden und die jüngsten Forschungen ermittelnden Aufsätze und



Autor ob dessen wahrhaften Wissens, der immergleichen Freimütigkeit und des stets zutreffenden Humors; seine Züge heiterten sich im anmutend hinreißenden Wechselspiel des Geistes. Brunner wurde apostolischer Protonotar, Seiner Heiligkeit Haus- und Referendar-Prälat utriusque Signaturae mit besonderen Vorrechten und Befugnissen, Domherr an der Constantinischen Basilika des Cardinalbistums Albano mit Sitz und Stimme im Kapitel, römischer Graf usw., während man sich in der Heimat sorgfältig hütete, ihm ein Staatsamt oder eine Dignität zu übertragen, die er sicherlich nicht angenommen hätte, obwohl man freundlich knurrend zusah, wenn er glühende Kastanien aus dem Ofen raffte und büreaukratische Hofluft ausräucherte. Die K. u. K. Akademie ignorierte seine Existenz vornehm, während ihn die Tiberinische Akademie der Arcadia zu Rom zum stimmberechtigten Mitglied aufnahm, wozu Brunner den ihm befreundeten Klavierkünstler und Komponisten Abbé Liszt vorschlug. An der Hochschule zu Wien, wo er den philosophischen und theologischen Doktorhut holte und sieben Jahre lang als Universitäts-Prediger glänzte und seine Predigten herausgab — wie er auch als Homilet sich betätigte und ein wissen-

Referate z. B. über „Volkssprache und Poesie in Sicilien" (Bd. 73 S. 729 ff.), die neuesten „Funde und Entdeckungen der Etrurischen Gräber zu Bologna" (74, S. 36 ff.), „Der Golf von Guarnero und die Istrische Halbinsel" (74, 310), „Reggio die Hauptstadt Calabriens" (74, 392 ff.), „Von Ancona nach Benevent" (75, 316 ff.) und „Von Marseille nach Avignon" (75, 806 ff.), über „Die Papststadt Anagni" (76, 180), „Die Capella Palatina in Palermo und die Liturgien verschiedener Hofkapellen" (76, 510), „Das alte und neue Syrakus" (76, 703), „Von Orvieto nach Cortona" (79, 361 ff.), „Von Narvi nach Spoleto" (80, 39), „Von Chiusi nach Oliveto" (81, 349), „Die Paläste der Herzoge von Urbino" (82, 248 ff.), über das uralte „Ostia" (82, 625), „Allerlei Kreuz- und Quer-Gefabel" (84, 45 ff.), „Verfallene Wasserkünste aus Rom" (85, 133), „Die neue Vesuvbahn" 86, 790) u. dgl. andere Wahrnehmungen und Entdeckungen, welche er in seinen zahlreichen Wanderbüchern sammelnd, in neue Form umgoß.



schaftliches Handbuch edierte — wirkte er als Dekan zweier Fakultäten, wurde Ehrenmitglied zu Freiburg, Krakau, Salzburg und Konsistorialrat von Agram (worüber Brunner eine historische Arbeit 1871 veröffentlichte), Budweis, Csanád-Temesvár, Prag usw. Das päpstliche Großkreuz- und die Großmeister-Procuratie des Ritterordens vom heiligen Grab war ihm schon früher erteilt worden.

Bei allen Gelegenheiten exzellierte Brunner als Festredner. So auf einem in Rom zu Liszt's Ehren veranstalteten Bankett, wo er, aller Hauptsprachen und sogar der Dialekte mächtig (wie ehebevor der Weltfahrer und Minnesänger Graf Oswald von Wolkenstein) in lateinischer und und reinster florentiner Feinheit toastierte und dann allgemein bewundert in gebundener Form lustig extemporisierte: ‚Non sono Petrarca, non sono Dante, la mia poësia andante.' Als ihn darauf sein Tischnachbar, ein Piemontese, interpellierte, ob er (der alle Orte, an welchen Dante im Exil gastete, besucht hatte) Dante kenne, antwortete Brunner bejahend, „soweit es bei einem Deutschen sein könne". Als der andere geringschätzig bemerkte, das werde wohl nicht über das ‚Lasciate ogni speranza' hinausgehen, bat Brunner um Angabe, wo und in welchem Zusammenhange der Sänger der Divina commedia diese Stelle gebrauchte, worauf sein Gegenpart klein beigab, Brunner aber die ganze Situation unter Rezitation der einschlägigen Terzinen darlegte, wobei Brunner das ‚lasciate ogni speranza' in ‚sospetto' (Verdacht oder Mißtrauen) umändernd scharfscheidig betonte, so daß der verdutzte Interpellant mit einem wiederholt ängstlichem „basta! basta!" die belehrende Fortsetzung unter schallendem Gelächter ablehnte, der Sieger dagegen solch unholden Versucher noch als in die Hölle gehörig verwünschte. Man könnte aus ähnlichen Tagebuchblättern ein hübsches Album zusammenstellen. Als bei einem anderen Anlaß verzückte Dämchen dem Singen eines Vogels im Korridor eines Stiftes bewundernd lauschten, als „dem Tönen herrlicher Naturlaute", offenbarte Brunner seinen



Eindruck mit dem „perpetuum mobile eines pfeifenden Schiebkarrens oder einer langsam herumgedrehten Kaffeebrennmaschine". Sentimentalität aller Art blieb seiner gesunden Natur verhaßt. „Leute, die von ihrem vielen Beten den Mund voll und die Gnade Gottes häufig auf der Zunge führen, habe ich mehr fürchten als lieben gelernt und das Muckertum achte ich unter keinerlei Form und Gestalt. Ich kann von keinem der heiligen Apostel denken, daß er Kopfhängerei und süßliches Gewäsch gepflogen habe. Und der Jünger der Liebe sah den Muckern von heute so unähnlich, wie die Sonne der Nacht." . . .

Eine spätere Spezialität seiner kirchenhistorischen Tätigkeit begann mit dem Sammelwerk über den „Predigerorden in Wien und Österreich" (Wien 1867), in welchem er eine Unsumme von Regesten, Collectaneen, Nekrologen, Epitaphien, Universitätsangelegenheiten, Profeß- nud Bruderschaftsbüchern, biographische und kulturgeschichtliche Skizzen aus archivalen bisher unedierten Quellen mitteilte. Da Brunner zur Instandhaltung seiner in eigenen weitläufigen Räumen aufgestappelten Bücherschätze eines Bibliothekars und außerdem noch, wie Döllinger, eigener Amanuensen bedurfte, welche nach seinen Direktiven Excerpte sammelten, so wird der größte Teil der technischen Mitarbeiter anbei schwer ins Gewicht fallen und Zeitersparung verursacht haben. Nach gleichem System entstand das noch weiter ausgedehnte „Benediktinerbuch" (Würzburg 1880, mit Abbildungen 580 S.), welches die Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Stifte dieses Ordens in Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz umfaßte. Ebenso ein „Cistercienser"- (780 S.) und „Chorherrenbuch" (848 S.). Der Bedarf von siebenhundert Bibliotheken sicherte die Kosten des riesigen Unternehmens, während die „Spaziergänge unter Lebendigen und Toten in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz" (1860 u. 63) und die „Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem



Explosionsjahr 1848" (Würzburg und Wien 1886) mit ihrem beißenden Humor an ein weiteres Lesepublikum, gleich den volkstümlichen Schriften von Alban Stolz und Hansjakob, adressierten. Weniger populär wurden die malitiösen „Hau- und Bausteine zu einer deutschen Literaturgeschichte" (Wien 1885, bei H. Kirsch, in 8 Heften). Als wenn ihm anderweitiger Stoff fehle, warf er sich auf den „alten Vater Gleim" und dessen wirkungslos verschollenes Lehrgedicht „Halladat", sezierte den ledernen Joh. Heinrich Voß, den „Dichter" der „Luise" und anderer Idyllen und klepperigen Homerübersetzer, dessen Name neuerdings durch die heiteren Kämpfe mit den jungen Romantikern in komische Beleuchtung gelangte. Dann amüsierte Brunner seine Leser durch Ausflüge in den reichlich verwucherten Irrgarten des „Dichterfürsten Cultes", der sehr seltsam botanische Blüten zeitigte, freilich ohne nachhaltige Wirkung, da Alexander Baumgartner fast gleichzeitig nach anderer Kriegskunst und mit neuer kritischer Taktik den Feldzug inszenierte.

Das achte Heft dieser die alte Tendenz der früheren „Keilschriften" fortsetzenden weitläufigen Steinbauten (Würzburg und Wien 1876 bei Leo Wörl. 198 S.) ist unter dem ergötzlichen Titel „Don Quixote und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse" dem Andenken der Herren „Anastasius Grün" und Eduard von Bauernfeld gewidmet, über welche ein furchtbares Gewitter mit ganz aristophanisch vernichtender Schärfe niederprasselt. Tempi passati. Schwamm darüber. Requiescant![1])

Wie Albrecht Dürers eiserner Ritter, umbeirrt von Tod und Teufel, vergleichbar dem alten Recken Dietrich von

1) Das bisher obwaltende Dunkel über E. von Bauernfelds (geb. 12. Januar 1802) Herkunft und Adel hat Prof. Karl Muth (im „Hochland" 1912 [Mai] S. 213—20) in ehrenvoller Weise für den Dichter erledigt, welcher am 8. August 1890 zu Döbling bei Wien starb. Weniger bekannt geworden scheint, daß der einst so lebenslustige Atheist in den letzten fünf Jahren zur Praxis der katholischen Kirche zurückgekehrt war.

Berne, der viele Drachen und wilde Lintworme erschlagen, zahllose Schilde zerhauen, Speere gesplittert und seine Widersacher aus dem Sattel in den Sand streckte, so zog nun Brunner seine stete Bahn und harte Straße. Sie endete friedlich im stillen Greisenheim zu Währingen am 26. Dezember 1893. Ehre seinem Andenken.[1])

Unwillkürlich ergab sich mit dem Wiederaufleben des kirchlichen Geistes auch die neue Blüte im Bereich der Kunst, voraus der Architektur, mit dem Neubau der Alt-Lerchenfelder Kirche durch den leider so früh verstorbenen Schweizer Johann Georg Müller.[2]) Es war wirklich ein Frühlingslerchen-Jubel für die nachfolgende Bauperiode. Man denke an H. von Ferstels Votivkirche (1855), an die Schöpfungen von Siccardsburg und Van der Nüll, voraus an den genialen Friedrich von Schmidt! womit ebenso die Plastik und Historienmalerei im edelsten Wetteifer sich entwickelnd, immerdar gleichen Schritt hielt, zum Vorbild und zur Nachfolge in der Gegenwart. Vivat Sequens!

Möge ein gleich günstiges Ergebnis sich gestalten, wenn die rasenden Stürme und der die ganze Welt durchtaumelnde Veitstanz ausgetobt. Jeder Sintflut folgt ein Regenbogen!

1) Vgl. Wurzbach, Biogr. Österreich. Lexikon, Wien 1857, II, 176 ff. J. Scheicher, Seb. Brunner, ein Lebensbild zur Secundizfeier 1888. H. Keiter, Kathol. Erzähler, 1880, S. 25—45. Franz Brümmer, Lexikon (1895) I, 189. Lauchert in „Allgem. Deut. Biogr." 1903, Bd. 47, S. 299—306. Hansjakob „Dürre Blätter" 1911, S. 264—73.

2) Vgl. das schöne Buch von Ernst Förster: Joh. Georg Müller, geb. 15. Sept. 1822 zu Mosnang (Bezirk Alt-Toggenburg), gest. 2. Mai 1849 in Wien. Ein Dichter- und Künstlerleben. St. Gallen 1851.

VI.

Weltkrieg und Freimaurerei.

Die Freimaurerei ist die unversöhnliche Hasserin des Christentumes und des monarchischen Staatsgedankens. Thron und Altar zu stürzen — das ist das Ziel, das sie mit den nichtswürdigsten Mitteln zu erreichen sucht. Ihre Devise ist: Nichts ist wahr und alles ist erlaubt. Presse und Geld sind die beiden Machtmittel, mit denen die Loge die Welt beherrscht, besonders in den Tagen des furchtbaren Weltkrieges. In der vom internationalen Freimaurertum dirigierten Presse zeigt sich heute die Macht der Loge in erschreckendster Weise — wie die elektrischen Lampen auf Befehl einer einzigen Person ihr Licht verbreiten oder die Stadt in nächtliches Dunkel hüllen, so tadelt oder lobt, spricht oder schweigt die Presse auf Befehl der Loge.

Die Loge ist die eigentliche und tiefste Ursache des entsetzlichen Blutbades, sie ist die Anstifterin des furchtbarsten Weltbrandes, den die Menschheit je gesehen. Die Loge hat den Völkerkrieg entfacht, weil sie die Stunde für gekommen hielt, ihr Doppelziel zu verwirklichen und das neue, von Thronen und Altären befreite Zeitalter heraufzuführen.

Wir wußten, wozu sich die „Brüder" zusammentun, wozu sie ihre „Loge brauchen"; wir kannten das Ziel des Freimaurertumes seit langem schon; wir sahen das Wetterleuchten am Himmel Europas seit Jahrzehnten — und dennoch wurde die Welt von dem niederprasselnden Hagelwetter, das die Loge zusammengebraut, überrascht. Wie war das möglich? Es gibt für die christliche Gesellschaft keinen gefährlicheren Feind als die Freimaurerloge — in flammender Lapidarschrift hatte Papst Leo XIII. in seiner Freimaurerenzyklika diese Wahrheit an die Wand der Zeit geschrieben; Hunderte von ernsten Männerstimmen hatten das Kommen

dieser Entscheidungsstunde prophezeit; wir sahen mit eigenen Augen überall auf unseren Äckern und Wiesen die Erdhügel dieses rastlosen, unterirdischen Gesellen, dieses geheimnisvollen Maulwurfes, der das Licht des Tages nicht verträgt, und jeder dieser Hügel, über den unser Fuß stolperte, brachte uns die dunkle Minenarbeit zum Bewußtsein. Wie war es möglich, daß trotzdem die Welt wie aus einem Schlaf erwachend sich verwundert die Augen rieb, als donnernd die Minen aufflogen, die Freimaurerhände gelegt?

Bis vor zwei Jahrzehnten ungefähr war die katholische Publizistik unermüdlich an der Arbeit gewesen, die dunklen Gänge des Freimaurer-Finsterlings aufzugraben und an das Tageslicht zu ziehen. Mit wachsamen Augen verfolgte die christliche Welt alle Bewegungen der Loge und stand Gewehr bei Fuß bereit. Auf einmal aber wurde es still im katholischen Blätterwalde, die aufgestellten Wachposten wurden eingezogen und man begegnete nur einem spöttischen Lächeln, wenn man von der „Freimaurergefahr" redete. Was war geschehen?

Mit wachsendem Unbehagen hatte die Loge jene rastlose Entschleierungsarbeit der Katholiken verfolgt, ihr wurde um ihre Geheimnisse bange und sie sann auf Mittel, ihre „Enthüller" mundtot zu machen. Und ein raffiniertes Mittel ward gefunden. Die Loge ließ durch Veröffentlichung von Kolportageschilderungen aus dem wüsten Hokuspokus ihres Geheimbundes die unbequemen quellenmäßigen Entschleierungen ihres Wesens überbieten und machte durch die absurden Schwindelenthüllungen eines Leo Taxil alle Enthüllungen ernster katholischer Forscher lächerlich. Man führte die Katholiken hinters Licht. Der Zweck war erreicht. Seit die Tragikomödie des Taxilschwindels im Jahre 1896 uns bloßgestellt und Miß Diana Vaughan uns ihr hohngrinsendes Angesicht gezeigt hatte, sind wir in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Wir schenkten der geheimnisvollen Tätigkeit der Freimaurer wenig Beachtung mehr, und wer es wagte, auf diese im Dunkel wirkenden Kräfte hinzuweisen, wurde als

„Gespensterseher“ ausgelacht. Und so konnten die Freimaurer wieder ungestört weiter arbeiten an der Erreichung ihrer Ziele — mit Entsetzen sehen wir heute das Resultat ihrer lichtscheuen Arbeit.

Die Freimaurerei ist vergleichbar jenen modernen Perkussionswaffen, die so weittragend sind und so geringen Rauch und Knall verursachen, daß der Feind, der uns niederstreckt, unauffindbar bleibt für das Fernrohr, das den Horizont absucht. Die Freimaurerei ist eine Schlange, die hinter Blumen lauert. Während die Loge in zielbewußter geheimer Arbeit den Brand Europas vorbereitete, zeigte sie sich der Welt in der Maske des „Friedensfreundes“. So erklärte sie in der Einladung zur 5. internationalen maurerischen Zusammenkunft in Luxemburg zu Pfingsten 1912:

„Kriege zu verhüten, ist eines der großen Ziele der Freimaurerei der ganzen Welt. Unaufhörlich arbeitet sie an der Verbreitung des Friedensgedankens und nie wird sie aufhören zu verkünden, daß der Weltfriede kein leeres Wort ist, sondern ein erreichbares Ziel. Die Weltmaurerei wird stets in die Bresche treten, wenn es sich darum handelt, den Weltfrieden zu verteidigen und zu fördern. Wir sind überzeugt, daß das sicherste Mittel, einen blutigen Krieg zu verhüten, vor allem in der Annäherung der beiden Weltmächte Deutschland und Frankreich beruht . . . . Nieder mit dem Kriege!“

Das verkündete die Freimaurerei der Welt zu einer Zeit, wo sie das Netz zur Erdrosselung Deutschlands bereits fertig gesponnen hatte und nur noch auf die günstige Stunde wartete! So geschickt wußte die Loge ihre Verschwörung zu verschleiern, daß wohl nur wenige Tieferblickende bei Ausbruch des großen Krieges hinter der Scene den Freimaurer-Regisseur vermuteten. Erst der Judasverrat Italiens hat die Kulissen weggezogen und aller Welt den eigentlichen Urheber des allgemeinen Unheils gezeigt.

Wer alle Entstehungsursachen und die ganze Vorgeschichte des heutigen Krieges erfassen will, muß seinen Blick auf die Umtriebe des „Großen Orient von Frankreich“ richten.



Dr. Schrörs schreibt in seiner Schrift „Der Krieg und der Katholizismus“:

„Sicherlich würde ohne Englands Machtgier keine Kanone losgegangen sein; sicher hat Rußland, dessen Balkanpolitik vor den entscheidenden Punkt gestellt war, den Krieg gewollt; sicher sah Frankreich den lang ersehnten Augenblick gekommen, seinen Haß an uns zu kühlen. Aber der Urgrund des Krieges ist dies so wenig wie der Pistolenschuß des Gymnasiasten in Serajewo. Vielmehr ist er dort zu suchen, von wo aus berechnet und planmäßig die augenblicklich tätigen Ursachen vorbereitet und zum Zusammenwirken gebracht worden sind. Und das ist die Diplomatie der radikalen französischen Republik, dessen Radikalismus ebensosehr religiöser als politischer Art ist.“

Die ganze innere Geschichte Frankreichs in den letzten 28 Jahren ist von den Freimaurern gemacht worden. Ja, „man darf behaupten, daß in der Gesetzgebung seit einem Jahrhundert keine bedeutende Reform durchgesetzt worden ist, die nicht ihren Ursprung, ihre Quelle in der Loge hätte“ beteuerte „Bruder“ Paris 1902. Es ist von höchstem Interesse, zu beobachten, mit welch raffinierter Konsequenz die französische Loge dem Doppelziel der Freimaurerei zustrebte, wie von Paris aus jene Etappenstraße angelegt wurde, die zum Kriege führen mußte.

Mit den Wahlen Ende 1885 zog die radikale Freimaurerpartei zum erstenmale in ansehnlicher Stärke ins französische Parlament ein. Und da ihr damit auch eine entsprechende Anzahl von Sitzen im Kabinett zufiel, so begannen denn auch gleich die Versuche, Rußland für ein Bündnis gegen Deutschland zu gewinnen. Bei der angeborenen Abneigung der russischen Selbstherrscher gegen das revolutionäre Frankreich erforderten diese Versuche eine lange und vorsichtige Arbeit — aber 1893 waren die Freimaurer am Ziele. Zum Lohne dafür brachten die Neuwahlen des gleichen Jahres eine gewaltige Verstärkung der Freimaurerpartei. Nun stand der Weg zur Alleinherrschaft offen und seit 1902 sind die Freimaurer die unumschränkten Herren



von Frankreich. Jetzt war auch der Zeitpunkt gekommen, der Kirche den Fuß auf den Nacken zu setzen. Mit der zwangsweisen Auflösung aller Ordensgenossenschaften nahmen jene drakonischen Kulturkampfgesetze ihren Anfang, die ihren Gipfelpunkt 1906 mit der Trennung von Staat und Kirche erreichten. Gleichzeitig begann das Freimaurer-Regime seine diplomatischen Netze in London auszuspannen, mit umso mehr Erfolg, als Eduard VII. in England eben die deutschfeindlichen Instinkte zur Herrschaft brachte.

„Ueber den Kanal begegneten sich die Hände, die an der Einkreisung Deutschlands arbeiteten. Das Jahr 1904 sah das erste englisch-französische Abkommen. Der Anreiz und die treibende Kraft zum Bündnis mit Rußland wie zum Einvernehmen mit England gingen von der atheistischen Regierung der französischen Freimaurer-Republik aus".

Der Kampf gegen Deutschland und der Kampf gegen die Kirche gingen in Frankreich parallel nebeneinander, nicht zufällig — das internationale Schüren zum Kriege sollte die Niederwerfung des Katholizismus zu einer dauernden machen. Wie Napoleon III. sich 1870 in den Krieg stürzte, um seinen schwankenden Thron zu stützen, so taten dies die freimaurerischen Machthaber von heute, um ihre kirchenfeindliche Herrschaft zu einer endgiltigen zu machen. Und so ergibt sich folgende Perspektive: ein Waffensieg der Franzosen über Deutschland würde zugleich den Sieg der Freimaurerideale für lange Zeit entscheiden, eine Niederwerfung Frankreichs hingegen vernichtet zugleich das jetzige Freimaurer-Regime.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die französische Loge durch schlaue Ausnützung der politischen Konstellation diesen Krieg angezettelt hat, um an diesem größten Weltbrand ihr Süppchen zu kochen. Die Freimaurerei ist es auch, die jenen schändlichen Preßfeldzug gegen die Zentralmächte dirigiert, der für alle Zeiten einen Schandfleck des 20. Jahrhunderts bilden wird. Die Freimaurer, Umstürzler, Antiklerikalen, Radikalen, Republikaner und wie die Mas-

keraden der Kirchenhasser alle heißen, sind die wütenden Hetzer gegen Deutschland und Oesterreich im ganzen Auslande, im Solde der Pariser und Londoner Politik begegnen wir ihnen in allen neutralen Staaten als lärmenden Werbern für den militärischen Anschluß an den Dreiverband mit der lächerlichen Phrase der „Solidarität aller lateinischen Nationen". Und als dann der Judas des Dreibundes auf Kommando der Loge seinen früheren Verbündeten den Krieg erklärte, da sah endlich auch das blödeste Auge, daß die ruchlose Freimaurerhand das Rad der Weltgeschichte treibt in diesen schrecklichen Tagen. Nun schrieben selbst sozialdemokratische und freisinnige Zeitungen offen, daß der italienische Krieg gegen Oesterreich-Ungarn ein Krieg der Loge sei. Mit Schaudern erkannte man jetzt, daß dieser Weltkrieg im tiefsten Grunde nichts anderes ist als ein furchtbares Ringen zwischen christlicher Kultur und Freimaurerei. Wie ein gewaltiger Scheinwerfer wirkt das geheime Rundschreiben der Mailänder Großloge, das die Berliner „National-Zeitung" veröffentlicht hat.

„Angesichts des sich über Europa ergießenden Blutbades, heißt es da, erwacht inmitten des Zusammenpralles zweier gegensätzlicher Kulturen und anläßlich der Wiederkehr eines anderen Triumphes des menschlichen Geistes über den Obskurantismus, des Sturzes der Weltherrschaft des Papsttumes, in allen Herzen der Wunsch, daß die Ströme rinnenden Blutes nicht umsonst vergossen werden, sondern daß aus ihnen glorreich ein neues, von Thronen nnd Altären befreites Zeitalter der allgemeinen Brüderlichkeit der Völker untereinander erstehen möge . . . .

Unsere Erntezeit ist gekommen: nun da der Same, gesät auf wohlgepflügtem Boden und gedüngt von dem Geiste disziplinierten Gemeinsinnes, aufgegangen ist, sei ein jeder Bruder stark in dem schweigenden Opfer seiner persönlichen Ueberzeugung. Von heute ab gebe es keinen einzigen Maurer, sondern nur noch den maurischen Bau".

Unterzeichnet ist das Schreiben von dem Republikaner



Stanislaus Maggi und dem früheren Mitglied der sozialdemokratischen Partei Italiens, Ludwig Resnati, beide als Führer der italienischen Freimaurerei bekannt.

Nur wer den ungeheuren Einfluß nicht kennt, den die Freimaurerei auf alle Zweige des öffentlichen Lebens, im besonderen der romanischen Länder ausübt, nur wer nichts weiß von dem teuflischen Haß der Loge gegen jede positive Religion und gegen die katholische Habsburger-Dynastie, kann den Anteil der Freimauerei an der Entwicklung der letzten Decennien unterschätzen. Großmeister der Großloge Englands und der englischen Kolonien, sowie der von den zehn metropolitanischen Englands, aus denen seit jeher das Licht der Erleuchtung über sämtliche Logen schottischen Ritus der ganzen Welt strahlt, sind König Georg V., bezw. sein Onkel, der Herzog Connaught. In welchem Sinne die Erleuchtung aus dieser Quelle erfolgte und noch erfolgt, sehen wir aus den Vorgängen auf der großen Weltbühne.

Ihr Werk ist auch die unheimliche Isolierung der beiden Zentralmächte. Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind in den Augen der Loge das Bollwerk des monarchischen Gedankens und der Hort des Klerikalismus d. h. des gläubigen Christentums: die Zertrümmerung dieser beiden Reiche ist darum das Ziel des Freimaurerhasses. Das dem so ist, beweist auch die Weisung, die der Meister vom Stuhl den im Tempel erschienenen Brüdern erteilte: bei allen Versammlungen und öffentlichen Demonstrationen alle Kräfte auf den immerzu zu wiederholenden Hinweis zu konzentrieren, daß Frankreich und England als Vorkämpfer des demokratischen Glaubens, der religiösen Freiheit und des kulturellen Fortschrittes aller Völker handelten, doch sei — und dies wurde jedem einzelnen maurischen Bruder noch ganz besonders warm ans Herz gelegt — so wenig als möglich dabei von Rußland zu reden.

Wir kämpfen also nicht bloß für unser Vaterland und um unsere Existenz, wir kämpfen zugleich für Christentum und christliche Kultur gegen das Antichristentum der Loge.



VII.

Der Wandel der Meinungen im Lager unserer Gegner.

Der Krieg hat die Schreibweise und meist auch wohl die Denkart unserer Feinde und der Neutralen über uns Deutsche auffällig verändert.

Bei wenigen bewirkte der Krieg eine Erschütterung der Verständigkeit wie etwa bei dem Franzosen Romain Rolland. Seine früheren Erkenntnisse deutschen Wesens wollten jetzt auf die neuen Betätigungen deutschen Wesens nicht mehr mehr passen. Mag er sich früher durch seinen Geist oder jetzt durch die Fratzen haben täuschen lassen, die gehässige Hände von Deutschland entworfen und die kundige Krämer auf allen Geistesmärkten der Welt verbreiteten — es spielt keine große Rolle vor der niederschmetternden Empfindung über den Zusammensturz alter Ansichten. Seine neue Meinung über uns ist Trauer über seine alte, durchglüht von der Vaterlandsliebe eines vornehmen, tief verwundeten Menschen. So falsch sie uns erscheint, so sehr ehren wir sie als einen Meinungswechsel, dessen Qual uns verrät, wie schwer er ward.

Bei vielen andern wurde durch den Krieg die Meinung zwar geändert, aber nicht die Denkart beeinflußt. Diese Menschen kennen nur nationale Freunde und Feinde. Ihre neue Meinung sieht man aus ihrem neuen Verfahren, wodurch sie die Tugenden ihrer Feinde verschweigen und nur von ihren Fehlern mit Entrüstung sprechen. Die Fehler ihrer Waffenfreunde jedoch verschweigen sie und sprechen nur mit viel Witz oder Begeisterung von ihren Tugenden. Sie erfüllen damit nur die Pflicht, die die neue gesellschaftliche Lage unerbittlich von ihnen fordert. Wer würde sie noch achten, wenn sie die Menschen und das Volk, womit zusammen sie des Krieges Last und Gefahr tragen, aus unzeitgemäßer Wahrheitslust beurteilen, neben dem Guten auch



das Schlechte nicht nur sehen, sondern auch verkünden und jede heimliche Abneigung unliebsam verraten wollten! Ihre Meinungsänderung ist nur Höflichkeit, Schicklichkeit, Klugheit. So ist mancher Brittenfeind in Frankreich zum Brittenfreunde und mancher Franzosenfeind in England zum Franzosenfreunde geworden; in Rußland geschah dasselbe. Es stände uns als Bürgern eines großen Staates schlecht an, über diese Wandlung erstaunt zu sein und sie anders denn wie eine Selbstverständlichkeit anzusehen.

Bei vielen, vielen andern von unsern Feinden, bei den meisten enthüllt der Meinungswechsel nur die Niedrigkeit ihrer Natur, die Gemeinheit ihrer Empfindung oder die Seichtigkeit ihres Denkens. Sie ändern Ansichten, wie die Wetterfahne die Richtung; sie schmähen, was sie nie kennen gelernt, nie wirklich geliebt haben, oder sie begeifern heute, was sie gestern zwar gelobt, doch nur wie Götzen gelobt haben, und gar nur wie Mammongötzen. Dies alles tun sie, ohne zu bemerken, wie sehr sie sich dadurch selbst schmähen, begeifern, betrügen. Solche Fälle kennt man aus dem Lager der Engländer, Franzosen, Russen und auch der Neutralen. Wir müssen sie verachten.

Alle diese Arten vom Wandel der Meinungen unter dem Einflusse des Krieges zeigen uns in mehr oder weniger würdevoller, redlicher, ergriffener, wahrer, gewöhnlicher Weise zwar die Gassenwahrheit von der Unfreiheit unseres menschlichen Daseins, die Gebundenheit selbst unseres Geistes; sie zeigen uns aber auch die Möglichkeit, den grausamen Zwang der Umstände zu adeln durch die Form, womit wir ihn erleiden und benutzen. Unmöglich ist es jedem ehrlichen, wahrhaftigen, gesunden Menschen, gegen die Not seines Vaterlandes stumm und kalt zu bleiben und in einer Zeit, wo die Stärke in der Parteilichkeit liegt, die schicksalsvollen Geschehnisse des Tages unparteilich zu bewerten, es hieße, um mit dem Herausgeber des „Hochlandes“ zu reden, absolute Gedankenlosigkeit verlangen. Je edler, je stolzer der Mensch ist, desto heißer werden an seinem Herzen alle Wunden

brennen, worunter der große Körper seines Volkes erschauert. Seine Meinung über den Bringer dieser Not vermag ins Wanken zu kommen, seine frühere Liebe zu ihm vermag in Haß umzuschlagen und in ungerechtes Urteil auszuarten — hängt doch das alles von den Umständen ab!

Doch er kann seinem vaterländischen Empfinden und Wirken einen vornehmen Ausdruck geben, denn dies wird nur von seinem Willen und dem Adel seiner Gesinnung bedingt. Gaston Paris tat es, als er während des letzten deutsch-französischen Krieges im belagerten Paris seine Vorlesungen mit der stolzen Erklärung begann, daß er es unwürdig finde, den Lehrstuhl zu einer Tribüne und Wissenschaften, die nur der Erforschung der Wahrheit dienen sollten, zu politischen Zwecken zu mißbrauchen. Männer dieses Adels schweigen jetzt in Frankreich oder sie trauern wie Romain Rolland über versunkene Ideale und beschwören wehklagend den ritterlichen Geist ihrer Rasse. Viele gehören zu denen, für die es geschmacklos ist, dem Bundesfreunde ungefällig und den Landsleuten anstößig zu sein. Die Mehrzahl aber setzt sich aus den Elenden zusammen, denen alles, was sie befehden, zum Kote wird. Das Frankreich von 1870 war größer in der Niederlage, als es das Frankreich von 1915 im Widerstande ist. Fruchtbar ist nur eine Kraft, die mit sittlicher Gerechtigkeit oder sittlicher Schönheit verschmolzen ist. Bedeutend ist nur der Mensch, der die harte Notwendigkeit seiner Ichsucht durch die Form, womit er sie befriedigt, zu rechtfertigen oder zu veredeln vermag. Am einflußreichsten, am größten und mächtigsten wirkt nur ein Volk, das von solchen Menschen recht viele besitzt.

Firmin Coar.



VIII.

Brief aus Holland.

In dieser ernsten Zeit ist es ein tröstlicher Gedanke für den Freund der Wahrheit, daß sie je länger je mehr siegreich zum Durchbruche kommt und eine gründliche Scheidung zwischen den guten und bösen Geistern vorbereitet. Die große Antipathie gegen die Deutschen in unserem Lande wegen der vermeintlichen Verletzung der belgischen Neutralität und der furchtbar aufgebauschten Greuel tritt mehr in den Hintergrund und weicht der allgemeinen Entrüstung über den schnöden Treu- und Vertragsbruch Italiens. Man kommt jetzt zur Erkenntnis, daß die Feinde unserer Religion, sowie die Freimaurer die eigentlichen Führer der Ententemächte sind, und daß der Weltkrieg in einen wirklichen Religionskrieg entartet ist, worin die Deutschen und Österreicher die ererbten Rechte der Religion verteidigen und die Bannerträger des christlichen Glaubens geworden sind. Es zeugte von einer traurigen Verblendung in manchen katholischen Kreisen geistlichen und weltlichen Standes, daß sie beim Ausbruche des Weltbrandes die treibenden Kräfte nicht erkannten, sogar die unserer Kirche drohenden Gefahren unterschätzten. Man dachte nicht an den Osten und an das Heilige Land. Der bedrängten Glaubensbrüder in Galizien und Polen, die einen wahren Märtyrertod erlitten, erinnerte man sich erst in elfter Stunde. Nur das Elend der Belgier erfüllt ihr Herz und erzeugte bei vielen eine Gefühlspolitik, die mitunter in eine grenzenlose Antipathie gegen die Deutschen ausartete.

Die ruchlose Tat der italienischen Regierung, die dem dreißigjährigen Bundesgenossen in den Rücken fällt und keine Rücksicht nimmt auf den heiligen Vater, hat manchen zur Besinnung gebracht. Jetzt wird ihm klar und deutlich das

eigentliche Ziel der Ententemächte; jetzt begreift er die Gefahren, die dem Vatikan drohen. Das Eingreifen Italiens in den Weltkrieg ist ein Triumph für England und Frankreich, die endlich genügenden Lohn für ihre Silberlinge erhalten; aber andererseits ein bitterer Schlag für die treuen Katholiken Frankreichs, die nicht hypnotisiert sind durch einen falschen Nationalismus. In ihrem Herzen trauern sie über die schrecklichen Bedrängnisse des heiligen Vaters, der ein Opfer geworden ist ihrer freimaurerischen Mitbürger. Welch eine Ironie des Schicksals!

Kürzlich machte ein Vertreter der „Vossischen Zeitung" in Berlin einen Besuch bei unserm Erzbischofe in Utrecht, um dessen Urteil zu vernehmen über den Weltkrieg. Ohne die ihm in seiner Lage geziemende Neutralität zu verletzen, äußerte sich der hochwürdigste Herr in sehr anerkennender Weise über die Haltung der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Er lobte ihre unvergleichliche Tapferkeit und ihre glühende Vaterlandsliebe. Er war auch voll des Lobes über die deutsche Regierung und hegte keine Sorge für die Zukunft unseres Vaterlandes bei dem Friedensschluß. Solche ehrenden Worte aus dem Munde unseres höchsten geistlichen Würdenträgers werden nicht ermangeln, im katholischen Volke und im Klerus eine gerechtere Stimmung über die Zentralmächte anzubahnen.

Vor einigen Tagen hat, wie schon im letzten Hefte dieser Blätter zu lesen war, die zweite Kammer mit 82 gegen 10 Stimmen die Anstellung eines Gesandten beim heiligen Stuhle angenommen. In der Tat ein höchst erfreuliches Ereignis für die holländischen Katholiken in dieser schweren Zeit. Unser Ministerpräsident empfahl die Annahme mit den denkwürdigen Worten: Die Natur der Gesandtschaft wird allein dadurch bestimmt, daß man im Papste eine bedeutende, internationale, politische Macht erblickt. Es gibt kein gewichtigeres politisches Zentrum, das im Interesse des Friedens Einfluß ausüben kann, als gerade den Vatikan. Wir müssen damit zusammenarbeiten, und deßhalb ist die



Gesandtschaft nötig. Das sind treffliche Worte aus dem Munde eines protestantischen Ministers, die unseren aufrichtigsten Dank verdienen.

Man macht sich in vielen Kreisen Sorge um die Zukunft Belgiens und zerbricht sich den Kopf über die Entscheidung, welche die zukünftigen Friedensunterhandlungen zeitigen werden. Die Hoffnung der Belgier, daß die Zentralmächte durch die Wucht der vielen Feinde niedergerungen werden, fängt an zu schwinden und bleibt einstweilen noch ein frommer Wunsch. Manche befürchten mit einem gewissen Schrecken die mögliche Annexion eines Teiles ihres Vaterlandes. Im Interesse eines dauernden Friedens wäre es zu wünschen, daß die Sieger die nötige Nachsicht walten ließen, soweit die erforderliche Sicherheit ihrer Grenzen es gestatten dürfte. Dieser Tage verlautete gerüchtweise, daß ein Teil des jetzigen Ministeriums abtreten werde. Sollten in Wirklichkeit Friedensunterhandlungen eingeleitet werden — was der liebe Gott endlich geben möge —, dann empfangen die Zügel der Regierung wohl andere Männer, die nicht an das Programm ihrer Vorgänger gebunden sind.

Werden dereinst einmal die Akten über diesen Krieg und das sich darauf beziehende Verhalten der jetzigen Regierung bekannt, dann kann man gewiß sein, daß ihre Politik vor aller Welt eine scharfe Verurteilung treffen wird. Die Verletzung der Neutralität, die eine Waffe gegen Deutschland sein sollte, wird gebucht werden auf ihr Schuldkonto; denn die Übereinkunft des belgischen Generalstabs mit England unter Mitwissen Frankreichs, sowie die ernste Warnung des eigenen Gesandten in Berlin reden eine solch deutliche Sprache, daß eine Leugnung oder Vertuschung unmöglich ist. Tatsächlich übt die Loge in Belgien noch einen gewaltigen Druck aus, zumal sie gefesselt ist an die Großloge in Paris. Daraus erklärt sich auch die traurige Erscheinung, daß die Regierung im katholischen Belgien machtlos war, den Freimaurern die Errichtung eines Ferrerdenkmals in Brüssel zu verbieten, das jetzt endlich durch die „Barbaren“ entfernt ist. Das



Empfinden der belgischen Katholiken mußte doch schwer verletzt werden beim Ausbruch des Krieges durch die Aufnahme eines Sozialdemokraten in ein Ministerium, das sich katholisch nennt. Wer hätte es jemals für möglich gehalten, daß eine katholische Regierung sich umgarnen ließ durch die kirchenfeindlichen Mächte in Frankreich und Rußland. Sie wird jetzt sogar gegen ihren Willen genötigt, ihr Knie zu beugen vor den italienischen Freimaurern und Kirchenfeinden. Welch ein Bild! J. W. B.

IX.

Rundschau.

28. Juni.

In der ganzen gesitteten Welt — freilich, wie weit ist sie noch gesittet zu nennen? — wird man heute mit tiefer Wehmut der entsetzlichen Katastrophe gedenken, welche vor nunmehr einem Jahre über das altehrwürdige Haus Habsburg hereingebrochen ist. Die grausame Hinmordung des österreichischen Thronfolgers und seiner edlen ihm in des Wortes wahrstem und schönstem Sinne bis in den Tod getreuen Gemahlin bedeutete gewissermaßen den Ausbruch des lange zurückgehaltenen Erdbebens, unter dem der ganze Erdenrund seither erzittert, dessen am schwersten heimgesuchtes Zentrum unser Europa ist. Aus dem bald ein langes, banges Jahr ausfüllenden Ringen ums Dasein hebt sich klar und leuchtend die Gestalt des vorschauenden Erzherzogs Franz Ferdinand hervor, der mit weitem Blick die drohende Gefahr erfaßte und darnach sein ganzes Können und Streben für das Wohl seines Vaterlandes eingesetzt hat. Die Völker Österreich-Ungarns haben in den schweren Zeiten der Not dankbar erkennen müssen, was der bestgehaßte Mann ihrer Erbfeinde ihnen war und ihnen hatte werden wollen. Weil er gefürchtet war, deshalb mußte er fallen. Die Liebe zu seinen Völkern aber wird nicht mit seinem Opfertode für



das Vaterland ein Ende erreicht haben, Österreich-Ungarn wird an ihm, der auch in treuer Betätigung eines echt katholischen Lebens allen ein leuchtendes Vorbild gewesen war, gewiß am Throne der Gerechtigkeit einen unermüdlichen Fürbitter haben. Gott schütze Österreich, dessen ungeschmälerter Fortbestand als Großmacht eine Notwendigkeit ist nicht nur für Europa, sondern auch für die katholische Kirche! Er tröste aber auch die armen Waisen, die in einer einzigen schweren Stunde ihr Alles verloren haben. Wie viele schuldlose Kinder jene niederträchtige Mordtat in Serajewo zu Waisen gemacht, welches unsagbare Elend ihre Folge war — der Gedanke, daß die Männer, welche die Urheber solchen Unglücks sind, ihr verbrecherisches Treiben einmal vor dem Richterstuhle Gottes zu verantworten haben, macht einen erschaudern.

Mächtiger als je sind heute die Gegensätze ausgeprägt und wie Flammenzeichen am blitzdurchzuckten Firmament zu sehen: auf der einen Seite die Kinder der Welt in ihrem verblendeten Tun und Lassen, auf der anderen ein glühender Friedensfürst, den die Vorsehung nach dem Tode des großen in seiner Bedeutung für die Kirche noch lange nicht gewürdigten Pius X. zur Leitung des schwerbedrängten und gefährdeten Schiffleins Petri berufen hat. Mit eindringlichen Worten hat er sich an die Christenheit gewendet, sie zum Gebete um Frieden auffordernd, mit Zähigkeit hält er fest an dem Streben Friede zu stiften zwischen den streitenden Völkern oder wenigstens das Loos der Verwundeten und Gefangenen zu mildern. Ebenso aber auch erhebt er, wenn er es für seine Pflicht hält, unerschrocken den Gefahren ins Auge sehend, die ihn persönlich bedrohen, seine warnende Stimme für Wahrheit und Recht, unbekümmert, ob die Mahnung den Machthabern gefällt oder nicht. Hat er schon den heuchlerischen Amerikanern mit ihrem frommen Augenaufschlag, der ihr Handeln nur in um so abschreckenderem Bilde erscheinen läßt, zu verstehen gegeben, daß die Lieferung von Munition durch Neutrale an kriegführende Staaten nicht dem

Friedensgedanken entspreche, so hat er neuerdings dem Mitarbeiter der Pariser Liberté, den er in seiner fast allzu großen Güte empfangen hatte, zu verstehen gegeben, daß sein klarer Blick durch Lügen und Falschberichte nicht getrübt werden konnte.

Die Lage des heiligen Vaters ist, seitdem das von allen guten Geistern verlassene Königreich Italien sich, va banque spielend, in den ihm auf alle Fälle verderblichen Krieg gestürzt hat, eine so schwierige geworden, daß uns Katholiken die größte Sorge um das Oberhaupt der Kirche erfüllen muß. Möge aber geschehen, was wolle, eines hat sich unabweisbar gezeigt, daß die durch den Kirchenraub der piomontesischen Politikaster unter gütiger Mitwirkung und stillschweigender Duldung kurzsichtiger Dritter in Rom geschaffenen Verhältnisse unhaltbar sind und eine Änderung erfahren müssen zugleich mit der allgemeinen Neuordnung nach dem Kriege.

Noch ist freilich ein baldiges Ende des blutigen Ringens nicht abzusehen trotz der herrlichen Siege unserer verbündeten Armeen in Galizien, das nun nach zehnmonatlichem Leiden und unsäglichen Opfern demnächst von den russischen Peinigern und Mordbrennern hoffentlich für immer befreit sein wird. Möge es den vereinten Anstrengungen der unvergleichlich tapfern Heere unter ihrer glänzenden Führung gelingen, den russischen Koloß ins Wanken zu bringen — dann wird auch die Abrechnung mit Italien mit Gottes Hilfe nicht allzu lange auf sich warten lassen. Moralisch besiegt ist das Land ja bereits heute, das wird am besten dadurch bewiesen, daß die jüngst durch die Presse laufende an sich unglaublich lautende Nachricht, Italien wolle sich jetzt mit den von ihm noch gestern mit stolzer Handbewegung zurückgewiesenen „Entschädigungen“ zufrieden geben und auf weiteren Krieg mit Österreich-Ungarn verzichten, vielfach als nicht unglaublich angesehen wurde. Sacro egoismo, wo führst du hin?

X.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

I.

Unter dem Druck der Vorherrschaft des Unglaubens sind wir im hochgepriesenen Zeitalter der liberalen, besser gesagt der verkehrten Weltanschauung, bereits weit über die fröhliche Zeit des Frühlings und der Flitterwochen hinausgeschritten. Wenn jetzt zum Erstaunen der Welt der Wahnsinn wahre Triumphe feiert und das frühere Wohlbehagen sich in jämmerliches Unbehagen verwandelt, darf niemand daran Wunder nehmen. Einer Aussaat des Unheils und des Todes können nur bittere Früchte entsprießen.

So eine Schierlingsfrucht giftschwellenden Unheils ist jetzt mit dem nichtswürdigen Treubruch Italiens zwischen den Kämpfern des Weltkrieges niedergefallen. Damit hat sich, so verrückt und verrucht der Absturz des Logenkönigreichs ins Lager des Blockes der Linken auch erscheinen mag, die Situation wesentlich geklärt. Jetzt erst wird der große Frevel des blutigsten und grausamsten aller Kriege nach seiner vollen Bedeutung gewürdigt werden können. Hatten schon bisher alle Fanfarenbläser der Entente auf geheimes Kommando den raubtiermäßigen Überfall ihrer längst abgekarteten Verschwörung gegen den Weltfrieden und gegen das Gut und Blut der Nationen wie eine menschenfreundliche Heldentat gepriesen, jetzt wird der tobsüchtige Wettkampf um die Interessen der geheiligten Selbstsucht erst recht



als ein Kulturkrieg mit Blumenstreuen und Fahnenschwenken in die strahlende Wirklichkeit treten. Mehr und mehr kommt das dunkle Geheimnis an den Tag, welches grauenerregend, schrecklicher als der Krieg selbst, hinter den Ereignissen steht. Stärker als die Großmächte selbst arbeitet über und zwischen denselben unter dem weltbeherrschenden Einfluß der Börse und Presse der in den geheimen Gesellschaften organisierte Unglaube am Webstuhl der Geschichte.

Kein Wunder, daß selbst nach zehn Monaten des Krieges noch niemand wagen darf, das süße Wort des heißersehnten Friedens, um welchen auf Geheiß des hl. Vaters mehrere hundert Millionen Christen jammerschreiend beten, auch nur auszusprechen. Die Männer der geheimen Weltverschwörung, welche wie Genossen eines Aktienunternehmens mit grimmiger Entschlossenheit solidarisch hinter dem Kriegstheater stehen, wissen, was sie wollen. Ein ungeheurer Einsatz steht bei dem unlautern Wettbewerb dieses Krieges auf dem Spiel, es handelt sich um das Monopol der Weltherrschaft des Geldes, um die Milliarden der Vergangenheit und Zukunft, die zur Zeit im Feuer stehen. Dabei halten sich die beiden Großmächte Börse und Loge wie ein unzertrennliches Zwillingspaar in innigster Wahlverwandtschaft umschlungen.

Der jetzige Krieg ist ja so recht eigentlich ein Krieg der Börse und der Loge; er ist als ein riesiges Geschäftsunternehmen hervorgegangen aus dem System der Korruption, welches unter dem falschen Aushängeschild der weltbürgerlichen Humanität die ganze Welt mit der schwindelhaften Reklame der modern liberalen Ideen wie mit einem Fangnetz übersponnen hat.

Der exzessive, von Recht und Gewissen gänzlich absehende Kapitalismus bedarf für seine gottlose und menschenfeindliche Praxis eine ebenso gottlose Theorie. Diese besorgt ihm seine gleichgeartete und blutsverwandte Schwester, die Loge. Diese Theorie trägt — das darf trotz Kant mit Recht behauptet werden — weil sie durch und durch undeutsch und widerchristlich ist, nicht die Ursprungsmarke: made in Germany.



Man kennt diese Doktrin und den obersten Grundsatz ihrer unduldsamen Skepsis, wonach es wissenschaftlich feststehen soll, daß es unmöglich sei für das vernünftige Denken, einen persönlichen Gott zu erkennen. Daran darf für keinen Fall gerüttelt werden, diesem Dogma der unlogischen Logenweisheit gegenüber gibt es selbst für die Freidenker keine Freiheit des Denkens. In diesem Urprinzip der Verneinung jeglicher Wahrheit deckt sich die moderne Wissenschaft vollständig mit den innersten Gedanken und Tendenzen der Loge aus sehr begreiflichen praktischen Erwägungen. Ein Gott, der mehr ist als ein bloßer Begriff und auch fürs Leben etwas zu bedeuten hat, ist schlechterdings nicht zu brauchen für die praktische Betätigung jener Ziele, welche, fußend auf der Börse, die Loge verfolgt. Allenfalls könnte man mit Rücksicht auf die Masse derjenigen, die sich ans gänzlich gottlose Denken nicht gewöhnen wollen, einen Gott sich gefallen lassen, der ganz ins freie Belieben des kategorischen Imperativs gestellt ist. Dieser kann je nach Bedarf entweder gänzlich unsichtbar bleiben und verschwinden, als wäre er zu Gefallen derer, die keinen Gott brauchen können, überhaupt nicht vorhanden, oder er kann, wie es gerade die Verhältnisse verlangen, entweder mit einem prunkenden Königsmantel oder im Spottgewand eines Harlekins aus der Denkmechanik hervortreten. Für jeden Fall muß dieser Gott des wissenschaftlich freien Beliebens ein bloßer Popanz sein zur Täuschung derer, die nicht alle werden. Mit einem also abgeblaßten Gottesbewußtsein können alle Begriffe von Wahrheit und Gerechtigkeit, von Ehre und Gewissen, in ein sinnverwirrendes Spiel mit leeren Worten verwandelt werden, das ganze Christentum kann so mit seinen göttlichen Lehren und Tatsachen in eine ausgehöhlte Hülse ohne Kern, in ein System von Illusionen umgestempelt werden. Je mehr auf geistigem Gebiet alles objektiv Gegebene entwertet und in ein klägliches Nichts aufgelöst wird, um so mehr wird es möglich sein, im Bereich der materiell greifbaren Dinge die

realen Interessen fest ins Auge zu fassen und in der Hand zu behalten.

Dazu ist niemand mehr befähigt und berufen als die geschäftstüchtigen Meister, welche sich darauf verstehen, mit Schurzfell, Hammer und Kelle den Kulturtempel einer neuen Zeit, frei von Thronen und Altären, zu bauen.

Hat die Weltherrschaft bisher demjenigen gehört, von dem die Bibel sagt, daß er über allen Fürsten seine Macht ausübt, in Zukunft wird dieser Ehrenplatz über allen Fürsten und Königen den Oligarchen des Geldes und der Loge gehören. Neben dem goldenen Kalb braucht es weder Thron noch Altar. Der Unglaube braucht sich nur zu organisieren, um nach den vortrefflichen Winken und Weisungen der Philosophie die Pläne seiner zielbewußten Gottlosigkeit ins Werk zu setzen.

Zunächst haben die praktischen Engländer erkannt, daß die Zeit günstig sei, für ihre von den christlichen Grundsätzen abweichenden Kulturbestrebungen neue Wege einzuschlagen. Die Doktrin der Freimaurerei hätte für ihre Krämerpolitik nicht passender sein können, wenn sie eigens für sie erfunden worden wäre. Darum waren sie auch die ersten, welche vor 200 Jahren, im Jahre 1717, die erste Loge gründeten. In der Tat hat die Doktrin und Praxis der Loge gerade ihnen im Lauf der Jahrhunderte zur Förderung ihrer weltpolitischen Interessen ganz hervorragende Dienste geleistet. Durch sie sind die Meister vom Stuhl in England über den Kopf des Königs hinweg Herren der Lage geworden; entsprechend jener Bedeutungslosigkeit, zu welcher die Deisten ihren Gott ins Austragsstübchen absoluter Ruhe verwiesen, weil sich unter seiner Vorsehung und Mitwirkung das Geschäft der Weltregierung zu wenig rentiert haben würde, haben sie sich in ihrer Verfassung ein Marionettenkönigtum geschaffen, dessen Figur sich wie auf einem Schachbrett nach dem Willen des Parlamentes und seiner Hintermänner beliebig rechts und links drehen läßt. Natürlich — ein König mit christlichen Grundsätzen hätte nicht den geldlüsternen

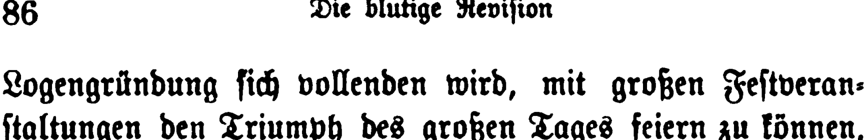


Größen des Parlamentes die Beraubung der Klöster und die Enteignung der Irländer gestatten können, ebensowenig hätte er den Gewaltigen der Industrie und des Handels die Freiheit lassen können, Jahrhunderte lang einen schändlichen Sklavenhandel zu treiben und wegen des Opiumhandels mit fremden Völkern Krieg anzufangen. Also fort mit einem solchen König. Er paßt nicht zum christlichen Gottesgedanken! Hoch das parlamentarische System! Mit oder ohne König eignet sich dieses vorzüglich für die gewissenlosen Oligarchen und versteckten Geheimfürsten des Geldes und der Loge, um jede lebendige Verbindung zwischen Volk und König gaunermäßig zu zerreißen und beide, den Herrscher und die Untertanen, kalt zu stellen. Mag der König immerhin glauben, er habe noch etwas zu bedeuten und das Volk der Meinung sein, als habe es auch etwas zu sagen — es läßt sich dafür sorgen, daß die Götter des Geldes und die Häupter der Loge die eigentlichen Herren im Lande sind Und auch die Herren der Welt.

Weitumher in allen Weltteilen ist den Herren Engländern die Diebssprache der liberalen Logendoktrin sehr zu statten gekommen; daß England so mächtig werden konnte, hat es großenteils der Propaganda der liberalen Grundsätze und Ideen zu verdanken und den Freimaurerlogen, welche dessen Macht und Größe nicht besser hätten fördern können, wenn sie eigens als geheime Geschäftsagenturen für die Interessen Englands gegründet worden wären. Das große Ziel der Loge, ganz Europa durch Untergrabung der christlich monarchischen Idee zu republikanisieren, mußte für jeden Fall jenem Lande am meisten zu gute kommen, welches über die größten Geldsäcke verfügt; damit mußte ihm von selbst außer der Herrschaft über die Meere auch die Herrschaft über alle Länder und Völker zufallen.

Ob es bald soweit kommen wird? Der große Geheimbund der Brüder des Schurzfells wünscht es und hofft es. Er denkt bereits daran, nach Umlauf einiger Jahre, wenn im Jahre 1917 das zweite Säkulum der ersten englischen





Logengründung sich vollenden wird, mit großen Festveranstaltungen den Triumph des großen Tages feiern zu können, an welchem neben dem inthronisierten Geldsack alle Throne und Altäre stürzen werden.

Leider hat zur Zeit der Krieg durch seinen bisherigen Verlauf die Zirkel der geheimbündlerischen Machenschaften mehr gestört als gefördert; nicht ohne Grund fühlt sich mit den Häuptern der Regierung in London und Paris die Loge selbst durch die wuchtigen Schwertschläge der Zentralmächte wie eine auf den Schwanz getretene Natter bedroht. Sehr begreiflich — die erlauchten Baumeister des Kulturtempels der Zukunft haben nicht umsonst ihre Werkstätten unweit der großen Banken von Frankreich und England aufgeschlagen — dort wo die Blätter der Logen- und Börsenreklame mit dem Mut der Verzweiflung arbeiten, damit den Mächten der Finsternis der arglistig erschlichene Kredit nicht schwinden möge, den sie jetzt mehr als jemals nötig haben. Sind doch die vorher gefüllten Milliardenbehälter durch den ungeheuren Kriegsaufwand bereits schlaff und locker geworden, so daß nicht mehr viel fehlt, bis sie gänzlich leer in sich zusammensinken. Zudem erhebt sich die öffentliche Meinung mit jedem Tage mehr wie ein drohendes Ungeheuer, um ihre bisher so splendiden Brodherrn und Auftraggeber zähnefletschend zu verschlingen. Schon ist es soweit, daß man mit dem Ruf der Verzweiflung: Acheronta movebo! sich gezwungen sieht, Coalitionsministerien zu berufen. Soll wirklich die Weltgeschichte sich einmal den traurigen Scherz gestatten, daß die ganze Gesellschaft dieser zweifelhaften Ehrenmänner mit allen ihren großen Menschheitsidealen pleite geht?

Das darf auf keinen Fall geschehen. Hilf was helfen kann. Nur ein groß angelegter Schwindel, ein Bluff stärksten Kalibers, wirksamer als die russische Dampfwalze und das Dardanellenfeuerwerk, bietet Hoffnung, die Lage zu retten.

Glücklicherweise befindet sich auch in Rom nicht weit vom Vatikan ein Tempel der aufgehenden Sonne; unter



englischer Protektion und ganz nach englischem Muster vegetiert dort ein sogenannter König von Schurzfells Gnaden mit einem Parlament und einer Regierung, die weder für das Geld noch für die großen Freiheitsideale der Neuzeit unzugänglich sind. Noch glüht in den Söhnen und Enkeln Garibaldis die Begeisterung für die Größe und Einheit Italiens. Ist etwa ihr großes Werk schon vollendet? Nein! Italien muß größer sein! Es lebe der Panlatinismus!

So schreit jetzt die ganze von England und Frankreich bezahlte und inspirierte Canaille der Brüder in Mailand und Rom; sie glauben, das Lied der national-patriotischen Einheit Italiens zu singen, und merken nicht, daß England mit allen bösen Geistern der Loge lachend hinter ihnen steht und mit Goldesklang den Takt dazu gibt. In Wahrheit singen sie als englische Söldner nicht das Lied der Auferstehung, sondern das Grablied der Einheit Italiens. Die Glückwunschtelegramme, mit welchen die beiden Pseudokönige von Rom und London als Protektoren der Loge und ihrer Menschheitsideale sich begrüßen, ändern daran nichts.

Italia unita! Ja wenn die Einheit eines Volkes in einer bloß äußerlichen Zusammenfassung der verschiedenen Provinzen eines Sprachgebietes bestünde! Genau besehen ist Italien selbst zur Zeit der erbitterten Kämpfe zwischen Ghibellinen und Welfen innerlich nicht so zerrissen gewesen als eben jetzt, wo ihm die Loge durch künstliche Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften ihren vergifteten Dolch ins Herz gestoßen hat. Wo die Loge herrscht, da ist es für immer vorbei mit allen Voraussetzungen, die für den Frieden und die Einheit, für die Freiheit und Wohlfahrt eines Volkes unentbehrlich sind. Wo der Unglaube das Szepter führt, da herrschen mit ihrer tyrannischen Herrschsucht und Selbstsucht die Götter der Zwietracht. Da wohnen in ein und demselben Lande zwei ganz verschiedene Völker, das Volk der Betrüger sitzt schlimmer als ein ins Land eingedrungener Eroberer wie ein Fremdkörper den Betrogenen auf dem Nacken, so süß und einschmeichelnd auch die

Liebesbeteuerungen seiner heuchlerischen Freundschaft lauten mögen. Unter den Wenigen mit gefüllter Börse, die sich das Volk nennen, während sie dessen Vampyre sind, seufzen Millionen, die arm an Beutel und krank am Herzen sind. Wie leicht ist es überall dort, wo bei einem Volke gleich einer Todeswunde ein Riß geistiger Entfremdung durch dessen Reihen geht, die Wasser der öffentlichen Meinung derart zu trüben, daß jeder Schurkenstreich gelingen muß, der zu seinem Unheil geplant und unternommen wird? Was könnte auch dagegen als Hindernis entgegenstehen? Die Struktur der Staatsverfassung, das parlamentarische System, welches für den Zweck, ein Volk zu verderben, nicht bessere Dienste leisten könnte, auch wenn's eigens dazu ersonnen worden wäre? Die demokratische Monarchie nach englischem Muster? Sie ist ganz zugunsten der Loge nichts weiter als ein Schatten und wird unbedenklich das Volk, wenn es in Gefahr ist, ohne jeden Schutz dem Verderben preisgeben, wird im Wahnglauben, Krone und Szepter zu retten, den Dolchrittern Garibaldi's nachlaufen. Aber das Volk? Gar wenn es seiner Mehrheit nach noch nicht verdorben ist? Auch dagegen läßt sich helfen. Wozu gibt es religionslose Schulen und freidenkerische Lehrer, wenn nicht dazu, taugliche Werkzeuge zu bilden für die geheime Weltverschwörung gegen Thron und Altar? Und gibt es nicht auch Geld in Hülle und Fülle? Wenn es sich darum handelt, als Symbol der Alleinherrschaft des Geldes gleich einer anbetungswürdigen Gottheit einen Geldsack auf den Altar und Thron des goldenen Kalbes zu stellen, dann dürfen die Millionen und Milliarden nicht gespart werden. Die werden sicher ihre Schuldigkeit tun bei allen denen, die das Unglück haben, ihre Besoldung entweder als Staatsangestellte oder als Lohnsklaven der Industrie und des Handels von den Gönnern und Freunden der Loge empfangen zu müssen.

So kann es für keinen Fall fehlen, wenn der Tag der großen Entscheidung kommen wird. Es gibt Leute genug, die schulmäßig und planmäßig dressiert sind für's charakter-

lose Denken und für's gewissenlose Handeln; auch der Pöbel mit den süßen Kindern der Straße wird gegen Bezahlung gute Dienste leisten können und sehr willkommen sein.

Gemäß der lang vorbereiteten Mobilmachung ist der Tag zum Losschlagen und zur Kriegserklärung wirklich gekommen. Bereits am 20. September 1914, genau 50 Jahre nachdem Pius IX. der Welt im sogenannten Syllabus den Spiegel ihrer Falschheit vorgehalten, erging sich ein geheimes Zirkular der Mailänder Loge in schwulstigen Redensarten von zwei einander widerstreitenden Zivilisationen, die jetzt blutig im Kampfe liegen. Verschämt und vorsichtig sprach es von der Pflicht der Brüder, bei der Parteinahme für die Kämpfenden schweigend das Opfer der entgegengesetzten Überzeugung zu bringen und demgemäß die Deutschen als Barbaren zu verhöhnen, England und Frankreich aber als die Bannerträger der Freiheit und Kultur über alles zu preisen. Auch vom Sturz der Weltherrschaft des Papstes war die Rede bei diesen seltsamen Aposteln der Einheit Italiens, wohl deshalb, weil sie nicht zu erkennen vermochten, daß die Vernichtung des Papsttums gleichbedeutend sei mit einem Stoß ins Herz der Einheit Italiens.

Dem Programm vom 20. September 1914 entsprach der 20. Mai 1915. An diesem Tage hat die konzentrierte und durch die Loge organisierte Perversität aller Geister der Verneinung in Gabriele Annunzio und Salandra einen bisher unübertroffenen Rekord bewußter Lügenhaftigkeit geleistet. Was in der Pfingstwoche 1915 in Rom geschehen ist, war eine himmelschreiende Sünde gegen den hl. Geist, ein Faustschlag ins Angesicht der Wahrheit, wie ebenso schamlos und frech kaum jemals ein solcher verübt worden ist. Um der Besonnenheit jedes Wort einer vernünftigen Entgegnung abzuschneiden, wurde im Rausch einer künstlich hervorgerufenen Betäubung mit Eilzugsgeschwindigkeit das Volk dem Schreckensregiment einer unumschränkten Militärdiktatur überliefert. Durch die gesamte Ferrerpresse klang gleich dem Geheul eines besessenen Ungeheuers mit lautem



Jubel der Ruf durch die Welt: Italia irredenta! Intervention!

Ist nicht auch diese Parole eine offenbare Lüge, mit der jetzt das unglückliche Volk, vergewaltigt und betrogen von denen, die es hätten schützen und führen sollen, an die Grenze getrieben wird? Das unerlöste Italien ist ganz anderswo zu suchen als nördlich vom Po.

Gut, daß die Zentralmächte durch das Kriegsgeschrei der Interventionisten endlich gezwungen sind, ein Prinzip aufzugeben, das zur Wahrung der internationalen Gerechtigkeit längst hätte verworfen werden sollen.

Merkwürdig genug haben die Heuchler der nationalen Größe und Einheit und die Meuchler der internationalen Gerechtigkeit eben dort die Parole der Intervention als Kriegsgeschrei auf die rote Fahne geschrieben, wo durch die Infamie einer durchaus würdelosen und mattherzigen Nichtintervention der Arm der Gerechtigkeit seit Menschengedenken gelähmt und gefesselt war. Wie durch einen Dolchstoß halb zum Tode getroffen saß der Statthalter Christi seit fünf Dezennien einem Gefangenen gleich auf seinem Thron und Niemand durfte es wagen, ihm diesen Dolch aus der wunden Königsbrust zu ziehen.

In schärfster Gegenüberstellung lagen während dieser Zeit das Papsttum und die Loge, das Priestertum des Glaubens und die Hierarchie des Unglaubens, im Kampfe mit einander, das eine, um das christliche Königtum zugleich mit dem Christentum zu retten, die andern, um beide zugleich zu verderben; war es dem Papst darum zu tun, den Worten ihre wahre Bedeutung wieder zu geben, so war es das Bestreben der Loge, durch eine systematische Begriffsverwirrung alles unter die Herrschaft der Lüge und Phrase zu zwingen. Dabei hat man seltsame Dinge erleben können:

Die Nötigung zur Unvernunft und zur grundsätzlichen Gottlosigkeit wurde von den despotischen Großfürsten der akademischen Geistesknechtung, die den Modernisteneid bekämpfen, Denkfreiheit genannt. Durch das unmenschliche



Dogma, auf welches die gesamte moderne Wissenschaft eingeschworen ist, daß es eine sichere Gotteserkenntnis überhaupt nicht geben könne, wurde das gesamte Menschenleben von jeder Annäherung an den persönlichen Gott ferngehalten und gegen diese Gefahr zum Teil gesetzlich geschützt. Es gab jetzt keine Autorität mehr als nur eine solche ohne Kraft, ohne Geist und ohne Leben. Dafür gab es Könige von Schurzfells Gnaden, Kreaturen der Selbstsucht und Eitelkeit, von denen man nicht weiß, ob sie mehr Mitleid oder Abscheu verdienen. Dazu Regierungen, die den Seelenmord gottloser Schulen begünstigen und keine Gefahr darin erblicken, wenn die freche Gottlosigkeit in zahlreich besuchten Versammlungen behauptet, der Gottesglaube sei ein Unglück für die Völker. Staatsverfassungen und Staatsgrundgesetze, die einer offenbaren Blasphemie gleich zu achten sind, weil sie über dem Volkswillen eine höhere Majestät nicht anerkennen. Kodifizierte Gesetzessammlungen und Rechtsbücher, in welchen die erste Tafel des Dekalogs, die Seele und der Lebensgrund aller Gerechtigkeit, gänzlich ignoriert und außer Kraft gesetzt ist. Nicht zu vergessen eine Pädagogik, welche die Bescheidenheit, die Grundlage jeder wahren Menschlichkeit, als gänzlich unbrauchbar für die Erziehung in Acht und Bann erklärt und das gesamte Bildungswesen dem Pesthauch einer unerträglichen Dünkelhaftigkeit überliefert.

Man schaudert bei dem Gedanken an die furchtbaren Mordszenen und entsetzlichen Verwüstungen des jetzigen Krieges. Weit entsetzlicher war für jeden Vernünftigen schon lange der Zustand geistigen Niederganges und moralischer Verwüstung, welcher sich unter dem Jubelgeschrei der Meister vom Stuhl und ihrer Gesellen allenthalben herausgebildet hat. Es ist unläugbare Wahrheit, was ein hervorragender Offizier der österreichischen Armee bei Ausbruch des Krieges geäußert hat: Ich habe das Empfinden, daß Gott selbst die diversen Kriegserklärungen, die seit Jahrzehnten von den Menschen an ihn ergangen sind, angenommen hat, um eine nach der andern zu erledigen. Mehr und mehr offen-



baren sich im finstern Gewölk des zur Zeit tobenden Sturmes nicht blos die innersten Gedanken menschlicher Torheit und Falschheit, sondern auch die lichtvollen Absichten der allwaltenden Weisheit und Vorsehung. Die Tatsachen führen eine zwar grausame, aber sehr verständliche Sprache. Ob der Syllabus, über den seinerzeit so viel gespottet worden ist, vielen auch heute noch lächerlich erscheint? Die hochtönenden Kulturphrasen der Loge von angeblichen Rechten der freien Bürger des souveränen Volkes hätten nicht ärger verhöhnt werden können, als es durch die lärmende Komödie der großen Staatsaktion in Rom vom 20. Mai wirklich geschehen ist. Alles, was der modernen Welt heilig ist, Parlamentarismus, Preßfreiheit, Wahlrecht und Volksabstimmung 2c. — alles Erfindungen der Neuzeit, angeblich zu dem Zweck, die Völker frei und glücklich zu machen und sie von der Tyrannei altmodischer Anschauungen zu befreien, war an diesem Tage nur Mittel und Werkzeug einer beispiellosen Vergewaltigung der Volksmehrheit und diente nur dazu, das Volk unter dem Schein konstitutioneller Formen dem Absolutismus einer schrankenlosen Schreckensherrschaft auszuliefern zum größten Unglück für das Land.

Fast scheint es, das Alles sei eben dazu von der Vorsehung zugelassen, um auch den Blindesten die Augen zu öffnen und an einem ausgesuchten Schwindel wie an einem Schulbeispiel zu zeigen, wessen die Loge und ihr Schoßkind, der Liberalismus, fähig sind, um die Völker zu betrügen und in namenloses Elend zu stürzen. Ist es doch, als hätte der Finger Gottes auf alle so hochgepriesenen Errungenschaften der Neuzeit, welche aus dem Geiste des Unglaubens und der Revolution hervorgegangen sind, auf die blendenden Firmenschilder des freien Gedankens und der absoluten Selbstsucht, wie sie von den Päpsten so oft als volksgefährlich und verbrecherisch gebrandmarkt worden sind, sein letztes Menetekel geschrieben und sie zur Erprobung ihrer Echtheit ins Glutfeuer des jetzigen Krieges gelegt.

Bisher liefen die flachen Geister der Halbbildung



hochgetragenen Hauptes durch die Straßen voll Bewunderung all der großstädtischen Herrlichkeit, wo die lebendigen Götzenbilder der Mode an den hellglänzenden Schaufenstern vorbei stolzieren des festen Glaubens, der Himmel auf Erden müsse um so mehr strahlende Wirklichkeit werden, je mehr das gesamte Menschenleben von jedem Schimmer des Gottesglaubens und der Jenseitshoffnung abgeschlossen würde. Und jetzt als Ende der glückverheißenden Götzendämmerung dieser furchtbar gähnende Abgrund! Von ihren Einwohnern verlassene Städte, zertrümmerte Paläste, Geschäftsstockung, endlose Verlustlisten und Verwundetenzüge, Kriegsbrot und Teuerung! Welch ein Mißklang in der Zukunftsmusik der liberalen Weltbeglückung! Die Posaunenstöße des nahenden Weltgerichtes könnten nicht dröhnender und drohender einschlagen in den Kulturfasching des Unglaubens als die vernichtende Todessprache der unablässig donnernden Mörser und Kanonen. Wohlgemerkt, diese Sprache ist keineswegs eine Anomalie, sie ist für die Zeit der grundsätzlichen Gottlosigkeit durchaus angemessen und normal.

Die moderne Welt, welche sich gänzlich autonom und unabhängig von Gott ihre Gesetze selber macht, hat sich mit diesem Krieg und lange vorher in aller Form Rechtens selbst zum Tod verurteilt. Durch die bis zum Götzendienst gesteigerte ausschließliche Hingabe an Geld und Genuß und an's irdische Diesseits war längst vor dem Krieg der geistige Selbstmord, die Vernichtung aller Ideale der unsterblichen Menschenseele, zum obersten Kulturprinzip erhoben; als wäre der Mensch selbst Herr über Leben und Tod, glaubte man nicht blos die noch Ungebornen ihres Rechtes zum Dasein berauben zu dürfen, man ging so weit, auch die lebenden Geschlechter in den Aushungerungsanstalten der gottlosen Schulen dem geistigen Tod zu überantworten. So waltete schon lange unter staatlicher Aufsicht und Duldung, ja selbst unter gesetzlicher Förderung und mit behördlicher Mitwirkung das Gesetz des geistigen Todes mitten im schillernden Glanz der modernen Überkultur. Läßt sich, so lang dieses unmenschliche Todes-



gesetz wie ein fressendes Geschwür die Menschheit bedroht, Gutes hoffen für die Zukunft? Dieses Gesetz, von welchem die Loge für einen künftigen Völkerfrühling zwar nicht das Heil der Völker, wohl aber den Sieg ihrer Herrschaft erwartet, ist gleich bedeutend mit der Unmöglichkeit des Friedens. Es gibt für das Ende des Krieges nur zwei Möglichkeiten, entweder Vergewaltigung und Vernichtung oder Ausgleich und Versöhnung.

Die Loge arbeitet diesseits und jenseits des Ozeans mit Haß und Lüge und mit allen Machtmitteln des Geldes fürs erstere — die Geister der Verneinung sind insgesamt der Überzeugung, daß die ziemlich gefährdete Situation für ihre Macht- und Geldgelüste nur zu retten sei, wenn noch zu rechter Zeit, ehvor sie mit ihren mehr und mehr hinschwindenden Milliarden den Kredit der betrogenen Völker verloren haben werden, die letzten Konsequenzen ihrer verlogenen Weltansicht gezogen werden. Diese Konsequenzen aber sind furchtbar.

Europa gleicht jetzt einem großen Kranken, der in schweren Fieberträumen gleichsam um die letzten Atemzüge kämpft. In der großen Frage, ob in der Förderung der menschlichen Gesamtkultur außer der Rücksicht auf materielle Interessen auch die höheren Gesichtspunkte des geistigen Lebens noch Geltung haben sollen, kämpfen wie in einer Todesagonie Leib und Seele miteinander. Die Mächte des Todes, welche wie ein Konsilium von Ärzten des Unglaubens den Sterbenden umstehen, haben es, sofern es sich um die letzten Ziele der Loge handelt, mit ihren ausschließlich der Sinnenwelt und dem irdischen Diesseits zugekehrten Tendenzen, auf nichts geringeres abgesehen, als der Seele des menschlichen Daseins, dem Gottesglauben und der Unsterblichkeitshoffnung, ohne welche eine gedeihliche Entwicklung der menschlichen Gesellschaft schlechterdings unmöglich ist, das letzte Lichtlein einer auf Gott und Ewigkeit gegründeten Hoffnung auszublasen. Was die führenden Kreise der Entente im Bunde mit der Loge im Schilde führen, ist der

Tod jeder wahren Kultur und Zivilisation. Ein Zustand geistiger Knechtschaft und materieller Mißwirtschaft ärger als der Krieg selbst, unter dem jetzt die ganze Menschheit seufzt, wäre unausbleiblich das Ende mit Schrecken, welches ein Friede im Sinne der Entente herbeiführen würde. Die Häupter der Verschwörung, die sich im Verbrechen des jetzigen Weltkrieges wie Genossen einer Räuberbande solidarisch wissen, wissen, warum sie mit Aufwendung aller Mittel des Truges und der Täuschung den Todkranken im Zustand des künstlich erzeugten Deliriums erhalten wollen. Wehe ihnen, wenn er erwachen sollte!

Aber einmal muß die Wahrheit über die Lüge triumphieren, dann wird den betrogenen Völkern der Gegensatz der wahren und falschen Menschheitsideale klar werden, dann werden sie erkennen, welches die wahren Feinde der Menschheit sind. Dann wird der göttliche Machtspruch:[1]) Scheidet euch aus aus der Mitte dieser Rotte! nicht mehr unverstanden bleiben. Nicht bloß in Deutschland und Österreich, auch im feindlichen Ausland unserer verhetzten und irregeleiteten Nachbarvölker wird dann der Sieg der christlich monarchischen Idee als eine bessere Gewähr für die Wiederkehr friedlicher Zeiten erscheinen, als wenn es der Loge gelingen sollte, die brutalen Gedanken ihrer geistlosen und gottlosen Weltherrschaft ins Werk zu setzen. Anders als durch den Sieg der Wahrheit über die Lüge werden die Völker nie wahrhaft frei und stark und einig werden.

Erst wenn allen Wölfen der Schafspelz vom Leibe fallen wird, werden Hirt und Heerde sich erkennen; dann wird man wieder reden können von glücklichen und geeinigten Völkern. Einstweilen wird wohl das Beste sein, nach dem Beispiel des hl. Vaters im Vertrauen auf die Vorsehung für die im Wettersturm vor Todesangst bebende Menschheit zu beten: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Mach, daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden!

---

1) IV. Mos. 16. 21.

Mehr zu sagen ist dem erhabenen Fürsten des Friedens zur Zeit nicht erlaubt. Aber dies eine Wort genügt — es schließt wie ein göttliches Weltfriedensprogramm alles in sich, was seine großen Vorgänger seit mehr als 50 Jahren der glaubenslosen Welt — leider umsonst — zur Warnung nahegelegt haben.

XI.
Individualismus im Altertum.

Von Josef Rüther.

(Schluß.)

Ganz im Sinne Platos denkt dessen Schüler Aristoteles weiter. Mit seinem Lehrer ist er der Ansicht, daß nur in der Allgemeinheit, im Staate, der Mensch seine sittlichen Aufgaben erfüllen könne, er sonst zum Tiere würde. Darum beziehen sich auch seine ethischen Lehren nicht wie die der unechten Sokratiker auf den Menschen als solchen, sondern auf den Menschen als Staatswesen. Es gibt für ihn keine schlimmeren Verbrechen als die gegen die Verfassung. (Vgl. das VI. Buch der Politik.)

Naturgemäß sind die Lehren der Philosophen nur wenig geeignet, die einmal vorhandene Richtung eines Volksgeistes anders zu bestimmen, wenn auch die direkte Einwirkung eines Sokrates manchen Erfolg im Einzelnen gehabt haben mag. Im großen Ganzen aber sind nicht Theorien und Lehren, sondern die Erfahrungen und Schläge, welche die Geschichte mit sich bringt, eine bessere Lehrerin und Erzieherin. Griechenland hat mit dem Ausbruch des Individualismus gegen Ende des 5. Jahrhunderts seine nationale Kraft gebrochen. Wenn auch, wie in Theben Epaminondas und Pelopidas, Männer mit großen Idealen und Hingebung an



sie auftreten, so ging es doch infolge des nun tief eingefressenen Subjektivismus, der eine allgemein gleichgerichtete Begeisterung, eine nationale Stoßkraft unmöglich machte, mit der griechischen Geschichte bergab. Bezeichnend ist auch hierfür das Paktieren mit den vorher verhaßten Persern im folgenden Jahrhundert. So reichte denn auch die Kraft der Gemeinsamkeitsidee, welche die Perserkriege einst zum siegreichen Ende geführt hatte, nicht mehr aus, um dem Zwiespalt zwischen den Staaten und innerhalb der Staaten selber, dem egoistischen Treiben der Demagogen entgegenzuwirken, obwohl noch vereinzelt patriotisch begeisterte Männer, wie Demosthenes, ihre ganze Kraft einsetzten. Die Griechen, die einst durch die freiwillige Unterordnung des individuellen Momentes unter das allgemeine, des Subjektes unter den Staat und die Religion so Großes geleistet hatten, die ein Volk von Freien gewesen waren, waren reif geworden für die Knechtschaft, die nun kam.

Auch der Überwinder hatte trotz seines anders gerichteten Lehrers Aristoteles den gekennzeichneten Geist des dekadenten Griechentums in sich aufgenommen. Seine Taten sind nicht die eines wahrhaft großen Mannes, der für eine hohe Idee kämpft, obwohl eine ursprünglich edele Veranlagung Alexanders nicht verkannt werden soll; es sind vielmehr Taten des Ehrgeizes, des Individualisten mit großer Begabung. Das Naturell des jungen Königs ist dem des Alcibiades nicht unähnlich. Herrschsucht und Ehrsucht ist es, was ihn von Land zu Lande treibt. Nicht wahres Heldentum, das aus sich selber schöpft, verklärt ihn, sondern ein aus der Ilias erborgtes, das durch grausame Lächerlichkeiten, wie vor den Toren Gazas, noch entstellt wird. Und nur der Reiz seiner frischen Jugend und sein tragisches Geschick, seine Begabung und das, was er hätte werden können, sind die sonnigen Farben im Bilde dieses jungen Welteroberers.

Weil sein Leben nicht nach Gedanken der aeternitas, sondern nur weltlichen Ruhmes geleitet war, war auch sein





Werk nicht von Dauer. Sein Weltreich verfiel, sobald ihm das Steuer aus der Hand gefallen war; das der Römer hingegen überdauerte Jahrhunderte, weil und solange es auf dem Gedanken an die Götter, an das Vaterland und den nationalen Ruhm stand. Kaum hatte der Held die Augen geschlossen, da zerstückelten seine eigenen Feldherren, vom selben Geiste eines hab- und ruhmsüchtigen Individualismus beherrscht, das Reich. Und der Geist, aus dem diese kleineren Diadochenreiche entstanden waren, lebte in ihren Herrscherhäusern und in ihrer Kultur weiter. Ihre Höfe sind die Zentren der hellenistischen Kultur, die durchaus den Charakter des Individualismus trägt. Das zeigt sich in dem persönlichen Gepräge der Kunst, vor allem der Literatur, in der „intimen“ Kunst, die fast ganz den pseudokünstlerischen Bestrebungen moderner Großstadtklubs zu entsprechen scheint; es zeigt sich im Zurücktreten der religiösen Motive im öffentlichen Leben. Der Staatsgedanke ferner wird nicht mehr durch eine Nation, nicht mehr durch eine Stadt, sondern durch ein Herrscherhaus repräsentiert; und dieses ist weniger darum bemüht, nach dauernden Ideen seinem Volke zum Segen zu werden, als vielmehr darum, den ganzen Glanz der zeitgenössischen Kultur um sich zu versammeln. Darum ist auch das Streben der Künstler, Literaten und Gebildeten nicht wie in den besten Zeiten griechischer Kultur darauf gerichtet, dem nationalen Gedanken oder dem Gedanken der Menschheit zu dienen, sie arbeiten nicht mehr für ein „κτῆμα εἰς ἀεί“, wie noch Thukydides, nicht um denkwürdige Taten als ideale Vorbilder den kommenden Geschlechtern zu vermitteln, wie Herodot, nicht um Interpreten der Götter zu sein, wie die großen Tragiker, nicht um für alte Sitte zu kämpfen, wie Aristophanes, — nein, was sie erstreben, ist der persönliche, kurzlebige Erfolg bei ihren Zeitgenossen. Darum auch der Mangel großgedachter literarischer Kunstwerke und statt dessen das gelehrte Dichtertum, dem es darauf ankommt, mit seinem Wissen zu prunken. Darum der Haß eines Kallimachus



gegen das Epos und statt dessen psychologistische Detailschilderungen oft voll vom niedrigsten Instinkt. Dieses Zeitalter ist ganz besonders psychologisch gerichtet und gefärbt, wie jede Epoche, in welcher das Individuum als solches im Mittelpunkte des Interesses steht. Und mit diesem individualistischen Zuge hängt das Sinken des nationalen Gedankens und des politischen Selbstgefühles zusammen. Protzige Rhetoren, schmeichelnde Poeten, ruhmsüchtige Gelehrte und ein vergnügungssüchtiges Publikum der sogenannten Gebildeten bezeichnen das Zeitalter, das von großen religiösen und nationalen Ideen, von allem Halte des Gemeinsamkeitsgedankens entleert ist.[1])

Dieser ganzen geistigen Verfassung entspricht auch die philosophische Theorie dieses Zeitalters. Die Sophistik lebt hier weiter in der Skepsis, zunächst der pyrrhonischen, welche keine allgemeine Wahrheit, wenigstens keine erkennbare annimmt. Beide unterscheiden sich allerdings dadurch, daß erstere, die Sophistik, die individuelle Anschauung als maßgebend hinstellt, diese Skepsis aber überhaupt nichts aussagen will und sich auf ein hochmütig gefärbtes „Ignoramus et ignorabimus“ (ἐποχή, ἀφασία) beschränkt. Während darum die Sophistik zum praktisch gefährlichen, umstürzlerischen Individualismus führen muß, ist diese gemäßigter; während jener zum Relativismus, führt diese zum Agnostizismus. Und doch sind beide Erscheinungen an sich nicht verschieden.

Während aber die Sophistik und die Skepsis insoferne Gegensätze sind, als die eine Meinung und Wahrheit gleichsetzt, die andere eine Wahrheit nicht anerkennt, führt eine jüngere Art der Skepsis zu der Ansicht, daß es auch noch zuviel sei, zu sagen, die Wahrheit sei nicht erkennbar (Anäsidemos). Danach kann jeder nur eine Beschreibung seines eigenen Innern und seiner Sinne haben. Dieses ist die

1) Über den Individualismus des Hellenismus vergl. Wendland Hellenistisch-römische Kultur. S. 19/20.



konsequenteste Form des Subjektivismus, erkenntnistheoretischer Soliphismus. Es ist das System der Blasiertheit.

Das hauptsächlichste ethische Philosophem dieser Zeit ist die Lehre Epikurs. Epikur ist Individualist, insofern ihm Philosophie nichts weiter ist als die Kunst glücklich zu leben, allerdings ist dieses Glück nicht ganz individualistisch zu nehmen. Gegner des Subjektivismus ist Epikur, insofern er ein sicheres Kriterium der Erkenntnis sucht. Aber, indem dieses in der wiederholten Sinnenaffektion gefunden wird (*πρόληψις*) und nur auf diese Weise eine *ὀρθὴ δόξα* gefunden wird, wird der Philosoph, obwohl er vor Übereilung bei der Wahrnehmung warnt, doch wieder Subjektivist. Noch mehr vielleicht tritt dieser Charakter in der Ethik Epikurs hervor. Das Ziel der Ethik ist die allerdings mehr geistig gefaßte, aber darum doch raffinierte Lust. Lust soll gegebenenfalls auch durch Leid erkauft werden. Höhere Gesichtspunkte sind demnach aus dem ganzen menschlichen Leben gestrichen. Diese Ethik ist übrigens ganz modern. Auch bei der bedeutendsten Schule dieser Zeit, die auf das Leben der Gebildeten verhältnismäßig noch den größten günstigen Einfluß ausübte, in der Stoa, findet sich ein gewisser Individualismus vertreten, insofern verlangt wird, daß man nach der Natur, nach der recta ratio, konsequent leben solle. Also ein außer dem Menschen sich offenbarendes Gesetz wird auch hier nicht aufgestellt. Aber diese Lehre erscheint doch sogleich ganz anders, wenn man bedenkt, daß hier nicht der subjektiven Meinung, sondern dem logischen Denken das Wort geredet wird, und daß darum das ethische Prinzip auch nicht als solches in den Menschen verlegt wird, sondern in die Natur, aus der es durch die konsequente Vernunft herausgelesen wird. Die Stoa schließt sich eben an Aristoteles an, und die logischen Studien innerhalb dieser Schule zeugen schon an sich von einem ernsteren und sittlicheren Geiste, als er sonst der Zeit eigen war, von einem Glauben an die Wahrheit und ihre Erkennbarkeit.

II.

Durch literarische und philosophische Vertreter des gekennzeichneten hellenistischen Geistes und schon vorher durch unmittelbare Berührung mit den großgriechischen Hellenen war Rom in Berührung mit dieser Kultur und dadurch mit ihrem Individualismus gekommen. Das römische Volk als solches, in seiner älteren Zeit, charakterisiert sich ganz anders, und so versteht sich der Haß, mit welchem der alte Kato, die Folgen des hellenistischen Geistes vorausschauend, gegen das Eindringen dieser Strömung ankämpfte. Katos Persönlichkeit gewinnt von diesem Gesichtspunkte aus eine ganz besondere Bedeutung. Im ursprünglichen römischen Volkscharakter fehlt es zwar nicht an Zügen des Individualismus. So haben wir das allmächtige Verhältnis des pater familias zu fassen, so auch zeugt in gewisser Weise der alte Kampf der Stände hiervon. Aber auch bei letzterem ist zu beachten, daß er erst fessellos wird seit dem Eindringen des griechischen Geistes. Der römische Nationalcharakter hält sich weit mehr als der altgriechische an die gemeinsamen Ideen des Vaterlandes und der Religion. Er ist Neuerungen in weit größerem Maße abhold; und der stark juristisch-formalistische Sinn dieses Volkes hat für individualistische Exzesse kein Verständnis und kein Erbarmen. Bezeichnend ist die Erzählung von Koriolan, dessen ganze Erscheinung eben wegen seines Individualismus so ganz unrömisch anmutet, wenigstens für jene Zeit, und der dann doch noch schließlich dem Gedanken des Vaterlandes tragisch unterliegt. Hingegen hat die älteste römische Geschichtssage eine Menge von Helden aufzuweisen, die, mögen sie auch in Wirklichkeit niemals oder wenigstens nicht in der überlieferten Form gelebt haben, doch den Sinn des Volkes charakterisieren, das ihre Gestalten schuf, bewunderte und liebte. Man denke nur an die beiden Mus, an Kokles und andere, die sich opferten für den Staatsgedanken. Man denke auch an den mehrfachen Bericht, daß Väter ihre eigenen Söhne hinrichten ließen oder niederhieben, weil sie sich gegen die Disziplin, die das Vaterland ver-



langt, vergangen hatten. Nur aus solcher Gesinnung heraus konnte auch das römische Volk trotz so vieler gewaltiger Feinde von kleinen Anfängen zu der gewaltigen Größe heranwachsen, die es in der Weltgeschichte einnimmt.

Diese Gesinnung fängt aber an zu schwinden, sobald die Berührung mit dem Griechentum, d. h. dem durch übertriebenen Individualismus zersetzten Griechentum in stärkerem Maße einsetzt. Seitdem dieser Einfluß datiert, begnügt sich das mißvergnügte Volk nicht mehr mit einer Remonstration nach Art einer secessio, sondern nun beginnt der Ständekampf blutig zu werden. Nun drängen sich auch Männer an die Spitze, die nicht von alter römischer Liebe zum Vaterlande und zu den heimischen Göttern erfüllt sind, sondern nur ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgen. War im Anfange des zweiten Jahrhunderts die Berührung mit dem Griechentum eine innigere geworden, so waren schon um die Wende des zweiten und ersten alle Teufel eines selbstsüchtigen Individualismus in der inneren und äußeren Politik Roms entfesselt. Da waren schon die Provinzen zu einem Ausbeutungsobjekte für gewissenlose Beamte geworden, um deren Übertragung man drängte und intriguierte. Da begannen schon die blutigen Bürgerkriege zwischen ehrgeizigen Machthabern und ihren Parteien, von denen erstere Einfluß und Macht, im bestem Falle Ruhm, letztere das Gut ihrer Gegner erstrebten. Namen wie Marius und Sulla gegen einen Fabius Kunktator und einen Kamillus gehalten, bezeichnen die weite Strecke, welche der Geist des Römertums auf dem Wege zum nationalen Verfalle zurückgelegt hatte. »Graecia capta ferum victorem cepit«.[1]) Denn auch in religiöser und sittlicher Hinsicht hatte hellenistischer Geist alte Römertugend untergraben. Die Götter werden nicht mehr beachtet, die Ehe wird entwertet, die Familie ihrer einigenden und versittlichenden Kraft beraubt.

Aber der römische Individualismus ist doch wieder ver-

1) Horaz. Episteln II 1. 156.

schieden von dem der Griechen. Das kommt von denjenigen Elementen, welche der römische Volkscharakter selber mitbringt, und die sich beim griechischen nicht in gleichem Maße zeigen. Da, wo der griechische mehr ästhetisch orientiert ist, zeigt sich beim Römer schon der ältesten Zeit ein Überwiegen des Praktischen, und dieser Sinn ist mit hervorragender Energie verbunden, die sich bis zur Härte, ja bis zur Grausamkeit steigert. Energie ist geradezu die Grundeigenschaft dieses harten Volkes, die sich durch seine ganze Geschichte hindurchzieht. Dieses harte energische Streben sucht beim Römer als natürlichstes Objekt den Besitz, und so bildet sich bei ihm als weiteres Charakteristikum die Habsucht aus. Schon die ältesten Kriege legen davon Zeugnis ab: Handelte es sich um Erweiterung der Grenzen, so kannte der Römer keine Skrupeln. Und nicht nur das Volk als Ganzes besaß diese Eigenschaft; die Geschichte des ager publicus und der Streit um ihn zeigt die Gewissenlosigkeit der adeligen Usurpatoren.

Weiterhin, aber im Zusammenhange mit den vorhergenannten Eigenschaften bringt der römische Nationalcharakter zu dem griechischen Individualismus eine ursprünglich rohere, später immer raffiniertere Grausamkeit. Sie äußert sich nicht nur, wie ursprünglich, gegenüber den Sklaven, sondern auch gegenüber dem Bürger in den Proskriptionen der Bürgerkriege. Und noch später ist die Arena mit ihren Gladiatorenkämpfen, Tierhetzen, Martern der Christen ein Beweis von der Grausamkeit des römischen Volkes, die auf griechischem Boden unmöglich gewesen wäre. Damit hängt auch die banausische Roheit des Genusses bei den Gelagen der Römer, besonders in der Kaiserzeit und die Geschmacklosigkeit zusammen, in der nicht nur Emporkömmlinge, sondern auch die Angehörigen alter Adelsgeschlechter bei ihren Festlichkeiten wetteiferten. Horazens Satiren liefern genug Beispiele für die plumpe Sinnlichkeit seiner Mitbürger. Hatte das Griechentum des Hellenismus sich auch raffiniertem Luxus hingegeben, so charakterisiert sich dieser bei den Römern als



Protzentum. Bei dem derben Charakter des Römers werden eben alle Eigenschaften des griechischen Individualismus ins Grobe, bald Lächerliche, bald Viehische verzerrt.

Ein weiteres Moment des Römertums, das sich auch in seinem Individualismus äußert, ist das äußere Festhalten an hergebrachten Formen der Autorität. Der Römer strebt sogar die Alleinherrschaft nur unter der Form der Diktatur oder eines anderen Amtes an; Cäsar ging daran zu Grunde, daß er diese Notwendigkeit übersah. Der Römer macht den offiziellen Götterkult als etwas sich Geziemendes mit, auch wenn er an Götter nicht glaubt. Und wenn er seinen persönlichen Feinden den Kopf abschlagen läßt, sucht er nach einer äußeren Rechtsform. Sogar noch der Römer der augusteischen Zeit sieht das Charakteristikum des guten Bürgers in dem Gehorsam gegen den Senat und die bestehenden Gesetze. „Vir bonus est quis? Qui consulta patrum, qui leges iuraque servat“.[1]) Derselbe aufgeklärte Horaz, der sich selbst einen „parcus deorum cultor et infrequens“ nennt, sieht doch im Festhalten am Götterglauben die Gewähr für Roms Bestand und ruft seinem Volke zu: „Solange wirst Du büßen, donec templa refeceris sedesque labentes deorum et foeda nigro simulacra fumo.“[2]) Der gebildete Römer sieht eben in der Autorität als solcher, abgesehen von ihrem inneren Gehalte, ein Mittel des staatlichen Zusammenhaltes und der Disziplin.

So stellt sich der römische Individualismus im Unterschiede vom griechischen dar, einerseits als mehr versteckt, insofern er die äußeren Formen höher hält und dem Radikalismus wohl in der Praxis, nicht aber in der Theorie huldigt. Andererseits aber ist er roher, insofern ihm niedrigere Eigenschaften, Habsucht, Grausamkeit und grober sinnlicher Genuß das Gepräge geben. Er äußert sich auch viel intensiver als der griechische infolge der roheren Kraftnatur

1) Horaz. Ep. I. 16, 40.
2) Carm. III. 6.



des Römers. Durch äußere juristische und religiöse Formeln scheinbar eingedämmt, läßt er sich doch durch Regeln des Anstandes und des guten Geschmackes viel weniger stören als der griechische.

Der mehr ästhetische Individualismus der Griechen erfährt im Römertum eine Umbiegung ins grob Voluntaristische. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Unterschied in der Auffassung von der Ehre. Beim Griechen spielt sie die Hauptrolle, dem Römer kommt es viel mehr auf Besitz, Genuß, Einfluß und Macht an. Leute wie Verres, Klodius u. a. haben keine Ehre. Zumal die Kriecherei der Kaiserzeit zeigt, wie wenig Ehre im Volke saß. Und selbst, wo das Streben nach ihr vorhanden ist, da handelt es sich weniger um die τιμή der Griechen, um die Hochachtung der Zeitgenossen und der Späteren, als vielmehr um das magnum nomen, um das Bewußtsein, unvergessen zu sein, sei es auch um den Preis des Fluches. In Verbindung mit den dem römischen Nationalcharakter eigenen Momenten, mußte das, was im griechischen Individualismus an Höherem vorhanden war, im Durchschnittsrömertum heruntersinken zum bloßen Kolorit, sogar bis zur Verzerrung. Umgab sich der römische Protz, wie wir ihn bei Petronius und anderswo kennen lernen, mit griechischer Kunst und Bildung, so war es nur, um seinen Reichtum zu zeigen. Daß griechisches ästhetisches Leben niemals in Rom lebte, zeigt die Unfruchtbarkeit auf allen künstlerischen und eigentlich wissenschaftlichen Gebieten. Kunst und Wissenschaft waren dem Griechen zum Teil Lebensinhalt, zum Teil notwendiges Moment zur inneren Verschönerung des Daseins. Dem Römer sind sie im allgemeinen nichts anderes als eine edlere Art des Vergnügens oder des Sports, wie sich das auch in der gesellschaftlichen und finanziellen Bewertung zeigt. Dem Griechen sind beide Ziel, dem Römer nur Mitel. Und wenn es auch, zumal in augusteischer Zeit den Anschein hat, als sei wirkliches inneres Bedürfnis für höhere geistige Kultur vorhanden, so beruht doch diese Blüte des Zeitalters darauf, daß es auf dem abgegrasten



und gefährlichen politischen Gebiete seine Bedenken hatte, sich als guten Kopf zu zeigen, und man daher versuchte auf den Krücken der Griechen zu gehen. Ist doch ein großer Teil der augusteischen Dichtung bloße Übertragung griechischer Originale.

So sind denn die Eigenschaften des römischen Individualismus Habsucht und Grausamkeit aus eigener Veranlagung, Protzentum infolge und auf Grund der mehr äußerlich übernommenen griechischen Kultur und eine innere Zügellosigkeit, die äußerlich an überkommenen Formen festhält. Diese Eigenschaften nun finden einen besonderen Nährboden in zwei äußerlichen Momenten, auf Grund deren besonders die Habsucht und Grausamkeit bis zur letzten Grenze sich auswachsen konnten. Das eine ist der Konflux der Güter in Rom und die Möglichkeit für die adeligen und ritterlichen Wucherer, die Provinzen in verschiedenen Formen aussaugen zu können. Das andere war das Zusammenströmen der Untertanen und vor allem der Sklaven und Freigelassenen in der Reichshauptstadt. Trug die große Anzahl der Provinzler und Fremden nur dazu bei, den Dünkel des Römers zu vermehren, der mit Verachtung auf sie hinabsah, so war das Heer der Unfreien das Hauptobjekt seiner Grausamkeit. Dieser Umstand führte zu einer vollständigen Entwertung des Menschenlebens, wie sie sich in der Geschichte nicht wieder gezeigt hat, und wie sie sich schon in den Proskriptionen, vor allem aber in den Gladiatorenkämpfen und sonstigen Massenmorden ausspricht. Hab- und Genußgier aber hat sich in der Geschichte nirgends wieder so gezeigt wie in der Person des Antonius, der tausendfachen Mord und den Haß von Völkern auf sich lud, nur um Schulden bezahlen und wieder neue machen zu können.

Es ist naturgemäß, daß bei einem Volke in demselben Maße, in welchem die ursprünglichen guten Eigenschaften schwinden, auch sein Streben von ursprünglich minder unedelen Zielen zu immer niedrigeren sinkt, und daß, wenn des Volkes hauptsächlichste Eigenschaften auf dem Willen beruhen,



anfangs höhere und erstrebenswertere Ziele vorschweben, später aber an deren Stelle unbedeutendere oder gar unsittliche treten. Auch im römischen Individualismus tritt eine solche Richtungsänderung zutage.

Die ersten Anfänge eines allgemeinen Individualismus als Krankheit der Volksseele zeigen sich auf wirtschaftlichem Gebiete in den Kämpfen um den ager publicus, um Gleichberechtigung der Stände uud später um die Latifundien, mit denen der Reiche den kleinen Bauer verdrängte. Gerade in letzterem Kampfe hat man nicht mit Unrecht den Anfang des Verfalles des römischen Nationallebens gesehen. In diesen Kämpfen stürmt der Individualismus zum ersten Male an gegen das Recht der Allgemeinheit und erregt im Volke eine gehässige Gegenbrandung. Je weiter Roms Weltmachtstellung gedeiht, umso größer wird auch der wirtschaftliche Individualismus, das System der Rücksichtslosigkeit in der Knechtung und Ausbeuiung anfänglich der ärmeren Stände und später der Provinzen. So verschwindet der Kleinbauer und der freie Handwerkerstand unter der Wucht dieses wirtschaftlichen Ausbeutersystems von der Bildfläche. So werden auch aus freien Bürgern des Auslandes Knechte Roms.

An den wirtschaftlich-socialen schließt sich der politische Individualismus. Die Bürgerkriege bezeichnen seinen Höhepunkt. Erstrebten die älteren Führer des römischen Volkes nach Außen die Größe ihres Vaterlandes, so kann man dies von den Männern des Revolutionszeitalters nicht mehr sagen. Was sie suchen, ist ihre eigene Machtstellung. Deutlich zeigen das die Triumvirate in ihrem Ausgange. Bei Einzelnen, zumal bei Antonius, erscheint hierbei nicht einmal die Macht als letztes Ziel, sondern nur als ein Mittel zum Genuß. Die Bürgerkriege sind Revolution. Hatte schon die wirtschaftliche Stufe das Sinken des Menschenwertes dadurch angebahnt, daß es dem Leben ganzer Klassen das freie Schaffen nahm und an Stelle von Bauern und Handwerkern mit eigenen Zielen maschinenähnlich arbeitende Sklaven setzte, so sinkt auf dieser Stufe des römischen Individualismus der Menschen-

wert noch tiefer. In den Händen der Machthaber sind alle Bürger Roms nur Zahlen und Nummern. Die Proskriptionen zeigen schlagend, wie hoch im Rom der Bürgerkriege das Leben eines Menschen, sei es auch des Vornehmsten, geschätzt wurde. Entstand doch zwischen Anton und Oktavian geradezu ein ekeles Feilschen um die Köpfe der Parteigegner.

Durch den endlichen Sieg Oktavians und seine Alleinherrschaft wurde dem individualistischen Streben auf politischem Gebiete ein Ziel gesetzt. Die Köpfe, welche „novarum rerum cupidi" hatten sein können, waren abgeschlagen, und jedes Talent, das irgendwie sich durchzusetzen und es zu etwas zu bringen strebte, mußte sich nun auf ungefährlicheren Gebieten bewegen. Am wenigsten Gefahr, weil am weitesten von der Politik entfernt liegend, bot das ästhetische. Daher denn betätigt sich fortan der Individualismus in den Künsten und Wissenschaften. Für die literarische Blüte des augusteischen Zeitalters ist nicht nur der Friede als solcher die Ursache, sondern vor allem auch die Gefahr, sich anderswo hervorragend zu betätigen. Daher nicht nur die zahlreichen Dichter und sonstigen Schriftsteller, sondern auch der breit aufschießende Dilettantismus bei Männern und Frauen.[1]) Und bei solchen, die weder Talente besaßen noch auch sich solche einbildeten, suchte das Streben nach Geltung einen anderen Ausweg. Der in dieser Zeit vor allem aufkommende Luxus, besonders in den Häuser- und Villenbauten, in Parkanlagen, Sammeln von Kunstwerken und dgl. kam dem Wunsche des Augustus nicht weniger als das Aufblühen der Literatur entgegen. Lenkte doch beides die Talente und die Aufmerksamkeit von politischem Gebiete. So entstehen denn die Bauten und Parke, in denen sogar Horaz ein sündhaftes Uebermaß sieht.[2]) Und zu diesem Luxus gesellt sich noch der des Tisches, bei

---

1) Ueber das Dilettieren in den bildenden Künsten trotz banausischen Unverständnisses vgl. Friedländer: Sittengeschichte Roms. III. S. 315.

2) Carm. III. 24, 3.

den rohesten Naturen, und deren gab es viele, sogar des Renommierens mit dem Vernichten wertvoller Gegenstände. Bei allem treibt oder ist wenigstens mitbewegendes Moment der Drang, von sich reden zu machen und aufzufallen, der bei niedrigeren Naturen sich eben in solchen Äußerlichkeiten zeigen muß.

Ist die zuletzt gezeichnete Art, sich bemerkbar zu machen, an sich auch harmloser, so besteht doch zwischen Luxus und Unsittlichkeit ein zu enger natürlicher Zusammenhang, als daß nicht, auch wenn im römischen Volke schon früher die Sittlichkeit tief gestanden war, in dieser Zeit alle Schranken der Sitte durchbrochen werden mußten. „In jüngster Zeit", so klagt Livius, „hat der Reichtum den Geiz, und hat die überwuchernde Genußsucht das Streben hereingebracht, durch Luxus und Zügellosigkeit selbst zugrunde zu gehen und alles zugrunde zu richten." [1]) Und die Römeroden des Horaz beklagen nicht minder das gleiche Unheil. Unter der nunmehr hereinbrechenden Herrschaft des Mammonismus und Materialismus werden sogar die Tempel der Götter zu Stätten der Unzucht.[2]) Wie sehr das Verlangen nach Lebensgenuß der niedrigsten Art von Allen Besitz ergriffen hatte, zeigt vielleicht nichts einleuchtender als die Tatsache, daß man den Tod eines Scheusals, wie Nero es war, bedauern konnte, weil er so blutrünstige tolle Schauspiele gegeben hatte. Vielleicht hat es niemals ein unwürdigeres Austoben menschlicher Verkommenheit gegeben, als im römischen Kaiserreiche. Und wie hoch dabei der Menschenwert stand, das zeigt, abgesehen davon, wie mit dem Leben der Kaiser von den Soldaten, mit dem Leben der Großen von den Kaisern umgesprungen wurde, nichts so deutlich wie die Gewalttaten gegen vollständig Unschuldige und die Gladiatorenkämpfe. Ein größerer Tiefstand des Menschenwertes hat sich unter zivilisierten Menschen nie wiedergefunden, als das Gladiatorentum, diese traurigste Folge des Individualismus der Unsittlichkeit, des

1) Präfatio, Ende. 2) Friedländer I. S. 501.



Kitzels der rohesten Instinkte, dem gegenüber der Kannibale ein anständiger Mensch ist. Es bezeichnet die höchste Höhe der Lieblosigkeit und Menschenverachtung. „In der ganzen römischen Literatur", so sagt Friedländer, „begegnen wir kaum einer Äußerung des Abscheues, den die heutige Welt gegen diese unmenschlichen Lustbarkeiten empfindet. In der Regel werden die Fechterspiele mit der größten Gleichgiltigkeit erwähnt."[1]) Der Grund dieser traurigen Erscheinung ist eben der scheußlichste Individualismus des Genusses, „die Scheidung der Menschheit in eine berechtigte und eine unberechtigte Hälfte".[2]) Und derselbe Geist der Menschenverachtung zeigt sich auch in der ganzen Sklaverei der Kaiserzeit. „Was uns an dem römischen Sklavenluxus hauptsächlich empört, ist nicht das Unmaß der Verschwendung, sondern die frevelnde Nichtachtung der Menschenwürde."[3])

Fragt man gegenüber diesen Erscheinungen nach einer Weltanschauung des Römers in der Kaiserzeit, so ist das Grundprinzip schrankenloses Erraffen und Genießen, rücksichtsloser Egoismus gegenüber dem Schwächeren. Nur bei wenigen edler veranlagten Geistern kann überhaupt von einer eigentlichen Weltanschauung die Rede sein, und bei diesen ist es ein verfeinerter Epikureismus mehr hellenischer Art oder ein pessimistischer Pyrrhonismus oder weltverachtender Stoizismus. Die meisten erkennen wohl überhaupt kein eigenes Daseinsziel, wenn nicht das des Genusses an. Alle Ideen, welche die Menschheit in den richtigen Bahnen halten, sind nach und nach gestorben, Religion ist höchstens eine Sache der Etikette, Götter sind poetische Figuren geworden, das Vaterland ist untergegangen in einem Mischmasch von Völkern, und der Gedanke, Mensch zu sein, hat seinen schönsten und allein wertvollen Inhalt, das Ziel in die Zukunft verloren. Der Individualismus hat das römische Volk nicht aufwärts sondern hinabgeführt, wie über-

---

1) A. a. O. II. S. 413. 2) Ebenda II. S. 416.
3) Friedländer a. a. O. III. S. 141.

haupt der Individualismus das Prinzip des Verfalles ist, und nicht nur des Zerfalles, sondern auch der Entwürdigung des menschlichen Ich, also seine eigene Aufhebung. Oder kann es einen traurigeren Beweis jämmerlichster Herdengesinnung geben als die überaus niedrige Selbsteinschätzung, die sich in dem Kriechen, auch der „Besten des Volkes" gegenüber wahnsinnigen Cäsaren, in der elenden Haltung und Stellung der Klientel gegenüber ihren reichen Patronen[1]) und in der Tatsache bekundet, daß die Abkömmlinge uralter Geschlechter vor den Sklaven der Mächtigen zitterten und sie umschmeichelten?[2]) Die römische Nation war ein Volk von Knechten geworden. Nur auf dieser Grundlage ist die Erscheinung des Cäsarenwahnsinns begreiflich.

Zu diesem Resultate, das wie eine Ironie des Schicksals erscheint, da doch der Individualismus dem Herdenwesen gerade entgegengesetzt sein will, hat neben anderen Momenten hauptsächlich die Autonomie auf sittlichem Gebiete geführt. Zwar kommen noch einige äußere Momente mit in Betracht, so der Umstand, daß nach den Bürgerkriegen kaum noch ein irgendwie bedeutender Kopf zwischen den Schultern saß. Dann trug zu dieser Verkommenheit nicht wenig die offizielle Fütterung des großstädtischen Pöbels bei, die einerseits im Volke den Trieb zur Arbeit vernichten, andererseits den Vornehmeren an die Abhängigkeit von der Masse gewöhnen mußte. Und nicht minder muß der Umstand veranschlagt werden, daß die Rassenmischung viel orientalisches und barbarisches Blut selbst in höchste Stellen brachte. Das Ausschlaggebende beim Untergange Roms ist aber die Ichsucht und Unsittlichkeit, die dem entnervten Volke den Willen zu jeder Tat benahm. In der Praefatio zu seinem Geschichtswerke betrachtete es Livius noch als ein relatives Glück, daß in den römischen Staat „tam serae avaritia luxuriaque

1) Vgl. Friedländer a. a. O. I. S. 385 ff.

2) Ebenda I. S. 79 ff.

immigraverint". Sie haben eben erst durch das Eindringen des hellenistischen subjektiven Geistes Eingang gefunden. Aber nachdem sie dann einmal eingedrungen, ist die sittliche und völkische Auflösung nur umso schneller vor sich gegangen. Livius spricht dies ebenda aus, wenn er klagt über die „labens deinde paulatim disciplina" und über die mores, die „ut magis magisque lapsi sint, tum ire coeperint praecipiter, donec ad haec tempora, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus, perventum est". Und ebenso führt Horaz in seinen Römeroden den Verfall römischer Größe auf Religions- und Sittenlosigkeit zurück. „Du wirst büßen müssen, so sagt er, „römisches Volk, bis du die Tempel wieder herstellst und die wankenden Sitze der Götter und ihre Bilder, geschwärzt vom häßlichen Qualm. Und nur wenn du den Göttern dich unterordnest, kannst du herrschen. Daher stammt aller Anfang, darauf führe auch dein Ende zurück." [1]) Nur Verjüngung des Blutes und eine neue große Idee, scheint es, konnte den Faden der alten Kultur vor dem Abbrechen schützen.

War so das Altertum auf dem Wege des Individualismus grundlos verkommen, so lag doch in gewisser Weise in diesem Ausgange ein negatives Moment der Erneuerung und der Rückkehr zum entgegengesetzten Prinzip. Dieses Moment war das Gefühl und Bewußtsein des moralischen und kulturellen Bankerotts, das in den Schriften der Alten so häufig miterklingt.

Die neue Zeit, die mit dem immer weiter um sich greifenden Verfalle der alten Welt sich anbahnt und mit dem Eindringen des Christentums und dem Einbruch der Germanen in römische Gebiete eintritt, erhält ihr Gepräge

---

1) Carm. III. 6. . . . donec templa refeceris
Sedesque labentes deorum et
Foeda nigro simulacra fumo.
Dis te minorem, quod geris, imperas.
Hinc omne principium, huc refer exitum.

durch eben diese beiden: das Christentum und das Germanentum. Die Anlagen, Tugenden und Fehler des neuen Volkes sind auch für die geistige Verfassung und damit für ihren Persönlichkeitsbegriff von großer Bedeutung. Der wichtigste Faktor aber zur Bildung der neuen Anschauungen von Individuum und Persönlichkeit ist das Christentum. Ein drittes Moment, das die Geistesverfassung der neuen Zeit mit beeinflußt, ist zunächst nur ein dünner Einschlag, nämlich das, was aus der versinkenden Kultur in die neue übergeht.

Von Grund auf geistig erneuernd wirkt nur das Christentum, und die beiden für die Geschichte des Individualismus wichtigsten Momente, die es mitbringt, sind die Erneuerung der Autorität in Gott und die Wiederherstellung der Menschenrechte, ebenfalls in Gott. Beide Momente sind enthalten in dem von Christus zur Grundlage gemachten Gesetze: „Du sollst den Herrn, Deinen Gott lieben . . . . und deinen Nächsten wie dich selbst!" Was zunächst die erstere Seite die Erneuerung der Autorität in Gott angeht, so ist das Verhältnis des Christen zur göttlichen Autorität ein ganz anderes als das des antiken Heiden zu seinen Göttern. Sah jener in ihnen den Herrscher, selbst den Tyrannen, so sieht der Christ in seinem Gott den Vater, den er in allen Nöten anrufen kann. Und dieses Moment der Väterlichkeit Gottes, in welchem alle Menschen gleich sind, mildert einerseits die Überspannung der Autorität, indem es Herrscher und Beherrschte, Höhere und Niedere einander zu einer großen Einheit nahe bringt. Es verschwindet so die Kluft zwischen bloß Berechtigten und Unberechtigten. Aber es betont andererseits auch die Autorität ganz bedeutend, indem es sie auf Gott zurückführt und einschärft, daß „alle Obrigkeit von Gott" ist. Zwar nannten auch schon die ältesten Griechen ihre Könige Söhne Gottes (διοτρέφεις), und die Römer hatten ihre Kaiser vergöttert, aber diese Vergöttlichung war sowohl ihrem Wesen als auch ihrer Bedeutnng nach eine ganz andere. Das Heidentum hat Vertreter Gottes oder Menschen, die der Gottheit nahe stehen, das Christentum rückt auch die Höchsten der

Menschheit weit von Gott ab. Darum geschieht jene heidnische Erhöhung der Herrscherautorität auf Kosten der allgemeinen Menschenwürde und Menschenrechte, das Christentum aber verlegt die Quelle der Herrscherautorität nicht in die vergöttlichte oder der Gottheit nahe gerückte Person des Herrschers, sondern es erkennt dem Herrscher seine Autorität nur zu als ein Geschenk Gottes, für das er verantwortlich ist und das ihm nicht für seine Person, sondern gerade der Untertanen wegen gegeben ist. Daher wird auch das Verhältnis des Menschen zur Autorität durch das Christentum verinnerlicht. Denn, wie durch den Gedanken, daß alle Autorität aus Gott fließe und Gott oberste Autorität sei, einerseits der feindliche Gegensatz zwischen Autorität und Individium überbrückt wird, so wird auch andererseits in den Individuen das Gefühl der Liebe zur Autorität geweckt. Mochte der antike Mensch ingrimmig oder doch kalt ihr gegenüberstehen, so lehrte das Christentum für die autoritativen Stellen in der Menschheit aus innerstem Herzen beten. Diese neue Autorität ist zweifacher Art. Als intellektuelle, vorbereitet durch die praktische Unbrauchbarkeit der philosophischen Systeme der Alten, verlangt sie von ihren Anhängern eine unweit größere Hingabe, als es etwa von einem Philosophenschüler seitens seines Meisters verlangt werden könnte. Aber es gibt auch eine größere Kraft dazu, indem es die Motive dieser Hingabe in die Übernatur verlegt und zugleich übernatürliche Gnade zum Glauben und zum Leben verspricht. Denn auch die moralische Autorität tritt mit ungleich stärkerem Verlangen an den Einzelnen heran als die Autoritäten der alten Welt. Sie verlangt nicht einen Kampf nach Außen, sondern den Kampf gegen sich selbst.

Und wie so einerseits durch die Väterlichkeit Gottes die Autorität auf eine höhere Stufe geführt, sie in den Herzen der Menschheit fundiert und die Unterwürfigkeit gegen sie aus einer äußeren Notwendigkeit zu einem inneren sittlichen Bedürfnisse gemacht wird, so erfährt andererseits auch das der Autorität scheinbar entgegengesetzte, in der alten Welt ihm



stets gegenüber stehende subjektive Moment des Wertes des Individiums eine Erhöhung und Stärkung. Auch das Christentum hat einen Individualismus, aber einen ganz anders gearteten als den der alten Welt und der modernen Kultur. Er beruht auf der Anschauung von dem unendlichen Werte der unsterblichen Seele, von der Kindschaft Gottes, zu der alle Menschen berufen sind und um derentwillen alle Menschen mit der qualitativ nicht von der Selbstliebe zu unterscheidenden und ihrem Ursprunge nach nicht von der Gottesliebe zu trennenden Nächstenliebe auch von den Autoritäten zu umfassen und zu respektieren sind. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", dieses Gebot ist „gleich" dem anderen der Gottesliebe. Dieser christliche Individualismus, dem der Welt entgegengesetzt, hat die Welt erneuert, den Sklaven zum Menschen, den Verbrecher zum Irrenden, den Feind zum Bruder gemacht. Eine der herrlichsten Schilderungen des großen Paulus (Corinther 2, 13) ist die Betonung des Individualismus der Innerlichkeit. Die Liebe ist das allein Wertvolle, ohne sie gilt weder Martyrium noch wundertätiger Glaube. Die Liebe ist allmächtig, denn sie überwindet alles; sie ist überdauernd, die Krone der Entwicklung. Wunder und Prophetie werden ein Ende nehmen, die Liebe aber wird niemals aufhören, der Erweis des Christentums zu sein.

Als toto caelo vom antiken und neuzeitlichen Individualismus verschieden erweist sich dieser Individualismus der Liebe durch die notwendig in ihm liegende Tugend der Demut, d. h. der Erkenntnis seiner Kleinheit vor Gott und der Verpflichtung gegenüber dem Nebenmenschen. Das ist der absolute Gegensatz zum hochmütigen Individualismus der Welt. Führte jener mit Naturnotwendigkeit zur Revolution und zur Anarchie, so ist dieser gleich mit der echten Demokratie. So äußert er sich denn auch gleich im Leben vieler der ersten Christen in der Gemeinsamkeit der Güter. Hatte jener zur Entwertung des Menschen und des Menschenlebens geführt, so mußte diese die Erhöhung des gesunkenen Menschenwertes bringen. War jener ausgelaufen in Unsittlichkeit, so war



dieser berufen, an einem jugendlichen Volke seine Macht zu zeigen, es mit seiner Kraft zu durchdringen, obwohl es auf den Verwesungsresten der verkommenen alten Welt seine Wurzeln schlug, es für neue weltgeschichtliche Aufgaben vorzubereiten und das Antlitz der Erde zu erneuern.

XII.

Krieg und künstlerische Kultur.

Der gegenwärtig tobende Völkerkrieg hat auch die überzahlreichen Kunstliteraten Deutschlands auf den Plan gerufen. Das Thema „Kunst und Krieg" wurde und wird in hundert Variationen, oft begleitet von optimistischen Hoffnungen und mehrfachen Unklarheiten, erörtert. Der Drang nach Neuem, nach einer noch nicht dagewesenen und von den Verfassern nicht einmal dunkel erkannten Kunst klingt durch alle Aufsätze und „Belehrungen" hindurch. „Der Krieg beschert uns", sagt Meier-Gräfes.[1]) „Wir sind andere seit gestern." „Das gewaltige Erlebnis des Krieges", zitiert die „Plastik"[2]), „habe uns gezwungen, alle Dinge umzudenken — unser Weltbild völlig neu zu orientieren." Die neue Zeit und das „neue Denken" ergibt nach dieser Auffassung eine völlig neue, von den früheren Regeln und Bedingungen losgelöste Kunst.

Daß Kriege, wie andere große Bewegungen der Völker, auch auf die Kunst einen Einfluß ausüben, ist ohne besondere Untersuchungen einleuchtend. Die erste, praktische Frage ist aber die, ob diese Einwirkung eine Hemmung oder Förderung der verschiedenen Künste bedeutet. Und die ent-

1) Kriegszeit. Künstler-Flugblätter Nr. 1. Berlin 1915.
2) Nach „Kunst und Handwerk" Jahrg. 1915, Heft 3.

scheidende prinzipielle Frage lautet: Verändert ein noch so gewaltiger Krieg die ästhetischen Grundgesetze und die elementaren Bedingungen der Kunst? Die Antwort auf die erste Frage ist unschwer zu erteilen, und die Beantwortung der zweiten Frage ist, soferne man nicht auf evolutionistischem, d. h. auf schwankendem und unsicherem Boden steht, im Voraus gegeben.

I.

Der Krieg wirkt, seinem äußerem Bilde und seinen sichtbaren Folgen nach, nicht positiv sondern negativ, nicht aufbauend sondern niederreißend. „Es gibt nichts Kulturwidrigeres als den Krieg!" schrieb ein der Juristenklasse angehöriger Reserve-Offizier, als er Mitte August Zeuge der Verwüstungen in Belgien war. Der Krieg mag eine Zeit glühender Vaterlandsliebe und großer Gedanken, ein Zeugnis für Heldenmut und Opfersinn, für die unbeugsame Kraft und die zähe Energie eines Volkes sein — aber er ist keine vorschreitende, keine Entwicklungs-, keine Kulturperiode. Der Krieg hemmt und vernichtet die stetige Entwicklung, das ruhige Weiterstreben. Beim Donner der Kanonen und im Hagel der Granaten ist kein Platz, keine Zeit und keine Stimmung für Kulturarbeit und für die Lösung von Kulturproblemen. Der Krieg kann Keime für eine neue Kultur mitten in den Ruinen und Verwüstungen säen, aber die Möglichkeit ihres Aufblühens kann erst eine spätere Zeit, können erst die Tage des Friedens bringen.

Der gegenwärtige Krieg hat bis zur Stunde nur zerstört und konnte nur zerstören; zerstören Morsches, zerstören in Jugendblüte Dastehendes; zerstören in einem Unfange wie keiner der früheren Völkerkämpfe. Die Verantwortung für dieses ohne Beispiel dastehende Riesenunternehmen der Vernichtung mittelst der modernen Kriegstechnik tragen diejenigen politischen und nichtpolitischen Mächte, welche den Weltkrieg, dessen Konsequenzen ihnen im Voraus klar sein mußten, mit diabolischer Skrupellosigkeit und verbrecherischer



Gewissenlosigkeit heraufbeschworen haben. Vernichtung alles Bestehenden — das ist das Schlußresultat unserer von Gott losgelösten und darum fundament- und schutzlosen Hochkultur.

Von der Zerstörungstendenz der „moderne Kriege“ genannten Antikultur wurde in einer der ersten Linien unsere „Ausdruckskultur“: die bildende Kunst betroffen. Viele der ersten Meisterwerke der Architektur werden wir künftig nur mehr in der graphischen oder photographischen Reproduktion schauen. Ein ähnliches gilt von der monumentalen Plastik und zum Teile auch von einzelnen Perlen der Malerei. Einer ganzen mittelalterlichen Schönheitswelt hat der Krieg bereits das Grab bereitet.

Nur auf Einzelnes und Bekanntes sei hier hingewiesen: Auf die halbzerstörte Kathedrale von Reims mit ihrer herrlichen, ohne Beispiel dastehenden Fassade und ihrer köstlichen, vielleicht besten mittelalterlichen Steinplastik; auf die vernichteten Tuchhallen zu Ypern, ein gotischer Profanbau von unersetzbarem Werte, mit einer 133,10 m messenden Front von wunderbar harmonischem Rhythmus. Es sei hingewiesen auf die ganz oder halb durch Feuer oder Geschosse verschwundenen Städte und Städtebilder in Belgien und Nordfrankreich, auf die entstellten Städtebilder z. B. des malerischen, vielfach unterschätzten Mecheln.

Wie die harmonische Schönheit vieler Städte, an der Jahrhunderte gearbeitet, für immer sank, so sind Kirchen mit unersetzlichen Kunstschätzen, Schlösser mit reichem Inventar, schmucke Landhäuser, anheimelnde Dörfer und idyllische Gehöfte zu Ruinen geworden oder von der Erdfläche verschwunden. Von dem mittelalterlichen Ypern steht kein Gebäude mehr.

Zerstört sind meilenweit der Wald und die Landschaft und damit tausend malerische und künstlerisch anregende Naturbilder. Frankeich, dessen Waldbestand nur 17 Prozent der Bodenfläche beträgt, hat diesen Prozentsatz durch den Krieg weiter verringert. Ohne Übertreibung spricht der im Felde stehende französische Architekt Jean Paul Alaux von



einem „Hinmorden der Wälder" sowohl auf dem Kriegsschauplatze als auch im übrigen Frankreich. Die Landschaft, die schon seit Jahrzehnten unter den Entstellungen der Industrie und der Verkehrstechnik leidet, ist durch die zerstörendste aller Techniken, durch die des modernen Krieges, vielfach zur Wüste, zu einer durch Schützengräben, Verschanzungen, Schuttaufhäufungen, vernichtete Straßen und Brücken, verbrannte Flächen usw. gekennzeichneten Öde geworden. Jahrzehnte werden nicht genügen, um die dem Angesichte der Erde geschlagenen Wunden zu heilen.

Zu der Vernichtung der Werke der Kunst und der Reize der Erde kommt der Tod ungezählter begabter Künstler und aufkeimender Talente. Wir meinen damit nicht die Modekünstler, Futuristen, Pinselvirtuosen und Raffineure; wir meinen wirkliche Größen und wir beklagen ihren frühen Tod und den Verlust der Werke, die ihre Feder, ihr Pinsel oder ihr Meißel uns noch beschert hätten. Auch für die den Krieg überlebenden Künstler wirkt jener mehr hemmend als fördernd. Dazu kommt die Lahmlegung der Kunst durch die wirtschaftliche Not. „Wer von allen Berufen bei Ausbruch eines Krieges zuerst brotlos wird, ist der Künstler." [1]) Was aber ein monate-, ein jahrelanges Unterbrechen künstlerischer Übung bedeutet, das kann nur derjenige ermessen, der selbst in die Zwangslage versetzt wurde, seine künstlerischen Studien lange Zeit unterbrechen zu müssen.

Die Kunst und der Künstler können im allgemeinen nur in einer schönen, in einer künstlerisch anregenden Umgebung gedeihen. Dies beweist am besten die Kunstgeschichte Griechenlands, Italiens und der Niederlande. Die disharmonischen, häßlichen, schreckenerregenden Eindrücke und Zerstörungswerke, welche der heutige Völkerkrieg hervorgerufen, können einer Kunst, deren erstes Gesetz „Harmonie" lautet, keine wertvollen Anregungen und Motive liefern.

---

1) Prof. Dr. Ehrenberg, Der Krieg und die Kunst. Münster i. W. 1915. S. 3.



Eine große Kunst entsteht nie durch kühne und große Gedanken, selbst nicht durch die kühnsten Gedanken, die dem Krieg entsprossen; die Kunst ist nicht das Produkt momentanen Wollens, sondern langer Arbeit und Entwicklung. Eine vollendete Kunst ist immer eine traditionelle Kunst. Aber eine traditionelle Kunst vermögen Kriege und Umwälzungen nicht zu schaffen, wohl aber zu vernichten. In der Hemmung oder teilweisen Vernichtung der Tradition liegt eines der folgenschwersten negativen Ergebnisse des Krieges speziell für die bildende Kunst.

II.

Das erste und in die Augen springende Ergebnis des Krieges für die künstlerische Kultur ist nach dem Gesagten ein negatives. Das positive Ergebnis oder die begründeten Hoffnungen und Wünsche bestehen darin, daß aus den Ruinen neues Leben blühen werde, daß der Wiederaufbau des Zerstörten zu ungezählten Aufträgen und zur Lösung neuer und großer Probleme für die Künstlerschar führen möge.

Dieser Wiederaufbau wird in wenigen Fällen eine Wiederherstellung des Alten, ein auf dem Boden der Überlieferung fußendes Weiterbauen sein. Damit erfüllt sich allerdings der Wunsch der radikalsten und revolutionärsten Kunstjünger und Kunstliteraten der modernen Zeit, die Forderung beispielsweise eines der nüchternsten und s. Z. einflußreichen Vertreters der traditionslosen modernen Kunst, des aus Belgien eingewanderten van de Velde, der einst unbeirrt von der Kenntnis des Gesetzes des künstlerischen Werdeganges, meinte: „Bevor nicht das Gegenwärtige zerstört werde, werde die Kunst in neuer Form nicht zum Lichte aufsteigen, werde dem Boden der Arbeit die Blume nicht erblühen.“ [1])

1) Nach Cornelius Gurlitt, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin 1899, S. 661.



Zahlreiche Aufgaben und Aufträge werden, darüber dürfte kein Zweifel obwalten, nach glücklicher Beendigung des Völkerkrieges an die Architekten und an die Monumentalplastiker herantreten. Ob die Lösung dieser Aufgaben von einer späteren Generation gut benotet werden wird, ist heute eine unlösbare Frage. Ob die zerstörten Städte, Dörfer und Herrenhäuser in Belgien und Nordfrankreich eine Wiedererstehung in annähernd gleicher Form erleben werden, ist sehr fraglich, zum Teile unmöglich. Das verwüstete Polen wird vielleicht geschmacklose Neubauten gleich denen des industriellen Lodz erhalten. In Ostpreußen und zum Teile auch in Galizien dürfte sich der Einfluß der im allgemeinen auf traditionellem Boden stehenden Vereine für Heimatschutz jetzt und nach dem Kriege geltend machen[1]) und die Tätigkeit der den gleichen Tendenzen huldigenden Baukünstler manches Erfreuliche schaffen. Diese Tätigkeit wird zum großen Teile jedoch bestimmt und begrenzt werden durch die Auffassungen und Verfügungen der Staats- und Kreisregierungen, die auch, wie wir hoffen, den Ausartungen des Bauwesens Schranken zu ziehen verstehen.

Mit den größten Erwartungen sehen schon heute die Vertreter der Plastik auf die Zeit nach dem Kriege. Diese Zeit soll eine neue Höhenperiode der monumentalen Plastik, eine fruchtbare Ära der Denkmalskunst bilden. Die Plastik, der es seit langem an entsprechenden Aufträgen fehlte, der insbesondere die moderne Architekturrichtung ungünstig war, rechnet auch in finanziellem Sinne auf eine lange nicht mehr geschaute Blütezeit.

Diese Rechnung ist nicht ohne Berechtigung. Sie ist berechtigt in letztgenannter materieller Hinsicht, sie ist auch

1) Der deutsche Bund „Heimatschutz" hat sich bereits im August 1914 mit dem Wiederaufbau der Siedlungen in Ostpreußen beschäftigt. Ebenso hat sich der Verbandsvorstand der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine am 20. September mit einer Eingabe an das preußische Ministerium gewandt.



berechtigt in rein künstlerischer Beziehung. Die deutsche Plastik hat in den letzten Jahren eine achtunggebietende Höhe erklommen, sie hat sich zum größten Teile von den Ausartungen, dem Krankhaften und Gesuchten der spezifisch modernen Malerei frei gehalten, frei allerdings auch während des Krieges nicht von der Verirrung, vollständig nackte Figuren als öffentliche Denkmale unserer modernen Dichter aufzustellen. Die Plastik als solche wird auch nach beendigtem Kriege in der Mehrzahl der Fälle Großes leisten.

Etwas anders liegt indeß die Sache, wenn die Plastik mit der Architektur, und sei es nur in der Form eines Sockels, in Verbindung tritt. Hier waren die Verirrungen bisher zahlreich und werden es auch in Zukunft noch sein. Ein ungefüger unbehauener Felsblock mit einem in Erz gegossenen Standbild z. B. eines bäuerlichen Helden in kurzer Joppe und Wadenstutzen gehört zu den naturalistischen, wenn auch „preisgekrönten" Geschmacklosigkeiten, die höchstens das Wohlgefallen eines geschmacklosen Publikums erregen.

Die Kunst nach dem Kriege wird, wenn auch nicht in einem plötzlichen Aufleuchten, sondern in einem mühsamen Aufbauen, groß werden, wenn uns die Zeit nach dem Kriege wieder wirklich große Gedanken, hohe, religiöse Ideale, ewig feststehende Ziele bringt. Die religiöse Erneuerung, falls sie eintreten sollte, wird uns auch eine Renaissance der Kunst im christlichen Geiste bringen. Das Ideal spornt die Kunst zu den größten Aufgaben und den Künstler zu den höchsten Leistungen an. Die Künstler werden wieder Ewiges schaffen, wenn der Glaube an Ewigkeitswerte in ihnen wieder lebendig geworden ist. Eine Kunst, die nur Zeitgemäßes schafft, wird mit der Zeit wieder verschwinden.

III.

Das Ergebnis des Krieges ist für die künsterlische Kultur im allgemeinen und im einzelnen ein negatives; nur mittelbar, nur im problematischen Sinne können aus einem großen Kriege sich positive Ergebnisse für die Künste wie für die

übrigen Kulturmächte ergeben. Der Krieg erzeugt keine neue Kunst, wie er die elementaren und stets gleichen Bedingungen derselben nicht aufhebt. Er vermag aber manche dieser Bedingungen vorübergehend zu beseitigen und dadurch einen Rückschritt der Gesamtkunst zu bewirken.

In letzterem Sinne wirkten alle großen und zerstörenden Kriege verhängnisvoll für die Kunst. Der dreißigjährige Krieg unterbrach fast die ganze künstlerische und stilistische Entwicklung der deutschen Renaissance[1]), und die hohe Kunst hat ihr Fortleben und Fortblühen fast nur den von Klöstern, geistlichen und weltlichen Fürsten aus Italien und Frankreich herbeigerufenen und herbeieilenden Künstlern zu danken. Die Revolutions-, napoleonischen und Befreiungskriege beschleunigten die Auflösung der alten überlieferten Kunst und des bis zum neunzehnten Jahrhundert einheitlichen Stiles. Das zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts bezeichnet den folgenschweren Bruch mit der mehr als tausendjährigen Kunsttradition, den Beginn des heillosen Stilwirrwarrs und des Niederganges der freien wie der angewandten Kunst. Nach dem deutsch-französischen Kriege des Jahres 1870/71 schauen wir einen Tiefstand speziell der Baukunst und des Kunstgewerbes, der in der Geschichte kaum ein Pendant hat, mag auch der Krieg nicht in erster Linie diesen Tiefstand verursacht haben. Die moderne Renaissance und der sogenannte Jugendstil zeigen einerseits einen Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit, anderseits ein völliges Verkennen der Bedingungen eines zur Höhe der klassischen Vollendung führenden künstlerischen Schaffens, das heute noch nachwirkt.

Wie der Krieg die elementaren Voraussetzungen der Kunst nicht beseitigen, sie nur vorübergehend, zum großen Unheil der Künste, stören und zerstören kann, so kann er auch nicht die ewigen und unveränderlichen ästhetischen Gesetze aufheben und der Kunst wesentlich neue Normen

1) Vergl. K. O. Hartmann, Die Baukunst, Leipzig 1911, Bd. 3, S. 122 f.



geben. Das gewaltige „Erlebnis" des gegenwärtigen Krieges fordert nicht, daß wir — um die eingangs zitierte Phrase zu wiederholen — alle Dinge umdenken, unser Weltbild „völlig neu orientieren".

So wenig der Krieg die Gesetze und Regeln der Mathematik aufheben oder verändern kann, ebensowenig vermag er die Grundgesetze der Kunst, deren wichtigstes das des Maßes, der Proportion, der Einheit oder Harmonie der Teile ist, umzustoßen. Der Krieg kann, mit kürzeren Worten, keine radikal neue Kunst schaffen, weil er keine neuen Gesetze zu schaffen vermag.

Der Krieg kann ferner keine neuen künstlerischen Talente erzeugen, er vermag nur in einzelnen Fällen die vorhandenen Talente anzuregen. Aber die anregenden großen Gedanken, welche der Krieg, welche die alles opfernde Vaterlandsliebe zum Ausdrucke bringt, vermögen wohl eine etwas veränderte, aber keine vollendetere Kunst hervorzurufen. Welchen Sinn soll es haben, wenn behauptet wird, daß die Wende der Geschichte, welche der heutige Riesenkampf bezeichnet, auch eine Wende, eine völlige Umänderung in der bildenden Kunst sein wird? Soll uns das Rauhe, das Harte, die Kraft, welche sich im Kriege äußert, etwa eine „Kunst der Kraftmeier" bringen, eine Kunst ohne Ebenmaß, mit massigen und derben Formen, wie wir sie beispielsweise am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig schauen? —

Inter arma silent leges. Es schweigen im Waffenlärme nicht nur die das Recht formulierenden Gesetze, es ruht auch die Kunst mit ihren fundamentalen Bedingungen. Wie aber das durch den heutigen Krieg mit Füßen getretene und mit diabolischem Hohne geschmähte Recht seine Wiedererstehung finden wird, so wird auch die Kunst eine neue Blüte erleben. Ob es eine glanzvolle, durch Jahrhunderte leuchtende Hochblüte sein wird, das ist heute eine unbeantwortbare Frage.

Peter Paul Rubens hat am Ende seines Lebens, als er die höchste Meisterschaft errungen hatte, für den Groß-



herzog von Toskana eine allegorische Schilderung des Krieges geschaffen, und er hat dieses Bild seinem Auftraggeber selbst erläutert: „Die Hauptfigur ist der Kriegsgott Mars, der mit Schild und Schwert aus dem Janustempel hervorstürmt und das Volk mit großem Unglück bedroht. Vergeblich bemüht sich die holde, von Amoretten begleitete Liebesgöttin Venus, ihn durch Liebkosungen zurückzuhalten. Er folgt vielmehr der Furie Alekto, die eine Fackel in der Hand schwingt und Pest und Hungersnot als unzertrennliche Genossen des Krieges mit sich führt. Mars tritt mit dem Fuß ein Buch und eine Zeitung nieder, um anzudeuten, wie Wissenschaften und Künste durch ihn leiden. Eine Frau mit einer zerbrochenen Laute krümmt sich auf der Erde, es ist die Harmonie, die mit der Zwietracht der Kriegszeit unvereinbar ist. Auch eine Frau mit einem Kind liegt auf dem Boden, Fruchtbarkeit und Elternliebe werden durch den Krieg zerstört. Links sehen wir eine schmerzerfüllte Frau in schwarzem Schleier und zerrissenem Gewand, aller Juwelen und sonstigen Schmucks beraubt. Sie hebt wehklagend die Hände empor. Es ist das unglückliche Europa, das Raub, Schmerz und Elend erleidet.“ [1])

Das einst christlich regierte und unglückliche, die europäische Kultur mordende Europa! Das Rubens'sche Bild ist eine im antiken Geiste gehaltene Allegorie auch des heutigen Völkerkampfes. Beten und hoffen wir, aber nicht zu den Rubens'schen Göttern, sondern zum Christengotte, daß das Wehklagen des büßenden Europa sich in kurzen Tagen in Friedensjubel umwandelt, daß es bald im Glanze neuer und ungetrübt leuchteuder Juwelen, im Schmucke einer geläuterten Kultur und Kunst vor uns stehen und diese Kultur unzerstörbar machen wird, indem sie dieselbe auf denjenigen gründet, der selbst unzerstörbar ist: auf Gott.

R. F. X. H.

---

1) Dr. Ehrenberg, a. a. O. S. 17 f.



XIII.

Flandern und die Flamen.

(Aus Holland.)

Ganz abgesehen von der schließlichen Entscheidung über Belgiens Zukunft, sind die folgenden Ausführungen meines Erachtens für alle diejenigen von Interesse, die sich wegen der durch die kriegerischen Ereignisse entstandenen Lage mehr als sonst mit Belgien beschäftigen. Die flämische Frage ist vom Anfange an immer sehr verwickelt gewesen. Nach der Trennung von Holland im Jahre 1830 kam Flandern bekanntlich ganz unter französischen Einfluß, denn „Belgien" war mit französischer Unterstützung Holland abgenommen worden. Ich darf wohl voraussetzen, daß die großen Züge der flämischen Bewegung bekannt sind. Wir können uns hier nicht zu viel um die Vergangenheit kümmern, weil die Gegenwart unsere ganze Aufmerksamkeit beansprucht. Es möge genügen, daran zu erinnern, daß die Flamen längere Zeit, etwa bis 1880, durch die französischen Elemente Belgiens vollkommen und rücksichtslos unterdrückt worden sind. Die Vorherrschaft der französischen Sprache war unbeschränkt. Die Armeekommandos wurden in der französischen Sprache erteilt und die Flamen wurden ebenso in der französischen Sprache gerichtlich abgeurteilt. In den Elementarschulen bekleidete die französische Sprache einen ersten Rang. Der Unterricht in den Gymnasien und Realschulen ging gleichfalls unter dem französischem Joche gebückt und der Hochschulunterricht war, mit Ausnahme einiger winziger und unwesentlicher Lehrgänge an der Universität Löwen vollständig französisch. Die Wallonen verachteten die Flamen nicht blos stillschweigend, sondern auch öffentlich. Die Flamen waren in Belgien die plebs misera. Dann setzte die flämische Bewegung ein. Man darf aber nie vergessen, daß die eigentliche flämische Bewegung viel mehr eine literarische als eine politische ge-



wesen ist. Politisch war sie oft außerordentlich dilettantisch. Die Flamen sind immer reich an Worten, arm an Taten gewesen. Wenn man mit Schreien die Zustände verbessern könnte, dann wäre Flandern jetzt ein idyllischer Staat unter den Staaten der Menschen. Die Nachbarn der Flamen, die nüchternen Holländer, haben immer lächelnd dem unvernünftigen Geschrei der Flamen zugesehen, weil sie aus Erfahrung wußten, daß das Geschrei keinen Hintergrund hatte. Sie haben die Flamen selbstverständlich immer unterstützt und vor allem die flämische Literatur in fruchttragende Bahnen gelenkt. Der übergroße Teil der flämischen Bücher wurde und wird in Holland gedruckt und gelesen. Politisch haben sie nie Annäherung gesucht. Die Flamen haben eben einen ganz anderen Charakter als die Holländer. Die Holländer bilden eine abgeschlossene Einheit, die Flamen keineswegs. Das wird sich noch zeigen. Man kann sich, um diese Behauptung wahr zu machen, auf einen Kronzeugen, den flämischen Schriftsteller Stijn Streuvels (eigentlich heißt er Frank Lateur) berufen.

Soeben wurde der politische Dilettantismus der Flamen erwähnt. Was damit gemeint ist, zeigt folgende Erzählung von Stijn Streuvels. Sie beweist, daß das Geschrei der Flamen immer geringe Bedeutung gehabt hat. Das Beispiel könnte, wenn man es wünschte, beliebig multipliziert werden.

In dem Amsterdamer Wochenblatt Nieuwe Amsterdamer schrieb Streuvels am 3. Juli: „Ich bin weder Führer noch Häuptling. Einmal bin ich in dieser Eigenschaft aufgetreten, aber es kam nichts dabei heraus. Es war nach den Rodenbachfestlichkeiten (Rodenbach ist ein früh verstorbener Vorkämpfer der flämischen Bewegung. Auch er war auf literarischem Gebiete am stärksten!) in Roesselaere, wo die Studenten drei Tage lang geschrieen hatten: Wir fordern eine flämische Hochschule! Ich meinte, daß diese Forderung ernst gemeint war, und ich stellte ihnen ein erschöpfendes und einfaches Mittel vor, ihre Forderung durchzubringen. Ich sagte, daß es von den Studenten



selbst abhinge, daß die Hochschulen für die Studenten da wären und nicht umgekehrt. Ich sagte ihnen: Bleibet zu Hause und streikt. Studiert nicht mehr, solange man euch keinen Unterricht in der Muttersprache geben will. ... Nach den Ferien beteiligten sich die flämischen Studenten selbstverständlich wieder an den ausschließlich französischen Lehrgängen. Aber das dicke Ende kam nach. Alle Führer der flämischen Bewegung nahmen gegen mich Stellung. Mein Auftreten, meine Bemühungen wurden durch heftige Protestaufsätze mißbilligt. Ich paßte nicht in ihre Mitte, weil ich es gewagt hatte, von den Flamen konsequente Taten zu fordern."

So ist es dem flämischen politischen Dilettantismus immer ergangen.

Die flämische Volkskraft ist durch die Kämpfe gegen den französisch-wallonischen Einfluß nur wenig gestärkt worden, weil die französisch-wallonischen Elemente meistens von Kampfmitteln unlauterster Art Gebrauch gemacht haben und sie noch gebrauchen. Aber andererseits ist diese Volkskraft im Laufe der Jahrzehnte nicht unerheblich geschwächt worden und zwar durch die andauernden, nicht enden wollenden Kämpfe der Flamen unter sich. Die Flamen waren nicht nur von je her nach den verschiedenen politischen Lagern gespalten, sondern es gab außerdem immer noch Zwiespälte zwischen den Anhängern der einzelnen Richtungen. Selbst während des Krieges dauert dieser Zustand fort und sowohl in Belgien als in England und Holland, nach welchen Ländern die meisten in das Ausland geflüchteten Belgier gepilgert sind, geht der Kampf einerseits zwischen Wallonen und Flamen und andererseits zwischen den Flamen unter sich lustig weiter.

Früher war es schon ziemlich schwierig, festzustellen, wie viele Richtungen in der flamischen Bewegung wohl vorhanden waren. Nach dem Ausbruche des Krieges wurde es noch viel schwieriger, vor allem, wo es Belgien selbst gilt. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß der eben erwähnte



Stijn Streuvels die jetzt vorhandenen Richtungen in dem Wochenblatte Nieuwe Amsterdamer deutlich spezialisiert hat.

In Flandern gebe es jetzt drei Gruppen von Flamen: „1. Diejenigen, die schweigen und behaupten, daß alle Flamen schweigen müssen, solange der Krieg dauert. Zu dieser Gruppe gehören die älteren und bedächtigen Leute, die sich gedulden und im geeigneten Augenblicke auftreten wollen. 2. Der zweiten Gruppe gehören diejenigen an, die nicht schweigen wollen oder können. Diese sind der Meinung, daß der Kampf für die flämischen Rechte weiter gekämpft werden muß, weil die Wallonen gleichfalls weiterkämpfen. Diese zwei Gruppen kann man vaterländische Flamen nennen. Sie fordern, daß Flandern ein Teil des nationalen, einheitlichen Belgien bleiben soll. 3. Die dritte Gruppe bilden die ungestümen, jüngeren Flamen mit radikalen Auffassungen. Sie wünschen ein selbständiges, reiches Flandern."

Es scheint mir am besten, Streuvels noch weiter das Wort zu geben, damit er, der Flame, uns über die hauptsächlichsten Ideale und Forderungen dieser drei Gruppen Auskunft gibt. Er wohnt in Ingoyghen im flämischen Lande selbst und wird deshalb wohl am besten wissen, was unter den Flamen vorgeht und gährt.

Er sagt: „Die Leute der ersten Gruppe sind die Vorsichtigsten. Wer nichts tut, tut nichts falsch. Sie behaupten, daß in dieser Zeit, in der alles außer Rand und Band ist, das „primum vivere" das einzige Gesetz sei. Erst müsse der Deutsche vertrieben worden sein und dann könne man sich wiederum mit der eigenen Sache beschäftigen. Gut, sagen die Flamen der zweiten Gruppe, aber die Wallonen schweigen auch nicht. Vor und hinter der Front sei man daran, im trüben Wasser zu fischen. Die Gegner der Flamen seien schon der Meinung, daß es keine Flamen mehr gebe, und sie hoffen, uns ohne schwere Mühe vor eine Neuauflage des Jahres 1830 zu stellen. Während des Krieges sei es schon oft gesagt worden: „du Flamand, on n'en parlera plus après la guerre." (Ich glaube, daß es gut ist, diese und weitere Äußerungen der



Wallonen und Franskillons nicht zu übersetzen. Man bekommt dann den Vorteil, die authentischen Ausdrücke gedruckt zu haben. Sie können und müssen vielleicht später noch verwendet werden.) Demgegenüber sei es nötig, unseren Ruf, nationale Belgier zu sein, rein und hoch zu halten, damit die Gegenpartei uns in nichts beschuldigen könne. Gelöst seien zwar die Bande der Welt, und wer knüpfe sie wieder? Aber das sei nicht so schlimm. Das komme von selbst wiederum gut. Alles müsse wiederum werden, wie es gewesen sei. Diese Hoffnung (erläutert Streuvels) ist vor allem auf unsere geographische Lage gegründet, aus der naturnotwendig hervorgeht, daß, wie die Zukunft sich auch gestalten möge, ein neues Belgien wiederum entstehen muß. Wir geben zu, daß wir Germanen sind, aber wir wollen keine Deutschen werden."

Gegen diese Ausführungen wäre wohl etwas zu sagen. Aber Polemik ist hier nicht angebracht, weil wir blos untersuchen wollen, was und wie die jetzt in Belgien weilenden Flamen selbst denken.

Die dritte Gruppe ist wohl die interessanteste. Die Angehörigen dieser Gruppe sind der Meinung, daß jetzt der geeignete Augenblick da sei, einen großen Wurf zu wagen. Sie meinen, daß das künstliche Band zwischen Flamen und Wallonen jetzt für immer zerrissen werden müsse. „Belgien wird nicht länger bestehen", sagt Streuvels, „so lautet, meine ich, das Losungswort. Ich wage aber nicht zu versichern, daß es klar und deutlich ausgesprochen wird. Es wäre allerdings gut, wenn sie einmal offen sagten, wie sie sich die Sache eigentlich denken." Ich habe gute Gründe anzunehmen, daß diese Gruppe Belgien zu einer Monarchie, wie Oesterreich eine ist, machen will. Streuvels selbst meint, daß die Sache aussichtlos sei und daß es noch besser wäre, mitten in Afrika einen unabhängigen flämischen Staat zu gründen. Außerdem sei die Bewegung der dritten Gruppe äußerst gefährlich. Die Masse kenne ihre Auffassungen nicht und es sei sehr bedenklich, jetzt die national-belgische Frage anzuschneiden. Streuvels stellt fest, daß gerade die Flamen

aus seiner ländlichen Gegend viel mehr als früher Herz und Seele für das einheitliche belgische Vaterland bekommen hätten. Und er stellt die Frage, ob es in den wallonischen Gegenden auch so gegangen sei? Diese Frage ist äußerst wichtig. Streuvels kann sie augenblicklich nicht beantworten, weil er faktisch in seinem flämischen Darfe isoliert worden ist. Was das wallonische Volk denkt, ist wohl weniger von Bedeutung. Die Hauptsache ist, was denken die wallonischen Führer? Und da brauchen wir nur hinzuweisen auf einige Äußerungen der wallonischen Führer hinsichtlich der Verflämung der Genter Hochschule. Daraus wird sich zeigen, daß die Flamen von den Wallonen nichts zu erwarten haben. Und weiter brauchen wir blos noch einige andere Äußerungen hervorragender Franskillons zu bringen, die gleichfalls mehr als genug beweisen, daß die wallonischen Franskillons für die gerechte Sache der Flamen, auch während des Krieges, nichts fühlen.

Carton de Wiart (Marches de l'Est, 6. Jahrg. Nr. 2, S. 139) und Arthur Verhaegen (ebendort) protestieren heftig gegen die „Vervlaamsching" der Genter Hochschule. Carton de Wiart ist der belgische Justizminister und Verhaegen ist der katholische Führer der wallonischen Arbeiter. Der liberale Führer und jetzige belgische Gesandte in London, Paul Hijman, hat erklärt, bis zum Ende gegen den Wunsch der Flamen hinsichtlich der Genter Hochschule sich widersetzen zu wollen (Marches de l'Est, S. 153).

Der sozialdemokratische Führer, Staatsminister van der Velde, „partisan de la culture française" glaubt, „qu'elle ne peut reculer en Flandre" (S. 152). Die zwei größten Propagandisten der belgischen Sache in England und Italien sind augenblicklich Jules Destrée, der einmal mit einer profranzösischen, annexionistischen Bewegung im Lande der Wallonen gedroht hat, wenn die Regierung den Flamen noch größere Rechte verleihen sollte (Lettre au Roi), und Maurice Maeterlinck (eigentlich ein Flame), der es gewagt hat, zu erklären: „j'ai déjà nettement exprimé mon opinion



sur le flamingantisme que je considère comme une mauvaise et même criminelle plaisanterie“ (S. 657).

In Antwerpen wurde vor kurzem eine Schrift, die zum Titel hatte: Un Parti national, verbreitet. Darin heißt es: „Die flämische Frage muß als gelöst betrachtet werden, seitdem die Flamen das Recht bekommen haben, in ihrer eigenen Sprache regiert und abgeurteilt zu werden. Keiner, der den Frieden der Landeskinder unter sich nicht gefährden will, wird das ableugnen können. Auf unbarmherzige und entschiedene Weise muß der Plan, eine flämische Hochschule zu gründen, aufgegeben worden, und gleichfalls muß es jetzt aus sein mit der Verpflichtung für Beamte und Militärs, die flämische Sprache zu kennen. Bald wird die Zeit kommen, daß die flämische Sprache aus der Öffentlichkeit verschwinden wird. Alles haben wir von Frankreich bekommen: unsere Geschichte, unsere Staatseinrichtungen, unsere Sprache (sic!), unsere Religion, unsere Sitten, unsere materiellen und sittlichen Interessen. Bloß ein enger Anschluß der beiden Teile des Landes kann das heilige Erbteil unserer Väter für die Zukunft sicherstellen.“

Das flämische Blatt Vlaamsch Nieuwsch sagt dazu:

„Man muß nicht behaupten, daß diese Ausführungen zu dumm und zu verrückt sind, um beantwortet zu werden. In diesen Ausführungen ist das ganze Programm der Feinde unserer Sprache klar nnd deutlich ausgedrückt. Wir hören dieses Programm schon Jahre lang im Parlamente und lesen es in den französisch-brüsseler Blättern. Was neu ist, ist allein die Tatsache, daß unsere Feinde nicht ruhen und daß sie selbst in diesen schweren Zeiten so niederträchtig sind, daß sie jetzt noch den Versuch wagen, unser Volk, das Gut und Blut für das Vaterland gegeben hat, zu unterdrücken. Sie wollen uns in Knechtschaft halten und wollen uns nehmen, was uns im Kampfe vieler Jahre auf karge Weise zugemessen worden ist.“

Ich glaube, daß ich jetzt genug Beweise beigebracht habe, um meine Behauptung, die Flamen hätten von ihren „Brü-

dern", den Wallonen, auch nach dem Kriege nichts zu erwarten, wahr zu machen.

Es ist deshalb mehr als verständlich, daß die Flamen der dritten Gruppe einen gewissen Anschluß an die Deutschen suchen. Selbstverständlich ist dieser Anschluß äußerst schwach. Bei den obliegenden Verhältnissen ist auch nichts anderes zu erwarten. Aber bemerkenswert ist es trotzdem, daß die dritte Gruppe — und wie Streuvels uns erklärt hat, bilden die Jüngeren diese Gruppe — Annäherung sucht. Die Tatsache allein ist schon von größter Wichtigkeit. Sie beweist, daß in den jüngeren Flamen etwas lebt, das dem deutschen Elemente nicht unfreundlich gesinnt ist. Aber die Deutschen dürfen keine große Hoffnung darauf setzen. Diese Jüngeren möchten die Deutschen vorläufig nur dazu gebrauchen, um mit ihrer Unterstützung rein flämische Ideale durchzusetzen.

Streuvels sagt über die Haltung dieser Gruppe noch Folgendes:

„Die Haltung dieser Gruppe erregt Mißtrauen, weil sie bei ihrer Arbeit die Unterstützung der Deutschen gebrauchen. Mancher fragt mit Recht: Was steckt dahinter? Die Anhänger der dritten Gruppe sagen, es gebe keinen Grund, diese Unterstützung abzulehnen, selbst wenn sie von feindlicher Seite komme, wo es sich darum handle, die sittlichen Interessen der Flamen zu beherzigen. Sie mißbilligen gerade die Haltung der beiden anderen Gruppen, die behaupten, daß man während der Besetzung Belgiens durch die Deutschen nie und nimmer eine Gunst von feindlicher Seite annehmen dürfe."

Das ist nun gerade das Merkwürdigste, wie es überhaupt möglich ist, daß über derartige Fragen debattiert wird. In einem einheitlichen Nationalstaat wäre eine solche Erörterung in Zeiten, wie diesen, kaum möglich. Daß diese Debatte in Belgien möglich ist, beweist eben, daß das Land kein einheitlicher Nationalstaat ist. Streuvels meint, daß der Mangel an wirklichen Führern, die das Volk in eine einheitliche Richtung leiten könnten, an diesem Zustande Schuld

sei. Jetzt heiße es tot capita tot sensus. Jeder denke und tue, was er selbst für richtig halte und schimpfe den Anhänger anderer Richtung als Verräter und Feigling. Wenig erhebende Zustände! Für das festgeschlossene deutsche Volk vielleicht kaum verständlich.

Nun ist vor kurzem die öfter erwähnte Gruppe der Jüngeren in die Öffentlichkeit getreten und hat klar und deutlich gesagt, was sie eigentlich will. Diese Jüngeren wohnen bezeichnenderweise fast alle in Gent und werden deshalb auch wohl die Genter Gruppe genannt. In der Nieuwe Rotterdamsche Courant vom 3. Juli 1914 haben sie Folgendes erklärt. Die flämische Bewegung sei keine pangermanistische.

„Die jüngeren Flamen wollen nichts von einer deutsch-flämischen Hochschule wissen. Eine derartige Hochschule würde uns ebenso wenig wie eine französisch-flämische gefallen und würde wahrscheinlich nicht weniger als eine französisch-flämische boykottiert werden. (Studentenbeschluß vom 25. März 1914. Man erinnere sich, was Streuvels zu diesem Boykott gesagt hat!). Wir haben uns nicht durch Schmeichelstimmen aus dem deutschen Lager verlocken lassen. Wir sind folgender Auffassung: Nicht an erster Stelle der unmittelbare französische Einfluß, sondern die zentralisierende Wirkung des belgischen Staates, der alles Mögliche getan hat, den zweisprachigen Teil unseres Landes zweisprachig zu halten, steht der natürlichen Entwicklung unseres Volkes im Wege. Durch eine ehrlich durchgeführte Trennung der Staatsverwaltung könnte der für Flandern unheilvollen Wirkung ein Ende bereitet und gleichfalls dem flämischen Volke die Möglichkeit einer freien Entwicklung geboten werden."

Dieses Programm wurde schon früher in der Zeitschrift Vlaamsche Hoogeschool verkündet. Im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift heißt es auf Seite 4: „Die Flamen haben bei einer Zweiteilung der Staatsverwaltung nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Es ist die Lösung der flämischen Bewegung selbst. Dadurch bekommt das flämische Volk die Verfügung über die Regelung der eigenen Haushaltung,



Entwicklung, Bestimmung und zwar unabhängig von der immer quertreibenden, zentralisierenden Staatsgewalt. Dadurch wird das Hindernis weggenommen, das der flämischen Bewegung im Wege steht." Die jüngeren Flamen weisen noch darauf hin, daß auch die Rolle, die Belgien in der europäischen Politik habe spielen wollen, der flämischen Bewegung im Wege gestanden sei. Belgien hätte Kolonien bekommen und alle Führer seien schon lange der Meinung gewesen, daß es mit der Neutralität Belgiens bald zu Ende gehen würde. Schon im Jahre 1912 sei auf diese Gefahr, die von der deutschen und französischen Seite gedroht habe, hingewiesen worden. Darum habe man auch die Vermehrung der Armee beschlossen. Die erste Bedingung der Macht nach außen sei aber immer die Einigkeit im Innern gewesen. Diese Einheit hätte man bloß auf Kosten der Flamen zustandebringen können. Nun sei der Krieg unerwartet ausgebrochen, und jetzt stehe der Einteilung der Staatsverwaltung in eine wallonische und flämische Verwaltung wahrscheinlich nichts mehr im Wege. „Nun sind verschiedene Deutsche aufgetreten", erklären die jüngeren Flamen noch, „die der Meinung sind, daß es in Deutschlands Interesse liege, daß diese Trennung der Verwaltung vollzogen werde. Damit haben wir nichts zu schaffen. Wir fordern bloß, was wir immer gefordert haben. Selbst wenn Deutschland seine Macht zu Gunsten dieser Trennung verwenden würde und zwar als Bürge und Mittel zur Handhabung einer neuen Neutralität, dann würden wir noch immer erklären, daß unsere Aktion nicht mit der deutschen koordiniert ist, sondern bloß parallel geht. Wir würden dann den Vorteil der Umstände haben und nicht zum Danke verpflichtet sein."

Auf den Vorwurf, daß die Jüngeren so wenig zahlreich seien, antworten sie: „Selbstverständlich ist es in diesen Zeiten sehr schwierig, die Masse zu erreichen. Dafür ist die Bewegung zu kompliziert. Wieviele Flaminganten hinter uns stehen, wissen wir nicht. Es gibt nämlich einen „französischgesinnten Terrorismus" und eine „flämische Ängstlich-



keit". Aber was bedeutet die Zahl? Sonderbar ist jedenfalls, daß diejenigen, die es so herrlich finden, daß das kleine Belgien es gewagt hat, gegen das große Deutschland zu kämpfen, uns immer vorwerfen so wenig zahlreich zu sein. Aber glücklicherweise gibt es noch ein Recht, das anerkannt werden werden kann auch ohne die große Masse und gegen die Stimmen der Mehrheit."

Es scheint, daß diese jüngeren Flamen inzwischen nicht still gesessen sind. Jedenfalls ist es auffallend, daß der Gouverneurgeneral von Belgien, Freiherr von Bissing, den Plan hegt, im Oktober dieses Jahres die Genter Hochschule zu eröffnen und zwar ausschließlich — mit flämischen Lehrgängen. Die Flamen der schon erwähnten ersten zwei Gruppen sind dagegen. Die dritte Gruppe nicht. In der Nieuwe Rotterdamsche Courant vom 3. Juli wird berichtet, daß die jüngeren Flamen „von den Dächern verkünden," daß sie nicht der Meinung seien, daß die Frage der Genter Hochschule später mit den Wallonen zusammen geregelt werden könne. Das deutschfeindliche Hetzblatt Telegraaf schließt sich selbstverständlich den genannten Gruppen und noch inniger den Wallonen an und kommt zu der ungeheueren Behauptung, daß die Flamen an der Yser eigentlich — für das Recht einer flämischen Hochschule kämpfen. Toller kann man die Dinge kaum auf den Kopf stellen!

Es wird gut sein, diese Gruppe der jüngeren Flamen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Nun bleibt uns noch übrig zu sehen, was die Führer der großen Masse der Flamen über die Zukunft denken. Streuvels erörtert drei Fälle.

„1. Wenn wir wiederum Belgier werden, muß der alte Kampf zwischen Flamen und Wallonen wiederum aufgenommen werden. Das flämische Volk muß dann zum Selbstbewußtsein gebracht werden. Wenn die Flamen nur ein vollkommenes Rassen- und Stammesbewußtsein hätten, wäre die flämische Frage von selbst gelöst, denn dann würden sie neben den Wallonen

und trotz den Französischgesinnten alles bekommen, was sie fordern, blos weil sie es wollten.

2. Wenn der französische Einfluß überherrschend und das flämische Volk unterdrückt würde, würde ich trotzdem nichts fürchten, denn im flämischen Volke steckt große Lebenskraft und je schwerer die Unterdrückung, desto energischer der Widerstand."

Dazu wäre zu bemerken, daß es für die Flamen eine hoffnungslose Sache wäre, wenn der alte Kampf aufs Neue anfangen müßte. Denn von dem alten Kampfe könnte man dann nur mehr scheinbar reden. In Wirklichkeit wird in beiden von Streuvels erwähnten Fällen der französische Einfluß eine derartige Vorherrschaft bekommen, daß das flämische Element, wenn nicht verschwinden, doch sicher ganz ungeheuer geschwächt werden würde.

Aber jetzt der dritte Fall. Im voraus möchte ich bemerken, daß Streuvels während des Krieges sich oft in merkwürdig deutschfreundlichem Sinne geäußert hat und zwar in seinem Kriegstagebuch, das monatlich in Amsterdam erscheint. Als Neutraler mit deutschfreundlicher Gesinnung hätte ich nichts dagegen einzuwenden, aber vom Standpunkte der Vaterlandsliebe im Allgemeinen oder noch beschränkter, mich einen Augenblick auf den abgeschlossenen Standpunkt der herrlichen deutschen Vaterlandsliebe stellend, kann ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daß es charakterlos ist, wenn ein Belgier in den obliegenden Verhältnissen sich deutschfreundlich zeigt. Ich glaube doch, daß es in Deutschland unmöglich wäre, daß ein Dichter — Streuvels ist der größte flämische Dichter — im Falle einer Invasion des Feindes in Deutschland das Lob dieses Feindes singen, und was noch schlimmer ist, sein eigenes Volk verhöhnen würde. Beides hat Streuvels getan. Jeder deutsche Patriot wird wohl denken: non tali auxilio! Und mit Recht. Es kann selbst nicht anders sein! Aber was soll man von einem Streuvels sagen, der seinem Volke mitten im Kriege folgendes Armutszeugnis ausstellt. Er konnte und mußte wissen, daß die Deutschen jetzt das Recht haben, aus seinen Ausführungen die Kon-

sequenzen zu ziehen. Man urteile. Streuvels erörtert den dritten Fall:

„3. Und wenn die Deutschen uns einverleiben werden? Was die Deutschen in diesem Falle mit uns tun werden, weiß ich nicht. Deutschgesinnte können es auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete ein Glück, eine Wohltat nennen, in den Schoß der großen germanischen Familie aufgenommen zu werden, aber meine eigene heilige Überzeugung ist es, daß es in diesem Falle und trotz allen möglichen Freiheiten und Rechten um unsere flämische Selbständigkeit unwiderruflich geschehen sein wird. Keiner unserer Führer wagt es, darauf hinzuweisen, was für uns eigentlich die „deutsche Gefahr" ist. Es handelt sich schließlich darum, wir selbst zu bleiben oder besser wir selbst zu werden. Das ist der Kern der Frage. Wir besitzen zwar unser eigenes Blut und alle möglichen natürlichen Eigenschaften unserer flämischen Rasse, von denen die Sprache die stärkste, lebendigste Eigenschaft und Äußerung ist, aber was uns fehlt, das ist eine eigene höhere Kultur, die unserem ganzen Wesen ein einheitliches Gepräge gibt und uns befähigt, uns einen Platz unter den europäischen Völkern zu sichern. Wenn wir erst eine eigene Kultur haben, werden wir erst wir selbst sein können und keinen fremden Einfluß zu befürchten haben, im Gegenteile aus dem Verkehr mit anderen Kulturen werden wir Vorteil und Nutzen ziehen und unsere eigene Kultur ausbauen können. Aus einem Holländer wird man nie einen Deutschen machen können, trotzdem seine Sprache dieselbe Verwandschaft mit der deutschen, wie die unsrige, hat, und trotzdem er, wie wir, derselben germanischen Familie angehört, denn der Holländer besitzt eine eigene Kultur, die alle Ränge und Stände erfaßt und durchdrungen hat. Die Flamen haben erst angefangen, nach einer eigenen Kultur Ausschau zu halten und ihre Zivilisation auf einen höheren Plan zu setzen. Dem französischen Einfluß werden wir besser widerstehen, weil wir auf natürliche Weise auf diesen reagieren und in unserer Art und in unserem Blute gegen etwas, was uns fremd ist, immun sind. Aber wenn wir unter deutschen Einfluß kommen werden, dann werden wir



mit dem großen Strom mitgeschleppt werden, dann ertrinken wir darin, ohne selbst eine Bewegung des Widerstandes machen zu können. Und die neue Generation der Flamen würde schon deutsch sein. Wir werden auf natürliche, aber unheilvolle Weise die deutsche Kultur dazu gebrauchen, uns selbst zu vervollkommnen, aber auf Kosten unserer flämischen Art."

Kann man seinem Volke wirklich ein größeres Armutszeugnis ausstellen? Inzwischen haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß die Sachen anders liegen, als Streuvels sie vorstellt. Nach diesen Ausführungen des flämischen Volkskenners könnte man ruhig sagen: ein Volk, das nicht fähig ist, eine eigene Kultur zu schaffen, ist reif für Einverleibung. Aber das wollen wir nicht tun. Wir wollen zum Schlusse hinweisen auf eine Antwort, die der Sohn des Gouverneur-Generals von Belgien, der Münchener Professor Freiherr von Bissing, an die Utrechter Hochschulstudenten geschickt hat. Der Freiherr schrieb am 18. Juni 1915:

„Ich habe Ihren Brief erhalten. Was sie darin fordern: daß die Flamen ihre eigene Kultur, ihre Eigenart und ihre selbständige Volksexistenz erhalten sollen, ist nicht allein in Übereinstimmung mit meiner persönlichen Auffassung, sondern, soweit ich weiß, gleichfalls mit der der deutschen Regierung. Ganz unabhängig von der schließlichen Entscheidung über das Schicksal Belgiens, wird Deutschland, wie ich entschieden glaube, dafür eintreten, daß den Flamen Recht getan wird, wird Deutschland dafür eintreten, daß die Schule nicht länger dazu mißbraucht werden wird — wie es, nach Ihrem eigenen Zeugnis, das Bestreben der Wallonen und der mit ihnen verbündeten Franzosen ist, — um die Flamen, das einzige nationale Element in Belgien, sich selbst zu entfremden. Wir können dafür desto besser eintreten, weil wir uns immer bewußt gewesen sind, daß es eine innige Verwandschaft und enge Beziehungen zwischen den Flamen und Deutschen gibt, ohne dabei aus dem Auge zu verlieren, daß flämisch sein nicht bedeutet deutsch sein!"

Das ist eine sachgemäße Sprache!

Hoffentlich hat dieser Aufsatz klar gemacht, welche



Strömungen jetzt in Belgien vorhanden sind. Es war für einen „Neutralen" sehr angenehm, zum Schlusse die Worte eines Deutschen zitieren zu können, Worte, die viel würdiger sind als die Ausführungen von Stijn Streuvels. Die Sache ist schließlich leicht zu erklären. Der Deutsche wurzelt eben in einer festen völkischen Geschlossenheit, der Flame, wie er selbst behauptet, in einem weichen Sandboden, der noch keine Festigkeit besitzt, sondern sich noch immer — und das nach Jahrhunderten! — verschiebt!

XIV.

Von den Neutralen.

11. Juli.

Gibt es eine wahre Neutralität und kann es eine solche geben? Man konnte in der jetzigen Kriegszeit öfters Erörterungen und Ausführungen lesen, welche die vorstehend aufgeworfenen Fragen schlechthin verneinen wollten. Und nicht selten fanden sich in diesen Erörterungen auch mehr oder minder deutliche Anspielungen auf die Haltung des Papstes. Nun ist es ja richtig, daß die heutige Wissenschaft mit der katholischen Lehre außer in manchen anderen Punkten auch darin völlig übereinstimmt, daß die Wahrheit nur *eine* sein kann. Und wie mit der Wahrheit, so verhält es sich dann natürlich auch mit dem Recht. Da ferner der Drang nach Wahrheit und Recht in jedes Menschen Brust eingepflanzt ist, so schiene es wohl, daß die Neutralität überhaupt ebenso gegen die Wissenschaft wie gegen den Glauben, gegen die menschliche Natur selbst verstößt. Einer solchen Regel aber, wenn man sie aufstellen und speziell auf den Krieg beziehen wollte, würden schon durch die Beschränktheit von Raum und Zeit, der alle Menschen unterworfen sind, gewiße unüber-

steigliche Schranken gesetzt. Die Hauptschwierigkeit jedoch ist bekanntlich die, daß Wahrheit und Recht durchaus nicht immer so klar zu Tage liegen, daß daraus hinsichtlich der Verpflichtungen Dritter sofort bestimmte Schlüsse gezogen werden könnten. Die Möglichkeit, die Berechtigung, ja die Verpflichtung zur Neutralität können also im Allgemeinen gewiß nicht bestritten werden. Wohl aber wird man beifügen müßen, daß die Neutralität nicht etwa blos an den eigenen Rechten und Interessen, sondern auch an den, sagen wir: allgemeinen Menschheits-Interessen ihre Grenzen zu finden hat. Die Neutralität darf nicht zur absoluten Gleichgiltigkeit und Teilnahmslosigkeit ausarten und heruntersinken. Ohne in eine Abhandlung über Wesen 2c. der Neutralität eintreten zu wollen, können wir doch wohl behaupten: Schon die Rücksicht auf die Interessen-Solidarität der Menschheit erfordert, daß die Neutralen nichts tun sollen, was die gedeihliche Lösung des entstandeneu Konfliktes erschweren oder verzögern, und daß sie trotz aller sonstigen Reserven auch nichts unterlassen sollen, was diese Lösung erleichteru und beschleunigen würde, widrigenfalls auch sie ihren Teil der Schuld an dem furchtbaren Krieg und dessen schrecklichen Folgen auf sich laden. Und die Schuld der Neutralen, wenn nicht schon am Ausbruch, so jedenfalls an der langen Dauer und der Ausdehnung der Verwüstungen des jetzigen Krieges ist bereits hoch angewachsen, so daß es nur recht und billig ist, wenn sie in steigendem Maße ebenfalls die furchtbaren Folgeu dieses Krieges zu fühlen bekommen.

Als England und Konsorten den Hungerkrieg gegen die Zentralmächte verkündigten, konnte auch kein Neutraler sich verhehlen, daß damit ein völker- oder wenigstens kriegsrechtliches Novum geschaffen wurde, ein Novum, das als solches die Neutralen ganz ebenso anging wie die Kriegsparteien selber. Die Kriegsparteien, gegen welche diese neue Waffe sich kehrte, also die Zentralmächte, mußten sich dagegen natürlich mit jenen Mitteln zur Wehre setzen, die ihnen eben zu Gebote standen. Neue Angriffswaffen, neue Ver-



teidigungswaffen. Nichts einfacher und stelbstverständlicher als das. Mit papierenen Protesten und gelehrten kriegsrechtlichen Abhandlungen war gegen die neue Waffe um so weniger etwas auszurichten, als ja die Ankündigung des Hungerkrieges ebensowenig auf den Papier geblieben, sondern unverweilt in die Tat umgesetzt worden war. Nun und die Neutralen? Diese hatten in Betracht zu ziehen, daß das kriegsrechtliche Novum auch ihre eigenen Interessen berührte, indem es die Freiheit auch ihres Handels mehr oder weniger einschränkte. Mehr noch aber als diesen regeren Interessenstandpunkt hatten gerade sie das Interesse der Allgemeinheit ins Auge zu fassen und wahrzunehmen. Schon die unmittelbare Wirkung auf die Dauer und Schärfe des Krieges durfte den Neutralen nicht gleichgiltig bleiben. Und noch viel ernster mußte ihnen die Frage der Zukunft am Herzen liegen. Soll also, so mußten sie sich fragen, soll die Waffe des Hungerkrieges fortan zu den ständigen, sozusagen normalen Kriegsmitteln gehören? Man versuche nur einmal, sich beiläufig vorzustellen, welche wirklich weltstürzende Folgen es haben müßte, wenn fortan jeder Staat genötigt wäre, außer auf die bisher üblich gewesenen Waffen auch auf den Hungerkrieg sich einzurichten. Schon sieht man aus den betreffenden Erörterungen, daß und wie die ursprünglich von ganz anderen Gesichtspunkten getragene Idee eines deutsch-österreichischen Zollbundes immer mehr auf die Basis des Hungerkrieges umgelegt wird. Wenn hinfort jeder Zoll- und Handelsvertrag auf den Gedanken des Hungerkrieges aufgebaut werden soll, wie wird da die Welt aussehen? Was soll insbesondere aus den vielen kleineren Staaten werden, wenn ihrer bisherigen militärischen Schwäche nun auch die Schwäche der eigenen Ernährungsmöglichkeit hinzugefügt wird? Bedeutet das nicht etwa gar überhaupt das Ende aller kleineren Staaten?

Also nochmals: was haben die Neutalen diesen und ähnlichen Perspektiven gegenüber vorgekehrt? Man kann nicht leugnen, daß Versuche zu gemeinsamen Aktionen gemacht worden

sind. In Malmö hat bekanntlich eine Zusammenkunft der drei nordischen Könige stattgefunden. Aber außer der Tatsache dieser Zusammenkunft ist davon nichts weiter bekannt geworden, so daß man annehmen muß, daß dieser Versuch einer gemeinsamen Aktion sozusagen im Keime erstickt ist. Übrig geblieben scheint davon nur die halb eingestandene Erkenntnis zu sein, daß die völlige Trennung Norwegens von Schweden ein Fehler gewesen, welches Thema aber nicht zu unserem Gegenstande gehört. Auch bei den Antipoden ist ein Versuch zu einer gemeinsamen Aktion gemacht worden. Die Staaten der panamerikanischen Union haben aus ihren in Washington beglaubigten Vertretern eine Kommission gebildet, welche Vorschläge erstatten sollte, wie die Rechte und Interessen der amerikanischen Republiken im gegenwärtigen Krieg am besten geschützt werden könnten. Es sind der Kommission auch mehrere solche Vorschläge unterbreitet worden, darunter einer vom Vertreter Venezuelas auf Vereinigung aller neutralen Staaten zu einer gemeinsamen Konferenz. Außer dieser Meldung jedoch ist auch von dieser Konferenz nichts weiter bekannt geworden; sie ist gleichfalls resultatlos geblieben, insbesondere scheint es, daß sich Wilson, resp. die Vereinigten Staaten diesmal den Kukuk um die Wünsche und Bedürfnisse des übrigen Amerika gekümmert haben.

Das ist Alles, was uns durch die Zeitungen von Versuchen zu gemeinsamen Aktionen der Neutralen gegen die so folgenreichen kriegsrechtlichen Neuerungen des Dreiverbandes bekannt geworden ist. Die Versuche sind Versuche geblieben und damit ist auch dem in dieser Sache von England geführten Dreiverband freie Hand geblieben. England hat sich infolgedessen auch nicht gescheut, auf der einmal betretenen Bahn immer weiter zu gehen. Wie man weiß, hält es die ganze Waren-Ein- und Ausfuhr der Neutralen schon seit Monaten unter unglaublich weitgehender Kontrolle und die Neutralen beugen sich, als wären sie von jeher Englands Vasallen gewesen. Neuestens hat England sogar die amtlichen Postsendungen der Neutralen, auch alle Privatbriefe,



seiner Kontrolle unterzogen. Schweden hat dagegen wohl protestiert, aber man hat nicht gehört, daß sein Protest bei den anderen Neutralen ein Echo gefunden hätte, und von einer eigentlichen Gegenaktion war aus diesem Anlaß überhaupt nicht die Rede, im Gegenteil ist dabei herausgekommen, daß Rußland bezüglich der chinesisch-schwedischen Postsendungen dieselbe Praxis schon vorher ausgeübt und Schweden sie ohne Widerspruch gelassen hatte. Die Neutralen ließen und lassen sich seitens des früheren Drei-, jetzigen Vierverbandes Alles gefallen und werden sich also auch nicht zu beklagen haben, wenn das „Heute mir, morgen dir" sie einmal selber mit jener vollen Wucht treffen sollte, von der sie jetzt nur einen Teil verspüren. Einzig die Vereinigten Staaten machen fortdauernd einige Schwierigkeiten, aber bekanntlich ebenfalls nicht gegen die vom Dreiverband eingeführten Neuerungen in der Methode des Angriffs, sondern blos gegen die von Deutschland geübte Methode der Abwehr.

Sollte man über diese Haltung der Neutralen im Allgemeinen ein Urteil fällen, so könnte dasselbe nur dahin lauten: kläglich, erbärmlich. Aber es gibt mildernde Umstände, die ihnen zugebilligt werden müssen, und der gewichtigste dieser Umstände ist wohl der, daß ihnen die wenigstens theoretische Rechtfertigung ihres Verhaltens durch sogenannt wissenschaftliche Theorien suggeriert wird, die, Gott seis geklagt, vielfach selbst in jenen Regionen willige Anerkennung und sogar Unterstützung, mindestens aber eine unglaublich nachsichtige Beurteilung finden, von denen man es am wenigsten erwarten würde. Der italienische Ministerpräsident Salandra hat, wenn die Zeitungen recht berichtet haben, bei einer Gelegenheit den „heiligen Egoismus" als das letzte, ausschlaggebende und entscheidende Argument für den beispiellosen Verrat und Treubruch bezeichnet, den er an den bisherigen Aliierten Italiens begangen. Nomina sunt odiosa, — aber haben wir nicht selbst nach dieser Erklärung Salandras noch in einzelnen sehr einflußreichen und hochangesehenen Organen der Zentralmächte Ausführungen

und Abhandlungen gelesen, die, zum Teil sogar beinahe mit denselben Worten, ebenfalls den puren Egoismus als das oberste Prinzip aller Politik gefeiert haben? Der heilige Egoismus Salandras ist der strikte Gegensatz dessen, was wir in Anbequemung an die moderne Ausdrucksweise als die Interessen-Solidarität der Menschheit bezeichnet haben, er ist die Verdrehung, die Fälschung des Satzes, daß es nur eine Wahrheit, nur ein Recht gibt und geben kann, der und dem, sobald erkannt, die ganze Menschheit zu dienen hat, er ist vielmehr die Wiederaufrichtung und der förmliche Kultus besonderer Staats- und National-Götzen. Salandra aber hat seinen heiligen Egoismus nicht erst als Ministerpräsident entdeckt, er hat ihn sicherlich schon als Professor gelehrt und damit die empfänglichen Gemüter der jugendlichen Zuhörer verwirrt. Daß es sich mit dem ehemaligen Professor und jetzigen Präsidenten Wilson ebenso verhält, ist erst jüngst in diesen Blättern in lichtvoller Weise dargelegt worden. Und die anderen Neutralen, mit denen wir uns jetzt, gewissermaßen von der Theorie zur Praxis übergehend, des Näheren beschäftigen wollen, beispielsweise jene in Bukarest usw., sind das nicht größtenteils Schüler ungefähr gleichgesinnter westeuropäischer Lehrer? Wenn man die zeitweilig in den Zeitungen erscheinenden Biographien der Balkanstaaten-Politiker durchsieht, wird man nicht lesen, daß sie ihre führenden Ideen etwa im schweizerischen Freiburg geholt haben, sondern man wird ganz andere Universitätsstädte angegeben finden.

In der Tat hört man seit Monaten in fast allen neutralen Staaten das Lied vom und die Hymnen an den heiligen nationalen Egoismus erschallen. Die Presse ist unermüdlich in der Formulierung, Erweiterung und Anpreisung der sogenannt nationalen Ideale, die angeblich den Inhalt ihres heiligen Egoismus bilden. Es hat so manchmal den Anschein, als wäre heute jeder neutrale Staat bereit, das Blut seiner Söhne an den dem Nationalgötzen Meistbietenden zu verschachern. Mag sein und man glaubt es gerne, daß in Spanien, um mit diesem Lande zu beginnen, noch edlere





und würdigere Dispositionen vorwalten, obgleich auch da Mancherlei an die Methoden erinnert, die in Italien sich so wirksam erwiesen und wo die „Diplomaten der schiefen Ebene“ ihr verhängnisvolles Spiel anscheinend noch immer nicht aufgegeben haben. Die neueste Phase der spanischen Neutralitätspolitik kennzeichnet sich dadurch, daß Ministerpräsident Dato das allgemeine Versammlungsverbot, das er vor kurzem erlassen, teilweise wieder zurückgenommen und nur auf die Erörterung der Neutralitätspolitik beschränkt hat. Hoffentlich zeigt sich der spanische Administrations-Apparat der schwierigen Aufgabe gewachsen, die ihm Dato mit dieser Unterscheidung von Versammlungen und Reden der einen und der anderen Art gestellt hat. Als nächstes Ziel der spanischen Aspirationen ist von Politikern verschiedener Parteien vor allem die Erwerbung Tangers bezeichnet worden, welche wichtigste marokkanische Hafenstadt von der Algeciras-Konferenz bekanntlich internationalisiert worden ist. Dieselben spanischen Politiker haben sich aber nicht gescheut, auch die Rückerwerbung Gibraltars als ein unwiderrufliches spanisches Postulat zu verkünden. Portugal, respektive die Restituierung der iberischen Union, bildet einen weiteren Punkt der spanischen Wünsche und als Endziel wird eine Art Zollverein mit den süd- und zentralamerikanischen Staaten (Mexiko nicht inbegriffen) angedeutet. Aber Tanger, darüber scheinen alle Parteien einig zu sein, muß das erste Wort für Jeden sein, der mit Spanien über äußere Politik verhandeln will. Ein französisch-monarchistisches Blatt hat den Spaniern für Tanger und Gibraltar Palästina angeboten, die spanische Presse scheint jedoch auf dieses zu großmächtige Offert nicht geantwortet zu haben. Übrigens wenn Spanien blos den heiligen Egoismus zu Rate ziehen wollte, so hat es dem Vierverband schon durch die bisherige Neutralität Tag für Tag sehr schätzenswerte Dienste geleistet.

Große, anscheinend sogar ganz sichere Hoffnungen hat der Vierverband auf Rumänien gesetzt, von dem er längere Zeit sogar die Wiederbelebung des Balkanbundes erwartete. Es ist aus den Vierverbandsblättern selber nachgewiesen



worden, daß in Bukarest, Sofia und Athen seit Monaten die gröbsten und feinsten diplomatischen Kniffe und Künste angewendet, daß auch weder Drohungen — hat man doch sogar von einem förmlichen Ultimatum des Vierverbandes an Rumänien gesprochen — noch Versprechungen gespart worden sind, um, wenn irgend möglich, alle drei Balkanstaaten, wenn nicht alle drei so zwei, und wenn auch das nicht, so wenigstens einen derselben vor den in Not geratenen Wagen des Vierverbandes zu spannen. In Griechenland schien die Partie sogar schon definitiv gewonnen zu sein. Der frühere Ministerpräsident, der Kreter Venizelos, hatte bereits in die Hand Greys eingeschlagen. Venizelos wollte für die Überlassung der Gewinnsthoffnung auf den Bezirk Smyrna dem Vierverband 50,000 griechische Soldaten an die Dardanellen stellen, — ein Geschäft, so anrüchig und einfältig zugleich, daß man glauben möchte, die sprichwörtliche griechische Schlauheit sei überhaupt nur eine Fabel. Der König hat Griechenland vor dieser kritischen Promessen-Politik bewahrt. Die inzwischen stattgehabten Neuwahlen sind zwar wieder zugunsten Venizelos' ausgefallen, aber inzwischen haben die anderen Verhältnisse die einfache Wiederaufnahme der Venizelos-Politik unmöglich gemacht. Inzwischen sind nämlich die Italiener ins Feld ausgerückt und die Serben in Albanien eingerückt. Die Italiener haben sich wahrlich nicht als Freunde der Griechen erwiesen. Schon bisher waren die Italiener die eigentlichen und die einzigen Gegner der griechischen Aspirationen in Albanien. Nur aus Bundestreue für Italien haben Deutschland und Österreich dafür gestimmt, daß die Griechen auf das „Hinterland von Corfu" verzichten müßten. Italien hat dieses Bundesverhältnis noch knapp vor dessen Bruch auch zur Besetzung von Valona ausgenützt. Jetzt würden die Italiener sich jedenfalls leichter mit den Serben als mit den Griechen über Albanien verständigen, so daß die Situation der Griechen in Albanien sich trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer viel gerühmten Freundschaft mit Serbien eher verschlechtert als verbessert hat.



Aber freilich: gegen die bulgarischen Ansprüche erscheint die serbische Freundschaft doch von großem Wert. In der Hauptsache zwar richten sich die Forderungen, die Bulgarien erhebt, gar nicht gegen Griechenland, sondern bloß gegen Serbien, und es gehen diese Forderungen jetzt erheblich weiter, als sie zur Zeit des Balkanbundes gegangen sind. Aber es scheint, daß in Griechenland alle Faktoren darin einig sind, daß die bulgarischen auf ganz Serbisch-Mazedonien gerichteten Aspirationen auch dann nicht akzeptiert werden können, wenn dabei dem griechischen Königreich selbst keine Opfer angesonnen werden. Im Falle nämlich ganz Serbisch-Mazedonien an Bulgarien fiele, würde Griechenland von Serbien abgeschnitten sein, also im Norden nur die Bulgaren zu Nachbarn haben, und das, wie gesagt, will man in Athen um keinen Preis zugeben. Auch gegen Rumänien und die Türkei hat Bulgarien Wünsche. Wenn schon nicht die ganze Dobrudscha, so wünscht Bulgarien wenigstens jenen Landstrich wieder zurückzuerhalten, den ihm Rumänien im Bukarester Frieden abgenommen hat. Und von der Türkei möchte Bulgarien annähernd die vielgenannte Linie Enos-Midia, wenn auch ohne Adrianopel, erreichen. Aber das Alles scheint für die Bulgaren wenigstens derzeit erst in zweiter Linie zu stehen, das, worauf sie heute vor Allem, unter allen Umständen beharren, ist ganz Serbisch-Mazedonien, dorthin kehrt die bulgarische Magnetnadel von allen Ablenkungsversuchen immer wieder zurück. Und das ist zugleich auch der Punkt, an welchem alle Intrigen, Künste, Kniffe, Drohungen und Versprechungen des Vierverbandes zerschellen. Denn ihrerseits bestehen auch die Serben mit unbeugsamer Entschiedenheit darauf, daß zwischen sie und die Griechen nicht die Bulgaren sich einschieben dürfen.

So ist Bulgarien momentan gewissermaßen der Angelpunkt der ganzen Balkanpolitik geworden. Ohne Bulgariens sicher zu sein, kann weder Rumänien noch Griechenland, denen beiden Bulgarien in der Flanke liegt, wagen einen selbstständigen Schritt zu tun. Bulgarien mag sich augenblicklich in dieser wohl nicht dominierenden, aber doch nicht zu umgehenden Stellung um so sicherer fühlen, als auch

seine anscheinende Isolierung eben nur anscheinend, mindestens keine vollständige ist, denn in der Dardanellenfrage, welche der Vierverband zu forcieren sucht, neigen die Interessen Rumäniens weit mehr zu jenen Bulgariens als zu jenen Serbiens, von jenen Griechenlands nicht zu reden.

Die Russen oder auch nur die Engländer und Franzosen als Herren der Meerengen zu sehen, kann noch weniger eines Rumänen als eines Bulgaren Herzenswunsch sein, weil Bulgarien jetzt in Dedeagatsch einen selbständigen Zugang zum Meere besitzt, während Rumänien immer auf die Dardanellen angewiesen bleibt, so lange die österreichische und deutsche Zollpolitik den rumänischen Agrarprodukten die Westwege versperrt. Überhaupt ist beim jetzigen Stande der Dinge die politische und auch wirtschaftliche Selbständigkeit der beiden Staaten verhältnismäßig am besten gesichert, wenn die Türken an den Meerengen bleiben. Die gegenwärtige Regierung Rumäniens scheint auch tatsächlich der wohl begründeten Meinung zu sein, daß die Sicherung und Festigung der Selbständigkeit des Landes gegen alle Eventualitäten heute die beste nationale Politik ist. Daß es im übrigen auch in Rumänien nicht an den gewissen anderen nationalen Idealen und ebensowenig an sehr eifrigen Predigern des gewissen heiligen Egoismus fehlt, ist hinlänglich bekannt, doch sind diese Prediger in demselben Maße stiller geworden, als der Donner der russischen Kanonen sich nach Norden verziehen mußte.

So bildet heute Rumänien, auf welches der Vierverband lange so große Hoffnungen gesetzt hat, den Übergang zu einer anderen Gruppe von Neutralen. Die führenden Politiker der Staaten, von denen bisher die Rede gewesen, haben wir ja fast allesamt in die Änderung der politischen Landkarte vertieft gefunden. Sie sind völlig von Ideen und, wie sie sagen, heiligen Idealen erfüllt, die, wenn überhaupt, nur durch große Änderungen der politischen Machtverhältnisse verwirklicht werden können. Politiker, die alles Heil nur von solchen Machtveränderungen erwarten, haben natürlich für Ideen, die wir für die richtigen erkennen, gar wenig Sinn und jedenfalls noch weniger Zeit. Die andere



Gruppe von Neutralen, nämlich die nordischen Königreiche und Holland — die Schweiz nimmt eine aparte Stellung ein — sind bekanntlich wenig oder gar nicht von den gewissen nationalen Aspirationen geplagt, sie haben also keinen so unbezähmbaren Drang, die politische Landkarte zu ändern, sondern können alle ihre Sorgfalt darauf verwenden und beschränken, daß sie von dem Ungewitter, welches gegenwärtig Mitteleuropa heimsucht, möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese wirklich neutrale Gruppe begreift, wie gesagt, auch Holland in sich, das Land, das den ersten Friedenskongreß beherbergt hat und seither, kann man wohl sagen, der territoriale Sitz und Mittelpunkt der Friedensbestrebungen geworden ist. Dieser Eigenschaft und diesem Vorzug sucht Holland auch jetzt gerecht zu werden; es hält den Friedensgedanken aufrecht und die Tore seines Friedenspalastes den allfälligen Friedensunterhändlern weit geöffnet. Und besonders zeichnet sich dieses Land in diesen Tagen durch die Klarheit der Erkenntnis aus, daß der Papst der berufenste und einflußreichste Friedensfürst ist.

Es ist heute in allen Zeitungen viel von der Stellung und dem Verhalten des Papstes die Rede. All sein Tun und Lassen wird sorgfältig registriert, aber leider sehr häufig viel zu wenig sorgfältig kommentiert. Viele Zeitungen meinen durchaus, der Papst werde, müsse sich endlich für die eine oder andere Kriegspartei aussprechen und sein ganzes autoritäres Gewicht, das man nicht verkennt, in die Wagschale legen. Diese Zeitungen übersehen gar zu oft und gerne, daß die Stellung des Papstes inmitten der Christenheit, ja der Menschheit so genau, sicher und unerschütterlich festgestellt ist, daß ein Abweichen oder Abgehen davon zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden muß. Diese in jeder Beziehung überragende Stellung ist durch den Lauf der vielen Jahrhunderte, auf welche das Papsttum zurückblickt, nur immer klarer und glänzender hervorgetreten, so daß man erwarten sollte, daß auch Jene, welche nicht an die göttliche Einsetzung des Papsttums glauben, ihre Hoffnungen und Meinungen über eine mögliche und wahrscheinliche Änderung endlich auf-

geben müßten. Der Papst hat vom ersten Tage seiner Wirksamkeit an den Krieg und seine Greuel lebhaft beklagt und ist unablässig auf die Milderung und Beendigung derselben bedacht geblieben. Was bemüht man sich doch, die Worte und Handlungen des Papstes zu deuten und an denselben zu deuteln! Jedermann — ganz unbedenklich wagen wir es zu sagen — Jedermann kann versichert sein, daß er die Worte des Papstes immer dann und nur dann ganz unfehlbar und vollkommen authentisch deutet, wenn er aus denselben die reinste Absicht der Friedensstiftung und Herbeiführung der Friedensstimmung herausdeutet. Der Papst hat unzweideutig durch Wort und Tat bewiesen, daß er in der Verfolgung dieser Absicht sich nicht einmal, wie es doch so nahe läge, durch das, was man die römische Frage nennt, beirren läßt. Möge man also endlich die Reinheit seiner Absichten erkennen und der Weisheit seiner Ratschläge vertrauen! Wer zweifelt daran, daß, wie heute die Dinge liegen, ein wirklich dauernder und heilsamer Friede nur vom Eingreifen des Papstes zu erhoffen ist? J—l.

XV.

Kleinere Mitteilung.

Vom Sankt Petersdom in Regensburg. Von Architekt und Dombaumeister Franz Jacob Schmitt.

Die christliche Kunst brachte im 4. Hefte ihres am 1. Jan. 1915 erschienenen 11. Jahrganges den Artikel „Der Dom zu Regensburg" von dem 1856 zu Wansen in Schlesien geborenen Regierungs- und Baurat a. D. Max Hasak: ihm ist eine Rekonstruktion des Grundrisses von Urban beigegeben. Der noch heute dauernde sogenannte Eselsturm wird als Nord-Glockenturm der Westfront und ihm gegenüber ein gleicher Südturm angenommen. Da der Eselsturm ein Quadrat von $8^1/_4$ Meter Durchmesser überbaut, so ist seine in der heiligen Linie von West nach Ost gerichtete Achse zugleich auch die der Evangelien-Abseite des ehemaligen dreischiffigen Domes.

Unter Weglassen des Kapitelhauses nimmt Hasak die Außenmauer des gotischen Kreuzganges als die, welche der frühere Baustil bereits gehabt, rückt die Mauer aber zwei Meter



fünfzig Zentimeter südwärts und läßt sie auf dreißig Meter Länge die Nordmauer des Domes sein. Dies widerspricht selbstverständlich dem wirklichen Bestande, wie die Katasterpläne von Regensburg sofort bezeugen können; hiermit fällt aber zugleich der von Hasak rekonstruierte Grundriß, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Alten zwischen Dom und Kreuzgang ein nur $2^1/_2$ Meter breites Gäßchen geschaffen haben. — Die ganze Frage würde leicht durch eine Nachgrabung im Domfriedhof zu lösen sein, denn im freien Terrain ostwärts vom Choräußern sind seit Abbruch des romanischen Domes keine Neubauten erstellt worden, und da unsere Vorfahren das Mauerwerk der Fundamente meist fortbestehen ließen, so dürften Baureste sicher zu Tage gefördert werden. Hat man doch auch in Nürnberg bei Sankt Sebaldus den Chor der früheren kreuzförmigen Basilika unter dem Plattenboden der heutigen spätgothischen Hallen-Anlage entdeckt, und ebenso war es bei der vormaligen Erzbischöflichen Metropolitankirche Sankt Mauritius und Katharina in Magdeburg an der Elbe, wo die Ausführung der Heizung die Fundamente des romanischen Gotteshauses zum Vorschein brachte. Die 1869 begonnene Wiederherstellung des abgebrannten Sankt Bartholomäusdomes in Frankfurt am Main veranlaßte den Meister der Regensburger Domhochtürme, Oberbaurat Franz Joseph Ritter von Denzinger (1821—1894), im Kircheninnern Nachgrabungen vorzunehmen, und da fanden sich die Fundamente der ehemaligen Sankt Salvatorbasilika noch in so vielen Resten vor, daß ich die Rekonstruktion des Grundrisses versuchte und in Nr. 33 des 26. Jahrgangs der Deutschen Bauzeitung im April 1892 erscheinen ließ. Ich stellte fest, daß die T-förmige, dreischiffige Basilika drei nach Osten gerichtete Conchen hatte und die am 1. September 852 von dem Mainzer Erzbischof Rhabanus Maurus geweihte der karolingischen Baukunst sei.

Möchten sich doch die weithin als überaus rührig bekannten Mitglieder des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg zu Nachgrabungen auf dem Gelände des alten Domfriedhofes vom Apostelfürsten Sanct Petrus entschließen und vielen derzeit Arbeitslosen den Spaten in die Hand geben mit den Geldmitteln, welche die beiden Kammern der Landstände des Königreichs Bayern dem Kultusministerium für Kunstforschungen reichlichst bewilligt haben. Mit Bestimmtheit ist Resultaten entgegen zu sehen, welche für die Zeit vor dem Beginne des elften Jahrhunderts eine bis heute bestehende Lücke der vaterländischen Baudenkmäler auszufüllen vermögen.



XVI.

Rasse und Geschichte.

Von Dr. G. Grupp, f. Rat und Bibliothekar.

Nicht lange vor dem Kriege erschien eine deutsche Übersetzung des amerikanischen Buches „Deutschland und die Deutschen" von Price Collier (Braunschweig 1914). Bei aller Anerkennung für Deutschlands Fortschritte findet es der Amerikaner doch unbescheiden, daß der Deutsche nun auf einmal auf der Weltbühne eine Rolle spielen wolle, wozu ihm der Beruf fehle. Der frühere „Professor" nehme sich in dieser Rolle nicht gut aus; er habe die Manieren eines Parvenu und erreiche nie das Ideal eines englischen Gentleman. Für die neue vorbildliche Tätigkeit der Deutschen, für ihr Organisationstalent hat der Amerikaner keinen Sinn, er sieht nur das Einengende, Freiheitsfeindliche an ihren sozialen und militärischen Einrichtungen. Nun muß man allerdings dem Amerikaner zuguthalten, daß auch Deutsche selbst, ja sogar Alldeutsche in ihrem Unmute über die geringen politischen Erfolge ihres Volkes in den letzten Jahrzehnten nicht anders urteilten. So gibt Albrecht Wirth in seinem glänzend geschriebenen Buche „Weltgeschichte der Gegenwart" immer wieder seiner Verstimmung in scharfen Worten Ausdruck und schreibt noch in seinem jüngsten, kurz vor Ausbruch des Krieges erschienenen Buche „Rasse und Volk" mit beißender Ironie:

„Schon mancher hat Ähnlichkeit zwischen Chinesen und Deutschen gefunden. So Graf Waldersee und Admiral von Truppel. Die Sache stimmt. Gehorsame Massen. Fleiß und



Erwerbssinn. Staatssozialismus. Pietät, Tradition, Religiosität, Mandarinentum und Zopf. Beide Völker sind denn auch die schwerst geprüften der Erde. Sie lernen zu viel. Sie sind die Gelehrten der Welt. Sie halten auf umständliche Formen, nicht Form, und üben eine provozierende Höflichkeit. Sie speichern ihr Wissen in den Katakomben großer Büchereien auf und hüten sich meist ängstlich, die Kenntnisse nutzbar zu machen. Sie schreiben lieber, als daß sie denken, und Denken ist ihnen lieber als Handeln. Und doch sind beide Völker, seltsam genug, nicht nur Theoretiker, Dichter und Denker, sondern auch harte Praktiker, eingefleischte Verehrer jeden Erwerbs. Vom Hausierer bis zum Großkaufmann, vom Kuli bis zum Fabrikanten. Nur die Rheinländer und Nordwestchinesen schätzen den Erwerb nicht über alles. Es gibt noch Beamte und Offiziere bei uns von der Art, durch die Preußen großgehungert wurde. Auf der anderen Seite blicke man nach Berlin und Essen, nach dem nüchternen Magdeburg und dem noch nüchterneren Elberfeld, ja nach Chicago; denn es ist doch kein Zweifel, daß die Hälfte des ‚Amerikanismus' von deutschem Geiste aufgebaut ist. Nun, was findet man da? — Eine Zivilisation von unerträglicher Leerheit, seelenlos, formlos, bloß massig und nach Geld riechend. Wo aber ist die gerühmte Tiefe des deutschen Gemütes? In der Masse, im Parvenutume untergegangen. Um da mitzumachen, um da mitzuversinken, verheiraten sich deutsche Beamte und Offiziere mit pietätlosen, ehrgeizigen Erbinnen. Jo thine own self be true!"

Ein Überblick über die deutsche Kulturgeschichte, der sich daran anschließt, lehrt, daß das Deutschtum dem Ausland viel verdankt, daß es aber schließlich doch immer wieder seine Eigenart durchsetzte.

Damit stimmt die Rassentheorie Wirths überein. Nicht mit Unrecht bezweifelt er, daß es reine Rassen gibt. Jedenfalls, meint er, seien es die Deutschen nicht; denn sie haben zu viel keltisches, slavisches und besonders vorarisches Blut in sich. Blutmischung ist nun an sich nichts so schlimmes, wie man es oft hinstellt; nur darf die Verbindung nicht zu



nahe verwandtes und nicht zu fremdartiges Blut zuführen.[1]) Gegensätze, die nicht zu weit auseinanderliegen, ziehen sich an. Aber auch gegen unpassende Verbindungen und ihre Frucht hat die Natur ihre Mittel; sie hilft sich selbst und stößt das fremdartige aus. Es gibt eine Blutentmischung, eine Blutreinigung, eine Höherzüchtung der Rasse. Der reine Germane könnte also noch von der Zukunft erwartet werden; denn über der Vergangenheit liegt ein tiefes Dunkel. Es kann sein, daß alle Germanen der Urzeit langschädelig, blond und blauäugig waren, aber waren es auch alle Indogermanen? Eine Vermischung mit unterworfenen Völkern trat frühzeitig ein und schon die Skelette der Hallstattzeit zeigen nicht durchweg einheitlichen Typus. Die vorarische Bevölkerung hinterließ deutliche Spuren und noch deutlicher die keltische Bevölkerung Südwestdeutschlands, die Hauptträgerin der Latènekultur. Wenn auf Bildern der Karolingerzeit Germanen dargestellt sind, könnte man glauben, romanisierte Kelten vor sich zu haben.

Mag es sich aber damit verhalten wie immer, jedenfalls ist die äußere Gestalt nicht entscheidend für den Charakter. Stärker als das Blut wirkt die Kultur, die Lebensgemeinschaft, das gemeinsame Schicksal, das Volkstum. Sonst wären nicht Sprossen gutdeutscher Familien in England und Frankreich zu den erbittertsten und gehässigsten Vertretern ihrer neuen Vaterländer geworden; man denke an die Bunsen, Goschen, Herwegh. Die Geschichte übt einen bestimmenden Einfluß wo nicht auf die Rasse, so doch auf den Volkscharakter aus. Als ich im Jahre 1896 meine erste französische Reise machte, fiel mir nichts so sehr auf als die lebendigen Reste der Vergangenheit in den Sitten, Anschauungen, Einrichtungen.[2]) In dem geistreichen Roman Les morts

1) Mit dieser Einschränkung habe ich die Theorie Seecks, von der Blutverschlechterung im römischen Reiche übernommen (denn Seeck nicht Chamberlain, wie Wirth meint, ist der Urheber dieser Theorie), Kulturgesch. der röm. Kaiserzeit I, 430.

2) Vergl. „Der Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter". (Histor.-polit. Blätter, Bd. 119, S. 31.)



qui parlent schildert Eugen Melchior von Vogué gleich zu Beginn eine Parlamentssitzung, wo, wie es ihm schien, die Gespenster der Jakobiner aus der Unterwelt zurückkehrten. Aber auch einen Odem aus der Zeit Napoleons fühlte er wehen und Stimmen aus den längst verklungenen Zeiten des edlen Rittertums und vom glänzenden Hof des Sonnenkönigs schlugen an sein Ohr. Da wirbelte alles bunt durcheinander, Prinzipien und Visionen: die Ideen der Gleichheit und Freiheit ohne Zucht, die Gloire, Spiegelungen der Vergangenheit und Gaukelbilder der Zukunft. Ganz anders sind die Eindrücke in England, aber auch hier ist die Geschichte mit Händen zu greifen. Schon seine Verfassung ist ein Niederschlag der Geschichte und jeder Charakterzug verrät die Genügsamkeit des abgeschlossenen und doch weltbeherrschenden Inselbewohners. Noch viel stärker hat den Deutschen die Geschichte umgebildet. An der deutschen Tapferkeit und Freiheitsliebe zerschellte das römische Reich. Aber kaum hatte der Germane seine Aufgabe erfüllt, so ließ er sich durch das Christentum und den Humanismus in das geduldigste und friedlichste Wesen verwandeln und blieb treu nur seinem individualistischen Triebe. Schon bei der Eroberung des römischen Reiches handelte jedes Volk für sich, und in der Folge behauptete jeder Stamm seine Eigenart und schloß sich selbstgenügsam und selbstbewußt innerhalb seiner Grenzen ab. Nur die größte Not rüttelte den Deutschen auf, verstärkte seinen angeborenen Arbeitsdrang und zwang ihn zur Unterordnung. Erst eigentlich die letzten Jahrzehnte überwanden den einseitigen idealistischeu Individualismus und schufen jene mächtigen Organisationen, die den Neid und die Bewunderung der Völker erregten. Und doch kann man nicht sagen, daß das deutsche Organisationstalent etwas wesentlich neues sei. Denn schon zur Blütezeit des Mittelalters hat es sich glänzend bewährt und die mächtigen Handwerks- und Handelsgesellschaften hervorgetrieben, die heute noch nicht überholt sind.

Bei allen Völken lassen sich gewisse Charakterzüge bis



in die Urzeit zurück verfolgen, und was Diodor, Cäsar und Tacitus über die alten Iberer, Gallier und Germanen urteilten, hat seine Gültigkeit heute noch nicht ganz verloren. Der Rassecharakter ist etwas Bleibendes und etwas Veränderliches. Die Anthropologie muß wie die Pädagogik mit veränderlichen und unveränderlichen Größen rechnen. Alles steckt schon im Menschen, sagen die einen Pädagogen; der Lehrer braucht es bloß herauszulocken, die Keime sich entfalten zu lassen. Die menschliche Seele ist eine leere Tafel, behaupten wieder andere; erst die Erziehung und das Leben füllt sie mit Schriftzeichen aus. Nun ist die Geschichte die große Schule der Völker, sie bildet Rassen, Völker und Stämme. Die Rassen sind entstanden, nicht von Anfang an vorhanden. Merkwürdigerweise wollen aber gerade Anthropologen, die auf dem Boden der Entwicklungstheorie stehen, den Einfluß der Geschichte nicht zugestehen. Andere schwanken hin und her, so Albrecht Wirth, von dessen Buch „Rasse und Volk" schon oben die Rede war, und zwar ohne daß er sich des Widerspruches recht bewußt ist. Nur einmal dämmert er ihm auf in der skeptischen Frage: „Ist das Ei älter oder die Henne?" Es ist das alte Problem: Präformation oder Epigenesis. Das einemal sagt Wirth, es sei unmöglich ein bewegliches Gebilde zu erfassen, und führt ein Wort Goethes an, eine Entwicklung lasse sich nie in ihrem eigensten Wesen erkennen, denn das hieße die Bewegung in der Ruhe denken. Ein andermal aber stimmt er Gobineau zu, der die Rasse für Seelengebilde, die sich ihren Körper bauen, für ein Urbild erklärte, das sich über allem Wechsel behaupte, vergleichbar einer Platonischen Idee und Leibnizischen Monade. Die Ideen, sagt schon Plato, sind nur der Intuition zugänglich. Darauf könnte sich Wirth berufen, wenn er eine verstandesmäßige Erkenntnis, eine logisch genaue Definition der Rasse ablehnt, denn es gebe keine sicher feststellbaren Merkmale. Weder aus der Sprache noch aus der Körperform, noch aus der Unwelt lasse sich ihr Wesen bestimmen. Man könne das Wesen der Rasse eher ahnen,



fühlen, intuitiv erfassen, als klar beschreiben. Nun bin ich zwar gegen den Gebrauch der Intuition, mit dem Wirth auch sonst liebäugelt, etwas mißtrauisch; denn ich habe oft gefunden, daß die mühsame Einzelforschung das Gegenteil von dem ergibt, was man intuitiv erfaßt zu haben glaubt. Aber es gibt wirklich Gebiete, die das diskursive Denken, die logische Gliederung ausschließen. Eine Persönlichkeit, eine individuelle Eigenart, einen Stammcharakter kann man mehr ahnen als klar erkennen. Wie viel hat man schon über die Natur des Weibes geschrieben, obwohl schon ein mittelalterlicher Theologe warnt, die Gelehrten hätten alles ergründet, nur nicht die Natur des Weibes![1]) Für einen, der kein Gefühl dafür hat, der in dieser Hinsicht farbenblind ist, bleiben alle Bestimmungen bloße Worte. Die Frauen, selbst nur intuitiv erfaßbar, haben auch ein gutes Ahnungsvermögen. In noch höherem Grade gilt dies von genialen Männern, die Sehergaben besitzen, über die sie selbst nicht Rechenschaft abzulegen vermögen, z. B. von einem Gobineau, von dem Wirth viele Urteile anführt, die durch spätere Einzelforschungen oder spätere Ereignisse glänzend bestätigt wurden. Aber auch sein Gegenfüßler, der Verächter des Germanentums, Nietzsche, hatte nach Wirth Visionen, die der Beachtung wert sind. Er sah eine slavisch-orientalische Zukunft voraus, worin Europa wie in der Vorzeit nicht nur geographisch, sondern auch kulturell ein Anhängsel Asiens bilde. Ob sich in einer fernen, sehr fernen Zukunft diese Vision noch verwirklichen wird, steht dahin. Zunächst sind die Aussichten andere; das Germanentum hat noch lange nicht abgewirtschaftet. Wir fühlen den Flügelschlag einer neuen Zeit und glauben hinter den verschlossenen Toren der Zukunft den ehernen Schritt einer weithinherrschenden Germania zu hören.

1) Vgl. meine Kulturgesch. d. Mittelalters IV, 35.

XVII.

George Tyrrells Jesuitenjahre.

Von Urban Zurburg.

Auf dem anglikanischen Friedhof zu Storrington in England wurde am 21. Juli 1909 eine der Koryphäen des Modernismus, der Exjesuit George Tyrrell, zu Grabe getragen. Abbé Bremond, selber ein Exjesuit, sprach die Grabrede und hielt die Leichenfeier nach katholischem Ritus und verfiel der Strafe der Suspension. Erst 48 Jahre alt hatte Tyrrell eine wechselreiche Laufbahn abgeschlossen. Mit 18 Jahren war er als Anglikaner bei den Jesuiten in der Farm Street zu London zur katholischen Kirche übergetreten; hatte 26 Jahre selber dem Orden angehört, war aber als Verfechter des Modernismus aus der Gesellschaft Jesu entlassen und später selbst aus der katholischen Kirche ausgeschlossen worden. Ob sich Tyrrell auf dem Totbette mit seiner Kirche, nach deren Sakramenten er allem Anschein nach Verlangen trug, wieder versöhnt hätte, ist mehr als zweifelhaft. Das scharfe Stadium der Brightschen Krankheit mit Lähmung der linken Gesichtshälfte und der Zunge und die wenigen Augenblicke nur, in denen er während seines mehrtägigen Krankenlagers das Bewußtsein wieder erlangte, hätten den Widerruf des Apostaten fast verunmöglicht. In seinem Testament fand man vom 1. Januar 1909 noch folgenden Nachsatz: „Falls ich die Funktionen eines römisch-katholischen Priesters an meinem Totbette ablehne, geschieht dies einzig, weil ich dem Gerüchte keinen Untergrund verleihen möchte, als hätte ich irgendwelchen Widerruf jener katholischen Prinzipien, welche ich gegen die Vatikanischen Häresien verteidigt habe, geleistet."

In der Geschichte der Modernistenbewegung nimmt George Tyrrell einen hervorragenden Platz ein. Gisler



(Der Modernismus II. Aufl. Einsiedeln, Benziger 1912) nennt ihn „den einflußreichsten Modernisten und anerkannten Lehrmeister der italienischen Modernisten". Allem Anschein nach bemühen sich die letzteren ihrem Lehrer ein bleibendes Andenken zu bewahren in der Übersetzung des 1912 erschienenen biographischen Werkes von Tyrrells Freundin Miß Maude Petre.[1]) Nach einem Zeitungsbericht vom 26. Sept. 1914 wird eine Verlagsbuchhandlung in Mailand, dem Zentrum der modernistischen Bewegung in Italien, diese Publikation vom Apostaten Pioli besorgen lassen.

Wir zweifeln, ob die Verbreitung genannten Werkes dem Modernismus zum Ansehen verhelfen wird. Wie Loisy hat auch Tyrell die Karten gründlich aufgedeckt; das Spiel ist verloren, nachdem die Welt die Wahrheit weiß.

Man hat sich gewundert, daß die englische Provinz der Gesellschaft Jesu diesen Mann solange in ihrer Mitte duldete und selbst in ihrer Zeitschrift dem modernistischen Ideengang eines ihrer Mitglieder so weitgehend den Weg geebnet hat. Der gleiche Vorwurf müßte dann aber auch gegen die höchste kirchliche Instanz erhoben werden, da man dort verhältnismäßig spät dieser Bewegung Halt gebot und ihr Wesen als „der gedrängte Abriß und das Gift aller Häresien"[2]) oder als „eine Sammlung aller Häresien"[3]) öffentlich verurteilte.

Papst Pius X. hat in der berühmten Enzyklika Pascendi den Grund auch hiefür angegeben mit den Worten: „Wir hatten gehofft, daß Wir diese Männer doch noch einmal zur Besinnung bringen könnten; darum haben Wir sie zuerst mit väterlicher Milde behandelt, dann auch mit Strenge und

---

1) Autobiography and Life of George Tyrrell 2 vols. London 1912 (Arnold). Das Werk wurde von der Indexkongregation verboten. Miß Petre wurde bald nach Tyrrells Tod durch Bischof Amigo von Southwark, als sie sich weigerte den Modernisteneid zu leisten, von den Sakramenten ausgeschlossen. Sie nahm seither auch teil am Religionskongreß in Köln.

2) Allocution Pius X. vom 17. April 1907.

3) Enzyklika Pascendi vom 8. Sept. 1907.

sahen klar, schließlich gezwungen, öffentlich gegen sie einzuschreiten."

Tyrrell hat die Aufzeichnung seiner Lebensgeschicke (Autobiography I. Bd.), die Jahre 1861—1884 umfassend, im Januar 1901 begonnen; fünf Jahre vor seinem Ausschluß aus der Gesellschaft Jesu, wo er aber, wie seine Briefe, Artikel und Bücher zeigen, bereits tief im modernistischen Gedankenkreise steckte, der Boden unter seinen Füßen brannte, Tyrrell seinen Austritt selbst in Erwägung zog (II. 144) und der Orden durch die Versetzung in die Einsamkeit des Pfarrhauses von Richmond, in das „domus impossibilium nostrorum" (I. 135), wie Tyrrell sich ausdrückt, seine Vorkehrungen getroffen hatte. Es muß dies wohl ins Auge gefaßt werden, liegt doch die Versuchung nahe, zu Gunsten Tyrrells anzunehmen, die Darstellung seiner Anschauungen, frühere Jahre betreffend, sei weniger der objektiven Wahrheit entsprechend als vielmehr eine Projektion von Gedanken, die einer viel späteren Zeit (1901) angehören, wo seine tief verärgerte Stimmung gegen Orden und Kirche ihn zum einseitigen Parteigänger stempelt.

Tyrrell trug, wie ihn sein früherer Ordensgenosse, der Exjesuit Bartoli schildert, den Zug der Kränklichkeit an sich, denn seit Jahren litt er an akuten Erscheinungen der Brightschen Krankheit, der er frühzeitig erliegen sollte. Er war mager und gebückt mit unruhig blitzenden Augen. Sein Freund, Baron F. von Hügel, beklagt an ihm das heftige Temperament und den zu bittern Zug beim Schreiben.[1]) In der Diskussion konnte er heftig werden und ertrug keinen Widerspruch,[2]) Miß Petre nennt seine Natur „ein sonderbares Gemisch von Kampfeslust und Friedlichkeit, von Vernünftigkeit und Perversität. Die Schnelligkeit und Kraft in der Auffassung machte ihn zum guten Kämpfer; seine Empfindlichkeit und Neigung zur Verärgerung zum schlechten" (II. 282).

1) Hibbert Journal, Jan. 1910 S. 234.

2) G. Bartoli in der Revista cristiana, Juli 1909 S. 257. Bartoli ist Exjesuit und schloß sich der Sekte der Waldenser an.



Tyrrell hat seine Aufzeichnungen ohne Absicht auf Veröffentlichung niedergeschrieben, doch fürchtete er, sein Freund, dem er sie für einige Zeit unterbreitet, möchte dieselben nach seinem Tod „aus Loyalität" gegen ihn, vernichten. Miß Petre gibt zu, daß viele Freunde des Verewigten „Stillschweigen als den zartesten Tribut an sein Andenken" betrachten, glaubt aber, daß die Mehrheit seiner Gesinnungsgenossen die Biographie ihres geistigen Führers sehnlichst verlangen. Im Interesse noch lebender Personen werden im Buche viele Namen und auch einige Einzelheiten unterdrückt; doch bekennt die Verfasserin, daß keine „schrecklichen ‚Enthüllungen'" von ihr unterschlagen worden seien.

Die Selbstbiographie (Bd. I), die hier in erster Linie in Betracht kommt, steht, wie Miß Petre mit Recht sagt, den „Bekenntnissen" eines hl. Augustinus näher als der „Apologia" eines Newman. Diese „Selbstanklage" hat aber auch sehr wenig Ähnlichkeit mit den Bekenntnissen des Heiligen, gipfelt sie doch in einer selbstbewußten Verurteilung eines ganzen Ordens und seiner Tradition und wird zum Kniefall vor der eigenen Intelligenz. Tyrrell fühlte, wie er 1907 schreibt, es sei besser als sein „eigener Ankläger und Verteidiger in der Öffentlichkeit zu erscheinen, als zuzuwarten, bis er von Inquisitoren verfolgt, wegen einer schändlichen Travestie seiner Stellung verurteilt werde" (II. 340).

Auf 144 Seiten zeichnet Tyrrell seine anglikanischen Tage bis zur Konversion. Die Low Church-Richtung mit dem stark kalvinischen Einschlag, in der er seine Jugend verlebt, zeigte ihm nur die Schattenseiten des religiösen Lebens. Er fühlte in sich einen agnostischen Zug, verbunden mit einer Abneigung gegen jede religiöse Betätigung. Er bemerkt: „Ich kann mich nie an eine Zeit meiner Kindheit oder auch nachher erinnern, wo die Furcht vor der Hölle oder das Verlangen nach dem Himmel die leiseste praktische Wirkung auf mein Verhalten ausgeübt hätte — auf die eine oder andere Weise. Auch jetzt tritt dies nie in meine Berechnungen als ein wirksames Motiv, noch habe ich als Katholik je mich bekümmert oder versucht einen



‚Ablaß' zu gewinnen (22)." Die Großartigkeit der Natur wie des Meeres vermögen nicht den Eindruck religiöser Erhebung auf ihn zu machen, „denn ich bin nicht gut für Glaubensakte (26)." Während sein älterer Bruder Willie noch einige Zeit religiös war, meint Tyrrell, auch heute noch nichts davon zu verspüren. Ihm fehlte damals der Begriff von Sünde. Sein Bruder, ein fleißiger Student — während Tyrrell sich einer systematischen Trägheit überließ — verlor den Glauben der Kindheit gänzlich und blieb Agnostiker bis zu seinem frühen Tod (1876). Dem Bruder George machte Willie das Agnostikern eigene offene Zugeständnis, daß schließlich der Romanismus die einzig folgerichtige Form der Religion sei. Verschiedene Umstände bringen Tyrrell zwar der Religion näher, aber es ist der agnostische Aufschrei seiner Seele, wenn er sagt; „O Gott wenn es einen Gott gibt, rette meine Seele, wenn ich eine Seele habe." Im Kampf der Religion und des Agnostizismus oder Skeptizismus siegt die erstere in dem Sinne, daß sie ihm wenigstens behilflich sein soll besser zu werden. Dieses Bedürfnis, das allmählig erwacht, bringt ihn auch der hochkirchlichen Richtung in Dublin näher und schließlich entwickelt sich daraus die Freundschaft mit dem bekannten Ritualisten, dem Geistlichen Dolling[1]). Der Gedanke, sich selber dem geistlichen Stande zu widmen, kommt Tyrrell von dieser Seite. Er wurde zur „idée fixe", wie Tyrrell bemerkt, zu einer Art „Besessenheit", „nur für andere zu wirken," „denn nie habe ich jemals ernstlich meine eigene Rettung für mehr als von schwacher Wahrscheinlichkeit gehalten. Manchmal kommt es mir vor, daß ich in den tiefsten Tiefen meines Selbstbewußtseins überhaupt gar nichts glaube und hätte ich mich darüber selbst getäuscht, und die Erkenntnis der Art und Weise, in der ich bis anhin den Wunsch zu glauben auf mich einwirken ließ, bestärkt eher noch diese melancholische Hypothese (133 f.)."

---

1) Über diesen eifrigen Arbeiterapostel vgl. Life of Father Dolling by Charles E. Osborne London 1903 (Arnold).



Dolling selbst wird ihm der Führer nach Rom. Tyrrell bemerkt: „Er sagte mir offen heraus, er halte dafür, daß für einen Geist, wie der meinige sei, Rom den einzigen Ruheplatz bilde, ich einer endgiltigen Stellungnahme bedürfe — einer dogmatischen Religion (136).“ Der junge Agnostiker stößt sich aber am äußern Kultus der katholischen Kirche, von dem er sagt, daß „er heute noch meinen persönlichen Geschmack und meine religiösen Instinkte beleidigt (126).“

Tyrrell hat dem verstorbenen Dolling ein gutes Andenken bewahrt, da sein kirchlicher Liberalismus ihm die Sonnenseite des Christentums zeigte, auch wenn er „die rationalistische Seite meines Geistes nicht befriedigte“ (129). Über Dollings Rat, dem Priestertum sich zuzuwenden, hat Tyrrell später noch seine skeptischen Bedenken. Er meint: „Dolling sagte mir, Gott habe mich zum Priestertum und zum Dienste der Seelen berufen — eine Idee, von der ich wünschte, daß sie wahr wäre, aber weder damals noch heute habe ich mich diesbezüglich auch nur für einen Augenblick einer Illusion überlassen“ (130).

Seine Stellung war unhaltbar geworden; er hatte zu wählen zwischen kirchlicher Anarchie und einer Autorität, von welch letzterer er nun (1901) schreibt, daß sie „toll“ geworden. Eine Katholikin, Miß Linch, in deren Haus zu Dublin er mit Mutter und Schwester zur Miete wohnte und die seine romfreundlichen Bestrebungen still begrüßte, gab ihm den Rat, wenn er zur katholischen Kirche übertrete und Priester werden wolle, müsse er in den Jesuitenorden eintreten, „die sind gelehrte und sehr heilige Männer.“ Er selbst betrachtete damals den Orden „als eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, eine reine Propaganda, und nur als solche zog sie mich an, meinetwegen keineswegs“ (140).

Beim Jesuiten P. Christie († 1891), einem Konvertiten, suchte er um Aufnahme in die katholische Kirche nach. 10 Tage schweren Zweifels folgten, schließlich siegte der Gedanke an die Aussichtslosigkeit seines Lebens über die agnostischen Bedenken, die immer nur in ihm schlummerten. Auch der Pater schien seiner Sache nicht ganz gewiß zu sein



und eine mehr denn übliche Zurückhaltung eingenommen zu haben; wenigstens muß Tyrrell zugeben, im Tone des Ärgers zu ihm gesprochen zu haben: Wenn Sie nicht gerne die Verantwortung auf sich nehmen, gehe ich anderswohin; es gibt genug Priester, die mich aufnehmen.

„Les Jesuites“ von Paul Féval, ein Buch von einem Konvertiten aus dem französischen Liberalismus in der ersten Glut der Bekehrung geschrieben, wie Miß Petre angibt, bestärkte den Plan Tyrrells bei den Jesuiten einzutreten. Das Buch selbst hatte er in einer katholischen Buchhandlung in englischer Übersetzung gesehen und gekauft. Doch zog ihn nicht das vermeintlich Heilige am Orden an, sondern der Gedanke hier am besten für die Sache des Katholizismus und der Religion wirken zu können (154).

Der Provinzial P. James Jones († 1893), sein späterer, von ihm hochgeschätzter Lehrer der Moral in St. Bruno, war gegen die rasche Aufnahme eines Konvertiten in den Orden; was Tyrrell anfangs verdroß, aber ihm wieder eine höhere Meinung vom Orden selbst einflößte.

Tyrrell stellte sich einstweilen in den Dienst der Jesuiten und kam 1879 nach Limassol auf Cypern, wo die Jesuiten eben ein Kolleg errichtet und seine Mitarbeit brauchen konnten. Würde er nach einem Jahre seinen Entschluß in den Orden einzutreten wieder aufgeben, sollten ihm auf Antrag des Provinzials 80 Pfund Sterling Entschädigung ausbezahlt werden. P. Henry Kerr[1]) († 1895), ein früherer Matrose und Konvertit, wurde sein Vorgesetzter. Von ihm berichtet Tyrrell: „Keiner hätte unähnlicher sein können dem Jesuiten, wie ihn eine krankhafte Fiktion gern darstellt, keiner mehr vernünftig, ungeheimnisvoll, einfach und gerade.“ Die Versuchung regte sich auch hier. Die jesuitische Betrachtungsmethode stieß ihn ab; nach den ersten Monaten verschwand der Reiz der Neuheit. Er erklärt: „Der Jesuitismus war

1) Vgl. dazu Henry Schomberg Kerr, Sailor and Jesuit by the hon. Mrs. Maxwell Scott. (London 1901). Longmans.



viel weniger geistig anregend, als ich erwartet hatte; er war moralisch untadelhaft, soweit ich erfahren konnte, aber all-gewöhnlich und ohne Schwung." Hatte er demnach also nicht gefunden, was er gesucht? „Die Wahrheit flüsterte „nein", die Hoffnung rief „ja" (176).

Sein Probejahr vollendete er in Malta, wohin er sich im Januar 1880 begeben hatte. Das Jesuitenkolleg war daselbst erst zwei Jahre alt; ein Gemisch von Nationalitäten brachte manche Schwierigkeit und Uneinigkeit, so daß dem Gast mehr als einer sagte: „Wenn Sie troß all diesem noch wünschen Jesuit zu werden, müssen Sie sicherlich Beruf dazu haben" (182).

Er stößt sich hier an der „Menologie der Gesellschaft Jesu", die in den Kollegien und Studienhäusern des Ordens zur Vorlesung gelangt. Er nennt sie: „Eine Serie geistlosester und übertriebenster Lobreden auf verstorbene Mitglieder, die als Muster zur Nachahmung würdig gehalten werden. Ich weiß ganz wohl, daß die Menologien anderer und älterer Orden noch mehr beanstandet werden können, aber zwei Schwarze machen nicht ein Weißes. Natürlich lachen die Älteren und die kritischer Gesinnten über diese Fabeln, wenn sie überhaupt zuhören; das Ohr wird abgestumpft gegen diese oft wiederholten Phrasen und Formeln. Jetzt kommt es mir kaum noch sonderbar vor, außer wenn irgend ein Fremder etwa in unserem Refektorium sich einfindet und ich es ihm anmerke, was in seinem Geiste vorgeht. Aber ich erinnere mich, wie dies meinem Sinn für Nüchternheit und Wahrhaftigkeit zum Ärgernis war, als ich zum erstenmal diese Verstöße gegen den gesunden Sinn, die Achtung und Wahrhaftigkeit anzuhören hatte, die feierlich vorgetragen und mit ernster Miene von erwachsenen Männern, die allem Anschein nach gesund und gebildet waren, angehört wurden. . . . Ich empfand es als einen mir angetanen Schimpf, bei einem solchen Nonsens dasitzen zu müssen, so daß ich, als ich eines Tages dieses Buch zuoberst auf einer Art Wandschrank erblickte, demselben einen solchen Stoß versetzte, daß es hinten hinunterfiel, wo es mysteriös begraben blieb, wenigstens bis



zum Ende meines dortigen Aufenthaltes. Natürlich hielt niemand den ruhigen und frommen Postulanten einer solchen schwarzen Tat verdächtig. Ich sage ‚fromm‘, weil ich zu dieser Zeit äußerlich ‚ehrerbietig‘ und religiös erschien, nicht in anstößiger oder auffallender Weise. . . .“ (187).[1])

Tyrrell eröffnet uns, wie er eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegte, sich mehr dem Gebete zuwandte und die Religion eine Anziehung auf ihn ausübte; doch nicht religiöse Gründe wären es gewesen, als vielmehr der Wunsch sich eine gewisse Freiheit zu wahren und eine Selbstbeherrschung zu erlangen. Die Furcht, in die Sünde zurückzufallen, habe ihn mit einer Art abergläubischer Scheu zum Gebete angehalten. Seine frühere protestantische Ansicht vom Zweck des Jesuitenordens, nur für Andersgläubige zu wirken und ihnen den katholischen Glauben auf alle nur erlaubte Weise zu vermitteln, eine Anschauung, welche Févals Buch in ihm bestärkt, wenn auch verfeinert hatte, bestätigte die Praxis nicht. Der Orden hat verschiedene Ziele. Aber Tyrrell erzählt: „Was ich als Hauptzweck und wesentlich mir vorgestellt, war nur zufällig und untergeordnet. Doch für andere Werke (Missionen, Exerzitien, Erziehung) hatte ich nicht den geringsten attrait“ (189). Auf diesen Gedanken kommt er wiederholt zurück und bemerkt später: „Kurz ich hatte einen Beruf St. Ignatius zu folgen und für jene Gesellschaft. wie sie in dem Buche von Paul Féval sich findet; doch ich hatte nicht den geringsten für die Gesellschaft, wie sie hier und jetzt existiert“ (226). Tyrrell widerlegt hier den Vorwuf auf Proselytenmacherei, der zuweilen gegen den Orden erhoben worden ist. Gerade dies hätte ihn angezogen. Gar zu schwarz malt er und widerspricht sich an anderen Stellen selber, wenn er dem Orden in seiner Stellung zu Konvertiten Anschauungen und ein Verhalten unterschiebt, die bei ihm oder in anderen katholischen Kreisen wohl nie

1) Die englische Menology wurde 1902 von P. Mc. Leod S. J. neu bearbeitet.



ernstlich geteilt worden sind, daß man nämlich den „Konvertiten", zumal solche aus dem Unglauben, nicht als eine Person betrachte, die große Opfer gebracht, „sondern vielmehr als einen Trunkenbold, der nun endlich wieder zu sich gekommen, — als einen reumütigen Narren oder gar reumütigen Schurken" (189).

Wohl spendet Tyrell den Jesuiten in Malta manches Lob; sein Ideal aber hatte sich nicht verwirklicht. „Nach dieser meiner Erfahrung in Malta habe ich die Gesellschaft weder geliebt noch verehrt — ich tat dies zu keiner Zeit" (202). Er vermißt „jenen Eifer und Enthusiasmus für die Verteidigung der Wahrheit und das Bestreben, die moderne Welt für Christus zu gewinnen, was ursprünglich die Anziehungskraft für die Gesellschaft für mich gewesen war. Dieser letzteren Attraktion wegen wollte ich die geistlichen Zustände und Methoden der Gesellschaft annehmen; dies aber zog mich immer weniger an. Ich hielt damals wie heute dafür, daß diese Gebetsmethode und Erforschung hölzern, mechanisch und unreell wären". Das Gute und Edle an den Personen, die er traf, glaubte er nicht als Frucht dem Systeme zuschreiben zu dürfen.

Tyrell reiste 1880 nach London zurück und verkehrte wieder mit seinem Freund Dolling. Trotz diesen seinen (bisherigen) Enttäuschungen wollte er aber definitiv eintreten, wenn auch sein anglikanischer Berater ihm verkündete, daß er bei dieser Geistesverfassung es nicht sechs Wochen im Noviziat in Manresa aushalte. Tyrell wirft hier der Gesellschaft vor, aus Bedürfnis nach Leuten nicht allzu wählerisch zu sein; dieser Vorwurf treffe übrigens alle großen Orden, und nachdem der erste Eifer der Gründer nachgelassen, stoße die Neurekrutierung auf Schwierigkeiten. Er meint: „Ich habe gedacht, es müßte ein ausgezeichnetes Gesetz sein, daß kein Orden nach dem Tode seines Gründers oder wenigstens seiner letzten unmittelbaren Schüler mehr Leute aufnehmen dürfte" (196).

Das zweijährige Noviziat machte im allgemeinen einen schlechten Eindruck auf ihn. Er selbst zeigt sich scheu und



stillschweigend, sein Naturell hat etwas Ungelehriges und Unabhängiges an sich, die Autorität stößt ihn ab (201); immerhin glaubte er, das System würde ihm gut tun und der Absolutismus der Gesellschaft ein Heilmittel sein für seine „gefährlich analytische Geisterverfassung". Das System jedoch hindere das geistliche Wachstum und die Wirksamkeit von Natur und Gnade werde künstlich verkümmert (204).

In P. Morris, seinem Novizenmeister (früher Konvertit und Weltpriester), findet er einen „extravaganten Maximiser", einen „Fanatiker für die Gesellschaft", dabei tief religiösen Mann und Verehrer der Person Christi, der Tyrrell hinreißt und doch wieder abstößt. Der Einfluß dieses Mannes führt den Novizen dahin, sich für etwas zu entschließen, was sein kalter und unbewegter Verstand niemals angenommen hätte, nämlich für das „langweilige, hausbackene, unkritische System der Gesellschaft und all ihrer Tradition" (206). In dem Provinzial P. Purbrick,[1]) entdeckt Tyrrell den „extremen Idealisten".

Tyrrell verdankte dem Einflusse seines Novizenmeisters die Verehrung der Person Christi, oder ließ ihn dieser wenigstens dieses fehlende Glied in seiner katholischen Auffassung vermissen; er schreibt nämlich: „Wie alle Konvertiten aus dem Agnostizismus suchte meine Religion ihren Gegenstand in der reinen Gottheit und war einfach verwirrt und abgestoßen von dem Komplizierten des Menschgewordenen" (206).

„Die Erziehung zur Religion", meint Tyrrell, „macht den Menschen eher kindisch als kindlich." Man überschätze auch den Wert der „Exerzitien" des hl. Ignatius; an religiöse Schriften, wie z. B. Bunyan's „Pilgrims Progreß" reichen sie weit nicht hinan und selbst Kebles „Christian

---

1) Über diesen Konvertiten, Freund und Schulkamerad des spätern anglikanischen Erzbischofs Benson vergl. Life of Edward White Benson by A. Ch. Benson, London 1900, Macmillon. Bd. I. S. 418.

Year" brächte es soweit, wenn ihm diese Aufmerksamkeit gewidmet würde. Er meint: „Vergiß die Tradition und höre die Exerzitien des Durchschnittsjesuiten an, was kann es Banaleres und Unbegeisternderes geben" (207).

Man frägt sich, ob diese Ablehnung des Exerzitienbüchleins des hl. Ignatius nicht erfolgt sei unter dem Drucke von Schwierigkeiten, die er damals (1901) hatte. Kurz vorher (1900) hatte Tyrrell sich ja selber mit dem Gedanken getragen, eine Art Kommentar zum Exerzitienbüchlein herauszugeben. Die Schwierigkeit, die ihm sein Artikel „A perverted Devotion" bereitete, veranlaßte ihn das Manuskript zu vernichten. Hatte er vielleicht seinen eigenen Modernismus in dieses Büchlein hineingelesen? Er bemerkt nämlich in einem Briefe: „Ich vernichtete vor einigen Monaten das beinahe beendigte Werk über die ‚Exerzitien' und bedaure das nicht. Es hätte nur eine falsche Idee von der Lehre und den Grundsätzen der jetzigen S. J. geboten, was weder dem Orden noch dem Publikum gegenüber am Platze gewesen wäre" (II. 80).

Als im November des gleichen Jahres ein Verehrer Tyrrells die Exerzitienvorträge niedergeschrieben und ihm die Manuskripte zur Korrektur vorgelegt hatte, war Tyrrell unbefriedigt. Der Nachschreiber, bemerkt er in einem Briefe, „hat mit wenigen Ausnahmen gerade nur das hervorgehoben und betont, was doch jeder Exerzitienmeister sagt und was mir als leichtes Zeug und Banalität vorkommt; während dagegen alles, was eigenartig, hervortretend und erwähnenswert gewesen, entweder ausgelassen oder in etwas Farbloses und Gewöhnliches interpretiert worden ist" (II. 81). Ein anderer, meint er, könne seine Gedanken eben gar nicht wiedergeben, sie stünden im Zusammenhang mit seinen Schriften (!). So „banal", wie die Autobiographie die „Exerzitien" erscheinen läßt, müssen sie ihm trotzdem nicht immer vorgekommen sein, wenigstens findet sich im gleichen Brief die Bemerkung: „Ich habe die ‚Exerzitien' immer als feinste Frucht der christlichen Lehre und von einem sehr hohen ‚apologetischen' Wert be-

trachtet" (II. 82). Übrigens waren „Nova et Vetera", das 1897 erschienene Erstlingswerk Tyrrells, noch selber ein schöner Beitrag zum Kapitel Aszese und in „Hard Sayings" (1898), einer Sammlung von Konferenzen und Betrachtungen, sucht er selbst nach Miß Petre's Urteil „die Außenwelt zu überzeugen, daß der Aszetismus der Kirche auch der modernen Umgebung sich anzupassen vermöge und für die Edelsten der modernen Geister noch Nutzen und Zweck hat" (II. 67).

Tyrrells modernistische Geistesverfassung, die bei der Niederschrift seiner autobiographischen Lebensskizze vollständig vorhanden war — sofern er sie nicht schon in den Orden hineingebracht, im stillen Herzen bewahrt und weiter entwickelt —, zeigt sich hier in ihrer ganzen Eigenart. Es ist die dem Amerikanismus entlehnte Apathie gegen das aszetische Element in der religiösen Heiligung, das Betonen der sogenannten aktiven Tugenden auf Kosten der passiven (vgl. 167, 220, 262) mit einer Umgestaltung der ganzen Tugendlehre. Was die Enzyklika Pascendi beklagt[1]), die Ausschaltung des Übernatürlichen, die Wertloserklärung der aszetischen Literatur von Seite des Modernismus, spielt bei Tyrrell schon frühzeitig seine Rolle. Die jesuitische Betrachtungsmethode ist ihm „von allen Übungen jene, welche am meisten Seelen vernichtet" (239), „sie bringt die jungen Leute in Letargie und verekelt ihnen das geistliche Leben" (260). Er kommt zu dem sonderbaren Eingeständnis: „Die Wahrheit zwingt mich zu sagen, ich wollte lieber die Hölle riskieren mit meiner eigenen Methode, als mir den Himmel sichern mit jener (der Jesuiten); ich will lieber Anteil haben am lebendigen Herzschlag der sündigen Mehrheit als Genuß am Frieden der wenigen Heiligen; ich schaue mit Schrecken zurück auf das Ideal, das man in Manresa mir vorgestellt, an das zu glauben und nach dem zu streben ich mich selbst gezwungen; ein St. Aloisius macht mich krank, ein St. Johannes Berchmans macht mich ärgerlich" (263). Die aszetischen Werke

1) S. 84 der Herderschen Ausgabe.

stoßen ihn ab. Rodriguez fand er schon früher „höchst enttäuschend und unbegeisternd". Bücher, die ihm in Manresa zur geistlichen Lesung empfohlen wurden, Platus, Scaramelli, Lancicius, Druzbicki, Le Gaudier und Werke anderer Seelenführer aus dem Orden, fand er „traurig und unbegeisternd". Die Legenden bereiten ihm Ekel; dankbar bleibt er nur für die „Nachfolge Christi" und bereut die halben Stunden, die er über den „Banalitäten und Täuschungen von Rodriguez' fehlerhaftem und viel überschätztem Buch" verloren (224). Ähnlich lautet sein Urteil über das Partikularexamen und die Gewissenserforschung (240). Doch gesteht er, unter P. Morris' Leitung besser geworden zu sein. Als seine „große Versuchung" bezeichnet er ferner seine Bedenken über den Luxus der Kirche, ihren undemokratischen Charakter, dem er geradezu das „Mißlingen" des Christentums zuschreibt (213).

Trotzdem sich Tyrrell der äußern Ordnung pflichtgemäß fügte, müssen dem Novizenmeister doch schwere Bedenken aufgestiegen sein, denn nach Einholung des Rates seines Provinzials war er in der Lage Tyrrell mitzuteilen, daß seine Entlassung bevorstehe. Tyrrell bemerkt dazu: „Ich fühlte mich sprachlos vor Aerger, ich verließ das Zimmer, meine ganze Opposition wachte in mir auf; mochte kommen, was da wolle, ich wollte weg gehen und nicht weg geschickt werden" (219).

Mit einem Trick, einer Selbsttäuschung wie einer Täuschung seiner Obern konnte der Novize die Gefahr beseitigen. Die Ablegung der Gelübde wurde zwar verschoben sine die, doch konnte er sie später gleichzeitig mit den anderen Novizen vornehmen. Er fühlte sich befriedigt und schreibt über die Gedanken jener Tage: „In meiner Geistesverfassung und umgeben von dieser religiösen Atmosphäre braucht man sich nicht zu wundern, wenn ich schließlich den Allmächtigen zum guten Teil verantwortlich machte für das Gute, was ich selber getan, ohne Beziehung auf ihn und ihm selbst zum Trotz. Ich hatte zwanzigmal mehr Grund mich unter einer besonderen Führung der Vorsehung zu vermuten als viele,



welche sich als besondere protégés der himmlischen Mächte betrachten und der Ansicht sind, der Lauf des Universums sei einfach ihretwegen schon umgestoßen worden“ (220). Seinem Erfolg zulieb wollte er nun das ganze System annehmen, für dessen Verteidigung leben und den „Geist des Kritizismus“ ablegen.

Hatte die aszetische Fachliteratur den Novizen abgestoßen, so freute er sich um so mehr an Lacordaires Konferenzen. Den Theismus eines Aquinas fand er hier mit all der Eleganz und dem Feuer des gefeierten Dominikaners dargestellt. Der Gott Lacordaires ist aber nicht der Gott der Modernisten (Immanenz) und Tyrrell muß gestehen: „Das war in der Tat immer noch ein äußerlicher (external) Gott, nicht der Gott, welcher da ist der Mittelpunkt und das Licht des Herzens und des Geistes, doch brachte er meine verwirrten Begriffe in eine gewisse Ordnung und beruhigte meinen Geist, der, was die Schwierigkeiten meiner frühesten Jugend betrifft, immer nur betäubt, aber nie befriedigt worden war. . . . Trotz all diesem waren meine theistischen Zweifel nie ganz getötet worden. Wenn ich jetzt an Gott glaubte, ohne meinen Zweifeln Gehör zu gewähren, wußte ich wohl, daß sie vor der Türe wieder warteten“ (225). Der Katholizismus einzig, führt er weiter aus, ja die ganze Religion, die auf den Theismus sich stützt, zwang ihn, diese Zweifel ungehört zu entlassen, doch habe er gewußt, es war „nur ein Unterdrücken der Geister, die wiedererstehen werden, wenn je mein Wille und mein Interesse am Katholizismus erkalten würde“ (226). Der immanente Gott der Modernisten trat also schon früh in den Ideenkreis des unglücklichen Jesuiten. Und man begreift Tyrrell, wenn er zweifelt, ob das Buch Lacordaires, das er damals mit Interesse zweimal gelesen, ihm heute (1901) noch munden würde. In die Noviziatszeit fällt auch die Konversion seiner Mutter († 1884) und Schwester († 1894). Tyrrell war darüber befriedigt, doch gesteht er: „Ich hatte begreiflich nie die leiseste Unruhe ihres Heiles wegen — es hätte schon einen

lebendigeren Glauben vorausgesetzt, als ich ihn wirklich hatte" (228).

Tyrrell findet den Übergang von Manresa zum Philosophiestudium (3 Jahre) zu Stonyhurst unvermittelt; das Noviziat habe keine Fortsetzung mehr. Eben war die Enzyklika Aeterni Patris (4. August 1879) erschienen, worin Leo XIII. zur Pflege der Scholastik aufforderte. „Tyrrell", sagt Gisler, „wurde ein enthusiastischer Scholastiker und Thomist." Nach den Bemerkungen in der Autobiographie wären die Jesuiten dieser Aufforderung nicht alle bereitwillig gefolgt, ihr Hausgott wäre Suarez und nicht Thomas, und manches scharfe Wort fällt für sie ab. Aber auch die vermeintlichen Thomisten müssen den Vorwurf entgegennehmen, durch engherzige Interpretation dem Geist des Obskurantismus Vorschub geleistet zu haben (244). Die scholastische Philosophie, oder wie er sie nennt, „die klerikale Philosophie, die in der dialektischen Verteidigung gegebener Schlüsse besteht, ist kaum von Sophistik zu unterscheiden". Bei Dominikanern wie Jesuiten diktiere die Autorität und der Dogmatismus; das Doktorat sei für den gelehrigen Schüler, der auf den Codex seines Meisters schwört; die Scholastik werde dogmatisch im Geiste des Katecheten vorgetragen, „sie wird behandelt als die einzige und endgültige Philosophie". Die kritische Behandlung der Summa, von der er oft sprach, genügt ihm nicht mehr, er habe gründlich mit dem System gebrochen. „Seitdem ich mich unbefriedigt von der Scholastik abgewandt, habe ich in anderer Weise zwar gewonnen, aber nicht an Vollständigkeit oder Cohärenz. Doch zweifle ich nicht, bin ich auch mehr verwirrt und weniger vollständig, stehe ich doch der Wahrheit näher" (275). Die „Wahrheit" war für ihn der Modernismus. — Die Autobiographie schließt mit dem Jahre 1884 ab mit dem Tode seiner Mutter, der er im Schlußsatz pietätvoll gedenkt.

(Schluß folgt.)



XVIII.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

II.

Missolunghi ist die Hauptstadt der Nomarchie (Provinz) Akarnanien und Ätolien. Es zählt nicht viel über 10 000 Einwohner. Schon dem Namen merkt man an, daß es sich um eine Gründung neueren Datums handelt (en méso lóngon = Mittenwald). Der Edelrost hohen Alters ruht nicht auf dieser Stadt. Zu jung, als daß sie Zeit gehabt hätte, sich mit einer ehrwürdigen Altershaut zu überziehen, ist sie nur mit spärlichen Fetzen historischer Vergangenheit behangen, ohne hervorstechende Zeichen und Zeugen ihrer einstigen Bedeutung. Der Sturm der Weltgeschichte hat auch ihren Boden mit scharfen Eisen aufgerissen und durchpflügt. Vor 1684 wird sie überhaupt nicht erwähnt. Ob das antike Elaios an dieser Stelle gelegen war, ist strittig. Jedenfalls hat sich von dieser alten Festung keine Spur mehr erhalten. Jahrhundertelang führte die Stadt still und weltentrückt ein beschauliches Dornröschendasein. Der Fischreichtum der Küsten und der wachsende Handel brachten der Bevölkerung einen gewissen Wohlstand. Die beginnende Aufwärtsbewegung dieses griechischen Gemeinwesens wurde aber immer wieder gewaltsam gestört und niedergehalten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts zweimal von türkischer Seite verwüstet, erholte sich die zählebige Stadt verhältnismäßig rasch wieder. Erst durch den Angriff des Satrapen von Janina im Jahre 1804 wurde ihre Blüte dauernd geknickt. Sie verarmte und verödete, konnte aber natürlich ihrer strategischen Bedeutung wegen niemals ganz aufgegeben werden. Der kleine Platz bildete den Schlüssel für Rumelien und die Einfallspforte nach dem Peloponnes.



Darum wurde er zum Brennpunkt und Zielpunkt mörderischen, verzweifelten Ringens, als das Griechenvolk gegen den türkischen Zwingherrn sich erhob. Alle Greuel der Verwüstung hat Missolunghi durchkosten müssen. Kein Stein blieb zuletzt mehr auf dem andern. Eine stille, ausgeweinte Schwermut liegt noch über dieser Ruhmesstätte neugriechischer Geschichte. Noch immer leidet sie unter den Nachwehen des Fürchterlichen, das über sie gekommen. Selten verirrt sich ein Fremder in ihre Mauern, angelockt von dem blutigen Gefunkel, der diese Heldenfestung umschimmert, und nur die Erinnerung an die Großtaten der Vergangenheit, an all das Heldentum, das hier verblutete, entschädigt ihn für die trübe ärmliche Gegenwart. Den Eindruck größter Bescheidenheit, ja Armseligkeit macht gleicht der Bahnhof mit seinem winzigen Empfangsgebäude und allem, was dazu gehört. Der Stathmarchis (Bahnhofsvorstand) waltet seines nicht allzu beschwerlichen Amtes mit dem Gleichmut eines Gottes. Ein Stab nicht minder gleichmütiger Stationsbediensteter lehnt faul und neugierig am Gitter der Perronsperre, mit dem Oberkörper beängstigend vornüberhängend. An diese Statistengruppe wende ich mich mit einer Frage, um zu erfahren, welche Bewandtnis es eigentlich mit dem eben dem Zuge entsteigenden Militär habe. Schallendes Hohngelächter war die unerwartete Antwort. Den Grund meinte ich später festgestellt zu haben. Ich hatte ein neugriechisches Wort gebraucht, dessen verfänglichen Nebensinn ich damals noch nicht kannte. Dieses süffisante Grinsen und Gröhlen riß jäh meine gehobene Stimmung entzwei. Zum ersten, leider nicht zum letzten Mal sollte ich inne werden, wie grausam und boshaft der Grieche von heute sein kann. So höflich, liebenswürdig und vor allem gastfreundlich er im allgemeinen dem Ausländer entgegenkommt, so gerne gefällt er sich in der Rolle des Überlegenen, wenn der Fremde sich wirklich oder vermeintlich eine Blöße gibt oder durch irgend eine noch so gleichgültige Äußerlichkeit auffällt. Für alles Äußere hat der Rhomäer gleich dem Romanen ein scharfes Auge und



bewertet es außerordentlich hoch. Kleider machen überall Leute. Aber in Griechenland bist Du mehr als anderswo eben das, was der Schneider aus Dir macht. Vielfach behandelt, begrüßt, empfängt man Dich nach dem Gewand und entläßt Dich nach dem Gewand. Wenn Du nach deutscher Art, begeistert für die Schönheit der griechischen Gegenwart und Vergangenheit, mit Stock und Rucksack im Lande herumwanderst, bist Du ein bemitleidenswerter Narr. Wer aber hoch zu Roß oder wenigstens auf dem Rücken eines Esels in ein elendes Dorf oder Landstädtchen einreitet, ist in den Augen des gemeinen Mannes ein „lordos“, mag er im übrigen der erbärmlichste Snob sein, der im besten Falle reist, um nachzuprüfen, ob alles stimmt, was im Bädeker steht. Ich weiß nicht, ob andere Reisende Beobachtungen ähnlicher Art gemacht haben. Mir kam es zuweilen vor, als ob im zerlumptesten Neugriechen etwas von jenem altgriechischen Volksdünkel weiterlebe, jener bornierten Überhebung, die in den Tugenden der „Barbaren“ nur glänzende Laster erblickte. Wie arm, wie neu, wie wappenlos erscheint stets dem Griechen von heute jede fremde Kultur! Er weiß wenig oder viel von dem Weltgang und der Weltgeltung der althellenischen Kultur, und nun ist ihm seine und seines Landes Art das Maß aller Dinge. Extra Graeciam non est vita, et si est vita, non est ita. Daher bekommt die Unterhaltung des Griechen so oft einen prahlerischen, selbstbewußten, chauvinistischen Unterton, daher sieht er die Welt so gern aus der Spottvogelschau, daher hält es so schwer, ihn von der Ebenbürtigkeit und der selbständigen Eigenart fremder Kulturleistungen ehrlich zu überzeugen. Solche Gesinnung glaubte ich auch in den Mienen der Spötter von Missolunghi gelesen zu haben. Mit leicht umwölktem Gemüt ging ich meines Weges. Der geräumige Bahnhofplatz, staubig und steinig, von kleinen Häusern und Lehmhütten flankiert, war den Sonnenstrahlen schutzlos preisgegeben. Der Boden glühte durch das Leder der Schuhe hindurch. Bereits hier kam mir zum Bewußtsein, daß ich in einen siedenden Kessel ge-



raten, der, von unsichtbaren Händen geheizt, brannte wie das höllische Feuer. Schlimme Auspizien fürwahr!

Mühsam und wie im feindlichen Kugelregen sich duckend, schiebt sich der entsetzte Nordländer an der Schattenseite der Häuser hin. Die Straße sonntagmorgenstill und leer wie ein ausgetrocknetes Flußbett. Alle Bewohner scheinen weggeblasen und alles Leben hinter die Häuserwände geflüchtet. Still und unhörbar gehen die Pulse dieser Stadt. Niemand kreuzt hastigen Schrittes deinen Weg. Kein Zweirad klingelt hinter dir her. Kein Benzinkasten rattert über dieses böseste aller bösen Pflaster, über das der eigene Schritt mitunter hohl hinhallt wie in einer Schlucht. Keine Verkehrstörung stört deinen Tagesplan. Nirgends recken rauchende Schlöte ihre Giraffenhälse gen Himmel. Niemals ein Sirenenschrei, der zur Arbeit mahnte oder die Pausen ausriefe. Eine stille, weltferne Provinzstadt, unbewegt vom Flügelschlag der Zeit. Wie verzaubert liegt sie da und, im Halbschlaf träumend, atmet sie kaum. Ein Stück Provinz offenbar auch die Leute, wie alle Provinzler dazu verurteilt, hinzuleben in jenem Gleichmaß der Tage, das der Dichter so schwer erträglich findet, frei von zermürbender und abgehetzter Nervosität. Ein wahres Quisisana für mißhandelte, im Zeichen von Kultur und Bildung erkrankte Nerven — wenn die Hitze nicht wäre, die über Stadt und Land brütet, die erbarmungslose Sonne, die mit tausend Nadeln, mit glühenden Drähten durchsticht bis auf die feinsten, innersten Fibern. Rasch verdampft der Säftevorrat des Körpers. Es muß Ersatz geschaffen werden. Ein Schutzmann ist gern erbötig, mich zum „besten" Hestiatorion (Restaurant) des Ortes zu führen. Mein Geleitsmann ist ein großer Schweiger. All die Sonnenglut schmilzt ihm nicht die Eiskruste der Zugeknöpftheit von der Seele. Daß er nicht gewöhnlicher Astyphylax (Schutzmann), sondern der Anthypastynomos (etwa Polizeiwachtmeister) von Missolunghi sei, das ist alles, was ich aus ihm herauslocken kann. Also ein Bürger von Rang und Bedeutung, Träger gewisser Beamtenherrlichkeit — mit Pensionsberechtigung natürlich. Grund

genug, mit einiger Scheu an den Mann hinauf zu schauen. Aber auch ohnedies hätte er mir Respekt eingeflößt. Denn er war sichtlich ein Charakter, eine Persönlichkeit. In strammer, knochenfester Haltung ging dieser Aetolier schweren Schrittes neben mir her. Und welch stolzer Kopf, der da stumm zwischen Mütze und Uniformkragen sich wiegte, demokratisch selbstbewußt, eckig, ehrlich, mit einem klugäugigen Schlachtendenkergesicht aus echter Bronze und lauter Dauerstahl! Es gibt überall Menschen, die im Generalrock Unteroffiziere sind. Hier erlebte ich den umgekehrten Fall. Am Ziele angelangt, wollte ich, orientalischem Brauche folgend, unter warmen Dankesbezeugungen meinem Wegweiser ein Trinkgeld in die Hand drücken. Einen Schritt zurücktretend, den Kopf in den Nacken werfend wies er kühl, fast entrüstet das Anerbieten ab, wobei er die Hand an die Stirne legte, als wollte er militärisch grüßen. Gestus und Gesichtsausdruck konnten aber auch bedeuten: Mein Herr! Sind sie auch recht bei Trost? Soldatisch korrekt verabschiedete er sich dann. Ich aber beflügle meine Schritte dahin, wo meiner verschmachtenden Leiblichkeit Rettung winkt. In dem mäßig großen Restaurationslokal gab sich ein surrender, in der Mitte des Zimmers aufgehängter Ventilator redliche Mühe, der drückender Schwüle entgegenzuarbeiten. Die griechischen Wirtschaften sind im Sommer vielfach mit solchen Kühlvorrichtungen ausgestattet. In Athen habe ich in einem einzigen Saal drei große deratige Apparate gleichzeitig im Betrieb gesehen. Eine widerwärtig eintönige Tafelmusik, die ich noch lange nachher in den Ohren hatte. Die Tische unseres Hestiatorion sind sauber und sorgfältig gedeckt. Auf Wandregalen paradieren in Reih und Glied wohletikettierte Flaschen verschiedenfarbigen Weines. Das Ganze machte überhaupt einen vertrauenerweckenden Eindruck. Weniger appetitlich wirkten freilich die undefinierbaren Speisegerüche, mit denen die Luft geschwängert war. Ich beschloß gleichwohl, einen Versuch mit der Küche zu wagen. Meine Unkenntnis der griechischen Menuausdrücke und der Dialekt des Wirtschaftspersonals machte aber jede Ver-



ständigung über die beabsichtigte Bestellung so gut wie unmöglich. Eine Okularinspektion meinerseits sollte weiterhelfen. Ich wurde in die unmittelbar anstoßende Küche geführt, wo in verschiedenen Kasserolen schmorendes Fischzeug unaussprechlich durcheinanderduftete. Nein, lieber Igel schlucken — mit diesem stillen, vielleicht sehr törichten Schwur kehrte ich dem dumpfen Mauerloch den Rücken. Soll es im übrigen Griechenland abseits den Hauptverkehrspunkten mit der täglichen Kost so weitergehen? Ich sah Perspektiven .... Für heute jedenfalls mußte mein schlapper Magen unter Verzicht auf das gewohnte warme Mittagessen mit einem Stück landesüblichen Ziegenkäs (tyri) und einer Flasche rassigen, unverzuckerten Patrasweines vorlieb nehmen, dem ich voll Inbrunst und mit patriotischen Hochgefühlen zusprach. Dieser köstliche Tropfen stammte nämlich aus den Kellereien der deutschen Aktiengesellschaft „Achaia“ in Patras, die, von den leichteren Tischweinen abgesehen, aus ihren riesigen Beständen keinen Wein unter fünf Jahren Alters zu verschicken pflegt. Den Bemühungen dieser Gesellschaft ist es zu danken, wenn der ehedem weniger rationell betriebene Weinbau auf den gesegneten Hängen um Patras qualitativ und quantitativ einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Die jährliche Ausfuhr beträgt bereits 4000 Hektoliter. Dieses sicher noch nicht gebührend gewürdigte Edelgewächs, sonnengesättigt, „begeisternd, als sauge man homerische Bilderworte ins Blut“, ähnelt unserm Rheinwein im Geschmack und im Preis.

Heißatmig schlug mir die Luft ins Gesicht, als ich nach Absolvierung meiner Weinstudien den Gang nach den Lagunen antrete. Durch öde, meist verblüffend breite, dörfliche Gassen führt mich ein aufs Geratewohl verfolgter Weg schließlich zur orthodoxen Kathedrale. Missolunghi ist auch Sitz eines griechisch-katholischen Erzbischofs. Die Kirche ist ein schlichter Backsteinbau im Liliputformat. Kein himmelanstrebender Campanile, keine schwellende Kuppel, keine weithin sichtbare Turmuhr. Ein Privathaus unter Privathäusern, wie so ziemlich überall in Griechenland, das Zwerg-

geschlecht der Profanbauten nicht überragend, als Gotteshaus notdürftig genug gekennzeichnet durch einen schmächtigen, kreuzgeschmückten Dachaufsatz über der Straßenfront. In dessen drei Bogenöffnungen baumelte frei und ungeschützt je eine Glocke von jener in Griechenland ausschließlich üblichen Kleinheit. Vollen, tiefen Glockenklang habe ich in griechischen Städten und Ortschaften so wenig jemals gehört, als ich irgendwo einem großen, monumentalen Kirchenbau begegnet bin. Die größte unter den hauptstädtischen Kirchen, die innen prächtig ausgeschmückte, aus dem Material von siebzig abgerissenen Heiligtümern erbaute Metropolis Athens kann eigentlich auch nicht als wirklich imposantes Bauwerk angesprochen werden. Man könnte versucht sein, die Verzwergung der religiösen Bauten auf griechischem Boden aus dem Bestreben herzuleiten, möglichst wenig aufzufallen und sich vor der Unduldsamkeit der ehemaligen Türkenherrschaft zu ducken und zu verkriechen. Tatsächlich war in der Türkenzeit die Freiheit des griechischen Kultus verschiedentlich eingeengt worden. So war der Gebrauch von Glocken gänzlich verboten. Allein die Bevölkerung Missolunghis ist von jeher rein christlich gewesen. Ängstliche Rücksicht auf türkische Elemente konnte also hier nicht mitgesprochen haben. Außerdem weist auch die neuere und neueste kirchliche Architektur innerhalb der griechischen Grenzpfähle überall denselben puppenhaften und patriarchalisch kleinen Maßstab auf. Die Kathedrale Missolunghis stammt ohne jeden Zweifel ebenfalls aus nachtürkischer Zeit. Es kann sich also nur um eine spezifisch griechische Eigentümlichkeit und feste Tradition handeln. „Der griechische Baum und der griechische Bau liebt den Hochwuchs nicht und bleibt mit dem Haupt der Wurzel möglichst nahe.“ Im baulichen Gesamtbild dieser Spielzeugschachtelstadt müßte auch eine massige, stark hervortretende Kirche wie eine schrille Dissonanz wirken und fiele gänzlich aus dem architektonischen Rahmen heraus. Im Vorbeigehen warf ich noch einen Blick ins Innere. Farbige, zum Teil mit Mosaikschmuck ausgekleidete Mauerflächen, eine bunte, dreitürige Ikonostase,



verstellbare (oft fein geschnitzte und verzierte) Lesepulte mit aufgeschlagenen liturgischen Büchern, massenhaft an Wänden und Pfeilern, auf Tischen und Piedestalen angebrachte Heiligenbilder, Hängeampeln mit still flackernden roten und und gelben Flämmchen, eine Menge großer und kleiner Wachskerzen, die von den Gläubigen gestiftet und auf die spitzen Eisenstacheln eigens hiefür bestimmter Ständer gespießt werden — das sind die Hauptcharakteristiken des griechischen Gotteshauses, die genau in der typischen, landesüblichen Form auch hier sich wiederfinden. Das Aussehen einer griechischen Kirche ist durch die alles andere geradezu überwuchernde Heiligenverehrung, insbesondere den Marienkult, wesentlich mitbedingt. Eine plastische Darstellung der Heiligen ist aber nicht gestattet. Durch das Fehlen figürlicher Gruppen und Statuen erhält die künstlerische Ausstattung einen Stich ins Monotone und infolge der ewig sich wiederholenden Bilder und Tafeln auch ins Überladene um so mehr, als Altar und Tabernakel hinter die Kulissenwand der Ikonostase versteckt sind. Orgeln gibt es nicht. In den griechischen Kirchen ist alle Instrumentalmusik strenge verpönt. Auch die Kanzel fehlt. Die Predigt wird im griechischen Kirchenleben überhaupt sehr stiefmütterlich behandelt. Ich scheide von diesem Heiligtum, wie von vielen anderen in Griechenland, mit der Überzeugung, daß das kirchliche Kunstvermögen des heutigen Griechenlands gering ist, daß ihm der Geist schöpferischer Originalität und Gestaltungskraft, wie in der profanen Kunst, so auch auf dem Gebiete der religiösen wenigstens zur Zeit noch mangelt. Die Formelhaftigkeit und Versteinerung des kirchlichen Lebens spricht deutlich aus diesen Bauten, ein schematisches, starres Chinesentum, das sie natürlich im allgemeinen als unergiebige und wenig anziehende Objekte kunstgeschichtlichen Interesses und Studiums erscheinen läßt. Sie gleichen sich durchweg wie ein Chinese dem anderen.

Je mehr ich mich der Peripherie nähere, desto deutlicher kommt der halbdörfliche Grundcharakter der Stadt zum Vorschein. Erquickliche und unerquickliche Bilder ländlich-sittlicher



Romantik tauchen in steigendem Maße auf. Weiber von eulenhafter Häßlichkeit huschen im häuslichen Sommerneglige über Gassen und schmutzige Hinterhöfe mit ihrer soliden, duftenden Hühner- und Ziegenstallpoesie. Halt aus, mein Herz! Nur wenige Schritt noch und wir stehen schon auf der flachen schmalen Uferborde, die dammartig zwischen Stadt und Meer sich hinzieht. Hier auf diesem offen, völlig schutz- und schattenlosen Geländestreifen stürzt die Sonnenglut tigerartig über den wehrlosen Ankömmling her. Heil wäre da nur in einer sofortigen Umkehr und Flucht. Die Natur selbst läßt dem Sorglosen tausendstimmig ein warnendes sauve qui peut zurufen. Das bullenköpfige Heer der Zikaden brüllt, an der Sonne berauscht, in entsetzlichen Disharmonien seine Alarmsignale in die ehern unbewegten Räume des brennenden Himmels hinein. Wie Feuerlärm gellt es um mich her von diesen scharfen Pfiffen und Beckenschlägen. Jeder Ton ein spitzer Pfeil, aus unheildrohendem Hinterhalt abgeschossen, Leib und Seele verwundend. Diese zikadendurchtobte Niederung geht langsam über in eine seichte, schlammgrundige, bleierne Wasserfläche, auf der die Sonne sprühblitzt, einen riesigen, flachumuferten Sumpf voll übler Gerüche, von zahllosen Untiefen und Sandbänken durchzogen, ganz eingetaucht in schwarze, schwere Melancholie, die rasch über das Ufer ins Herz hinein kriecht. Das ist die Lagune von Missolunghi. Vom Ausfluß des Phidaris westwärts bis zur Mündung des Aspropotamos (Acheloos) reichend, hat sie sich im Lauf der Zeit keilförmig tiefer und tiefer ins Festland hineingefressen, scheint aber jetzt endgültig zum Stillstand gekommen zu sein. Die Grundlinie des Lagunendreiecks bildet eine Inselkette, die, Venedigs Lido vergleichbar, den Wogendrang der offenen See abhält. Das Lagunenmeer wird in seiner Querachse von einer 7 km langen, aber im Mittel nur einige Meter breiten Nehrung durchschnitten. Über sie ist als ein grellweißes Band läuferartig eine schnurgerade, nicht schlecht gepflegte Straße gelegt, unabsehbar, weiter und weiter bis an den Horizont sich dehnend, als wollte sie

irgendwo ein Loch in das Himmelsgewölbe stoßen. Wo sie eigentlich hinführt und endet, ist von meinem Standort nicht zu erkennen. Versuchen wir das Geheimnis zu lüften, langsam und vorsichtig weitertastend, wie ein Schiff, das plötzlich in ungelotetes Fahrwasser gerät! Wagen wir die Fahrt ins Ungewisse, ohne uns schrecken zu lassen von dem Flammenschwert des „hochwandelnden Dämon", von den bösartigen Miasmen, die diese Wasserlandschaft aussendet, von der Symphonie ekelhafter Düfte, die um uns herwogt! Wenn die gewaltige Reinigungs- und Absorptionskraft der Sonne nicht wäre, jeder Schritt vorwärts würde hier sicher mit Gesundheit und Leben zu bezahlen sein. Der Sumpf unten müßte auch die Luft oben in einen Pfuhl erstickender Lungengifte verwandeln. Immerhin war es ein Gebot weiser Vorsicht, mit einer kräftigen Dosis Chinin den Körper gegen Ansteckungsgefahr nach schwacher Menschenmöglichkeit zu wappnen. Schade nur, daß im Drang des Augenblicks der ganze Vorrat in Patras zurückgeblieben war. Nachdem ich ein Taschentuch als Nackenschleier umgebunden, zog ich etwas zögernden Schrittes die schweigende Straße entlang. Rechts und links nichts als stagnierendes Gewässer, etwas trüb, wenn auch nicht gerade schmutzig, aber mit fauligen Stoffen und verdächtigen Organismen aller Art bevölkert. In dem wütenden Sonnenbrand schien es, als müßte diese ölig glatte Flüssigkeit zum Sieden kommen. Dieses Wasser ist tot und sein heißer Schoß geht schwanger mit Keimen des Todes. Er hat nichts von dem gesunden, belebenden, salzigen Atemzug der See. Es ist nicht des Menschen Freund und Gehilfe, dieses träge, faule Gewässer, vollkommen außerstande, seine Schiffe zu tragen, seinen Handel zu fördern, seinen Körper zu stärken. Inmitten dieser Wasser gewordenen Unappetitlichkeit und Unhygiene haben die genügsamen Missolunghioten aus Brettern und Pflöcken höchst primitive Badehäuschen errichtet. Auf vier mittelstarken Holzpfosten malerisch ins Meer gestellt, sind sie teilweise durch halsbrecherische, geländerlose und mitunter stark defekte Laufplanken mit der



Lagunenstraße verbunden, teils aber nur mittels Barken vom nahen Ufer aus erreichbar. Ein richtiges Pfahldorf im kleinen. Einer dieser stelzfüßigen Badehütten machte ich einen Besuch. Sie war geschlossen. Zahlreiche Luken und Spalten gestatten indes ungehinderten Einblick. Dem verkommenen Äußern entspricht genau das Innere. Das Anbringen einer Treppe zum Ein- und Aussteigen wurde für überflüssig erachtet, wohl um Gelegenheit zu schaffen, Turnen und Baden harmonisch zu verbinden. Denn zwischen dem Wasserspiegel und Fußboden der Hütte klafft ein beträchtlicher Zwischenraum. Dieser Fußboden besteht übrigens nur aus einem einzigen Brett. So bleibt eine gähnende Öffnung nach unten. Über ihr befindet sich ein hölzerner, astartiger Garderobehalter. Das ist so ziemlich die ganze Innenausstattung, die diese für Griechenland typischen Badeanstalten aufzuweisen pflegen.

Später habe ich die Vorzüge solch urtümlicher Einrichtung wiederholt selbst ausprobieren können. In Itea (in der Bucht von Salona) mußte ich das doppelröhrige Hauptstück meiner Leibeshülle erst wieder mit vieler Mühe aus dem Meer fischen, weil es von dem wackeligen Kleiderhalter haltlos abgerutscht war. Die ganze Reihe dieser windschiefen Aus- und Ankleideräume in Missolunghi ist offenbar restlos Privatbesitz. Eine allgemeine zugängliche Badeanstalt scheint die Stadt nicht zu besitzen. Von dem elegant und modern eingerichteten Phaleron (bei Athen) abgesehen, sind solche in Griechenland auch nicht allzuhäufig oder werden wenigstens vom großen Publikum meist links liegen gelassen. In einer Stadt wie Nauplia z. B. badet männiglich in der ovalen, felsig umuferten, wundervoll zwischen den beiden Burgbergen Palamidi und Itschkale einspringenden Bucht und zwar in jenem Aufzug, in dem der schiffbrüchige Odysseus auf der Insel der Phäaken ans Land gespült ward. Die Kleider werden einfach am Ufer niedergelegt. Ein Unterschlupf irgend welcher Art ist nicht vorhanden. Als ich selbst erstmals an einem zauberhaft schönen Augustabend diesen luftigen Badeplatz aufsuchte, um mich durch ein kurzes Bad,





das freilich einen schlimmen Ausgang nehmen sollte, zu erfrischen, tummelte sich gerade eine Kompagnie Soldaten lustig und ganz wie Odysseus vor seiner Landung auf Scheria gekleidet in den vom Abendwind aufgepeitschten Fluten. Und von einer nicht sonderlich hohen, geländerumzogenen Terrasse des Jtschkale verfolgte eine vielköpfige Zuschauermenge vorwiegend weiblichen Geschlechtes das neckische Spiel von Menschen und Wellen, fröhlich applaudierend, wenn ein Schwimmer rauschend vom Ufer abstieß, ängstlich aufkreischend, wenn zwei Verwegene wetteifernd in heftigen Schwüngen seewärts ruderten. Natürlich hörte und verstand ich nicht jedes Wort, das unten bei den lärmenden Akteuren und oben im Zuschauerraum fiel. Aber was ich hörte und sah, verriet eine wahrhaft rührende Naivität und Ehrbarkeit. Der unschuldige Zweck beherrschte offenbar das Denken Aller und verhinderte, soweit der Schluß aus dem Äußern auf seelische Vorgänge das überhaupt festzustellen gestattet, jeden Sprung in eine andere Auffassung der Situation. Man dachte da unwillkürlich an den Unschuldszauber jener homerischen Sitte, den gesellschaftlich gleichstehenden Gast durch dienende Frauen oder die erwachsene Tochter des Hauses selbst baden und salben zu lassen. Beispiele solch „homerischer" Einfalt und Harmlosigkeit fanden und finden sich übrigens auch anderwärts, wo noch frische, ungebrochene Natürlichkeit herrscht. In deu Tiroler „Bäuerlesbädern" wurden bis in die jüngste Zeit auch die Männer von Bademägden bedient. „Diese wickelten den Badenden, wenn er in die mit Brettern bedeckte Wanne gestiegen, sorgfältig mit großen Tüchern derart ein, daß nur der Kopf frei blieb; zur Regelung der Temperatur bildete ihre Hand das Thermometer. . . . Je keuscher ein Volk, je lauterer seine Phantasie, desto unbefangener und natürlicher der Verkehr der Geschlechter" (F. Hettinger, Aus Welt und Kirche. II⁴ 1897, S. 161). Man frage die ganze neuere Reiseliteratur durch und man wird immer wieder bezeugt finden, wie ernst und gesund das sexuelle Denken und Empfinden der Neugriechen ist. Ich teile diese hohe Mei-

nung durchaus und stütze sie zu einem Teil mit auf Badeidyllen von der Art, wie ich sie nicht bloß in Nauplia beobachten konnte. Daß ich in Missolunghi nicht ähnliche Wahrnehmungen machte, wird Zufall gewesen sein. Es war gerade nicht Badezeit. Der Versuchung, meinerseits dennoch ein kurzes Bad zu nehmen, widerstand ich trotz allen Erfrischungsbedürfnisses leicht. Die Sonnenstichgefahr erschien zu groß, das Wasser zu schleimig und unsauber. So blieb ich nach der Lehre vom kleineren Übel für heute lieber ungebadet. Statt in die Fluten zu tauchen, bescheide ich mich damit, „über den Flutenbezirk des weitstraßigen Meeres Ausschau zu halten". Ein herrliches Panorama, das allein schon für Gefahr und Mühe schadlos hält. Im Westen die blauumflorte Insel Kephallenia, unvermittelt und schroff aus dem Meere aufsteigend, jämmerlich kahl und starr, als hause der Tod dort oben in dem Felsgeklüft. Man begreift da unschwer das Wortspiel aus der Italienerzeit: Cefalonia — melanconia. Aber groß und geschlossen sind seine Linienzüge, da auf diese Entfernung keinerlei störendes Detail mehr zur Geltung kommt. Und von welch edlem Schwung und sanfter Rundung sind seine Bergumrisse! Zu Füßen des herrlichen Eilandes liegt friedlich das tiefblaue Wunder der See wie ein glatter Spiegel und dunklen Flecken gleich sind die jonischen Inseln darauf hingehaucht. Vom Süden blicken die Steingesichter der peloponnesischen Berge herauf, in zartblaue Farbenlasur getaucht. Und im Norden, welch großartige Gebirgsarchitektur von geradezu alpinem Charakter! Die schöngebildeten Vorberge des Arakynthos mit ihren steinentsprossenen Waldungen, aus denen immer wieder graue Felsbalkone vorspringen, krausköpfige Bergkegel neben baumlosen, völlig kahlen Höhenzügen, in wechselvollster Tönung vom sattesten Grün bis zum tiefdunklen Blau, von den felsigen Zinnen des Hauptgebirgsstockes übergipfelt. Entzückt wendet sich das Auge immer wieder vom Fels zum Meer, vom Meer zum Fels und erkennt, daß dieses griechische Land

eine wundervolle Vereinigung ist von Berg und See, eine Schweiz, die im Wasser steht.

Auf einem jener niedrigen Hügel liegen die geringen Reste von Alt-Pleuron, heute nach den Trümmern eines mittelalterlichen Turmes Glyphtokastro (Zigeunerschloß) genannt. Um 234 v. Chr. ward diese von den Historikern (Thukydides 3,102) öfters genannte Stadt von dem makedonischen König Demetrios II. zerstört. Ihre Einwohner bauten dann etwas weiter nordwestlich auf der Terrasse eines Ausläufers des Arakynthos Neu-Pleuron. Heute eine ganz bedeutende Ruinenstätte. Die fast lückenlos erhaltenen Ringmauern ziehen sich mit ihren 30 Türmen und Toren über einen Raum von ungefähr 4 km hin. Zu meinem Leidwesen war es mir nicht möglich, das verödete und abgelegene Trümmerfeld aufzusuchen. Man kommt in gewissem Sinne leichter und bequemer nach Hindostan als in manche verkehrslose Gegend des heutigen Griechenland. Die fetten Niederungen um den Arakynthos sind mehr landwirtschaftlich als landschaftlich bedeutsam, eine weite Ebene, vom Meer durch den unschiffbaren Lagunendistrikt abgeschnitten, ein fruchtbares „Hinterland ohne Küste". Den Westrand dieses üppigen Marschlandes bildet das Verschlammungsgebiet des größten griechischen Flusses, des Acheloos. Dessen Ablagerungen bewirkten, daß einige echinadische Inseln unter sich und mit dem Festland zu einem kompakten Ganzen verwuchsen. Auch die Insel Dulichion, die Ilias 2,625 zugleich mit den Echinaden als Besitz des Fürsten Meges erwähnt wird, müßte nach der Ansicht einiger Homererklärer in dieser Neubildung aufgegangen sein. Wahrscheinlicher ist freilich, daß dieses Dulichion mit dem westlichen Teil der Insel Kephallenia identisch ist.

Sauerer, immer sauerer wird der Weiterweg. Mit jedem neuen Schritt erlahmt das Interesse an den Geheimnissen und Wundern der Nähe und Ferne. Die Atmosphäre glüht wie ein Hochofen. Aus allen Poren quillt der Schweiß, und es war, als liefe mit den perlenden Tropfen auch das



Mark des Lebens heraus. Seltsam! Dieses Sonnenfeuer, so unsäglich hoch und fern — wie unentrinnbar umklammert es, über einen Raum von zwanzig Millionen Meilen herübergreifend, dieses kleine Muskel- und Nervenhäufchen des menschlichen Körpers mit weißglühenden Zangen, es pressend, erstickend, verzehrend! Wir der Sonne entfremdeten Hyperboreer mit unserer kalten, gemachten Nordkultur, unseren Sonnensurrogaten, unserem künstlichen Licht, unseren künstlichen Tagen, unserer künstlichen Wärme, unserer künstlichen Bestrahlung müssen es schwer büßen, wenn einmal die Sonne des Südens uns aus unserer Eiskruste herausschmilzt, und im vollströmenden Sonnenlicht sterben und verderben wir wie Bakteriensporen. Helios, der Entzünder alles Lebens, wird uns zum Vernichter des Lebens.

Es ist in den Lüften ein fremder Ton
Und Fremdes fühl' ich hier innen,
Mir ist es, als würde ich heimlich verfolgt
Und könnte nicht mehr entrinnen.

Düstere Gedanken stiegen auf, die Erinnerung namentlich daran, wie vor Jahren ein edler, väterlicher Freund in Mittsommertagen auch nach Süden zog und wie der reisefrohe, blühende Mann, noch ehe zwei Monde um waren, in kühler heimischer Erde moderte. Er hatte dem Segen der Sonne sich zu vertrauensselig ausgesetzt und ward von heimtückischer Sumpfmalaria gefällt. Solche Gedanken rumorten unter der Schädeldecke. Das Blut des Körpers schoß, feurige Ringe erzeugend, nach Augen und Hirn und donnerte in den Ohren. Die Blicke ertranken mehr und mehr im grauen Nichts, in starrer Wesenlosigkeit. Bleischwere Müdigkeit legte sich auf alle Gelenke und war auch mit Gewalt nicht abzuschütteln. In dieser fieberheißen Hölle, in diesem Reiche des Teufels Anopheles und anderer Fliegengötter, fern jeder Menschenhilfe, zum Schlafe niedersinken, hieß den Tod am Barte zupfen. Das verhehlte ich mir nicht. Allein der Sonnenbrand ist ein schlimmer Energietöter. So unterlag ich in diesem Ringkampf zwischen Sinn und Unsinn, zwischen



Wachen und Schlafen und ließ mich auf einen Stein am Straßenrand nieder. Was geschehen mußte, geschah: ich schlief ein. Gewiß ein sehr belangloses Reiseerlebnis, fast allzu persönlich und an sich nicht wert erzählt zu werden. Nur ihr Zusammenhang mit der folgenden Episode bestimmte mich, diese Tagebuchnotiz auszugraben. Eine geraume Weile nämlich dauerte es, bis mich derbe Menschenhände aufrüttelten. Zwei junge, sehnige Naturburschen mit pechschwarzen Haaren und grobgeschnittenen Gesichtszügen standen schweißgesalbt vor meinem trüben, schlaftrunkenen Blick. Der Kleinere von beiden besonders struppig und stumpfsinnig, wie aus zwei Satyrn zu einem zusammengegossen. Der eine wie der andere charakterlos modern gekleidet. Im ersten Schrecken wachten alte, törichte Vorurteile auf, dunkle Erinnerungen an Klephten und Armatolen, die vor dem Befreiungskrieg in ganz Griechenland und in den Grenzbezirken noch bis in die neueste Zeit auf den türkischen Erbfeind gewerbsmäßig Jagd machten und gelegentlich auch einmal einen christlichen Reisenden mitunterlaufen ließen. Das eigentümliche Mißgeschick des Ingenieurs Richter hat dem alten Märchen neue Nahrung gegeben, als sei Griechenland mehr noch als Italien das klassische Land der Räuber und Briganten, wo der Reisende jeden Augenblick Gefahr laufe, überfallen und bis auf die Haut ausgeplündert zu werden. Eine gedankenlose fable convenue, an der sich wieder die Unsterblichkeit aller Schauerromantik glänzend erweist. Tatsächlich fühlt man, wie ich aus Erfahrung nur bestätigen kann, auch in den einsamsteu Gegenden und wenn man noch so allein reist, sich kaum irgendwo sicherer als in Griechenland. „Die Fremdlinge sind das Eigentum des Zeus“ (Odyssee 14, 51). Dieser schöne althellenische Glaubenssatz scheint ohne jeden Abstrich in die Gedanken- und Gefühlswelt der Neugriechen über- und eingegangen zu sein und hat durch die Forderungen des Christentums eher noch eine Läuterung und Vertiefung erfahren. Außerdem besitzt gegen die Schwerverbrecher, die es überall gibt und die sich



um die schönen Sitten und Traditionen eines Volkes allerdings blutwenig zu kümmern pflegen, der griechische Staat in der Natur des Landes einen wertvollen Bundesgenossen und ein nicht zu unterschätzendes Abschreckungsmittel. In dem kleinen, meerumgürteten Lande ist es für den vom Gesetz geächteten Mörder keine ganz leichte Sache, sich auf die Dauer dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen. So ist der Fremdenmord in Griechenland eine große Seltenheit und gegebenenfalls kaum anders als ähnliche Vorkommnisse in den übrigen Kulturländern zu beurteilen. Auch meine beiden Störenfriede entpuppten sich rasch als die harmlosesten Gesellen der Welt.

Auf mein Leben war es schon gar nicht abgesehen, und was meine Habe betraf, so beteuerten die zwei Ungebetenen mit gutmütigem Grinsen mich nur deshalb geweckt zu haben, um mich zu ersuchen, ihnen von meinem präsumierten Zigarettenvorrat mitzuteilen. Mit ihren von Sonnenschein und Seewasser gebeizten Patschhänden griffen sie dann freilich ohne jede Ziererei, ein evcharistó (danke) ans andere fügend, tiefer in meine Schätze hinein, als Europas übertünchte Höflichkeit und Gesellschaftsheuchelei gestattet haben würde. Aber ist das nicht urmenschliche Empfindungsweise, der bekanntlich die Menschen um so näher sind, je weiter wir nach Süden kommen? Ist das nicht ein Zug jener vielberufenen homerischen Naivität? Ich hatte jedenfalls zwei Freunde gewonnen ganz nach homerischem Rezept: „Er war von den Menschen geliebt; denn alle bewirtete er, an der Landstraße wohnend". (Ilias 6, 14 f.)

Bald war eine leidliche Unterhaltung im Gang, schlecht und recht, wie es eben gehen wollte. Die Lagunenstraße, erklärten sie, führe zur Skala (Landungsstelle) hinaus. Dort seien sie für das Geschäft des Ladens und Löschens der Schiffe angestellt und kehren nun nach getaner Arbeit müde und hungrig in die Stadt zurück. Sie stellten sich vor als Wlachen aus Mittelätolien. Im Pindos und in einigen Gegenden Thessaliens und Ätoliens leben gegen 35000 Wlachen,



ein rumänischer Volkssplitter. Sie werden auch Aromunen = Rumänen oder Zinzaren, von den Griechen selbst jedoch gewöhnlich Kutzowlachen d. h. hinkende Walachen genannt. Sie stehen im Rufe plumpen, ungeschlachten Wesens. Die ethnographische Bezeichnung Wlachos bedeutet im Neugriechischen geradezu soviel wie grob, übelriechend. Das Stammesgefühl ist den Wlachen Griechenlands völlig abhanden gekommen. Die unwiderstehliche Auffaugungskraft des Hellenentums hat sich auch an ihnen bewährt. Sie haben die griechische Schriftsprache übernommen und die gesamte Männerwelt wenigstens versteht neugriechisch. Ihre Denkweise und Sitte ist vollkommen hellenisiert und sie selbst wollen erklärtermassen als Griechen gelten. Politisch sind sie daher als Griechen anzusprechen. Am nationalen und staatlichen Leben des Griechentums haben sie stets den regsten Anteil genommen. Hervorragende Freiheitshelden, Volkswohltäter, Staatsmänner und Schriftsteller sind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Wie meine zwei Urwüchsigen von ihrer wlachisch-ätolischen Heimat schwärmten, war geradezu rührend zu sehen. Die Augen nach Norden gerichtet, mit der Hand nach den Bergen weisend, hinter denen ihre Wiege gestanden, riefen sie stolz und freudig erregt wieder und wieder: Patrida! Patrida! Der Struppige erbat sich als besondere Gunst mein Fernglas, durch das er aber anfangs, ehe ich ihm zu Hilfe kam, kopfschüttelnd und unter komischen Grimassen der Verblüffung verkehrt hinausblickte. Bei ihrem ziemlich formlosen Abschied ermahnten sie den unerfahrenen Nordländer noch, über die Mittagshitze ja nicht länger im Freien zu bleiben. Im heißen Süden, sagt ein maltesisches Sprichwort, gehen nur die Fremden und die Hunde in die Sonne. Ich nahm die Warnung auch zu Herzen und wandte mich bald zum Gehen, entschlossen, vor diesen verderbenhauchenden Pfuhl bei Gelegenheit eine Warnungstafel zu stellen. Gewissenhafte Reiseführer sollten diese Sumpfgegend mit einem abschreckenden Totenkopf auszeichnen. (Schluß folgt.)

XIX.

Aus Arras frühen Tagen.[1])

Von Dr. Heinr. Sambeth.

Mag vielleicht das heißumstrittene, sturmgepeitschte Arras ähnlich wie Ypern, vom Feuer des Kriegsgottes verzehrt, vom Erdboden verschwinden, im Gedächtnis seiner einstigen Besucher wird es haften bleiben. So oft sein Name von unserer obersten Heeresleitung erwähnt wird oder Feldpostkarten aus den dortigen Schützengräben in mein Häuschen fliegen, schiebt sich sein Bild unwillkürlich vor die erinnerungsvolle Seele; das Bild der kleinen stillen Stadt, die schon soviel Leid und Freude erfahren, soviele bittere Tränen gesehen, so oft brausenden Jubel gehört hat.

Arras liegt nicht verstohlen wie Ypern in irgend einem halbvergessenen Winkel des betreffenden Heimatlandes; die Stadt ist in den direkten Schnellzugsverkehr Lille—Amiens—Paris einbezogen. Am Bahnsteig Douai's erwartete ich den Expreß für die südwestliche Fahrt; Zug um Zug rollte menschen- und güterbepackt nordwärts; heimlichstolz deutete mein Begleiter, ein Vikar an St. Peter in Douai, auf die langen Wagenschlangen: „Lille attire tout le monde" — dann schüttelten wir uns die Hand, der Schnellzug donnerte herein und in rasselnder Jagd rannte das Gefährt Arras zu.

Bald ist die Grenzscheide zwischen Norddepartement und Pas-de-Calais überschritten. Die Industrie, besonders auch die Kohlengrube, tritt in dem niederen Hügelland von Artois bescheidener zurück, die Landwirtschaft nimmt den Boden

1) Hauptsächlich benützte Literatur: Lecesne: „L'histoire d'Arras" 2 Bde., Arras 1880; ders. „Arras sous la Révolution" 3 Bde., Arras 1882/83; Henri Pirenne, „Geschichte Belgiens", deutsch von Fritz Arnheim, 4 Bde., Gotha 1899 ff.; C. van Drival, „Les tapisseries d'Arras". Paris (ohne Jahreszahl).



mehr als zwischen Lille und Douai in Beschlag. In einer kleinen halben Stunde ist das Ziel gewonnen.

Der wißbegierige Fremdling steuert in Arras zu allererst dem städtischen Wahrzeichen, dem Belfried, zu; und ist er vor ihn hingetreten, sichtet sein staunend Auge den Turm, das Rathaus und den wundersamen Rahmen des „Kleinen Platzes“, dann steht er auch schon wie mit einem Schlage mitten drin in der Geschichte der Stadt.

Das Geschichtsbuch von Arras enthält hochinteressante Seiten, hochinteressant, weil sie von weitentlegener Vergangenheit berichten und von mannigfaltigen Schicksalen erzählen, weil sie von großen Ereignissen wissen und zu einem guten Teil die Gesamtgeschichte Flanderns widerspiegeln, und endlich weil sie vielfach, nicht erst seit heute, mit Blut geschrieben sind.

Arras rühmt sich, eine der ältesten Städte des heutigen Nord- und Mittelfrankreich zu sein. Diese Ehre ist ihm, wenngleich mit einiger Einschränkung, auch zuzusprechen. Ursprünglich erscheint der Ort in der Geschichte unter der Bezeichnung „Nemetocenna“ oder „Nemetacum“. Später führt er den Namen „Atrebatum“ als Hauptort der Atrebaten, eines starken Zweigs am keltischen Stamm. Ein Beweis ihrer Kraft ist die Tatsache, daß sie mit einer Streitmacht von 15000 Mann zu dem gemeinsamen Heer der Völkerschaften des belgischen Gallien stießen, um Cäsar den Übergang über die Sombre zu verwehren.

Doch der Siegeszug des römischen Adlers ließ sich nicht aufhalten. Vielleicht brachte Cäsar den Winter 52 in Atrebatum zu. Unter den Römern war die Stadt neben der Civitas Nerviorum, dem späteren „Turnacum“ — heute Tournai — eine der Hauptgemeinden des östlichen Gallien. Handel und Gewerbe blühten. Zahlreiche römische Straßen kreuzten den wichtigen Punkt. Auf ihnen gelangten die Haupterzeugnisse von Atrebatum und Umgebung bis über die Alpen. Seine feinen wollenen Mäntel (birri) und seine roten Stoffe erfreuten sich im Römerreich großer Beliebtheit.



Die prächtige zarte Farbe, die dem schwereren Purpur nicht gerade viel nachgestanden sein soll, erzielte man durch geschickte Verwendung von Krapp. Viele Jahrhunderte lang wurde in den dortigen Gegenden der Anbau der Färberröte, aus deren Wurzeln der Krapp gewonnen wird, mit besonderem Fleiß und Verständnis betrieben. Doch trotz aller Regsamkeit und obwohl der Ort den römischen Kaisern vielfach als Etappenstation bei ihren Englandfahrten diente, war Atrebatum im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt ähnlich wie Cameracum und Turnacum nur eine kleine Provinzstadt. Bei der großen Entfernung der erwähnten Städte von den Mittelpunkten der römischen Kultur im Norden läßt sich's verstehen, daß ihre Bevölkerung sich verhältnismäßig spät und langsam dem Christentum anschloß. Sicherlich war Atrebatum zu Beginn der Merovingerzeit Sitz eines Bischofs.

Das merovingische Atrebatum hatte einen anderen Standort als das römische. Unter den Stürmen der Völkerwanderung war die Römerstadt zusammengebrochen. Waren schon die Vandalen, Heruler, Hunnen verheerend über das Gebiet gezogen, so brachen um die Mitte des 5. Jahrhunderts die salischen Franken von den Maasufern her mit solcher Wucht gegen die Stadt vor und taten so gründliche Arbeit, daß man es vorzog, Atrebatum nicht mehr auf dem alten Fleck erstehen zu lassen. Um die frische Ansiedlung bemühte sich besonders der hl. Vedastus, der Apostel des Atrebatenlandes. Vedastus, Vaast oder Waast, hatte sich als Presbyter hohe Verdienste um die Bekehrung Chlodwigs erworben. Einige Jahre darnach bestieg er, geweiht von St. Remigius, den bischöflichen Stuhl von Atrebatum. Er soll ein Klösterchen am Ufer des „Cruentio" — Crinchon — errichtet haben: die Wiege der hochberühmten Abtei St. Waast in Arras. Das fränkische Atrebatum (Atrecht) scheint aber längere Zeit zu ziemlicher Bedeutungslosigkeit verurteilt gewesen zu sein. Zweifellos schreckte hauptsächlich die Furcht vor neuen feindlichen Überfällen von einer dichteren Besiedlung des hart mitgenommenen Platzes ab. All das veranlaßte gegen Ende

des 6. Jahrhunderts die Verlegung des Bischofssitzes nach Cameracum. Mehr als 500 Jahre sollten vorübergehen, bis in Arras wieder ein eigener Bischof seinen Einzug hielt.

Ein bedeutsamer Wandel in den Verhältnissen von Atrebatum vollzog sich erst, als der schwache Frankenkönig Theodorich III. wahrscheinlich an Stelle des obenerwähnten Klösterchens ein großes Kloster „St. Waast" erbauen ließ und mit reichem Grundbesitz ausstattete. Er tat es zur Sühne für die Ermordung des hl. Leodegarius, die auf Anstiften seines eigenmächtigen und herrschsüchtigen Hausmeiers Ebroin in der Nähe von Atrebatum stattgefunden hatte.[1]) Auch die Karolinger, vorab Karl der Kahle, dem der Vertrag von Verdun 843 das nachmals „Flandern" benannte Gebiet zuteilte, schenkten der Abtei ihre besondere Gunst, begabten sie mit verschiedenen wichtigen Vorrechten und förderten das Gedeihen der ganzen Gemeinde. Wie überhaupt in den fränkischen Klöstern des 9. Jahrhunderts, fanden auch in St. Waast damals die Wissenschaften liebevolle Pflege.

Karl der Kahle betraute Balduin Eisenarm (Balduin den Eisernen) mit der Verwaltung jenes Gebietes, des späteren „Flandern".[2]) Balduin entführte Judith, die Tochter

---

1) In jene Zeit — ungefähr Mitte des 7. Jahrhunderts — fällt wohl auch die Gründung der berühmten Abtei Mont St. Eloy, nahe bei Arras, durch den hl. Eligius (Eloy), Bischof von Noyon. Die Örtlichkeit spielte wie jetzt bei den Kämpfen um Arras auch in vielen Kriegen der Vergangenheit in strategischer Hinsicht eine wichtige Rolle.

2) Des späteren „Flandern". Vom Ende des 9. Jahrhunderts bis zu den großen Kriegen gegen Frankreich im 14. Jahrhundert umschloß die Grafschaft ebensoviele Bewohner romanischer wie germanischer Abstammung. „Flandern" und „Vlämen" sind einfach die den Nachkommen Balduins I. unterstehenden Lande und Leute, keine ethnographischen Begriffe. Der Zwijn im Norden und die Canche im Süden bildeten die Grenzen. Der Wallone aus Arras, wie der „Dietsche" aus Gent oder Brügge galten gleicherweise als „Vlämen". So glich zu Anfang des 10. Jahrhunderts „Flandern" in auffallender Weise dem heutigen Belgien (Pirenne I S. 104).

seines königlichen Lehensherrn, heiratete sie und legte so den Grund zur Dynastie der Grafen von Flandern. Was er begonnen, setzte sein Sohn Balduin II. fort. Mit allen Mitteln suchte er seine Macht zu befestigen und zu erweitern, bald mit, bald gegen Frankreich. Mit begehrlichen Blicken sah er nach den in seinen südlichen Bezirken gelegenen reichen geistlichen Domänen wie St. Waast, St. Amand usw., die bisher nur der Krone lehenspflichtig waren.

Unterdessen war gegen Atrebatum von anderer Richtung eine gewitterschwere Wolke heraufgezogen. Schon in den letzten Jahren Balduins I. hatten die Normannen ihre systematischen Raubzüge bis nach Cassel ausgedehnt. Wenige Klöster, die am Wege lagen, blieben verschont, fast alle Bibliotheken wurden vernichtet. Dieser Zerstörungswut ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich kein einziges Muster karolingischer Bildhauer- und Baukunst in Belgien in unsere Zeit herüberrettete. Im selben Jahr wie Cameracum 881 legten die Normannen auch St. Waast mitsamt der ganzen Siedlung in Trümmer. Ein Jahrzehnt blieben die Plünderer in der Gegend. An einen Wiederaufbau Atrebatums war vorläufig nicht zu denken. Nur nach und nach kehrten die Einwohner wieder zurück. Die Abtei wurde neu erstellt, man umgab sie mit hohen Mauern und sicherte sie durch eine starke Burg. Nach 918 wiederholten sich die Einfälle der Normannen, denen endlich ihre Niederlage bei Atrebatum durch die Grafen von Vermandois und Ponthieu ein Ziel setzte.

Eine andere Gefahr ging für Arras rasch vorüber. Gerufen von Konrad dem Roten, dem Statthalter Lotharingiens und leidenschaftlichen Gegner Ottos I., rückten um die Mitte des 10. Jahrhunderts die Reiterscharen der Ungarn an. Sie verwüsteten die Landstriche um Cambrai und Arras, konnten sich aber der Stadt selbst nicht bemächtigen, drangen weiter nach Frankreich und nach Burgund vor, bis sie die Schlacht auf dem Lechfelde nach dem Osten zurückwarf.



Inzwischen war unter Arnulf I., der 918 Balduin II. folgte, Arras 932 endgiltig an das gräfliche Haus Flandern gefallen. Der Besitz der reichen Abteien St. Waast, St. Amand und St. Bertin schaffte dem Grafen gewaltige Einkünfte. Er war in der Tat nur noch nomineller Vasall des französischen Königs. Die späteren Anstrengungen König Lothars, die gräfliche Macht während der Minderjährigkeit Arnulfs II., eines Enkels Arnulfs I., zu brechen, hatten keinen bleibenden Erfolg. Er brachte wohl die Abtei St. Waast und die Burg von Arras in seine Hand, nahm Douai und das ganze Land bis zur Lys (Leye), verlor aber alles wieder und mußte sich mit der bloßen Huldigung des Grafen zufrieden geben. In kluger Berechnung suchten die Grafen von Flandern den Todeskampf der Karolinger zu verlängern, die steigende Macht der Kapetinger dagegen zurückzudämmen. Vergebens! Infolge der Belagerung von Arras und der Eroberung der umliegenden Gebiete durch Hugo Capet sah sich Arnulf II. zur Anerkennung des neuen Herrscherhauses genötigt. Als Gegenlohn empfing er die Belehnung mit all seinen bisherigen Territorien.

Für Arras begann eine glückliche Zeit. Es entwickelte sich im Laufe der nächsten 200 Jahre, im 11. und 12. Jahrhundert, immer mehr zu einer der kostbarsten Perlen in der Krone der Grafen von Flandern. Verschiedene Umstände begünstigten diesen Werdegang.

Nach dem Abzug der Normannen und nach Eintritt einigermaßen geordneter Verhältnisse sah Arras im Schutz und Schatten seiner Abtei allmählig Gewerbe und Handel wieder erwachen. Die neuankommenden Elemente gruppirten sich dicht um die von der „familia" des Klosters bewohnten Grundstücke. Es entstand die „Neustadt" von Arras. Ihre Bewohner waren meist Handwerker und Kaufleute. Sie beschäftigten sich vornehmlich mit Spinnerei, Weberei und ganz besonders Färberei — deshalb auch ausgedehnter Anbau von Färberwaid in jener Gegend —, dann mit Vertrieb der einheimischen und auswärtigen Erzeugnisse.

Hauptsächlich war die Herstellung reicher Gewebe, wertvoller Teppiche und leichter Stoffe — letztere noch im 14. Jahrhundert in Norddeutschland nach Arras „Rasch" geheißen — dort zu Hause. Von Südflandern, gerade auch von Arras aus, eroberte die Tuchfabrikation nach und nach den Norden der Grafschaft und machte aus Ypern, Gent und Brügge gewaltige Industriezentren. Es ging ähnlich wie später mit der Wirkerei der Wandteppiche, die sich von Arras her in einzelnen Städten Nordflanderns und Brabants einbürgerte, vor allem in Tournai, Oudenaarde und Brüssel. Viel Anregung zur Pflege dieses Gewerbezweigs hatte Arras besonders durch die Kreuzzüge empfangen. Flandern, an der Spitze seine Grafen, beteiligte sich mit tiefreligiöser Begeisterung an diesen einschneidenden und folgenschweren Riesenunternehmungen. Graf Robert I., der Friese, hatte schon für sich unter Entfaltung eines außerordentlichen Prunks eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht. Die Synode von Clermont kam 1095, der neue Bischof von Arras samt dem Abt von St. Waast nahmen daran teil, Kreuzzugsprediger durchwanderten die Lande, Peter von Amiens trat persönlich in Arras auf. Ein nachhaltiger Erfolg blieb nicht aus. Die Grafen Robert II. (1093—1111), Schwager des nachmaligen Papstes Kalixt II, später Dietrich und Philipp aus dem Hause Elsaß und nach der Losreißung Südflanderns Balduin IX., als lateinischer Kaiser von Konstantinopel Balduin I., nahmen das Kreuz.[1]) Manche Ritter brachten Muster orientalischer Teppichwirkerei bei ihrer Heimkehr mit. Freilich sollte dieses Spezialgewerbe von Arras erst in den nächsten Jahrhunderten zur Ausreife gelangen. Doch scheint es schon im 12. Jahrhundert schöne Proben seines Könnens geliefert und schon damals das Ausland vielfach damit versehen zu haben. Wenigstens behauptet Heinrich von Hundington, daß zu seiner Zeit (12. Jahrh.)

1) Roberts II. Leichnam wurde in der Abtei St. Waast zu Arras beigesetzt.

alle Wandteppiche nach England von Arras gekommen seien. Die Engländer nannten sie nach ihrer Herkunft einfach „Arras", die Italiener „Arazzi", besser „Arrazzi", eine Bezeichnung, die man schließlich auf alle gewirkten, mit Ornamenten oder figürlichen Darstellungen ausgestatteten Wandteppiche anwandte.

In ganz hervorragendem Maße kam es dem Gewerbe und dem Handel von Arras zugute, daß die Stadt mit dem weiter nördlich gelegenen Ypern als Hauptetappe an der lebhaften Handelsstraße Frankreich—Nordflandern diente, daß die aus Frankreich kommende Wohltat der „Treuga Dei", des „Gottesfriedens", größere Sicherheit für Handel und Wandel begründete und daß die Grafen von Flandern Arras bei seinem Aufwärtssteigen auf jede Weise stützten. Sie überhäuften die Stadt mit Beweisen ihrer landesväterlichen Fürsorge, allerdings auch in ihrem ureigensten persönlichen und dynastischen Interesse. Aus den Auflagen, die sie den Städten machten, zogen sie ja ihren Hauptreichtum und damit ihre Hauptmacht. Darauf konnten schon Balduin IV. (988—1036) und noch mehr Balduin V. (1036—1057) gegenüber den deutschen Kaisern pochen. In seinem Krieg gegen Heinrich III. überschritt Balduin V. die Scarpe zwischen Arras und Douai, ließ den berühmten „Neuen Graben" bei St. Omar ziehen, um so die Fortschritte des kaiserlichen Heeres zu hemmen und seine Sache zu retten. Dieser Balduin, einer der gewaltigsten Feudalfürsten des Mittelalters, wandte seine Freundschaft mit Vorliebe den flandrischen Handelsstädten, u. a. Arras und besonders Lille zu. Durch die Belehnung mit „Reichsflandern" 1056 wurde er, der Vasall des Königs von Frankreich, nunmehr auch Vasall des Kaisers.

Unter dem Einfluß all der geschilderten Verhältnisse entwickelten sich in Arras schon frühzeitig die Gemeindeeinrichtungen, besonders der Schöffenstuhl. Arras war die erste Stadt Flanderns, der der Graf einen „Freibrief" mit wichtigen Vorrechten gewährte. Dieser Freibrief wurde

auf die anderen Städte ausgedehnt und bildete die Grundlage ihres Stadtrechts. Trotz der Verschiedenheit der Sitten und Sprache stellten im 12. Jahrhundert die drei wallonischen städtischen Gemeinwesen von Arras, Lille und Douai mit den drei „dietschen" Städten Ypern, Gent und Brügge eine einzige, große städtische Familie dar, die gleiche Freiheiten besaßen und dem Grafen gegenüber die gleiche Stellung innehatten. Arras erfreute sich insoferne noch eines sonderlichen Vorzugs, als der Graf sich das Recht vorbehielt, die Schöffen der übrigen Städte bei Fällung eines ungerechten Urteils vor die Schöffen von Arras zu fordern: sicherlich mit ein Beweis für seine angesehene Stellung im Kreise der flandrischen Städte!

Leichtbegreiflich ist's, daß mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung der Stadt, mit Rücksicht darauf, daß sie einst selbst Bischofsresidenz gewesen, endlich mit Rücksicht auf die Zuspitzung der politischen Lage, da Arras der reichsdeutschen Diözese Kammerich (Cambrai) zugehörte, nach der Mitte des 11. Jahrhunderts sich immer stärkere Strömungen für den Austritt aus dem alten Diözesanverband und für Wiederherstellung eines eigenen „Bistums Arras" geltend machten. Die Strömungen setzten sich wirklich gegen den Widerstand des bisherigen Oberhirten und des Metropoliten, des Erzbischofs von Reims, durch. Im Einverständnis mit dem Grafen erwirkte Philipp I. von Frankreich von Urban II. am 2. Dezember 1092 die entscheidende Bulle, um so leichter, als sich der Bischof von Kammerich stark für Heinrich IV. erklärt hatte: zweifellos ein beachtenswerter Erfolg, den die Kapetinger gegenüber dem deutschen Reich in Flandern errangen.

Die Wahl fiel auf Lambert von Guines, Kanonikus an der Stiftskirche zu Lille. Der Bischof war von Anfang an nicht auf Rosen gebettet. Er hatte insbesondere stark mit den Privilegien und Ansprüchen der alten, reichen und hochangesehenen Benediktinerabtei St. Waast zu rechnen. In weitem, weitem Umkreis kam dem Kloster, abgesehen vom





Grafen, niemand und nichts an Macht und Einfluß gleich. Ihm unterstanden die gesamte wohlhabende „Neustadt“ von Arras und außerdem zahlreiche auswärtige Propsteien und Kaplaneien. Dem gegenüber war die wirtschaftsrechtliche Einflußsphäre des Bischofs auf die unbedeutendere Altstadt, die „Cité“, beschränkt. Reibereien und Zwistigkeiten zwischen dem Bischofsstuhl und der Abtei ließen sich unter diesen Umständen fast nicht vermeiden. Ein Zeichen dafür: der Wall, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Alt- und Neustadt von einander trennte; er soll schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts aufgeworfen worden sein.

Der gelehrte und tugendhafte Bischof Lambert ließ sich's besonders angelegen sein, die Cluniacenser Reform in den Abteien nnd Klöstern seines Sprengels zur Annahme und Durchführung zu bringen. St. Waast wurde davon nicht berührt, da dort die Reform schon lange vorher durchgedrungen war. Wie hier im vorangegangenen Jahrhundert, dem 10., der Abt Hildebrand zusammen mit dem hl. Gerhard von Brogne, dem berühmten Klosterreformator, trotz des Widerstrebens der entarteten Mönche der Reform zum Durchbruch verholfen hatte, so waren es 100 Jahre nachher wiederum in allererster Linie einige Äbte, die in diesem Sinne arbeiteten. Einer von ihnen, Poppon, wurde wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit von Kaiser Heinrich III. an die Spitze der Abtei St. Maximin in Trier berufen. Ihm ist, wenigstens zum Teil, die Einführung der Cluniacenser-Reform in Deutschland zu danken.

Wie nicht anders zu erwarten, durfte die Abtei St. Waast häufig erlauchte Gäste in ihren Mauern begrüßen. Im 12. Jahrhundert waren die bekanntesten Persönlichkeiten, die dort einkehrten, der hl. Bernhard von Clairvaux und innerhalb der neuerstellten Gebäulichkeiten — nachdem die alten mit Ausnahme der Kirche 1135 einem wütenden Brande zum Opfer gefallen — Thomas Becket, der hl. Erzbischof von Canterbury, Primas von England. Letzterer kam auf seiner Flucht aus der Heimat dorthin. Der

Chorrock, in dem er ermordet wurde, soll jetzt noch in der bischöflichen Schatzkammer von Arras aufbewahrt sein. Der hl. Bernhard fand sich in Arras ein, um die Abtei zu besuchen und zugleich der hl. Kerze (la Sainte Chandelle, le Saint Cierge, Joyel d' Arras, Jocale) seine Verehrung zu bezeugen.

Auf diese Sainte Chandelle trifft man beim Gange durch die lange Stadtgeschichte von Arras immer wieder. Eine fromme Legende gibt über die Herkunft der hl. Kerze ungefähr folgenden Bericht. Die Brandseuche, häufig Antoniusfeuer genannt (mal des Ardents oder feu saint Antoine), die am Ende des 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts das heutige Nordfrankreich, Belgien und Holland schrecklich heimsuchte, forderte unter dem Bischof Lambert von Guines auch in Arras zahlreiche Opfer. In ihrer Not bauten die Gläubigen vor allem auf die Fürsprache der hhl. Martinus, Genovefa, Antonius des Einsiedlers und ganz besonders der Muttergottes. Maria sei nun des Nachts zwei Musikanten erschienen mit dem Auftrag an den Bischof, er solle die folgende Nacht wachen, da sie ihm ein Heilmittel gegen die entsetzliche Geißel übergeben wolle. Die drei hätten unter inständigem Gebet die nächste Nacht in der Kathedrale zugebracht. Plötzlich schien sich die Wölbung zu öffnen, Maria sei inmitten von Wolken herniedergestiegen und hätte ihnen eine Kerze überreicht, kraft deren von der Krankheit Befallene geheilt werden sollten. Der Bischof hätte einige Wachstropfen ins Wasser gegossen und davon den vielen Kranken zu trinken gegeben. Alle, die davon nahmen, seien geheilt worden. Die wundertätige Kerze wurde zuerst den beiden Musikanten zur Aufbewahrung anvertraut, später der Kapelle des Nikolausspitals, dann einem größeren Oratorium und endlich einer eigens zu diesem Zweck erbauten Kirche auf dem „Kleinen Platz".[1]) Zahllose Pilgerscharen stürmten

1) Die Pyramide der damals auf dem „Kleinen Platz" erstellten, in der Revolutionszeit niedergelegten Kapelle — es muß ein köst-



dahin. Bald gab das Wunder auch Veranlassung zur Errichtung der berühmten Bruderschaft „des Ardents“, die bis zur Revolution in hoher Blüte stand. Wie in anderer Beziehung, so scheint Arras auch in diesem Stücke manche Orte in seiner näheren und entfernteren Umgebung beeinflußt zu haben. Nicht allzu viele Zeit verstrich, da behauptete eine ganze Reihe von Städten im heutigen Nordfrankreich und Belgien, „heilige Kerzen“ zu besitzen.

Die größere Hälfte des 12. Jahrhunderts — 61 Jahre — füllte die Regierung der beiden Grafen Dietrich und Philipp aus dem Hause Elsaß aus. Die Unruhen und Wirren, die das Erlöschen des ersten Grafengeschlechts, dann der Tod Karls von Dänemark in Flandern hervorgerufen, waren vorüber. Das Land, voran Dietrich, konnte sich der Friedensarbeit wieder besser widmen. Was er in der langen Zeit von 40 Jahren treu hegte und pflegte, das reifte schon unter ihm, noch mehr unter seinem Sohne und auch späterhin zu reicher Frucht.

Arras nahm regen Anteil an der Arbeit und an den Erfolgen. Handel und Industrie gelangten zu immer schönerer Entwicklung. Die Bevölkerung wuchs; der riesige Baumgarten von St. Waast wurde parzelliert und den Bürgern überlassen; schnell bedeckte sich das Areal mit Häusern. Zehn Hauptpfarreien oblag die Sorge für das Seelenheil der Stadtbewohner. Der Wohlstand hob sich. Sicherlich war Arras unter den Fürsten des Hauses Elsaß einer der reichsten Mittelpunkte Flanderns. Dort hatte die Hauptmünzstätte der Grafschaft ihren Sitz. Von dort aus betrieben Geldausleiher ihr gewinnbringendes Geschäft. Anfangs waren es meist reichgewordene Bürger. Bald ließen sich neben ihnen Zuwanderer aus dem Süden nieder: aus Cahors, aus der Lombardei, aus Florenz und Siena. Ihr

liches Bauwerk gewesen sein! — erhielt eine Nachbildung im Türmchen der Ursulinenkapelle in der heutigen Rue Gambetta nahe dem Bahnhof.

Finanzgenie und ihre Kapitalien verschafften ihnen eine Art Monopolstellung in Kreditgeschäften. Ein zeitgenössischer Schriftsteller pries und tadelte zugleich das damalige Arras:

> „Atrebatum que potens, urbs antiquissima, plena
> Divitiis, inhians lucris, et foenore gaudens“
>
> (Willelmus Brito).

Im Gefolge dieser aufstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung schritten sorgsame Pflege der Kunst — besonders der Poesie und Musik — und Wissenschaft, Förderung der allgemeinen geistigen Kultur, Vorliebe für milde Stiftungen, wichtige Änderungen in der städtischen Verfassung. Wenn im 12. Jahrhundert die reichen Stadtgemeinden Südflanderns sich zu weitstrahlenden Brennpunkten der romanischen Literatur und Kultur ausbildeten, so gilt das in allererster Linie von Arras. Die geographische Lage, die Zugehörigkeit des Bistums zum Metropolitansitz Reims, der lebhafte Handelsverkehr mit Frankreich lassen dies verständlich erscheinen. Über Arras hauptsächlich unternahm die romanische Literatur und Kultur ihren Eroberungszug nach dem Norden Flanderns. Philipp von Elsaß, in Frankreich erzogen, sonst aber der grimmigste Feind dieses gefährlichen Nachbarn, förderte die Bewegung. Der feudale Mäcen war eifriger Beschützer romanischer Dichter und Gelehrter, u. a. des bedeutendsten französischen Dichters der damaligen Zeit, des Chrestien von Troyes, und zugleich Arras so wohlgewogen, daß ihn Willelmus Brito wiederholt geradezu „Comes Atrebatensis“ nennt. Ebenso stand der spätere Dichter, Chronist und Übersetzer Conon von Béthune, einer der bekanntesten nordfranzösischen Minnesänger, zu Arras in nahen Beziehungen. Er war Schutzherr der dortigen Abtei. Übrigens stellte er mit Stolz seine eigene Muttersprache, den pikardischen Dialekt, der bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hinein in jenem Gebiet gesprochen wurde, dem französischen Idiom gegenüber.

Unter den milden Stiftungen ragt die des noch heute bestehenden Hospitals „St. Johann“ hervor. Wiederum ist es Philipp von Elsaß, dem die Stadt diese Stiftung zu



verdanken hat und der sie 1178 im Verein mit seiner Gemahlin vollzog.

Endlich verursachte der glänzende Aufschwung von Arras eine bedeutsame Neuerung in der städtischen Verfassung. Lange Jahre hindurch waren die Schöffen auf Lebenszeit ernannt worden. Die vielerlei Arbeiten, deren Erledigung man ihnen zumutete, konnten bei der Vergrößerung der Stadt und der steigenden Verwicklung der Verhältnisse nicht mehr mit dem nötigen Eifer und der ersprießlichen Sorgfalt geleistet werden. Deshalb erhielt die Stadt auf ihren Wunsch einen Magistrat mit einjähriger Amtsdauer. Die erste Kunde davon stammt aus dem Jahre 1194. Und wie es früher mit dem Stadtrecht von Arras gegangen war, so ging es jetzt mit dieser neuen Einrichtung: von Arras verpflanzte sie sich nach dem Norden: nach Ypern (1209), Gent (1212), Douai (1228), Lille (1235) und Brügge (1241). Das Wahlsystem war in den verschiedenen Städten verschieden, das praktische Ergebnis aber überall das gleiche: der Einfluß des Grafen auf den Schöffenstuhl, auf seine Besetzung und Verwaltung war von jetzt an so ziemlich ausgeschaltet. Dafür nahmen ihn bestimmte städtische Patrizierfamilien für sich in Beschlag.

(Schluß folgt.)



XX.

Die Arbeiterfrage im Kriege.

Von Th. Brauer.

Es ist in dieser Zeit oft und eindringlich hervorgehoben worden, daß das unser Volk seit Beginn des Krieges durchglühende Gemeinsamkeitsgefühl sich erfreulicherweise in besonders hohem Grade auf das in dieser Beziehung so steinige Wirtschaftsleben übertragen hätte. Es sei schon hier vorweggenommen, daß in den vorwiegend beteiligten Kreisen zu einem guten Teil gewiß Gründe taktischer Natur da mitgewirkt haben. Aber auch taktische Gründe und Erwägungen versagen schließlich, zumal auf die Dauer, dort, wo nicht der Geist entsprechend willig ist. Jedenfalls stehen wir vor einer Tatsache, die man kurz, aber scharf, dahin kennzeichnen kann, daß die Arbeiterfrage unter der Regelung des Wirtschafts- und Erwerbslebens eine (natürlich nicht die) Lösung gefunden hat. Da ist es nun selbstverständlich, daß man sich fragt, ob denn nicht diese Lösung auch einen Friedenswert habe und was sie gegebenenfalls für den Frieden bedeute. Versuchen wir eine Antwort auf diese Frage zu geben, indem wir aus dem großen Gesamtgebiet das Bedeutsamste in einigen hervorstechenden Einzelheiten herausheben.

Um die Sache möglichst kurz zu fassen, unterstreichen wir folgendes: Durch alle Kreise unseres Volkes, selbst durch jene, die, wie Unternehmer und Arbeiter, oft genug durch die größten Gegensätze für immer getrennt schienen, ging von Anfang des Krieges das Bestreben, die Gegensätze, das Trennende nach Möglichkeit zurücktreten zu lassen und einen Boden zu suchen, auf dem es sich gemeinsam für beide Teile leben ließe. Von hervorragendster Bedeutung war in dieser Beziehung das vielfach, nicht überall, festzustellende Einvernehmen zwischen „Kapital und Arbeit", jenen beiden Faktoren unseres Volkslebens, als deren Verhältnis



zu einander man seither durchweg den Kampf anzusehen sich gewöhnt hatte. Hier war das Ziel der Gemeinsamkeitsarbeit eine auf die Ausnahmeverhältnisse zugeschnittene Gewerbepolitik. Und das Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, waren vor allem und in erster Linie die sogenannten Arbeitsgemeinschaften. Daß aber das Mittel auf dem Wege zum Ziele möglichst wirksam wurde, bewirkte, neben der unvoreingenommenen Tätigkeit der Beteiligten, die Beihilfe des Staates, die überall Erleichterungen schuf und auch vor Gesetzeseinschränkungen und neuen Verordnungen nicht zurückschreckte, soweit es die gemeinsame Aufgabe erforderlich machte.

Haben wir nicht hier die Elemente zu einer möglichen Lösung der Arbeiterfrage auch unter normalen Verhältnissen zusammen? Als gemeinsamer Mittelpunkt die Gewerbepolitik, erstrebt durch weitgehende Zusammenarbeit der Interessenten auf beiden Seiten, mit Unterstützung der Allgemeinheit durch deren Organ: den Staat?

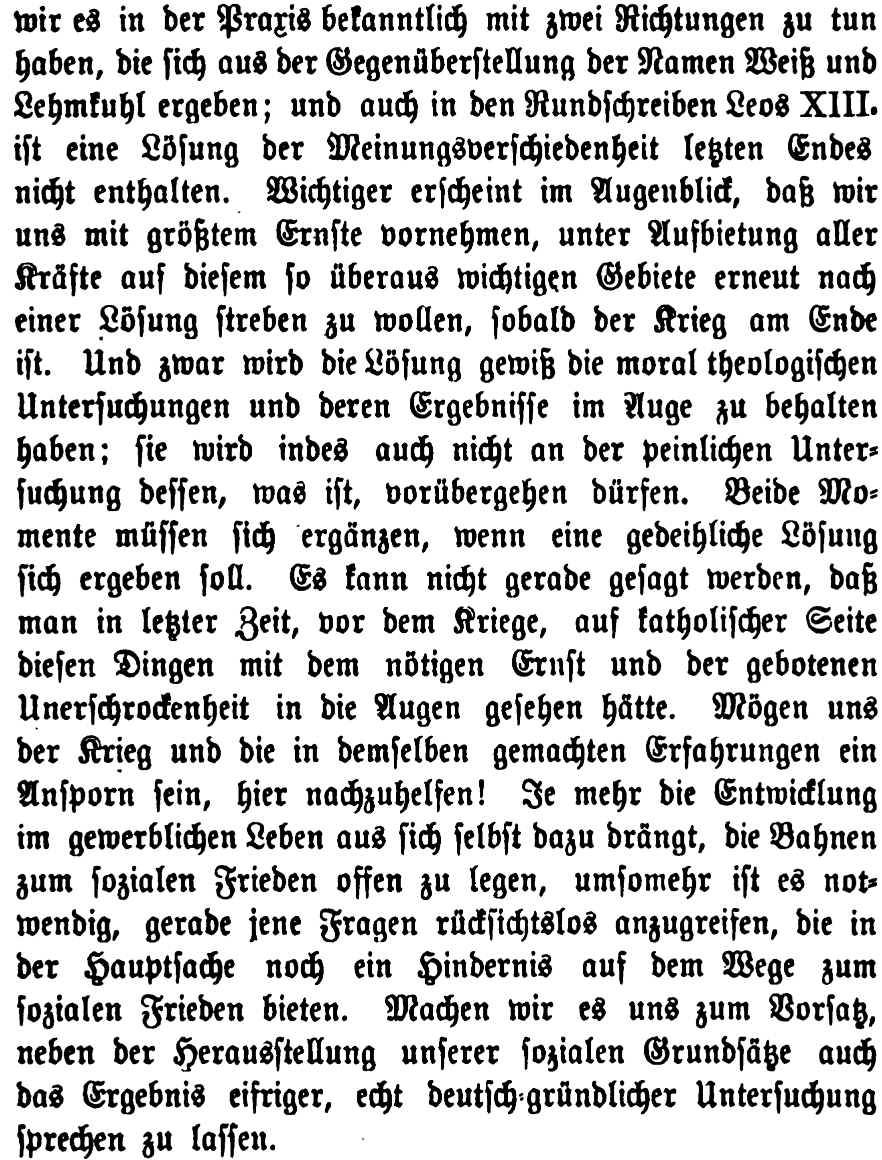
Man könnte hierauf mit einem runden Ja antworten. Wie ist es aber dann, so dürfte vielleicht eingewendet werden, mit dem in früheren Ausführungen immer wieder so stark unterstrichenen Ausnahmecharakter, der zur Beurteilung der jetzigen Entwicklung unbedingt im Auge behalten werden müsse? Dazu ist folgendes zu sagen: Wenn wir ausschließlich das, was wir an Notwendigkeiten und an Tatsachen im Kriege vor uns haben und hatten, in Betracht ziehen, von dem normalen Zustande also einmal absehen, dann erscheint auf den ersten Blick hier der Einwurf als nicht berechtigt. Denn wie stehen heute sowohl die großen Richtungen der Arbeiterbewegung wie der Durchschnitt der Arbeitgeber — von recht beachtlichen Ausnahmen sei hier abgesehen — zu den Problemen, die auf dem Grunde der im Kriege im gewerblichen Leben getroffenen praktischen Einrichtungen liegen? Erst jetzt erfassen wir, wenn wir beispielsweise das Ziel der Tarifverträge und Tarifgemeinschaften ins Auge fassen, mit der ganzen Klarheit des wirklichen Lebens die Tatsache, daß in diesen Einrichtungen selbst notwendigerweise die Entwick-

lung dahin drängt, die Gewerbepolitik in den Mittelpunkt zu stellen. Heute ist auch in weiten Arbeiterkreisen, mögen sie sonst selbst dem Sozialismus anhängen, die Auffassung doch schon ziemlich vorgedrungen, daß auch die Arbeiterinteressen sich nur unter der Voraussetzung wirksam vertreten lassen, daß das Gewerbe auf der Höhe gehalten wird. Allerdings ist der Gesichtswinkel noch überwiegend ein einseitiger, in dem eben zunächst und in erster Linie von dem Arbeiterinteresse ausgegangen wird; das nimmt aber nicht weg, daß das Ergebnis zur Wahrnehmung auch der Allgemeininteressen des Gewerbes hinführt. In jenen Tarifverträgen und Tarifgemeinschaften liegt ferner auch schon der Keim zu den im Kriege in Wirksamkeit getretenen Arbeitsgemeinschaften enthalten, wie ja die letzteren in der Tat unmittelbar aus den tariflichen Vereinbarungen hervorgegangen sind. Und daß schließlich die staatliche Sozialpolitik ein ähnlich geartetes Gemeinsamkeitsstreben zum letzten Ziele hat, dürfte als selbstverständlich vorausgesetzt werden, wenn nicht in der bisherigen Gesetzgebung ein blindes Schalten und Walten ohne einheitliche Grundgedanken angenommen werden soll. Die ganze Sachlage, die eigentliche Tendenz der Entwicklung schon im Frieden, wird am besten durch den Hinweis charakterisiert, daß sich unmittelbar vor Kriegsausbruch nicht nur eine tatsächliche, sondern sogar formelle Annäherung auch der sozialistischen Arbeiterbewegung an die sogenannte bürgerliche Sozialreform vollzog, wie das in den Organen der christlichen Arbeiterbewegung mehrfach nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Nach dem, was geschehen, kann es es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß in allen diesen Dingen der ursprüngliche doktrinäre Sozialismus längst überwunden ist. Sonst hätte er sich nicht so sang- und klanglos im Kriege beiseite schieben lassen. Ein etwaiger Hinweis auf den Streik ändert an dieser Tatsache nichts. Die Arbeiterbewegung wird voraussichtlich niemals auf den Streik verzichten; aber das Wesentliche an der Sache ist,



daß man heute im allgemeinen von einem Streikprinzip nicht mehr reden kann.

Und doch — ein Punkt bleibt, an dem sich auch in dieser Frage der Ausnahmecharakter des heutigen Zustandes feststellen läßt. Dieser Punkt ist die Ausschaltung der Lohnfrage aus der Zusammenarbeit in den Arbeitsgemeinschaften. Damit ist nicht etwa ein nebensächlicher, sondern einer der wesentlichsten Punkte der Arbeiterfrage übergangen, insofern, als derselbe soviel als möglich dem Streit der Interessenten entrückt worden ist. Man weiß aus den Berichten der Presse, daß eine Verständigung dahin erzielt wurde, daß die in den Tarifverträgen vereinbarten Lohnsätze nach Möglichkeit zur allgemeinen Grundlage gemacht worden sind und daß insbesondere die Behörden für diese Regelung sich eingesetzt haben. Für uns kommt es nun auf folgendes an: An sich bieten gewiß die Arbeitsgemeinschaften, wenn sie als Ziel eine gesunde, gedeihliche und auf die Allgemeininteressen Rücksicht nehmende Gewerbepolitik zum Ziel haben, auch die Möglichkeit, die Lohnfrage befriedigend zu lösen. Indes — hier sind es, neben den auf ihren Herrenstandpunkt pochenden Arbeitgebern, die Arbeiter, wenigstens die sozialistischen, die sich in dem bezeichneten Punkte unter allen Umständen die freie Entschließung vorbehalten. Und da tauchen denn alsbald in diesem Zusammenhange alle die schwierigen, heiß und leidenschaftlich umstrittenen Einzelfragen auf, die wir hier nur andeuten können: ob Zeitlohn, ob Akkordlohn maßgebend sein soll, wie das Verhältnis zwischen Leistung und Verdienst zu gestalten ist, wie sich die Frauenlöhne, die Löhne der ungelernten und angelernten Arbeiter entwickeln sollen usw. Um es mit einem Worte zu sagen: In diesen Dingen will sich sowohl auf Arbeiter- wie auf Arbeitgeberseite der einstweilen anscheinend noch nicht kleinzukriegende Machtgedanke austoben. Wir können das bedauern und namentlich darauf hinweisen, daß in der katholischen sozialen Auffassung die Elemente zu einer Lösung gegeben seien — jedoch auch hier besteht nicht einmal Einheitlichkeit, insofern als



wir es in der Praxis bekanntlich mit zwei Richtungen zu tun haben, die sich aus der Gegenüberstellung der Namen Weiß und Lehmkuhl ergeben; und auch in den Rundschreiben Leos XIII. ist eine Lösung der Meinungsverschiedenheit letzten Endes nicht enthalten. Wichtiger erscheint im Augenblick, daß wir uns mit größtem Ernste vornehmen, unter Aufbietung aller Kräfte auf diesem so überaus wichtigen Gebiete erneut nach einer Lösung streben zu wollen, sobald der Krieg am Ende ist. Und zwar wird die Lösung gewiß die moral theologischen Untersuchungen und deren Ergebnisse im Auge zu behalten haben; sie wird indes auch nicht an der peinlichen Untersuchung dessen, was ist, vorübergehen dürfen. Beide Momente müssen sich ergänzen, wenn eine gedeihliche Lösung sich ergeben soll. Es kann nicht gerade gesagt werden, daß man in letzter Zeit, vor dem Kriege, auf katholischer Seite diesen Dingen mit dem nötigen Ernst und der gebotenen Unerschrockenheit in die Augen gesehen hätte. Mögen uns der Krieg und die in demselben gemachten Erfahrungen ein Ansporn sein, hier nachzuhelfen! Je mehr die Entwicklung im gewerblichen Leben aus sich selbst dazu drängt, die Bahnen zum sozialen Frieden offen zu legen, umsomehr ist es notwendig, gerade jene Fragen rücksichtslos anzugreifen, die in der Hauptsache noch ein Hindernis auf dem Wege zum sozialen Frieden bieten. Machen wir es uns zum Vorsatz, neben der Herausstellung unserer sozialen Grundsätze auch das Ergebnis eifriger, echt deutsch-gründlicher Untersuchung sprechen zu lassen.

Nun zu einer anderen Seite der Sache. In fast allen Blättern ist, wenn auch meist in ganz wenigen Zeilen nur, wiederholt des Zusammengehens der verschiedenen Richtungen in der deutschen Gewerkschaftsbewegung und ebenso der Vorarbeiten für die Errichtung eines Einigungsamtes, wobei in Praxis nur der Bergbau in Betracht kam, gedacht worden. Der erstere Punkt, das Zusammengehen insbesondere der christlichen Arbeiter mit den sozialistischen, zur gemeinsamen Lösung von gewerblichen Fragen, wurde dabei hier und da zum

Anlaß genommen, Warnungsrufe auszustoßen. Liegt dazu tatsächlich ein Anlaß vor? Ich möchte diese Frage nicht bejahen, sondern hinweisen auf die ganz eigentümliche Lage der Dinge. Es scheint mir, daß das im Krieg zu verzeichnende Zusammengehen nur dann als Gefahr angesehen werden kann, wenn ein solches Zusammengehen grundsätzlich, unter welchen Umständen immer es zustande komme, abgelehnt werden soll. So liegen aber doch wohl die Dinge nicht. Für die richtige Beurteilung der Sachlage ist es von größter Wichtigkeit, sich die Frage vorzulegen: Welche Richtung hat denn nun eigentlich jenem Zusammengehen ihre Tendenz gegeben? Und da stellt sich heraus, daß es gewiß nicht die extrem-sozialistische Richtung gewesen ist. Nehmen wir jenen Punkt heraus, der am weitesten in der gemeinsamen Bearbeitung, d. h. bis zu den Vorarbeiten einer gesetzlichen Regelung, gediehen ist, nämlich das Arbeitsnachweiswesen. Wer die in dieser Hinsicht vorliegenden Dokumente ohne Vorurteil prüft, wird zu dem Ergebnis kommen, daß hier die Auffassung der christlichen Arbeiterbewegung auf der ganzen Linie einen Sieg davon getragen hat. Die Zeitschrift „Soziale Praxis" brachte zunächst den Originalentwurf zu den dem Reichstag vorgelegten Leitsätzen über die gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises, wie er aus dem Schoße der Beratungen innerhalb der sozialistischen Gewerkschaften hervorgegangen war. Nach diesem ersten Entwurf erschienen dann in zwei weiteren Nummern der genannten Zeitschrift jedesmal abgeänderte Entwürfe, in deren Abänderungen die Beeinflußung durch die christliche Arbeiterbewegung unverkennbar ist, wenn man sich etwa das Programm vor Augen hält, das die christlichen Gewerkschaften hinsichtlich des Arbeitsnachweises auf ihrem Kongreß zu Dresden im Jahre 1911 aufgestellt haben. Die Leitsätze sind so gehalten, daß sie auch von unserem Standpunkte aus durchweg anerkannt werden können. So liegen die Dinge aber nicht bloß auf diesem Gebiete, sondern auch auf anderen noch. Die Arbeitsgemeinschaften beispielsweise sind doch gewiß kein sozialistisches



Ideal; ebensowenig das Ziel dieser Gemeinschaften: eine gedeihliche Gewerbepolitik. Bei alledem handelt es sich um Punkte, die mehr oder minder im Programm der christlichen Sozialreformer, wie es sich von Ketteler bis zur sozialen Schule der Italiener herausgebildet hat, enthalten sind. Darum scheinen mir die hier erwähnten Vorkommnisse weniger Anlaß zu Warnungen zu bieten, als vielmehr zu der Anregung, die weitere Entwicklung der Dinge genau im Auge zu behalten. Wobei dann insbesondere nicht vergessen werden sollte, was Staatssekretär Delbrück im Reichstage über die Notwendigkeit eines Gewerkschaftsgesetzes nach dem Frieden gesagt hat. Irre ich mich nicht, so kommen wir auch hier wieder in eine Gedankenrichtung hinein, die bereits bei Ketteler angedeutet worden ist. Ist es da nicht in erster Linie unsere Pflicht, mit dabei zu sein?

Auch hinsichtlich des zweiten Punktes, der Errichtung eines Einigungsamtes, liegt die Sache nicht unähnlich. Denn auch hier handelt es sich zumindest mehr um ein Ziel christlicher Sozialreform, als um ein sozialistisches Ideal. Unzutreffend ist aber auch die Auffassung, als ob der ganze Gedanke etwas Neues vom Standpunkte der seitherigen Arbeiterbewegung aus sei. Will man sich nicht gerade darauf versteifen, daß diesmal für die Errichtung eines Einigungsamtes in erster Linie der Bergbau in Frage kommt, so ergibt sich, daß Einigungsämter eigentlich als selbstverständliche Verlängerung der Tarifgemeinschaften zu gelten haben. In der Tat sehen wir denn auch, daß aus den Kreisen der Tarifanhänger der Ruf nach Errichtung eines Reichseinigungsamtes am stärksten erschallt. Allerdings denkt man sich Einigungsämter in diesen Kreisen getragen von Organisationen der beiderseitigen Interessenten, der Arbeitgeber und Arbeiter. Sprechen aber nicht ähnliche Erwägungen auch in dem letzten päpstlichen Rundschreiben mit? Es soll hier nicht die ganze Frage aufgerollt werden. Zu unseren Kriegserfahrungen wollen wir aber auch rechnen, daß der letztere Gesichtspunkt in diesen kritischen Zeiten eine

nicht unwesentliche Stärkung erfahren hat. Am Ende kann es uns doch nicht bloß darauf ankommen, Grundsätze aufzustellen; sondern wir werden, indem wir uns grundsätzlich orientieren, auch bereit sein müssen, das mit in Rücksicht zu ziehen, was die Praxis an Lehren mit sich bringt. Allerdings drängt sich auch hier wieder als außerordentlich störendes Moment die Lohnfrage auf. Es ist wohl nicht nötig, wiederholt die Schußfolgerung daraus zu ziehen.

XXI.

Die Stellung Bulgariens.

Als in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Staatenbildungen des Balkans einen gewissen Abschluß gefunden hatten, und auf dem europäischen Festlande endgültig die beiden großen Allianzen, die sich nach und nach seit dem Frankfurter Frieden entwickelt hatten, vollzogen waren, schien in Rußland auch die Orientpolitik in neue Bahnen geleitet worden zu sein. Rußland entschloß sich zu dieser Änderung seines Balkan-Engagements aus einer Erkenntnis heraus, die Andrassy bereits lange zuvor richtig erkannt und in dem Satze niedergelegt hatte, „daß nichts den Russen gründlicher den Balkan verleiden würde als die Einsicht, daß sie dabei ihren eigenen Machtinteressen schlechte Dienste täten". Tatsächlich hatten die Russen in den von ihnen befreiten Balkanvölkern bisher nur sehr zweifelhafte Bundesgenossen gewonnen. „Schon die Erstlinge dieser ihrer Befreiungspolitik, die Griechen, waren", wie Bismarck wörtlich ausführte, „eine freilich noch nicht durchschlagende Enttäuschung für Rußland. Man fuhr fort zu befreien und machte mit den Rumänen und Bulgaren dieselben Erfahrungen wie mit den Griechen. Alle diese Stämme haben Rußlands Hilfe

zur Befreiung von den Türken bereitwillig angenommen, aber nachdem sie frei geworden, keine Neigung gezeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen." Mit weitreichender Voraussicht erkannte dieser große Staatsmann, was seither das Hauptmoment in den Beziehungen der befreiten Länder zu Rußland geblieben ist, daß nämlich die Russen durch die Selbständigmachung der Balkanvölker sich den Weg nach Konstantinopel nicht nur nicht frei gemacht, sondern vielmehr verlegt hatten. Rumänien mußte 1876 wehrlos zusehen, wie sein Gebiet zum Aufmarschgelände für die russischen Heere benützt wurde. Aber in dem Maße des Erstarkens der Balkanstaaten wuchs auch ihre Widerstandskraft gegenüber den russischen Bestrebungen, zumal sie sich der ihnen drohenden Gefahr einer nationalen Erdrückung durch den Befreierkoloß immer bewußter wurden.

Diese Tatsache trat namentlich bei dem jüngsten Patenkinde Rußlands, Bulgarien, in besonders greller Form zutage. Das rasch geweckte Nationalbewußtsein der Bulgaren wandte sich bald gegen die drückende Schutzherrschaft der Russen, und schon der erste von Rußlands Gnaden eingesetzte selbständige Bulgarenfürst, Alexander von Battenberg, suchte sich dieser Bevormundung, unterstützt von seiner Regierung, zu entziehen. Allerdings wurde er von den erzürnten Russen (am 21. August 1886) kurzerhand über die Grenze gebracht und entthront. Aber der Widerstandsgeist der Bulgaren war damit nicht umgebracht, ja er flackerte in der Folge kräftiger auf, als die Stände 1887 den Fürsten Ferdinand von Koburg entgegen den Wünschen Rußlands zum Nachfolger wählten. Mit großem Geschick gelang es diesem klugen Herrscher die im Lande angezettelten russischen Intriguen abzuwehren und allmählich den russischen Einfluß auch im Heer und in der Verwaltung einzudämmen, was Rußland mit einer wütigen und hinterlistigen Agitation zum Zwecke seines Sturzes quittierte.

Die bald darauf erfolgte Neuorientierung der russischen auswärtigen Politik und ihre Ablenkung nach dem „fernen



Osten“ brachte auch dem Balkan eine Periode der Ruhe. Freilich dauerte dieser Zustand nicht lange, da Rußland, in Ostasien niedergerungen, sein Augenmerk nunmehr mit erneuter Intensität nach dem „nahen Orient“ richtete. Diese zweite Phase seiner Balkanpolitik erhielt insoferne eine weit über das örtliche hinausgehende Bedeutung, als sich Rußland und England trotz ihrer historisch gegebenen Interessengegensätze (vornehmlich auf dem asiatischen Territorium) gegen Deutschland zusammenschlossen und Oesterreich aus seiner Vormachtstellung auf dem Balkan abzudrängen suchten. Gleichzeitig setzte sich in der russischen Politik als treibendes Motiv die panslawistische Idee fest, die inoffiziell schon lange ihr Wesen getrieben und namentlich bei den slawischen Balkanvölkern gründlich vorgearbeitet hatte. Der verstorbene russische Gesandte in Belgrad v. Hartwig, die eigentliche Seele der panslawistischen Balkanumtriebe, brachte dann auch den ersten Balkanbund zustande, der im Grunde den großserbischen Aspirationen zu dienen bestimmt war und seine Spitze von allem Anfang an gegen Oesterreich nicht minder als gegen die Türkei richtete. Noch hielt damals (Anfang 1913) allerdings Rußland die Zeit für eine Verwirklichung seiner großserbisch-panslawistischen Expansionsträume nicht für gekommen. Aber die scheinbar feste Gefolgschaft, die es sich durch Schaffung des Balkanbundes gesichert hatte, die Wiedergewinnung der verloren gegangenen Sympathien, die vorsichtige Köderung Rumäniens bereiteten ihm den Boden für die große Abrechnung mit seinen westlichen Nachbarn vor.

Der tragikomische Auseinanderfall dieses mit vielem Geschick zusammengekitteten Bundes und die tötliche Verwundung Bulgariens brachte in die Rechnungen Rußlands eine unvorhergesehene Verwirrung. Von den Balkanstaaten rückte von nun ab Bulgarien, das die meisten seiner im ersten Kriege gemachten Erwerbungen an seine bisherigen Freunde abgeben mußte und während der Bukarester Verhandlungen vergeblich die Hände nach dem großen slavischen Beschützer ausgestreckt hatte, von der russophilen Politik

merklich ab. Die Spannung zwischen Rußland und Bulgarien wurde offensichtlich, als das russophile Kabinett, allen voran Danew, in den Anklagezustand versetzt wurde. Der Gegensatz verschärfte sich obendrein durch eine leidenschaftliche Polemik der beiderseitigen Pressen, hinter der bekannte und einflußreiche Politiker standen. Ein leitender russischer Staatsmann bezeichnete die Bulgaren öffentlich als „slawische Bastarde", worauf die bulgarischen Professoren in der Hitze des Gefechts die Zugehörigkeit der Bulgaren zur Slawenfamilie überhaupt ableugneten. Gleichzeitig begannen die bulgarischen Kreise eine Anlehnung an die Zentralmächte und besonders Oesterreich zu erwägen, das sich durch die Stellungsnahme Ährenthals nach dem Bukarester Frieden, der bekanntlich die Ergebnisse der Friedenskonferenz als revisionsbedürftig und nicht endgültig bezeichnete, die Dankbarkeit Bulgariens erworben hatte. Doch kamen diese Versuche vorderhand über platonische Freundschaftsversicherungen nicht hinaus, wenn auch die gemeinsame Bedrohung durch Serbien unstreitig die angebahnten Beziehungen zu festigen geeignet war.

Die bald darauf von Petersburg eingeleitete Versöhnungsaktion bewirkte zwar äußerlich eine gewisse Entspannung der Lage, vermochte aber die tiefe Verstimmung der Bulgaren nicht mehr restlos zu beseitigen. Auch die Bestechung hochstehender Persönlichkeiten und ganzer Parteien erzielte keinen Erfolg. Der kühl berechnende Sinn bewahrte die Bulgaren vor der Versuchung einer zweiten Alliierung mit dem unzuverlässigen slawischen Bruder. In Sofia wird offen von der Million gesprochen, die Herrn Sawinsky zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Bulgarien von Petersburg zur Verfügung gestellt wurde. Aber ebenso offen und mit unverhohlener Schadenfreude wird festgestellt, daß der Rubel vergeblich an geschlossenen Türen klappert.

Das große Ziel, wofür Bulgarien in den zwei Kriegen blutete, war die definitive Lösung der mazedonischen Frage, d. h. die Befreiung der mazedonischen Bulgaren vom frem-

den Joche und die Einverleibung des von ihnen bewohnten Gebietes in den bulgarischen Staat. Der Ausgang der mit so gewaltigen Opfern geführten Kriege brachte den Bulgaren nicht nur die gehoffte Entschädigung nicht, sondern schob im Gegenteil die Realisierung ihrer heißesten Wünsche auf unbestimmte Zeit hinaus. Überdies mußte sich Bulgarien eine moralische Schwächung gefallen lassen dadurch, daß ihm der Vorrang auf dem Balkan von dem klügeren Rumänien abgelaufen wurde. Das ohnmächtige Land fügte sich freilich in die Bedingungen seiner Gegner, so hart es von diesen auch getroffen wurde. Es tat dies aber zähneknirschend und mit dem stillen Gelübde einer späteren Vergeltung. Die Tyrannisierung der bulgarischen Bevölkerung in „Neu-Serbien" sorgte für eine stetige Erhaltung der serbisch-bulgarischen Feindschaft und ließ auch das Streitobjekt nicht zur Ruhe kommen. Die mazedonischen Bulgaren, die sich ebenfalls in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, nahmen nun ihre Sache selber in die Hand und wandelten vorerst die früher Komitatschi-Bewegung in eine festgefügte Organisation mit politischer Tendenz um. Todor Alexandrow, der Führer der innermazedonischen Organisation, und Oberst Protegerow, sein Gehilfe, hielten sich zwar nach Möglichkeit im Rahmen der auswärtigen Regierungspolitik Bulgariens, waren aber entschlossen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um die verhaßte Serbenherrschaft abzuschütteln. Diese Gelegenheit schien sich bei Ausbruch des Weltkrieges zu ergeben, allerdings mit der Einschränkung, daß nun wieder Bulgarien aus seiner Reserve heraustrat und übereilte Handlungen seiner Stammesgenossen durch eine vorsichtige Politik verhinderte.

Um den Zeitpunkt eines tatkräftigen Eingreifens und die Initiative eines etwaigen Vorgehens in der Hand zu behalten, erklärte die bulgarische Regierung durch den Mund ihres Ministerpräsidenten Radoslawow, daß sie sich nach allen Seiten hin neutral zu verhalten gedenke, so lange die Interessen des Staates nicht durch irgendwelche Umstände gefährdet würden. Inoffiziell ließ sie jedoch durch-

blicken, daß sie sich die Stellung gewisser Kompensations-anträge - vorbehalte und auch eine Regelung unerfüllter Forderungen ältern Datums durchzusetzen gesonnen sei. Bulgariens Verhältnis zu den übrigen Balkanstaaten war dabei folgendes: Infolge der territorialen Forderungen an Griechenland, Rumänien und namentlich an Serbien stellte es sich natürlich in Gegensatz zu den drei Reichen, die offen oder insgeheim auf Seiten des Dreiverbandes standen. Dadurch hielt es Griechenland und Rumänien in Schach, die aus Besorgnis vor dem gedemütigten ehemaligen Bundesgenossen zu einer Neutralität verurteilt waren, während es gleichzeitig jede Unterstützung Serbiens durch seine Anrainer verhinderte und den Rücken der Türkei deckte. (Diese gegenseitig verquickten Beziehungen binden übrigens alle Kräfte des Balkans und erzeugen somit tatsächlich eine Art Gleichgewicht, das von keinen Staat einseitig umgestoßen werden kann.) Naturgemäß mußte deshalb der Dreiverband, wollte er auf dem Balkan Bundesgenossen gewinnen, sich in erster Linie Bulgarien geneigt machen. In dieser Erkenntnis hat er auch von Anfang an seine Hebel in Sofia eingesetzt. Sasonow versuchte es erst in Güte mit dem Versprechen serbischer Gebiete in Mazedonien, — von deren Abtretung neuerdings Serbiens nichts wissen will —, während der Präsident des Londoner Balkankomitees Adrianopel mit Thracien in Aussicht stellte. Als Bedingung wurde nebenbei verlangt, daß Bulgarien Serbien zu Hilfe komme und der Türkei den Krieg erkläre. Beide Anträge lehnte Radoslawow ab: Bulgarien wäre in Thracien genügend saturiert und könnte auf Konstantinopel, das vernünftiger Weise das Ziel thracischer Erwerbungen sein müßte, umsoweniger rechnen, als es dadurch in Widerspruch zu Rußlands eigensten Plänen käme. Sein ganzes Interesse konzentrierte sich auf das bulgarische „Neu-Serbien". Als im vergangenen Herbste der Siegeszug Rußlands jäh unterbrochen wurde und es sich in aller Eile nach neuen Verbündeten umschauen mußte, verdoppelte es seine Anstrengung bei den bulgarischen Poli-



tikern, wobei es sich der Opposition zu bedienen wußte und deren Führer Danew, Geschow, Todorow, in gewissem Sinne auch Malinow ins Treffen schickte. Es versuchte außerdem Serbien zum Entgegenkommen zu bewegen und schickte, als alle diesbezüglichen Verhandlungen an der Hartnäckigkeit der Serben gescheitert waren, schließlich den Fürsten Gregor Nikolajewitsch Trubetzkoj als Gesandten nach Nisch. Aber auch diesem gelang es nicht, die serbischen Diplomaten sich gefügig zu machen. Ihre selbstbewußte Haltung war mittlerweile durch den Erfolg über die österreich-ungarischen Truppen noch gestiegen, und feierlich verkündete am 17. Dezember 1914 der serbische Kronprinz in einer Proklamation, Serbien werde nie in eine Verstümmelung seiner mazedonischen Lande einwilligen. Später milderte Pasitsch teilweise die schroffe Form der kronprinzlichen Erklärung, indem er sich unter gewissen Bedingungen zu einer Abtretung der Distrikte von Kotschana und Istip verstehen wollte. Selbstverständlich empfand Bulgarien diese „Grenzregulierung“, womit seine eigentlichen Kompensationsansprüche längst nicht befriedigt wurden, als indiskutabel.

Der serbische Widerstand fand an Griechenland eine Stütze, das ausdrücklich betonte, Bulgarien dürfe sich nicht territorial zwischen Serbien und Griechenland schieben, da hiedurch Griechenland ganz von Bulgarien umklammert und also seiner Willkür preisgegeben wäre. Doch auch hier änderte Venizelos, wie die Enthüllungen nach seinem Sturze ergaben, seine Taktik, indem er in einer Eingabe an den König eine Verständigung mit Bulgarien durch Abtretung gewisser Gebiete an dieses vorschlug, wofür er die Erlaubnis zu einem Angriff auf die Türkei an der Seite des Dreiverbandes zu erlangen hoffte. Über die Stellung des Königs stehen sich einander widersprechende Meinungen gegenüber. Tatsächlich wurde bislang keine Einigung zwischen Bulgarien und Griechenland erzielt.

Auch zwischen Rumänien und Bulgarien haben zahlreiche Verhandlungen stattgefunden, die kein positives Er-



gebnis reifen machten und allenfalls nur den Zweck vorsichtiger Sondierungen verfolgten. Die Dreiverbandszeitungen, allen voran die Times (11. 1. 15), brachten zwar eine Menge sensationeller Nachrichten auf, wonach Rumänien die Distrikte von Dobric und Balcik Bulgarien angeboten hätte und mit ihm ein geheimes Abkommen eingegangen wäre. Ob eine Verständigung in dieser Form überhaupt möglich und welche gemeinsamen Anhaltspunkte dabei maßgebend wären, läßt sich nicht ohne weiteres bestimmen. Ebenso ist die Rolle, die Italien in allen diesen balkanischen Treibereien betätigte, nicht vollkommen aufgeklärt. Fest steht nur, daß es ein nicht unerhebliches Interesse für die Entwicklung der Balkanverhältnisse an den Tag legte, wie auch die Reise Ghenadiews nach Rom (Mitte Januar) politischen Motiven entsprang. Äußerungen in der bulgarischen Presse lassen vermuten, daß Bulgarien sich der italienischen Unterstützung seiner mazedonischen Wünsche vergewissern wollte und diese mit gewissen Gegendiensten zu bezahlen bereit war. Jedenfalls verstummten bald nach der Rückkehr Ghenadiews die Sofioter Kommentare, was den Schluß zuläßt, daß die bulgarisch-italienischen Abmachungen nicht ganz den bulgarischen Erwartungen entsprachen.

Alle diese politischen Versicherungen und Rückversicherungen haben die bulgarische Regierung in ihrer neutralen Haltung bestärkt und sie mißtrauischer denn je gegenüber den dreiverbändlichen Lockungen und Versprechungen gemacht. Die Eröffnung der Dardanellenkämpfe, die unverblümten Äußerungen Sasonows und Miljukows über die angeblich historischen Rechte Rußlands auf Konstantinopel und sein Hinterland, die serbische Unnachgiebigkeit haben in Bulgarien tief verstimmt und die Mehrzahl seiner Politiker im Stillen den Zentralmächten zugeführt, von deren Sieg sich selbst die eifrigsten Russenfreunde am ehesten die Verwirklichung ihrer mazedonischen Forderungen versprechen. Die führenden Organe bezeichnen offen ein Festsetzen Rußlands am Bosporus als gleichbedeutend mit einer nationalen Erdrosselung des

bulgarischen Volkes, die kein Ländergewinn wettzumachen imstande wäre. Gewiß ist der bulgarische Bauer durch die Gemeinsamkeit der Religion russenfreundlich. Aber dieses Argument hat ebenso wie das der Rassengemeinschaft, des Panslawismus, seine Anziehungskraft nach dem zweiten Balkankriege eingebüßt.

Sehr lehrreich ist es, die Tonart der bulgarischen Zeitungen seit Anfang des Krieges zu verfolgen. Darnach steigert sich die Zuversicht der Sprache und die Kühnheit der Gedanken in dem Maße der Zweibunderfolge und kräftigt sich zusehends mit der Ergebnislosigkeit der dreiverbändlichen Hetzversuche. Als in Sofia bekannt wurde, daß der russisch-nationale Verband im November 1914 an Herrn Sasonow eine Eingabe gerichtet hatte, die Bulgaren mit Stumpf und Stiel auszurotten, falls diese auf ihren widerspenstigen Standpunkt Rußland gegenüber verharren sollten, ging ein Sturm der Entrüstung über die „heuchlerischen Slawenbeschützer" nieder und die hauptstädtische Presse antwortete mit Drohungen an die russische Adresse, die an Schärfe kaum hinter jenen der großen Blätter Petersburgs zurückstanden. Immer heftiger bezichtigte die bulgarische Presse die Petersburger Regierung, daß die russische Politik der jüngsten Vergangenheit nicht sowohl auf eine selbstlose Förderung der Balkanstaaten ausging, wie vielmehr auf eine rücksichtslose Verfolgung eigener Interessen, über deren hauptsächlichsten Zielen das Dreiblatt Sasonow-Suchomlinow-Goremykin früh genug die Schleier lüftete. Es wurden verjährte Rechnungen aufgetischt, die russischen Hintermänner des Bukarester Friedens bloßgestellt, und besonders eine Aeußerung v. Hartwigs kolportiert, wonach dieser bei den Verhandlungen in der rumänischen Hauptstadt eine noch ausgiebigere „Kastrierung" Bulgariens empfahl. Die russophile Strömung, die in Danew und Geschow ihre Führer hat und in der Sobranje die politische Opposition bildet, löst sich meist in persönlichen Angriffen aus. Dieser Kampf gegen Namen geht so weit, daß in manchen Kreisen offen behauptet wird, die Opposition



wäre eher ein taktisches Kampfmittel gegen die Regierung als eine aufrichtige Verteidigerin russischer Aspirationen. Unlängst versuchte Ministerpräsident Radoslawow die Opposition zu versöhnen und ihre Wühlarbeit zu unterbinden. Im Lande ist es nirgends ein Geheimnis, daß die Sympathien der Regierung stark auf die Seite des Zweibundes hinüberneigen. Dazu trägt noch ein Umstand bei, der zwar nur mittelbar diese Freundschaft begünstigt, dennoch aber von gewisser symbolischer Bedeutung ist. Nicht weniger als vier Mazedonier sitzen im bulgarischen Kabinett, und wenn sie auch unter allen Umständen nur auf die Wahrung der Landesinteressen bedacht sind, so ist doch andererseits nicht zu zweifeln, daß sie diese mit ihren innersten Wünschen in Einklang zu bringen bestrebt sein werden. Eine Lösung der mazedonischen Frage im bulgarischen Sinne ist aber nur gegen den Willen Serbiens möglich, sei es, daß diplomatische Verhandlungen etwa nach der Niederringung Serbiens den Bulgaren auf friedlichem Wege die verlangte Vergrößerung bringen, sei es, daß ein militärisches Einschreiten notwendig werden müßte. Jedenfalls sind sich die Leiter der bulgarischen Politik darüber klar, daß damit der Gegensatz zu Rußland sich vertiefen muß und die Aussichten auf ein einmütiges Zusammengehen mit dem Dreiverband automatisch verringert werden. Ob diese Tatsache schon in nächster Zeit eine klare Stellungnahme Bulgariens zu Gunsten der Zentralmächte zeitigen wird, kann nach dem heutigen Stand der Dinge noch nicht gefolgert werden.

XXII.

Kürzere Besprechung.

Weninger P. Redemptus v. h. Kreuz, unbesch. Karmelit, Geschichte des **Karmelitenordens**, aus dem Französischen übersetzt und ergänzt. Linz a. d. D. 1914. Verlag des Skapuliers. 240 S. mit Bildern und einer Karte.

Das Buch enthält vier Teile; drei sind eine mit gehaltvollen Anmerkungen bereicherte Übersetzung einer bereits zu Brügge in Belgien erschienenen Arbeit des Karmelitenpaters André de Ste. Marie; der vierte Teil ist die selbständige Arbeit des deutschen Übersetzers und Herausgebers. Der erste Teil bringt die Geschichte **vor** der Reform durch die hl. Theresia (S. 1 bis 57); der zweite Teil jene nach der Theresianischen Reform bis zur französischen Revolution (59—129); der dritte Teil von der französischen Revolution bis zur Gegenwart (131—156). Im vierten Teil folgt eine **Sonder**geschichte des deutschen und österreichischen Karmel (157—209), worauf ein vierfacher Anhang mit interessanten Verzeichnislisten, sowie eine Karte „des carmelitanischen Deutschland und Österreich" hinzutritt.

Kann auch nirgends Ausführlichkeit erwartet werden, so vermißt man doch nicht eine vollständige Darstellung aller Hauptmomente im Wachstum, in den Leiden und Freuden unseres Ordens, der sich von je einer stets segensreichsten Wirksamkeit in allen Kreisen der Kirche erfreut. Das Verhältnis der Karmeliten zum Propheten Elias, analog etwa demjenigen der Augustiner zu St. Augustinus; die Festlegung einer Ordensregel durch den hl. Patriarchen Albert von Jerusalem zwischen 1206 und 1241; desgleichen die Richtigstellung der sogenannten bulla Sabatina in Bezug auf das Skapulier — all das wird bündig vorgeführt und beleuchtet.

Noch im dreizehnten Jahrhundert zeigten sich die Blütenknospen, welche späterhin zu einem goldenen Zeitalter in der Wissenschaft, Kunst und zumal in der seelsorglichen Tätigkeit

sich entfalteten. Im vierzehnten Jahrhundert ragt als Bekämpfer des Wiclifitismus in England P. Johannes Cunningham hervor; aus Südfrankreich stammte der um die nämliche Zeit zum päpstlichen Legaten im Orient erhobene P. Petrus Thomas, ein Heiliger, welcher sich die Verwirklichung eines dreifachen Lebensprogrammes vorgesetzt hatte: die immer weitere Ausbreitung des Marienkultus, die Wiedervereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen, endlich die Rückgewinnung Jerusalems, auch nachdem der letzte Kreuzzug ohne Ergebnis verlaufen war. Und wiederum war es ein englischer Karmelit, der im 15. Jahrhundert ob seiner Bekämpfung des Husitismus von Papst Martin V. als „das tapfere Schwert der Kirche" gepriesen wurde — P. Thomas Netter von Walden —, um nur ein paar der bedeutendsten zu erwähnen. Nur einer wird leider nicht aufgeführt, der Verfasser einer biblischen Einleitung (praeludia isagogica Lugduni 1669), welche mit der bibliotheca sancta des Dominikaners Sixtus von Siena sich erfolgreich hatte messen können — der Salmantizenser Karmelit P. Antonius a matre Dei. (Über ihn vgl. Kirchenlex.² LV, 317.)

Obschon der Ordensgeneral Johannes Sorek († zu Angers 1471) bereits den Frauenorden vom Berge Karmel gegründet hatte und eine Reform des Ordens bereits um dieselbe Zeit durch die Kongregation von Mantua angestrebt worden war, blieb es dennoch erst der seraphischen Mutter Theresia de Cepeda y Ahumada vorbehalten, auf Grund der ursprünglichen, strengeren Einrichtung und Gesetzgebung eine durchgreifende Reorganisation des Ordens beider Geschlechter vorzunehmen (beständige Enthaltung von Fleischspeisen, Stillschweigen, Bekleidung der Füße mit Sandalen).[1] Klemens VIII. erhob die Genossenschaft der unbeschuhten Karmeliten, man könnte sie auch die Reformierten heißen, 1599 zu einer selbständigen Kongregation.

1) Einen jüngsten Panegyrikus auf die Heilige enthält das vortreffliche Gedenkblatt des P. Wolfgang v. Gruben: „Theresianische Lebensweisheit", München, Seyfried u. Comp. (Karl Schnell) 1914 — eine Studie über ihr Lebensmotto: „Gott allein genügt".

Daneben blieben indes auch die beschuhten Karmeliten in ihrem Fortbestande ungefährdet und nimmt darum die geschichtliche Darstellung auch weiterhin auf beide Kongregationen gebührend Rücksicht, ohne freilich immer die chronologische Ordnung strenge einzuhalten.

Die Behauptung S. 95 Anmerkung 2, die gegenwärtige Form des Kreuzweges habe ihren Anfang wahrscheinlich von dem Werkchen „Geistliche Wanderung", Löwen 1552, des beschuhten flämischen Karmeliten P. Johannes van Paeschen (Pascha) genommen, verträgt sich nicht mit der Tatsache, daß die Franziskaner ja doch schon zwei Jahrhunderte früher die Kreuzwegandacht übten (vgl. Artikel Kreuzweg im Freiburger Kirchenlexikon² VII, 1130 f.). Nur daß jenes Schriftchen die Verbreitung förderte, unterliegt keinem Zweifel.[1])

Ein Zeugnis tief religiösen Sinnes, wenn auch nicht von bleibender Bedeutung, war der durch Heinrich IV. von Frankreich († 1610) mit Einwilligung Papst Paul V. († 1621) gestiftete militärische Karmelitenorden, aus 100 Edelleuten zusammengesetzt, welche in Kriegszeiten die königliche Leibwache bilden sollten, außerdem sich aber verpflichteten, auf Geheiß des Papstes auch gegen die Feinde der Kirche das Schwert zu ziehen. Ja sogar das Bild eines geistlichen Ritters, mit Stern und Pektorale über der Mozètta, findet sich S. 110 des Buches aufgenommen. Ludwig XVI. war der letzte Großmeister des militärischen Ordens vom Berge Karmel gewesen. Die französische Revolution hatte auch diesen Orden verschlungen, nicht aber dauernd den Mönchsorden vom Berge Karmel hinwegzuschwemmen vermocht. Er entstand aufs neue wieder, selbst mit dem bereits von P. Gratian von der Mutter Gottes († 1614) ihm eingeimpften Elemente der ausländischen Missionstätigkeit. Weniger bekannt dürfte auch sein, daß O'Connell's Werk, die Emanzipation der englischen Katholiken, in der Kirche und in den Sälen des Klosters der unbeschuhten

1) Vgl. dagegen Buchberger M., Kirchliches Handlexikon II, 508.
Der Herausg.



Karmeliten zu Dublin (Clarendon Street) eingeleitet und durchberaten ward. Mit einem Überblick des heutigen Ordensstatus und dem bei einem französischen Autor wohl erklärbaren Hin- und Ausblick zu der erst 1897 vom „Tode gepflückten Karmelblume, die einen besonders süßen Duft verbreitet hatte“, mit Schwester Theresia vom Kinde Jesu († zu Lisieux, Depart. Calvados im nordwestlichen Frankreich) endigt der Karmelitengeschichte dritter Teil.

Erhöhtes Interesse beansprucht vollends der vierte, vom Übersetzer der drei ersten Teile hinzugefügte Abschnitt: „Der Karmel in Deutschland und Österreich.“ In der vortheresianischen Zeit gilt Würzburg als das erste deutsche Karmelitenkloster, schon 1212 errichtet; allein eine Handschrift im Straubinger Karmelitenkloster versichert, das Kloster zu Wien weise seinen Ursprung bis 1170 zurück. Das erste Kloster der unbeschuhten Karmeliten auf deutschem Boden war hingegen das zu Köln (1613), das zum ersten Prior einen Konvertiten, Neffen Calvins, haben sollte. Auch das erste deutsche Kloster unbeschuhter Karmeliterinnen sah ebenfalls Köln (1636); die jüngsten entstanden zu Aufkirchen am Starnbergersee, unweit der Stelle, wo Bayerns König Ludwig II. seinen Tod fand (1896 gegründet) und Vilsbiburg (1906).

Auch die verschiedenen männlichen gleichwie weiblichen Ableger, welche dem einen großen Orden noch weiterhin bis zur Gegenwart herab entsprossen, fanden im deutschen und österreich-ungarischen Karmelitanien da und dort günstige Aufnahme: so die Tertiarenverbände, die Tertiareremiten, die regulierten Tertiarinnen, die Schwestern vom hl. Joseph, dessen ausgesprochenste Verehrung längst durch die hl. Mutter Theresia im Karmel eingebürgert worden war; die 1882 aus Anlaß des dritten Todeszentenariums gebildete Genossenschaft „Theresianischer Gebetsverein“ 2c.

Auch auf Lehr- und Bischofsstühlen prangten Karmeliten; nicht wenige starben des Martertodes in inneren und äußern Missionen; zahlreiche Mitglieder des Hochadels entsagten der Welt und suchten die geistigen Reichtümer einer Karmelitenkosterzelle



auf; auch der infulierte Abt des Benediktinerklosters Wiltenburg — Dominikus Senser — beschloß 1723 seine Tage als P. Joseph Maria von der hl. Theresia im Karmelitenkloster zu Augsburg. Überaus reichhaltig und hochbedeutsam ist denn auch der vierfache Anhang: I. Das Verzeichnis der sämtlichen Heiligen, Seligen, Ehrwürdigen und Gottseligen des Ordens; II. Verzeichnis der Kirchenfürsten (Kardinäle und Bischöfe); III. Verzeichnis der Ordensgeneräle; IV. Verzeichnis der Kardinalprotektoren.

Gewiß verdient die hier angekündigte Schrift um der Fülle des allerdings knapp zusammengedrängten Stoffes willen einen weiten Leserkreis, sowie dem marianischen Orden vom Berge Karmel die Sympathien aller Marienverehrer stets sich zuwenden werden; ist ja doch wohl die Erwartung berechtigt, daß derselbe für die Ehre Mariens und ihrer Heiligtümer wachsam auf der Hut steht, namentlich wenn die Angriffe unter der Flagge vorgeblicher Wissenschaftlichkeit den Mangel pietätvoller Kirchlichkeit zu verhüllen sich Mühe geben.

An teilweise geringfügigen Unebenheiten fielen auf: S. 22 Chambrai statt Cambrai; S. 26 und öfters Lithauen statt Littauen; S. 28 Galilaei statt Galilei; S. 41 Donet statt Donnet; S. 84 wird Ispahan die Hauptstadt Persiens genannt, die jetzige Hauptstadt Persiens ist vielmehr Teheran, wogegen Ispahan, richtiger Isfahan, nur mehr dessen größte Stadt ist; ebendort steht Ormutz statt Ormuzd und Schiraz statt Schiras; S. 85 muß Gregor XV. stehen statt XVI.; S. 86 redet im 17. Jahrhundert von einem König von Babylon statt von einem Chalifen von Bagdad; S. 90 liest man Alcala de Hénaré statt Henares = henares, entsprechend dem lateinischen fenares sc. regiones, Heugegenden; S. 92 und öfters wird enchyridion geschrieben statt enchiridion; S. 94 steht grammaire comparé anstatt comparée; S. 122 u. 123 wird La Haye = Haag unübersetzt gelassen; S. 158 Anm. 3 findet sich Speier statt der offiziellen Schreibung Speyer.

Schenz.



XXIII.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Schluß).

II.

Meines Lebens Wurzeln waren am Verdorren. Sie mußten begossen und erfrischt werden. Der Schöpfbrunnen aber, aus dem Erquickung und Verjüngung sprudelt, heißt in Griechenland Kaphenion. Ein kleines Kaffeehaus mit dem bezeichnenden Namen Anemomylos (Windmühle) stand unweit den Lagunen an der Südwestecke der Stadt. Aber ich wollte der Nachbarschaft der Sumpfbazillen möglichst entrückt sein. So raffte ich meine letzten Kräfte zusammen und bog in die weitgeöffnete Straße ein, die hier rechter Hand spitzwinklig abzweigte. Dieser Teil der Stadt ist ein Venedig im kleinen. Der Baugrund mußte einst durch Aufwerfen von Dämmen dem Lagunenmeer abgetrotzt und mittels starker Pfähle befestigt und tragfähig gemacht werden. Der Boden dieses Stadtviertels ist dem Meeresniveau fast gleich. Das im Sommer weit zurückebbende Wasser dringt daher in der schlechten Jahreszeit zuweilen in die Häuser ein. Wir lassen uns vom Zufall ohne bestimmtes Wohin weitertreiben. Die launenhaft sich windende Straße wird zuweilen platzartig weit, zuweilen muß sie sich durch die quetschende Enge südländischer Stadtanlage durchzwängen. Überall gewahren wir Regellosigkeit und Nüchternheit. Die öffentlichen wie privaten Gebäude, aus dem billigsten Material erstellt, meist mehr Lehm-



hütten als Häuser zu nennen, durchweg klein und schmalbrüstig, tragen den Stempel ödester Nützlichkeit ohne alles Zier- und Schmuckwerk. Das flimmernde Sonnenlicht suchte indiskret alle Flächen und Winkel ab und registrierte gewissenhaft die Risse und Runzeln und Altersgebrechen. Allerorten die Zeichen entsetzlicher Armseligkeit, wie ich unter dem frischen Eindruck des Gesehenen wörtlich ins Tagebuch schrieb. So ziemlich im Herzen der Stadt in der Nähe der kleinen, putzigen Postanstalt taucht endlich ein Kaphenion auf als Retter aus Not und Qual. Wie ein Finger winkt das Schild den Lechzenden heran.

„Arme! Wo gehen wir hin? Welch heißes Verlangen nach Unglück
Treibt euch in Kirkes Wohnung hinabzusteigen?"

(Odyssee 10, 431 f.).

Treten wir ein! In dem kleinen kühl gehaltenen Raum bin ich der erste und einzige Gast. Auch hier füllt wieder der monotone Gesang der Ventilationsmaschinen die Ohren. Der hausknechtmäßig gekleidete Kellner durchschaut die Situation und preist mir, wie einem Kranken, der Medizin braucht, seinen wundertätigen Kaffeesaft an. In der ausgiebigen Bedienungspause mache ich mir das Vergnügen, den Wandschmuck des Wirtschaftszimmers erst von meinem Sessel aus, dann von Bild zu Bild schleichend, zu betrachten. Was da an Ölfarbendrucken herumhing, war vom Standpunkt gediegener Innendekoration aus höchst anfechtbarer Kitsch, für ein patriotisches Griechenauge aber herzstärkendes Labsal, lauter Revolutionsbilder, Szenen aus den Freiheitskämpfen im Köchinnengeschmack, triefend von Blut und Sentimentalität, wilde Türkengreuel, besonders auch Erinnerungen aus Missolunghis Heldentagen, Freiheitsapotheosen, Bravourstücke kühner, mit der Griechenfahne über Türkenleichen hinwegstürmender Mädchen und was dergleichen Schauerbilder noch mehr an den Wänden herumparadierten. Diese und ähnliche Darstellungen haben offenbar s. Zt. in Griechenland große Verbreitung gefunden und sich bis heute in den Häusern und Herzen der Griechen behauptet. In Rasierbuden und anderen



Lokalen derart gehören sie zum eisernen Bestand der Wanddekoration. Das Volk hängt und begeistert sich überall an solch drastischen Glanzstücken seiner inneren und äußeren Befreiungsgeschichte, einerlei, ob sie ihm künstlerisch oder unkünstlerisch dargeboten werden. Der ästhetische Gesichtspunkt spielt keine Rolle, der patriotische Zweck und Gehalt entscheidet. Unsere heimischen Bauernstuben und Gasthauszimmer liefern Analogien die Menge. Mit Recht hat P. Westheim einmal darauf hingewiesen, das bekannte Bild der Königin Luise von Gustav Richter, die die Gewandschleppe unterm Arm die Treppe herabsteigt, sei künstlerisch von geringstem Werte und doch wie kein zweites Bild populär geworden, weil das Volk einen Gefühlswert heraussspürte oder hineinlegte: die tapfere Opferbereitschaft in der für das Vaterland schwersten Zeit. Pädagogisch und geschmackbildend wirkt so stark auftragender Anschauungsunterricht freilich nicht. Das Volk sieht seine Vergangenheit fortgesetzt wie in einem Hohlspiegel. Die Helden der eigenen Nation erscheinen natürlich als Tugendbolde von Tapferkeit und Edelsinn ohne Fehl und Makel, mit dem Heiligenschein ums Haupt, die Feinde aber sind lauter erbärmliche Wichte und Wüteriche. So war es wenigstens in jener Missolunghischen Bildergalerie. Und doch ist nach den Berichten von Augenzeugen und Mitkämpfern eines gewiß: die Freiheitshelden Botzaris, Rasikotsas und Maurokordatos, die in der genannten Portraitsammlung den Ehrenplatz einnahmen, haben sich durchaus nicht immer so heroisch, ehrenhaft und uneigennützig gehalten. Neben diesen griechischen Nationalhelden interessierten mich noch besonders die Bilder zweier Philhellenen, des Engländers Byron, wie er unter Hinweis auf ein entrolltes Griechenbanner die Soldaten bei einem Ausfall aus Missolunghi anfeuert, und des Deutschen Winterfeld, über dessen Lebensgeschichte ich übrigens selbst bei Spezialwerken vergeblich anfragte.

Langsam, wie der Sekt im Champagnerkühler, hatte sich das stürmende Blut in den Adern wieder beruhigt. Der



Kellner, der gesprächige, wohl kaum aus Ätolien, der hier ganz allein das Szepter führte, hatte mir bereits als Abschlagszahlung und Vorboten des Hauptgenusses ein Glas Eiswasser auf den Tisch gestellt. Über dessen außerordentliche Güte erstaunt und erfreut, erkundigte ich mich nach der Herkunft des köstlichen Trankes. Geheimnisvoll nahm mich der wackere Pallikare am Arm, hob einen Vorhang und komplimentierte mich hinter die Kulissen in einen dämmerigen Raum hinein. Unter einem Strom von Worten zeigte er mir die Leitung, die das unschätzbare Naß aus dem Gebirge herüberbrachte, vor allem aber mußte ich innen und außen seinen Kühlapparat bestaunen, auf dessen deutsche Fabrikmarke er mich sofort feinfühlig aufmerksam machte. Ein deutscher Eiskasten, ein deutscher Wandersmann und ein deutscher Philhellene — über diese deutsche Trias, die der Zufall in einer verlorenen Ecke Ätoliens so eng zusammengeführt, mußte ich lachen. Bei dieser Gelegenheit tat ich nun auch einen verstohlenen Blick in diese so sorgsam verhängte und mit Brettern vernagelte Dunkelkammer, wo die Speisen und Getränke ihren mysteriösen Werdegang durchzumachen hatten. Welch unbeschreibliches Durcheinander von Eßwerkzeugen, Geschirr, Handtüchern, Kleidungsstücken, Speiseresten, Spirituosen, unergründlichen Flüssigkeitskombinationen . . . !

Ein Küchen- und Büffetstilleben ähnlicher Art habe ich nur einmal noch in der Anrichte des Lokaldampfers von Athen nach Nauplia gesehen. Mir grauste beim Gedanken an den bestellten Kaffee. Aber siehe da! Der schwarze Trank, mit einer Dosis Eis serviert, war über jedes Lob erhaben. So ist es in Griechenland immer: du betrittst ein Kaffee letzten Ranges und bekommst einen Kaffee ersten Ranges, einen echten Kaphés turkikó, kein westöstliches Alchimistengebräu. In der Kaffeefrage gibt es im Orient keine schwächliche Kompromißwirtschaft. Die richtige Zubereitung dieser vermutlich so einfachen Mixtur scheint eine Geheim-

wissenschaft, eine Art bodenständiger Kunst zu sein, wie die Herstellung des bayerischen Bieres.

Ich ließ es mir nach Kräften wohl sein und beschloß zuletzt, meinen Sitz auf die schattige Straße zu verlegen, wo auf dem reichlich mit Wasser besprengten Pflaster Tisch an Tisch aufgestellt war. Bald sollte ich Gesellschaft haben. Ein Teil der Schul- und Straßenjugend Missolunghis, die offenbar von der Anwesenheit eines Sommergastes Wind bekommen hatte, versammelte sich um mich. Keine sehr amüsanten, aber gleichwohl willkommene und dankbare Objekte psychologisch-ethnographischer Studien, diese im großen und ganzen häßlichen, quadratisch gebauten Kinder verschiedenen Alters, recht neugierig zwar, aber so einsilbig und zurückhaltend, daß ich ihnen mit Hilfe des Kellners kaum einige Worte zu entreißen vermochte. Aber ein herzgewinnender Diensteifer beseelte sie. Sie stritten sich um die Ehre, meine Ansichtskarten zur Post tragen zu dürfen. Im Hui meldeten sich die jungen Postillons wieder zurück, natürlich nur, um das wohlverdiente Trinkgeld einzukassieren. Weit gefehlt! Gerade wie der Wachtmeister von heute morgen wiesen sie stumm und standhaft alle und jede Belohnung zurück. Die leidige Fremdenindustrie hat hier also ihren kinderverderbenden Einfluß noch nicht auszuüben vermocht. In Rom und anderen Mittelpunkten des italienischen Touristenverkehrs muß man nur allzuhäufig die schmerzliche Wahrnehmung machen, wie der herzlose Unverstand der Reisenden das gerade, selbstlose Wesen auch der Kindesseelen vielfach schon gebrochen hat. Zum Teil mag ja die Verschlossenheit des ätolischen Volkscharakters eine ständige Schutzwehr bilden, an der die verflachenden und unterwühlenden Wirkungen auch eines weit stärkeren Fremdenstromes abprallen würden. Ein unzugänglicher, rauher, schwerfälliger Menschenschlag hat schon im Altertum hier oben gewohnt. „Die Bergstämme Nordätoliens am oberen Euenos standen dem hellenischen Kulturleben unvergleichlich ferner als die Ufer der Krim und Provence, nicht wegen der Höhe und Rauheit ihrer Wohnsitze — denn



hoch hinauf gedeihen an den sonnigen Lehnen Wein, Obst und jegliche Feldfrüchte — sondern lediglich wegen des Mangels an Verbindungen mit der Küste" (Neumann-Partsch a. a. O. S. 163/64). Daher waren sie in den Augen der damaligen Griechen mehr Barbaren als Griechen (Euripides, Phönissen 138). Was aber Ätolien im engeren Sinne betrifft, jene südliche Gegend um Kalydon und Pleuron, die als Stammsitz des ätolischen Volkes Altätolien hieß (Strabo X 450), so war dieser Landstrich unverkennbar in innigerem Kontakt mit der großen, allgemeinen Entwicklung und dem geistigen Leben der griechischen Umwelt, wie schon der Meleagrosmythos schlagend beweist. Er ist Fleisch von ihrem Fleisch. Er gliedert das ätolische Volk der großen, hellenischen Kulturgemeinschaft ein. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die physische wie psychische Organisation dieses Stammes erheblich zäher und plumper als die der übrigen Griechen war. Daher bildete dieses naturwüchsige Volk ein schier unerschöpfliches Kraftreservoir, als Griechenland zu verweichlichen und sich zu entvölkern begann. Der ätolische Bund war eine Zeit lang ein Machtfaktor ersten Ranges. In den wilden Diadochenkämpfen spielten die Ätolier eine bedeutsame Rolle und waren stets als Feinde gefürchtet, als Freunde gesucht und geehrt. Auch die Römer hatten sehr ernstlich mit ihnen zu rechnen, und wären die Ätolier nicht auf eine kleinliche, kurzsichtige Kirchturmspolitik eingeschworen gewesen, so würden sie dem weltbeherrschenden Rom noch ganz andere Schwierigkeiten bereitet haben. So aber ist der ätolische Bund, dieser letzte Hort der griechischen Freiheit, an seinem Kantönligeist zu Grunde gegangen. Die heutigen Bewohner des Landes scheinen aus nicht viel anderem Holze als die alten Ätolier geschnitzt zu sein. So möchte man auf Grund der ersten, oberflächlichen Eindrücke urteilen. Körperlich wie seelisch von massiver Struktur, schwer von Gemüt und Geblüt, geistig weniger regsam und elastisch, konservativ, trotzig, von unheimlicher Fähigkeit und Neigung zu schweigen, überaus heimatliebend — so erscheinen sie heute dem flüch-

tigen Blick. Was aber davon altes Erbgut ist, antike Wurzeln hat, das ist eine Frage, die selbst den geschultesten Ethnographen und Historiker entmutigen kann. „Die Zusammensetzung der neugriechischen Bevölkerung ist bekanntlich das Ergebnis eines langsam sich vollziehenden, aber gründlichen Mischungsprozesses von Stämmen mit teilweise grundverschiedener Anlage gewesen. Diese Mischung ist in Griechenland überall wieder anders gewesen. Ein einheitlicher Typus ist nicht zu stande gekommen" (Thumb). Wir sind kaum mehr in der Lage, die eingedrungenen Fremdkörper festzustellen. Daher wäre es ein gefährliches Unterfangen, jeweils zwischen Tür und Angel aus diesem Rassenamalgam die althellenischen Blutanteile herausdestillieren zu wollen. Alle reinlichen Scheidungen und bequemen Klassifikationen versagen hier von vornherein. Und zu einem Uhlenhuth'schen Blutdifferenzierungsverfahren hat es die Ethnologie noch nicht gebracht.

Mit dem wachsenden Behagen wuchs auch die Aufnahmefähigkeit und die Lust am Beobachten. Nach und nach stellten sich weitere Gäste ein, die meist auch im Freien Platz nahmen. In der Hauptsache lauter ältere Offiziere mit martialischen, bereits angegrauten Schnurrbärten und in tadellosen, weißen Drillichanzügen. Unter ihnen einige, die heute morgen von Patras mit herübergefahren waren. Missolunghi hat indes als Sitz eines Armeekommandos selbst eine Garnison. Auch diese griechischen Offiziere, geflissentlich sporenklirrend und säbelrasselnd, wie die Kameraden der Heimat, aber ohne die steifen Allüren und das Stimmengeschnarr fremder Observanz. Gemütlich rückten sie zusammen und unterhielten sich leise miteinander. Noch oft habe ich in der Folge Gelegenheit gehabt, das griechische Militär zu beobachten und bin auch mit Offizieren in nähere, einmal sogar recht unliebsame Berührung gekommen. Aber offen gestanden, nie haben sie mir imponiert und nie habe ich ihnen ihr etwas theatralisch zur Schau getragenes Heldentum so recht glauben wollen. In meinen Vorstellungen und Erinnerungen figurierten sie



mehr als parteipolitisch unheilbar verseuchte Maulhelden und Wahlstrategen denn als große Führer und Feldherrn, mehr als Salonlöwen und gesellschaftliche Poseure denn als rücksichtslose Draufgänger auf dem Schlachtfeld. Aber so geht es, wenn man mit Vorurteilen in der Welt herumreist und die Dinge über mitgebrachte und veraltete Kämme zu scheren sich vermißt. Wohl krankte das griechische Offizierskorps lange Zeit an den schlimmsteu Übeln. Nach dem Feldzug von 1878 fällte der damalige Kriegsminister selbst das vernichtende Urteil: „Dreiviertel aller Offiziere haben im letzten Kriege ihre Pflicht nicht erfüllt". Und auch in den folgenden Jahrzehnten hatte das griechische Offizierskorps noch gar viele Feinde, die keine Waffe schlägt. In vorderster Reihe stand die unheilvolle Parteipolitik, an der sich die Offiziere namentlich auch als Mitglieder geheimer politischer Gesellschaften intensiv beteiligten. Nach dem unsinnigen und unglücklichen Krieg 1897 forderte daher ein Reformerlaß kategorisch, daß die Offiziere ihre Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten ihres Berufes zu konzentrieren und sich von allem, was außerhalb ihrer Dienstsphäre liege, insbesondere von jeder Betätigung in den verschiedenen Hetärien (politischen Klubs) fernzuhalten hätten. Aber nicht bloß den Hetärien, auch den aus „Europa" importierten Hetären weihte der griechische Axiomatikós (Offizier) auf Kosten des Dienstes viel Kraft und Zeit. Gewisse Tingeltangellokale zweifelhaften Rufes lebten fast ausschließlich von Angehörigen des Offizierskorps, das bei den überaus bescheidenen Gehaltsverhältnissen auf diese Weise immer tiefer in Schulden geriet und in der öffentlichen Achtung sank. Ein anderer Umstand verschärfte und verschärft noch das Übel. Der numerisch bedeutendste Teil des Offizierskorps entstammt dem Unteroffiziersstande und ist daher sozial und wissenschaftlich nicht auf der Höhe. So mangelt dem griechischen Offizierskorps auch die Einheitlichkeit und straffe, innere Geschlossenheit. All diese Mißstände wirkten natürlich auf die Offiziersdisziplin zersetzend ein. Wer Berufstreue und Diensteifer der griechischen Offiziere aus nächster



Nähe studieren will, dem bietet dazu die Ilissoskaserne in Athen täglich die bequemste Gelegenheit. Noch vor wenigen Jahren ging es dort so zu: Während ein Feldwebel den Rekrutendrill besorgte und mit den Kommandoworten (Epí dexiá rechtsum! Alt! – Marsch! – Ep' omu arm! Gewehr über!) sich heiser schrie, standen oder lehnten die aufsichtführenden Offiziere apathisch und zigarettenrauchend irgendwo herum, ohne sich für gewöhnlich im mindesten um die Vorgänge auf dem Drillplatz zu bekümmern. Den einen und andern trieb die Langeweile wohl einmal auch dazu, mit dem neugierig zuschauenden Deutschen ein Gespräch über die damals bevorstehenden Kammerwahlen oder sonstige politische Fragen anzuknüpfen. Tauchte unerwarteterweise der Syntagmatarchis (Oberst) am Horizont auf, so pflegten die Müßiggänger nervös und unruhig zu werden wie Hühner, über die im nächsten Augenblick der Habicht herfallen wird, und übernahmen dann meist auch selbst das Kommando und Drillgeschäft. Seitdem ist ein volles Lustrum ins Land gegangen. Inzwischen können und werden wahrscheinlich die Dinge sich nicht unwesentlich gebessert haben. Denn als die Katastrophe von 1897 und dann wieder die schlimme Militärrevolte vom Jahre 1909 den Krebsschaden in seiner ganzen Größe geoffenbart hatten, setzten ernste Reorganisationsbestrebungen ein, nicht bloß um der Politisierwut der Offiziere die letzten Brunnen abzugraben, sondern um den Geist des Offizierskorps von innen heraus zu läutern und zu erneuern. Diese Reformarbeit scheint bereits ihre Früchte getragen zu haben. In den beiden Balkankriegen haben die griechischen Offiziere aller Welt gezeigt, daß auch sie ihr Handwerk einigermaßen verstehen und den Anforderungen des Ernstfalles zur Not gewachsen sind. Sie haben diesmal die Feuerprobe bestens bestanden. Mag auch ein Teil der errungenen Erfolge mehr der Schwäche des Gegners und glücklichen Umständen zu danken sein, das immerhin beträchtliche, ja glänzende Gesamtergebnis des griechisch-türkischen und griechisch-bulgarischen Feldzuges hätte schwerlich erzielt werden können,



wenn nicht mittlerweile das Offizierskorps den alten Schlendrian und unsoldatischen Geist ausgestoßen hätte. Das meiste für dessen Wiedergeburt hat fraglos der jetzige König Konstantin geleistet. Er hatte namentlich im zweiten Berliner Garderegiment gelernt, was militärische Schneidigkeit ist und strammer Korpsgeist für den Offizier und damit für das gesamte Heer bedeutet. Mit diesem deutschen Sauerteig sein eigenes Heer und Offizierskorps zu durchtränken, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht, wie er in seinem aufsehenerregenden Berliner Trinkspruch vor Freund und Feind bekannte. Die Schlagkraft der griechischen Wehrmacht im Hinblick auf die fast zum Dogma gewordene Minderwertigkeit des griechischen Offizierskorps bezweifeln zu wollen, wäre somit kaum mehr begründet und unter Umständen ein verhängnisvoller politischer Fehler.

Meditierend und ein klein wenig medisierend, den Blick mehr auf die Schwächen und Komödien als auf die Tugenden, als auf die Sorgen und Kämpfe der Umwelt gerichtet, jenseits von Schmerz und Sorge und Verantwortung, wunschlos, zeitlos, ziellos fühlt sich der Fremde gar bald in dieser orientalischen Kaffeehausluft heimisch und denkt lange nicht an den Weiterweg, wie ein Schiff, das nach stürmischer Fahrt im stillen Port die Ausreise vergißt. Denken und Träumen verschlingt sich wie das Kräuselgewölk des Zigarettenrauches, der besänftigend über die Nerven streicht und im weiten Raum verschwebt. Bedenklich nähert sich das Dasein dem Nullzustand des Vegetierens. Erinnerungen, Einfälle, Bilder laufen wie an einer schnurrenden Spule mechanisch ab. Einem linden, wonnigen Bade gleich, das den Körper mehr erschlafft als stärkt, hält Dich diese mollige Atmosphäre umfangen, den Geist in steigendem Maße einlullend und narkotisierend. Man schaut durch einen breiten Spalt ins verführerisch lockende Schlaraffenland hinein. Es hat seine besondere Psychologie, dieses orientalisch-griechische Kaffeehaus. Aber nicht bloß eine Entnervungs- und Versimpelungsanstalt, auch eine Brutstätte physischen Unheils, ein leben- und

gesundheitgefährdender Ort ist es, der giftmischenden Kirke Sitz und Behausung. Denn

> Nicht nur braut sie den Saft des nervenzerrüttenden Mokka,
> Nicht nur beredet sie Dich, von ihm unmäßig zu schlürfen,

nein, sie mischt auch ein tödliches Gift hinein: das Eis. Für die Einheimischen eine wahre Panacee, mit der sie von innen heraus der von außen andringenden Sonnenhitze zu begegnen wissen, ist dieses landesübliche Eis für den Nichtakklimatisierten, für den unerfahrenen Fremden ein verderbenschwangeres Genußmittel. In allen Formen und Farben lockt es und reizt es den Verschmachtenden. Eismilch, Eiskaffee, Eismelonen — lauter süße Masken, die der Tod sich aufsteckt. Es bildet dieses Eis in Griechenland einen integrierenden Bestandteil der täglichen Nahrung während dieser Monate. Was für uns im Winter die Kohle, ist dort im Sommer das Eis. Schon im Altertum wurde überall am Mittelmeer Schnee und Eis über die Wintermonate in künstlich angelegten Gruben gesammelt und bis in den Sommer hinein aufgehoben. Die heutige Menschheit des Südens hat es leichter. Sie besitzt das Kunsteis, ohne das ein südlicher Sommer allerdings schwer mehr zu denken ist. Das in gleiche Quadrate geschnittene Kunsteis gehört sozusagen mit zur Signatur der heißen Jahreszeit. In Itea sah ich einen besser gekleideten Mann zum fahrtbereiten Boote rennen, eine triefende Eisschwarte hüllenlos unter dem Arm tragend wie einen Regenschirm. Ein wirklicher Segen für den Süden, dieses Kunsteis. Zu bedauern ist nur, daß es den Fremden soviele Gelegenheiten bietet, Diätfehler gröbsten Kalibers zu begehen. Zur Unzeit außerhalb der Mahlzeiten in irgend einer Form genossen, bewirkt es allzuleicht schlimme gastrische Störungen. Ganz besondere Gefahren lauern im Speiseeis. Es ist oftmals aus nicht einwandfreiem Material hergestellt und wird im allgemeinen als mit gesundheitschädlichen Keimen beladen zu gelten haben. Zwar besitzt Missolunghi mit anderen griechischen Städten eine durchaus moderne Wasserleitung, die an sich vorzügliches,



nicht zu beanstandendes Quellwasser liefert. Allein auf ihrem weiten Lauf vom Gebirge bis zur Stadt werden die Röhren dieser Aquädukte zuweilen von pfiffigen und profitlichen Bauern angebohrt, um das erforderliche Wasser zur Berieselung der Felder und Kulturen zu gewinnen. Einer solchen Leitung entnommenes Wasser ist natürlich im höchsten Grad verdächtig und, da die Typhusbazillen, wie alles Gemeine auf der Welt, sich einer hagebüchenen Gesundheit erfreuen und sehr niedrige Temperaturen vertragen, auch im gefrorenen Zustande sehr gefährlich. Darum muß dich in diesen südlichen Breitegraden selbst bei den höchsten Außentemperaturen alles Eis — kühl lassen bis ans Herz hinan.

XXIV.

George Tyrrells Jesuitenjahre.

Von Urban Zurburg.

II.

Nach Abschluß der philosophischen Studien finden wir Tyrrell auf Malta, wohin ihn die Obern, seinem Wunsche gemäß, gesandt hatten; er wirkte als Präfekt und Lehrer der englischen Sprache. Über diese Zeit (1885—1888) ist wenig zu erfahren. Vier Jahre dauerte das theologische Studium zu St. Bruno; am 20. Sept. 1891 wurde Tyrrell zum Priester geweiht. Nach dem dritten Probejahr kam er 1893 in die Seelsorge nach Preston, dann nach Oxford und nach St. Helens bei Liverpool. Nur ungern habe er die Pastoration verlassen, sagt Miß Petre, um 1894 einen philosophischen Lehrstuhl in Stonyhurst einzunehmen. Da er manchem zu thomistisch war, andern vielleicht zu freisinnig schien, mußte er 1896 seinen Katheder mit einem Posten in Farm Street zu London vertauschen, wo sich das Skriptorium,

das Schriftstellerheim der englischen Provinz, befindet. Hier entwickelte sich Tyrrell zum Prediger, Konferenzier und Seelenführer von Ruf. Von 1900—1905, während der Zeit seines Zerwürfnisses mit dem Orden, finden wir ihn in der Einsamkeit der Pastoration zu Richmond.

Tyrrell war ein unermüdlicher Briefschreiber. Seine zahlreichen Briefe — Miß Petre hat auch wichtige nicht veröffentlicht — offenbaren seine innere Entwicklung, sein fortwährendes Suchen und Ringen, seine Unruhe, seine Stürme, Leidenschaften und Enttäuschungen.

Melancholisch klingen die Bibelworte, die er schon 1896 in sein Brevier eingetragen: Du sollst von weitem das Land schauen, das der Herr Gott den Kindern Israels geben wird, aber du sollst es nicht betreten! Der alte Gedanke, nur für andere zu wirken und nicht für sich selbst, tritt wieder in den Vordergrund. Aus seinem Wort tönt manchmal der Gedanke der Indifferenz seinem eigenen Seelenheil gegenüber so laut, daß es abstößt (3, 33, 96, 283); ob dieses alles nicht sein ganzes kirchliches Wirken mit dem Frosthauch des Reifes berührte? Er fühlt in sich etwas vom Geiste Voltaire's (5), spricht von seinem chamäleonartigen Temperament, von seinem doppelsinnigen Wesen (7), kommt sich vor „als ein gefährlicher Mann, der hinwandert und weiß nicht wohin (37) mit einer Natur, die Neigung hat zum Zweifel, ja selbst zur Verneinung (26).

Tyrrell war ein gefeierter Thomist, doch nennt er es rabbinischen Eifer beim bloßen Buchstaben des Thomas zu bleiben. An Baron F. von Hügel schreibt er 1897, er wolle für die neu-scholastische Methode eintreten, um den engen Geist vieler ihrer Beförderer zu bekämpfen; Thomas dürfe nicht als Autorität gelten und müsse kritisch studiert werden; mit Begünstigung des päpstlichen „Ultra-Thomismus" habe er sich gegen die antidominikanische Tradition der Gesellschaft Jesu versündigt, bemerkt aber: „Wenn jedoch die Dominikaner wüßten, was für einen Sinn mein Thomismus hat, würden sie mich langsam im Feuer rösten. Meine Ansicht ist die: Unter dem Deckmantel des Aquinas



hätte vieles ruhig eingeführt und unbewußt assimiliert werden können, das auf Opposition stößt, wenn es in einem fremden und feindlichen Zuschnitt dargeboten wird" (45).

Der Thomist und Neuscholastiker verschwindet in Tyrrell immer mehr. Drei Jahre später bekennt er in seinem Briefe an Abbé Dimnet, daß er früher zwar nicht einen festen Glauben, doch eine feste Hoffnung auf das Ausreichen der Philosophie des hl. Thomas gehabt, sofern sie im kritischen und liberalen Geist studiert wird". „Faith of the Millions" (14) zeige, wie diese Hoffnung in Stücke gegangen und er „den nicht hoffnungsvollen Versuch gemacht habe, einen Ersatz dafür zu finden" (164).

Man findet es begreiflich, daß der Orden einem solchen Lehrer der Scholastik den philosophischen Lehrstuhl des Kollegs in Stonyhurst nicht länger überlassen konnte. Sein Versuch „alte Flaschen mit neuem Wein zu füllen" (51) mußte doch mehr als auffällig erscheinen. Der Orden sollte reformiert werden; das starre Festhalten am alten Kirchenglauben bringe ihm den Untergang, meint Tyrrell. Seine Bewunderung für den Amerikanismus und dessen geistigen Vater legte es ihm nahe den „elastischen Geist" auch bei Ignatius zu finden und in ihm den „Hecker des 16. Jahrhunderts" zu verehren (73). Er bemerkt deshalb: „Wenn, wie die Civiltà sagt, unser Motto lautet: Frangar non flectar, dann sollen und müssen wir brechen . . . ich für mich sehe nicht ein, wie wir dem frangar entgehen können" (73). „Die Gesellschaft" — von der er in seiner Autobiographie sagt, daß er sie nie geliebt, — schreibt er 1899 „ist mein Weib, wenn auch Liebe unmöglich ist, kann ich doch noch meine Pflicht tun. Es ist dieses Verhältnis natürlich nicht so unwiderruflich wie die Ehe und begreiflicherweise kann eine Gelegenheit kommen, wo das Gewissen auf Trennung dringt. Doch dieses steht noch nicht in Sicht. Natürlich könnte ich Niemand empfehlen in die englische Provinz, wie ich sie kenne, einzutreten" (75). Bei einer anderen Gelegenheit rühmt er aber gerade den weiten Geist seiner Provinz im Gegensatz zur Engherzigkeit der Jesuiten des Kontinentes.

In möglichst unauffälliger Stellungnahme sieht er den „modus vivendi“ und meint: „Ich gehe mit meiner Publizistik ruhig voran, bis man mir Einhalt gebietet, was früher oder später kommen mag“ (75). Er hofft, daß vielleicht noch die jüngern Elemente für die neue (modernistische) Bewegung zu gewinnen wären. „Doch offen gestanden“, klagt er, „die Gesellschaft ist zu alt, um sich noch dehnen zu können und wenn so, succidatur; ad quid occupat terram. Hat sie aber noch Jugendkraft in sich, könnte sie, auch wenn sie das konservative Prinzip vertritt, eine wichtige Rolle in der bevorstehenden Umbildung der katholischen Kirche spielen“ (77).

Eigentliche Schwierigkeiten mit seinem Orden kamen für Tyrrell erst im Jahre 1900. Sein Artikel: „Eine verkehrte Andacht“ im „Weekly Register“ vom 16. Dezember 1899 bildete das erste Kapitel in der längeren Geschichte seines Bruches mit der Gesellschaft. Den Anlaß einer Kontroverse zwischen einem Jesuiten und zwei Redemptoristen benützend, bemängelte er das Dogma von der Hölle mit Schellschen Akzenten, oder, wie Miß Petre interpretiert, wollte er die Schwierigkeiten für den Ungläubigen heben „durch eine tiefere und geistigere Auffassung des ursprünglichen Dogmas“ (126). Tyrrell sah das Unheil nahen und bemerkte im Briefe an Abbé Bremond: „Ich habe mehr als den Verdacht, daß man mir von jetzt an ‚den Maulkorb anlegt‘, nicht blos was meine schriftlichen Arbeiten betrifft, sondern auch was das Predigen und Exerzitienhalten usw. angeht.“ Tyrrell hatte sich nicht geirrt; trotzdem war er über das Einschreiten des P. General ungehalten und ereiferte sich über die römischen Zensoren, denen er „schreiende Unkenntnis des Englischen und den gänzlichen Mangel, den Beweggrund und die Totalität des Artikels aufzufassen“ (119), vorwarf. Es liegt nicht im Zweck dieses Artikels, Tyrrels Modernismus näher zu beleuchten; letzteres soll mit besonderer Berücksichtigung von Tyrrells Briefwechsel einer anderen Studie zur Aufgabe gestellt sein.

Jedenfalls war Tyrrell seiner falschen Stellung bewußt



und hatte nicht die Absicht, seinen Anschauungen irgendwelchen Zwang anzutun. Seinem Freund und Berater F. v. Hügel schreibt er: „Es sollte mir nicht hart fallen, jetzt mich in Schweigen zu hüllen; denn, wie Sie sagen, es ist wundervoll, wie viel mir gestattet worden ist, und ich könnte ja ruhig mit meinem Schreiben weiterfahren und andere Leute mit Stoff versehen.“ Er fürchtet einzig, die Gegner möchten den Sieg benützen und auch seine früheren Schriften einer näheren Untersuchung unterstellen oder gar verbieten. Wie er höre, schreibt er im eben erwähnten Briefe, sei Kardinal Merry del Val mit „Religion External“ nicht zufrieden, ebenso seien bei Kardinal Vaughan (dem Erzbischof von Westminster), wie ihm dieser bemerkt habe, Klagen eingelaufen (120).

Freunde und Gesinnungsgenossen stachelten zum Kampfe und verschärften die Situation für Tyrrell. Sein Freund Robert Dell[1]) versäumte nicht, im „Nineteenth Century“ (April 1900) das System der Gesellschaft Jesu zu kritisieren; er nannte Tyrrell „einen englischen Jesuiten, dessen Ansichten so weit mit dem Geiste seiner Gesellschaft auseinandergehen, als seine Fähigkeiten jene seiner Mitbrüder überragen“ (127).

Tyrrell verstand sich schließlich zu einer Erklärung im „Weekly Register“, welche im Sinne des totkranken P. Generals in Rom besagen sollte, der genannte Artikel vom 16. Dezember 1899 habe das Dogma nicht berühren und lediglich betonen wollen, daß wir in dieser Frage nicht weiter gehen und mehr verlangen sollen, als die Kirche von uns verlangt. Wie wenig es aber Tyrrell in Wirklichkeit um

---

1) Robert Dell, früher anglikanischer Geistlicher ist seit 1897 Konvertit, war als Journalist tätig, besorgte das eben gegründete „Weekly Register“, das Blatt des „liberalen Katholizismus“ (1899—1900); letzteres Blatt, wie das nachfolgende „Monthly Register“ sind bald eingegangen. Er arbeitet heute als Pariser Korrespondent verschiedener Blätter. Dieser „candid friend“ hat in seinem Artikel: Pie X et les catholiques anglais in der „Grande Revue“ von Paris eine gemeine und unsachliche Kritik gegen die kirchlichen Autoritäten betrieben.

Gehorsam und Unterwerfung zu tun war, beweist sein Brief an F. v. Hügel, darin nennt er seine abgegebene Erklärung „einen albernen und nichtssagenden Brief" (129). Mit dieser „absolut farblosen" Erklärung (127), wie er sie, auch Bremond gegenüber benannte, zog er sich in die Einsamkeit von Richmond (1900—1905) zurück. Hier hoffte er zwar, daß P. Smith, der Herausgeber des „Month", den fleißigen Mitarbeiter bald vermissen und nach Farmstreet berufen lasse, aber auch dessen Nachfolger P. Gerard änderte nichts an der Sachlage.

Der erste Beitrag Tyrrells im „Month", der Zeitschrift der englischen Provinz, erschien 1886. Einige Artikel aus der Zeit seines Aufenthaltes in Richmond mußten zurückgewiesen werden. In möglichst kirchlicher Form sollten seine modernistischen Gedanken hier Verbreitung finden. Für diesen Zweck wollte er 1902 seinen „Engels" (die unter diesem Decknamen heimlich verbreitete „Religion as a Factor of Life") für den „Month" zurichten (doctor) und auch seinen Zensoren einen „purgierten und vermehrten ‚Engels' für die orthodoxe Menge" unterbreiten (181).

Es gelang Tyrrell eine Sammlung von ihm geschriebener „Month"-Artikel 1901 herauszugeben. P. Smith, der Herausgeber der Zeitschrift, hatte auf einer neuen Prüfung der bereits früher veröffentlichten Artikel bestanden. Tyrrell befürchtete schon, daß sie durchfallen werden, und war glücklich, daß die Schrift nur englischen Mitbrüdern und nicht römischen Ordenszensoren übergeben werden mußte (163). Nach einigen Änderungen, auf welchen die Zensoren bestanden, bekam „The Faith of the Millions" sein imprimatur. Trotzdem zweifelt Tyrrell nicht, daß der Artikel „Theologie und Andacht" „einen gewaltigen Skandal" heraufbeschwören werde, „von anderem mehr gar nicht zu reden. Es wird ein guter casus belli sein, und in keinem Fall werde ich mich ‚lobenswert' der herrschenden Tyrannei unterwerfen; denn wenn diese Bücher nicht mehr geduldet werden, habe ich überhaupt den Katholizismus falsch





aufgefaßt und gehöre der Kirche nicht mehr an, noch komme ich unter ihre Jurisdiktion" (163).[1])

Im Briefe an seinen Freund Abbé Dimnet, der ihm einige kritische Bemerkungen über Schwächen und Unkonsequenzen in der Artikelserie genannten Buches übersandte, offenbarte Tyrrell seine innere Gesinnung. Es habe leider sein literarisches wie philosophisches Gewissen in dieser Frage nicht zur Aussprache kommen dürfen. „Mein Bestreben war eher, einen weiteren Sinn in die alten Systeme und seine Formeln hineinzulesen, als meinen kirchlichen Ruf durch den Versuch einer Neubildung in Gefahr zu bringen. Dies wird das Unzusammenhängende und selbst die Widersprüche erklären" (164). In dieser Sammlung sei aufgenommen, „was ich seither absolut zurückgewiesen habe". Er gibt zu, sein Artikel über Samuel Laing sei „billig und schwach", meint aber, es sei wohl der einzige gewesen, für den sich die Zensoren begeistern konnten „und so konnte ich es nicht unterlassen, dem Cerberus einen Knochen hinzuwerfen" (165).

„Oil and Wine" (später veröffentlicht) passierte die Zensur nicht und erlangte keine kirchliche Approbation; Tyrrell wünschte, er hätte mehr „sub rosa" geschrieben (171). Mit „Lex Orandi" (1903) hatte er mehr Glück, doch schreibt er: „Ich fühle, es wird mein letztes Wort sein und ich möchte noch alles sagen, was ich kann und so gut ich es kann, und soviel unterbringen, als nur unter dem imprimatur zu fassen ist" (182). Tatsächlich hätte der Erzbischof und Kardinal Bourne dem Buche, als die zweite Auflage schon im folgenden Januar besorgt werden mußte, das imprimatur gerne verweigert (182), wollte indessen auf Tyrrells Antrag, im Vorwort auf das beanstandete Kapitel XXIII Bezug zu nehmen, nicht eingehen, zumal Tyrrells Erklärung ungenügend

1) Tyrrell nennt den Titel dieses Buches unpassend; die Bezeichnung, die er vorschlug, die als zu liberalisierend abgelehnt wurde, sich aber noch auf einigen Exemplaren befindet, heißt: Essays towards a More Excellent Way.

war und der Kardinal es besser fand, die Aufmerksamkeit nicht noch mehr darauf hinzulenken. Über den Sinn dieses Werkes offenbart sich Tyrrell in einem langen Brief (24. Sept. 1904) seinem Freunde, dem anglikanischen Geistlichen A. L. Lilley (184 f.).

Von den übrigen Schriften, mit denen der Orden nichts zu tun hatte, die heimlich und nur für „private" und „sehr private" Zirkulation verfaßt und gedruckt wurden, oder dann unter Decknamen, wie Dr. Engels, Bourdon usw., oder nach seinem Bruch mit dem Orden und der Kirche, oder erst nach seinem Tode veröffentlicht worden sind, sei hier nichts erwähnt. Es ist die Minierarbeit des Modernisten am Bau der Kirche und der Religion. Tyrrell geht da so weit, daß er seinem Berater F. v. Hügel schreiben konnte (8. April 1903): „Natürlich werden weder Blondel noch selbst Loisy oder vielleicht nicht einmal Sie mir in meinem Radikalismus folgen" (187).

Trotzdem sich auch für die Ordensobern der Schleier über dem eifrigen, mysteriösen Schreiber in der englischen wie italienischen Presse mehr und mehr lüften mußte, waren es dennoch seine früheren, auch vom Orden genehmigten Werke, welche ihren ersten Widerspruch herausforderten.

Der Bruch mit dem Orden hat eine Geschichte, deren Phasen die Jahre 1901—1904 umfassen. Auszüge aus seinen geheim zirkulierenden Schriften kamen schon 1901 in italienische Blätter und die mehr oder weniger offenen Andeutungen über einen sehr fortschrittlichen englischen Jesuiten mußten doch in Rom zur Vorsicht mahnen. In einem Briefe (8. Februar 1904) bemerkt Tyrrell dem P. General in seinem langen Bekenntnis: „ . . . Ich fühlte nicht mehr die geringste Verpflichtung dem Orden gegenüber in foro conscientiae . . ." Details seien unnötig, denn „es gibt keine gemeinsame Basis für eine noch mögliche Verständigung zwischen uns" (229). Nach Tyrrell ist ja die Gesellschaft Jesu von heute „wesentlich falsch, was ihren ursprünglichen Geist und ihre Ziele betrifft". Eine andere Erklärung an den General P. L. Martin,



die schon früher von Tyrrells Freund Raoul Gout in „L'Affaire Tyrrell" veröffentlicht und von Miß Petre im Appendic (S. 458—499) beigegeben ist, enthält die Vorhalte: Die Gesellschaft versteht die Zeit nicht; sie tut nichts, um Glauben und Wissen zu versöhnen; nicht Fortschritt wie früher, sondern Reaktion und Intransigenz ist die Sache der Gesellschaft von heute; man widerspricht dem Geiste ihres Gründers. Tyrrell kommt zum Schlusse, er habe nicht umsonst gelebt, daß er wenigstens zu dieser Ansicht sich durchgerungen.

Tyrrell suchte nun den Weg zu ebnen für eine möglichst friedliche Trennung vom Orden; er erbat sich seine Bücher, sowie die Druckrechte für seine bisherigen Schriften. Der Orden entsprach ihm in allem und übersandte später nach seinem Austritt ihm noch als Überschuß eine Summe von 50 Pfund Sterling. Der Säkularisation des Ordensmannes stellten sich indessen vom Orden nicht gewollte Schwierigkeiten entgegen. Der „episcopus benevolus" hatte für Tyrrell beim Übertritt in den Weltklerus wenig Reiz. Er schreibt einem Freunde (9. Dezember 1905): „Mit der S. J. gibt es keine Vereinbarung mehr; Säkularisation anzunehmen würde alles nur für ein schlimmeres dénouement auf später verschieben und eine neue Aera von Leiden und Bitterkeiten eröffnen".

Im „Corriere della Sera" erschien am 31. Dezember 1905 ein Artikel mit dem Titel: „Vertraulicher Brief an einen Freund, Professor der Anthropologie". Es war dies ein Auszug aus jenem 1903 von Tyrrell verfaßten und heimlich in Zirkulation gesetzten „Letter to a Professor". Dieser Brief, dessen Übersetzung, wie Gisler schreibt, von Tyrrell genehmigt, aber, wie Miß Petre erklärt, ohne sein Wissen erschien, — er kam ihm in diesem Augenblick ungelegen, — hatte den Ausschluß aus dem Jesuitenorden für Tyrrell zur Folge.

Wie andere Schriftstücke hatte Tyrrell seiner Zeit (5. Februar 1904) diesen „Brief" seinem Agenten und Freund



Waller übergeben; hiebei schrieb er ihm: „Dr. Engels ist letzten Dezember gestorben [1]), so muß der Brief also an seinen literarischen Vollstrecker übergehen. Hier ist ein ‚Brief‘, den er auf seinem Todbette an seinen Freund schrieb. Ich hätte es lieber, wenn Sie ihn jetzt noch Niemand zeigen, denn er kann vielleicht bald in einer andern Form ans Licht treten. Es gibt viele in der Wildnis, gerade jetzt und kann es noch mehr geben ... Ich pflege zu mir zu sagen: Loisy hodie, tu cras. Doch werde ich alles tun, was ich mit meinem Gewissen und meiner Aufrichtigkeit im Einklang tun kann, um drinnen zu verbleiben und den Donnerkeilen des römischen Olympus auszuweichen“ (194).

Tyrrell wäre auch 1906 noch gerne im Orden geblieben, so aber traf ihn am 11. Februar die Entlassung und der Entzug des Celebret. Den Weg der Kirche wollte er ja nicht mehr gehen; die Exkommunikation sollte erst später erfolgen.

Tyrrell mußte in ruhigen Augenblicken das korrekte und noble Verhalten seiner Obern ihm gegenüber anerkennen. „Jedes Gefühl von persönlicher Bitterkeit und Groll“ liege ihm fern, schrieb er dem P. General, denn er verstehe, daß es sich hier um „eine Kollision von Systemen und Tendenzen eher als von Personen“ handle (255). Es gab Momente, wo er in der Tat alle Bitterkeit gegen den Orden ablegte und selbst noch sich mit dem Gedanken trug in denselben zurückzukehren (263). Von Seite der englischen Jesuiten wurde ihm viel Rücksicht zu Teil. Er selber spricht von „Gerard, welcher herzlich schreibt und mir im Namen der Gesellschaft für meinen Brief im „Daily Chronicle“ dankt... ein äußerst angenehmer Besuch von Thurston ... Farmer wünscht, ich sollte mich eventuell in Richmond niederlassen. P. Gallwey schreibt an Frau H., ich hätte den Orden ver-

1) Tyrrell will damit andeuten, daß der unter dem Decknamen Dr. Engels geschriebene Artikel „Religion as a Factor of Life in „Lex orandi“ aufgenommen resp. verarbeitet worden sei.

lassen, doch habe er keine Furcht für mich ... wofür mein Herz ihm entgegeneilt". „Der Strom sympathischer Briefe fließt immer noch", schreibt er am 28. Februar, „einschließlich Gerard, Smith, Vaughan" (264). Von Seite dieser und anderer Jesuiten, die seine Tendenzen entschieden ablehnten, behandelte man ihn mit Hochachtung. Zu einem Schreiben seines früheren Provinzials bemerkt Tyrell in einem Brief an einen Freund (2. Januar 1901): „Ich empfing einen langen und gütigen Brief von P. Gerard heute bei seinem Rücktritte vom Amte; unverdient gütig, da er ohne Zweifel wegen mir seine Finger arg verbrannt hat" (172). Dessen Nachfolger P. Collay stellt er ebenfalls ein gutes Zeugnis aus; auch dieser hatte ihn trotz seiner Widersetzlichkeit (138) mit großer Nachsicht und Geduld behandelt. Man wußte doch sicher auch im Orden von seiner geheimen Schreiberei; wie stellte man sich dazu? Miß Petre schreibt hierüber: „Wegen diesem Punkte wurde er von Mitgliedern der Gesellschaft überhaupt und selbst von seinen entschiedensten Freunden scharf kritisiert. Solange er Jesuit blieb, hätte er sich nach ihrer Meinung der gesetzlichen Ordnung zu fügen gehabt und Schweigen bewahren sollen, wo es ihm auferlegt war. Gemäß den anerkannten Grundsätzen des Ordens war diese Klage eine gerechte" (138).

Tyrell aber hatte in Richmond, wie er selber gesteht, „einen Fanatismus zu schreiben" (142). Seinem Agenten bemerkte er (1902): „Jetzt, da mir mein Maulkorb so unbillig verengert worden ist, empfinde ich keine Skrupel, zu beißen, wo sich mir Gelegenheit bietet. Ich schreibe jetzt vielleicht eifriger, als wo ich frei war, der Reiz der Heimlichkeit fehlte eben früher" (143).

Daß er den Bruch schon früh voraussah, geht auch daraus hervor, daß er seine Manuskripte im Jahre 1900 an Miß Petre sandte — das Verfügungsrecht hat er im Testament 1905 ihr zuerkannt, damit sie nicht dem Orden in die Hände fallen. Durch das Beispiel anderer belehrt und durch Freunde gewarnt, befürchtete er mit Recht, daß sein Austritt



aus dem Orden den ersten Schritt zum religiösen Auflösungsprozeß für ihn bedeute (144). Er fühlte sich glücklich, daß gerade die Hindernisse, die durch die Ordenszensur der allzufreien Äußerung der Gedanken gesetzt worden, seine Bewegung zum Ziel etwas verlangsamte. So hätte er seine Ideen möglichst verdeckt, sorgfältig und unauffällig dargeboten. Nicht blos im „Month", auch im „Tablet", im „Ave Maria" (Indiana) ꝛc. wurde er daher auch nach seinem Austritt auf das schonendste behandelt. War es denn so leicht, die wahre Tendenz der einzelnen Schriften zu entdecken, schien es nicht ein Bemühen, gegen neue Angriffe neue Waffen zu schmieden?

Das der katholischen englischen Presse eigene und leider nicht immer unanfechtbare System gegenseitiger Beweihräucherung hat die für die Anwendung einer kritischen Sonde nötige Nüchternheit etwas eingebüßt. Steht nicht alles im Banne Newmans? Zeigte nicht die Geschichte der englischen Konversionen, welche sonderbaren Gedanken und Erwägungen manchmal in die Wege nach Rom einlenkten? Kardinal Newmans „Gramar of Assent", ein Werk, das viel umstritten ist, zeigt wenigstens den philosophischen Gedanken, der Newmans Werdegang merklich beeinflußt hat. Hat sich nicht der englische Modernismus längere Zeit hinter Newman verschanzt und suchte nicht das Werk des Abbé Dimnet[1]) mit Tyrrell auch eine Reihe anderer Männer mit dem großen Kardinal zu verknüpfen? Die Parole: wer Tyrrell schlägt, bekämpft auch Newman, war angetan für einige Zeit Verwirrung ins katholische Lager zu bringen. Wie direkt aber Tyrrell selbst den Kardinal abweist, hat er in seinen Briefen wiederholt ausgesprochen. Newman war eben kein Modernist und ein eigenes Kapitel bei Miß Petre „Der Bruch mit dem Newmanismus" zeigt, wie sehr die Wege der beiden Konvertiten auseinander gehen. Sogar Tyrrells „Oil and Wine" fand seiner Zeit einen Begünstiger am ersten Zensor, der sich

1) „La pensée catholique dans l'Angleterre contemporaine."



allerdings an dem immer wiederkehrenden Thema von der „unendlichen Unzulänglichkeit" der katholischen Kirche stieß, und ein besonderes Kapitel über die „immense Superiorität der katholischen Lehre über jede andere wünschte", dagegen zugab, der Standpunkt, den hier Tyrell wohl aus apologetischem Interesse einnehme, schließe die Betonung des katholischen Standpunktes als nicht zweckmäßig aus (171).

Tyrells aufrichtiger Wille, den modernen Unglauben und den der Zukunft durch Eröffnung neuer apologetischer Methoden zum Glauben zu führen, wurde von manchem seiner Ordensgenossen hoch eingeschätzt. Noch in der Besprechung, die der „Month" im Mai 1906 seinem nach dem Austritt veröffentlichten „Lex Credendi" gewidmet und sonderbar im empfehlenden Sinne, steht der Satz geschrieben: „Sein Eifer für all das Höchste und Wahrste steht uns außer Zweifel". Wie Miß Petre erfahren haben will, waren einige seiner Mitbrüder bewußt, daß die „Month"-Artikel zu Weiterungen führen würden, andere schenkten ihnen weniger Interesse und betrachteten sie als „geistreiche philosophische Meinungen und Phantasien" (53).

„Etudes" und „Civiltà", Zeitschriften der Jesuiten im Ausland, durchschauten Tyrell viel früher und bekämpften seine Ansichten. Der P. General hat denn auch der englischen Provinz den Vorwurf gemacht, dem modernen Unglauben allzuweit entgegenzukommen. Losgelöst von Tyrels Umgebung und seiner Person war das Auge unbefangener und besser eingestellt zur Beurteilung jenes Mannes, der durch seinen mystischen Zug in Charakter und Schrift so schwer zu durchschauen war. Man ist versucht bei Beurteilung der Stellungnahme der englischen Provinz nicht blos den gebildeten Engländern anhaftenden toleranten Zug in Anschlag zu nehmen, sondern auch den Konvertiten eigenen Gedankengang ebenfalls in Berücksichtigung zu ziehen. Wie zahlreich mögen Konvertiten gerade in England auch bei den Jesuiten vertreten sein! Spielen sie nicht auch ihre Rolle im geistlichen Werdegang Tyrells? Ein Konvertit, P. Christie,



nimmt ihn in die katholische Kirche auf; ein Konvertit, P. Kerr, ist sein erster Lehrer; ein Konvertit, Provinzial P. Purbrick, bestimmt über seine Aufnahme in den Orden; ein Konvertit, P. Morris, ist sein Novizenmeister; ein Konvertit, P. Hunter (früher Unitarier) sein Rektor in St. Beuno.

An Warnungen hat man es aber auch von Rom aus nicht fehlen lassen und Tyrrell gibt in seinem Schreiben an den P. General (31. Dez. 1905) zu, daß ihm dieser schon vor sieben Jahren angeraten, „in offenen Fragen der Theologie sich der communis sententia Societatis i. e. Ecclesiae anzuschließen". Tyrrell aber ging eigene, noch nicht gegangene Wege. Er meint: „Man muß durch Atheismus zum Glauben gelangen; der alte Gott muß ganz in Staub zerlegt (pulverised) und vergessen werden, bevor der neue sich offenbaren kann" (270).

Von Tyrrell besitzen wir noch ein autobiographisches Schriftstück, das derselbe an Ostern 1906 begonnen und am 19. August desselben Jahres beendigte; es sollte dem Briefwechsel mit dem Ordensgeneral, den er zu veröffentlichen gedachte, als Einleitung vorgesetzt werden. Es trägt den Titel: „Meine Beziehung zu den Jesuiten". (Bei Petre II. S. 270—281.)

Dieses Schreiben versucht eine Rechtfertigung seiner Stellung; viele neue Gedanken finden sich nicht darin, und er meint: „Jene, die darin eine Bestätigung der üblichen Anklagen gegen die Gesellschaft Jesu suchen mögen, werden im allgemeinen enttäuscht sein, auch jene, welche sensationelle Enthüllungen der einen oder andern Art erwarten" (274). „Es gibt einen Jesuiten-Mythus von wahnsinnigen protestantischen Gehirnen fabriziert." Tyrrell will damit nichts zu tun haben. Er gibt das Gute am Orden zu; tadelt vermeintlich Schlimmes am System und meint, daß auch andere Jesuiten solches rügen. Er anerkennt „die volle subjektive Redlichkeit und Aufrichtigkeit des verstorbenen Generals in allen seinen Unterhandlungen mit mir" und daß er nur ungern seine Entscheidungen getroffen hat aus Prinzipien, „an die er so herzlich glaubt, wie ich an die meinigen".



Tyrrell beklagt sich aber über andere, besonders die Jesuiten der Etudes, der Civiltà, über die Indizierung von Lex Orandi durch den deutschen Jesuiten Kardinal Steinhuber, über den Entzug der priesterlichen Rechte und über „monströse Bedingungen" [1]) zu seiner Wiedereinsetzung. Der Tod des Generals, den er selber ungerecht verdächtigt habe, werde den „wütenden Fanatismus seiner entourage" jetzt nicht mehr zurückhalten. Es folgt dann wieder die Geschichte seiner Konversion und sein Eintritt in die Gesellschaft Jesu; letztere sei eine Mischung von „Gut und Bös, Weisheit und Torheit, Christ und Antichrist": sie sei nicht mehr für diese Zeit geschaffen und reaktionär geworden und er demnach in einen Orden eingetreten, der „meinem Lebensziel feindlich war". Im Frühling 1904 habe er seine Stellung näher erwogen, nachdem „Lex Orandi" veröffentlicht, Loisy verurteilt und einer seiner Freunde (Bremond?) aus dem Orden ausgetreten sei. Er habe den sogenannten „Liberalen Katholiken" einige Sympathie entgegengebracht und Jahre lang geglaubt, auch für diese Richtung einen Platz im Orden zu finden; es gebe nämlich viele weitherzige und modern denkende Jesuiten in der englischen Provinz, so daß er die Gesellschaft Jesu von dieser Seite aus beurteilt habe; die Hoffnung sei ihm 1904 gründlich zerstört worden. Die Gesellschaft ändere sich nicht, weil sie sich nicht ändern könne. Rom stehe für sie ein. Ihren Kampf gegen seine Mitarbeiter (Modernisten) könne er ihnen weder vergessen noch verzeihen. „Die erste Enzyklika und die ersten Akte des unseligen Pontifikates Pius X. waren der Anfang der Leiden." Als Weltpriester hätte er nicht wirken können; im Orden hätte man zudem „noch mehr Chancen für einen intelligenten Zensor". [2]) Dort habe er mit einiger Klug-

1) Wie aus Unterhandlungen hervorgeht, verlangte man in Rom auch eine Kontrolle seiner Privatkorrespondenz, durch welche Tyrrell seine Ansichten so eifrig und noch mehr als durch seine Schriften zu verbreiten suchte.

2) In einem Briefe redet er aber von einem „ganz tollen Fanatismus" (119) der Zensoren.

heit vieles drucken können für Privatzirkulation, und die Korrespondenz wäre praktisch frei. „Kein Geistlicher hat heute viel Sprachfreiheit, aber wenige so viel wie ich." „Ich war oft der Jonas der englischen Provinz und zog die Gewitter von Roms Zorn auf sie, eine Überzeugung, die mir die Beendigung meiner falschen Stellung um so mehr nahe legen mußte." Damit schließt das Schriftstück.

Der englischen Provinz bewahrte Tyrrell eine gewisse Rücksichtnahme und, wie er am 6. November 1906 im Brief an den damaligen Provinzial P. Sykes andeutete, betrachtete er die Veröffentlichung des Briefes an einen Professor, der mit dem Titel „A much bused Letter" erschien, als „das Minimum von Selbstverteidigung"; doch fürchtete er, daß seine „aufrichtig irenische Bemühung" nicht im gleichen Geiste aufgenommen werde (308).

Seitdem sein anonymes Schreiben bekannt wurde, der wirkliche Bourdon und Engels entdeckt war, schreibt er selber (9. Dezember 1906), sei die englische S. J. „konvertiert". Jetzt fühlt auch er sich unglücklich und frägt sich: „Soll ich je der Umschlingung dieses millionenarmigen Polypen entgehen?" (310). Aber immer tiefer sank er in die Umschlingung seiner eigenen fixen Idee: „Im allgemeinen bin ich im Recht, die Gesellschaft im Unrecht" (274), und in seinem Schreiben an Dr. E. Wolff, dem deutschen Bearbeiter seines Buches „Through Scylla and Charybdis" bemerkt er (20. November 1907): „Es ist vollkommen sicher, daß der ultramontane Jesuitismus gerichtet ist. Die neuesten Heftigkeiten sind einfach seine Todeszuckungen. Nichts kann ihn retten, Gott sei Dank!" (355). Der Unglückliche gab sich allen Täuschungen hin, und auch seine Hoffnung, die er im Brief an Loisy (3. Mai 1908) aussprach, „daß der Modernismus sich rapid in eine Volksrevolte umwandle", hat sich nicht erfüllt. Von Loisy berichtet man das Wort: „Am Tage, wo ich exkommuniziert werde, kaufe ich mir eine neue Soutane". Er änderte aber seine Ansicht und legte sie ab. Tyrrell dagegen, aus dem Orden verstoßen, kaufte sich ein neues Brevier „für meine Wan-



derungen" (263). Aber auch ihn freute es nicht mehr. Die Sehnsucht nach der Kirche und ihre Altäre (266) und nach den Sakramenten (265) peinigte ihn oft; er kam sich vor „wie ein geschorener Samson" (261); er fühlte das Heimweh nach Richmond (264) und der behäbige Frieden in Farm Street trat oft und oft in seine Gedanken und sein tiefes Verlangen war, „den Weg dorthin zu finden" (347).

Vom Orden verstoßen, von der Kirche getrennt, von Freunden gehetzt, von seinem eigenen Stolz bis zum fanatischen Hasse aufgepeitscht[1]) und von der Krankheit zermürbt, ist Tyrrell von seinem Ende überrascht worden. Ob er sich noch einmal bekehrt hätte? Ob der Mystizismus im Agnostiker den Sieg davon getragen? Das alles läßt sich nicht beantworten. Der Apostat fand Interesse an allen, die sich von Rom getrennt hatten; er studierte eingehend Döllingers Stellung zur Kirche in dessen Briefen. Er fand darin sein Spiegelbild und schrieb darüber (347) das vielsagende Wort nieder: „A horrible parallel!"

1) Tyrrell fällt oft in einen gemeinen Schimpfton. So spricht er vom „Pack der Kardinäle" (196); der Papst ist zur „potestas tenebrarum" übergegangen (265); er führt eine „Apachenherrschaft" (293, 340); das System Roms ist „Lügenhaftigkeit" (293); es ist „die Quelle moralischer Feigheit und geistiger Unfruchtbarkeit" (294); „eine Tollhaus-Regierung" (306); „eine Canaille" (339); „ein toller Vater, der seine Kinder das Haus anzünden heißt" (405) ꝛc.



XXV.

Aus Arras frühen Tagen.

Von Dr. Heinr. Sambeth.

(Schluß.)

Philipp von Elsaß blieb ohne Leibeserben. Er starb am 1. Juni 1191 an der Pest bei der Belagerung von Akkon. Arras geriet nun mit dem ganzen, später Artois genannten Gebiet in die Hände des französischen Königs; es wurde damit auch nach und nach ein Opfer der französischen Zentralisationspolitik und konnte aus diesem Grunde und weil ihm außerdem die lebendige Verbindung mit der kraftstrotzenden ursprünglichen Heimat abgeschnitten war, im allgemeinen nicht mehr gleichen Schritt halten mit den riesenhaft aufstrebenden Schwestergemeinden der Grafschaft Flandern. Schon seit längerem hatte der Stadt dieses Schicksal gedroht.

An und für sich war die Macht des französischen Herrscherhauses in stetem Wachsen. Außerdem verstand es Ludwig VII. nach Art der ersten Kapetinger, den Grafen Philipp mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen, ihn wie den ersten Pair Frankreichs zu behandeln und ihm — was die Entscheidung vollends brachte — bei der Hochzeit des künftigen Königs Philipp August mit der Nichte Philipps von Elsaß, Isabella von Hennegau, 28. April 1180, zweifellos die vertragliche Zusicherung zu entlocken, daß nach seinem Tode dem französischen König die gesamten flandrischen Lande südlich des „Neuen Grabens" mit Arras, Bapaume, St. Omer, Lens usw. zufallen sollten. Philipp II. August, der noch 1180 den französischen Thron bestieg, hätte gar zu gerne schon zu Lebzeiten Philipps von Elsaß sich in den Besitz des versprochenen Gebiets gesetzt. Es kam zu hartnäckigen, scharfen Kämpfen, in denen Arras treu zum angestammten Fürstenhause hielt.

Nach dem Tode Philipps von Elsaß legte Philipp August seine Hand auf die Landstriche südlich des „Neuen Grabens".



Balduin V. von Hennegau, Schwager Philipps von Elsaß, bemächtigte sich als Balduin VIII. von Flandern der übrigen Grafschaft. Da Arras, Aire usw. von einer Einreihung in die königlichen Besitzungen nichts wissen wollten, riefen sie Balduin zu Hilfe. Doch dieser hielt an den beschworenen Verträgen fest und verzichtete auf die südlich vom „Neuen Graben“ gelegenen Lande. Philipp August seinerseits wagte nicht, ihm den Rest Flanderns streitig zu machen, obwohl er früher sich mit der Hoffnung getragen, die ganze Grafschaft mit Frankreich zu vereinigen.

Dem König lag daran, die neuen Erwerbungen, besonders deren wichtigste Stadt Arras, fest an sich zu ketten. Er bestätigte der Gemeinde den bisherigen Freibrief, setzte eine verhältnismäßig geringe Zahl königlicher Beamten ein, verzichtete auf die Torzölle zu Gunsten der Unterhaltung der Straßen usw. Einen außerordentlichen königlichen Gunsterweis sollte Arras darin erblicken, daß Philipp August innerhalb seiner Mauern die Hochzeit mit seiner zweiten Gemahlin Ingeborg von Dänemark feierte (14. August 1193).

Philipp August versäumte aber auch nicht, Arras zu einem festen Stützpunkt seiner Herrschaft gegenüber Flandern und damit auch gegenüber England auszubauen. Arras wurde nach und nach das stärkste Bollwerk Nordfrankreichs. Bald hatte die Festung die Feuerprobe zu bestehen.

Waren die flandrischen Grafen, solange Frankreich schwach gewesen, auf seiner Seite gestanden, so hatten sie in den letzten Jahrzehnten aus Furcht vor der anschwellenden Kapetingermacht und mit Rücksicht auf die blühende Textilindustrie Flanderns, die nach wie vor hauptsächlich auf die vorzügliche englische Wolle angewiesen war, immer mehr beim Haus Plantagenet Anschluß und Rückhalt gesucht.

Balduin IX. trieb im Gegensatz zu seinem Vater echt flandrische Politik, wenn er mit Richard Löwenherz einen förmlichen Vertrag hauptsächlich zur Wiedergewinnung der von der Grafschaft losgerissenen südlichen Lande schloß. Das Waffenglück war ihm hold. Trotzdem konnte er Arras nicht er-



obern, da die Franzosen dort gute Vorbereitungen getroffen hatten, bis Philipp August selbst kam. Balduin täuschte einen fluchtartigen Abzug vor, der König folgte ihm bis in die Gegend von Ypern. Dahin gerade hatte ihn der Graf im Vertrauen auf das gefährliche Gelände locken wollen. Sobald die Franzosen ihr Lager aufgeschlagen hatten, wurden sie plötzlich von gewaltigen Wasserwogen umringt, die ihnen jede Verbindungsmöglichkeit abschnitten. Andererseits wagte sich aber Balduin nicht an die Belagerung von Arras. Er wußte, daß es für ihn uneinnehmbar war. Der Friede von Peronne 1199 beendigte die Feindseligkeiten. Balduin behielt das Land nördlich des „Neuen Grabens", der König dagegen wie bisher Arras, Lens usw. Die Bewohner von Arras, die noch immer die Wiedervereinigung mit dem übrigen Flandern herbeigesehnt hatten, mußten jetzt ihre Hoffnungen endgiltig begraben und sich nach und nach an die französische Herrschaft gewöhnen.

Philipp August setzte seine Bemühungen um die moralische Eroberung des neuerrungenen Gebietes fort. Er ließ in Arras große Arbeiten im öffentlich-städtischen Interesse ausführen, sorgte für die Erleichterung des dortigen Marktverkehrs, der zu den bedeutendsten in Nordfrankreich zählte, und ließ in Arras den Thronfolger, den späteren Ludwig VIII., zum Ritter schlagen.

Nicht lange dauerte es, so entbrannte der Kampf zwischen Frankreich und Flandern (Graf Ferrand) aufs neue. Auf Flanderns Seite standen Johann ohne Land und Otto IV. Die geographische Lage bestimmte die Umgebung von Arras zum Hauptkriegsschauplatz. Wie später noch häufig erschien die Stadt den Kriegführenden als äußerst begehrenswerter Besitz. Man konnte sie als starkbewehrten Vorposten wie auch als Waffen- und Proviantplatz vorzüglich benützen. Prinz Ludwig hatte gewaltige Verteidigungsmittel darin aufgespeichert. Der flandrische Anprall zerschellte daran. Ferrand trat den Rückzug an und vereinigte sich mit dem Heere Ottos, das in Frankreich einzubrechen suchte. Am Sonntag den

27. Juli 1214 kam es bei Bouvines, südöstlich von Lille, zur Schlacht. Die Verbündeten wurden von Philipp August aufs Haupt geschlagen. In der französischen Linie befand sich u. a. die Miliz von Arras, die unter dem städtischen Banner mitfocht. Arras war von jetzt an noch fester als bisher mit dem französischen Königshaus verbunden.

Entsprechend der testamentarischen Bestimmung Ludwigs VIII. kam nach dessen Tod 1226 die bisherige „terre d' Atrébatie“ unter dem Namen „Grafschaft Artois“ samt deren Hauptstadt Arras als Apanage an Ludwigs zweiten Sohn Robert, den jüngeren Bruder Ludwigs IX., des Heiligen.[1]) Ihm folgten sein Sohn Robert II. und später Gräfin Mathilde, des letzteren Tochter.

Die beiden Grafen Robert hielten sich wenig in Artois bezw. Arras auf. Immerhin verloren sie die Grafschaft nicht aus dem Auge. In Arras wurde eine Ratswage eröffnet, manch kluge Maßnahmen bezüglich der Weber, der Tuchfabrikation und der Farbstoffe ergriffen. Trotzdem innere Streitigkeiten, wie sie damals alle flandrischen Städte durchwühlten, Streitigkeiten zwischen Schöffenstuhl und gräflichen Beamten bezw. dem Grafen selber, zwischen Bürgerschaft und Abtei, zwischen dem Grafen und St. Waast, zwischen Abtei und Bischof, zwischen Welt- und Ordensgeistlichkeit, an der Tagesordnung waren, gedieh Arras weiter. Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft genossen rege Pflege. In Arras wohnten die Crespin und Louchart, die Bankiers der Grafen von Flandern, der Könige von Frankreich und England. Musik und Minnegesang hatten dort viele Freunde. Dichterwettkämpfe, sog. „puis“ wurden veranstaltet, bunte Volksfeste abgehalten. Seit dem 12. Jahrhundert war die Stadt fortwährend erweitert worden, neue Bauquartiere wurden erschlossen, bis Arras zu Anfang des

1) Nach anderen Berichten soll der Name „Artois“ als Bezeichnung für die Grafschaft erst im 14. Jahrhundert auftauchen.



14. Jahrhunderts die Ausdehnung hatte, die es im wesentlichen heute noch besitzt.

Gleichwohl machten sich in einzelnen Beziehungen schon gegen Mitte und noch mehr am Schluß des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts Vorzeichen eines gewissen Niedergangs bemerkbar. Zuerst wanderten die meisten Geldgeschäfte aus; sie ließen sich in Brügge nieder, das sich immer mehr zu einem Welthandelsplatz emporarbeitete. Ebenso kamen einzelne Industriezweige, besonders das Tuchgewerbe, nicht mehr recht fort, die Verhältnisse, von denen Arras mehr oder weniger abhing, waren eben gegenüber früher andere geworden. Vor allem wurde die Stadt von der Veränderung der Handelswege hart betroffen, weiterhin hatte Artois unter den gewaltigen Kämpfen zwischen Frankreich und Flandern schwer zu leiden, insbesondere auch weil das gegnerische England seit dem Verlust der Normandie Flandern als natürliches Einfallstor nach Frankreich betrachtete und ausnützte.

Die internationalen, vorher so vielbesuchten Jahrmärkte in der Champagne und damit auch die dahin führenden Straßen verödeten unter Philipp IV. dem Schönen (1285—1314) immer mehr; hauptsächlich blieben die Italiener aus. Deshalb gingen auch die niederländischen Kaufleute nicht mehr dorthin. Der überseeische Handel kam dafür in Aufnahme. Brügge und Antwerpen schwangen sich empor, wurden die bedeutendsten Ein- und Ausfuhrhäfen des nördlichen Europa. Brügge entwickelte sich zum Hauptmarkt der begehrten englischen Wolle. Das war verhängnisvoll für ganz Südflandern, da dieses sich seit der Einverleibung nach Frankreich vom übrigen Flandern immer mehr abgeschnitten sah. Umsonst bemühte sich Philipp der Schöne um die Verlegung des Stappelplatzes für englische Wolle von Brügge nach St. Omer. Ganz abgesehen von der Gegnerschaft des englischen Königshauses bot der Hafen von Zwijn den englischen Exporteuren zu viele Vorteile, als daß



sie mit einem derartigen Wechsel einverstanden gewesen wären.

Mehr Glück hatte Philipp der Schöne, wenigstens anfangs, in seinen kriegerischen Unternehmungen gegen Flandern. Da Eduard I. von England die Grafschaft im Stiche gelassen, gelang es Philipp, sie im Jahre 1300 zu erobern. Der Unabhängigkeitssinn der Vlamen beruhigte sich nicht dabei. Unter dem Grafen Johann von Namur, Johann Breydel und Peter Koninck zogen sie aus zum Kampfe für ihre Freiheit. Von Arras her marschierte ihnen im Auftrag Philipps Graf Robert II. von Artois entgegen. In seinem Heere war die Blüte der Ritterschaft aus Artois, der Picardie und Champagne vertreten. Die berühmte Sporenschlacht bei Kortryk, 11. Juli 1302, brachte Robert eine vernichtende Niederlage und den Tod. Philipp konnte nur das Gebiet rechts der Lys für sich retten. Er sammelte in Arras ein neues Heer und errang damit den Sieg bei Mons-en-Puelle. Die Wunde, die er dort empfangen, ließ der König in Arras ausheilen. Den gewonnenen Sieg konnte man keineswegs einen entscheidenden nennen. Vielmehr machte sich Philipp auf den Anmarsch der Vlamen gefaßt. Er ließ bei Arras ein starkbefestigtes Lager errichten und verstärkte die Festungsanlagen derart, daß sie im wesentlichen bis ins 16. Jahrhundert hinein allen billigen Ansprüchen genügten. Die dazu nötigen gewaltigen Geldsummen streckte zum großen Teil St. Waast vor. Der Kampf wogte unentschieden hin und her, bis er endlich durch den Frieden vom 10. Mai 1309 beendigt ward. Besondere Erfolge zeitigte er für keine der beiden Parteien. Aber eine Tatsache lag vor aller Augen: Artois war durch den langen Krieg weithin verwüstet, Arras selbst stark erschüttert und erschöpft.

Auch im Innern von Arras bezw. Artois gährte es fortwährend. Robert II. hatte bei seinem Tode eine Tochter, Mathilde, einen Enkel, Robert von Béthuna, und vier Enkelinnen hinterlassen. Mathilde warf sich zur Gräfin von Artois auf. Robert, beim Tode des Großvaters erst dreizehn



13 Jahre alt, machte seiner Tante später dieses Recht streitig. Es gelang ihm auch, einmal Arras ohne Schwertstreich einzunehmen. Von dort aus begleitete er sodann das Heer Philipps VI., des ersten Valois, zur Schlacht und zum Siege über die Vlamen — bei Cassel 23. August 1328 —, wo er sich durch Tapferkeit und Umsicht mit Ruhm bedeckte. Doch konnte sich Mathilde, Dank der Gunst des Schicksals, bis zu ihrem Tode, 27. Oktober 1329, als wirkliche Herrin von Artois behaupten, obgleich gerade unter ihr die inneren Zwistigkeiten nicht aufhörten. Auf Mathilde folgten ihre Enkelin, Johanna, und deren Gemahl Odo IV., Herzog von Burgund. Beiden schien jedoch Burgund ungleich wichtiger zu sein als Artois. Sie erneuerten u. a. die bürgerlichen Freiheiten von Arras und vermehrten sie, kümmerten sich aber sonst im großen ganzen nicht viel um ihren neuen Besitz.

Trotz allem erloschen in Arras Handel und Industrie keineswegs. Die Teppichwirkerei gelangte gerade damals zu noch größerer Bedeutung. Aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts erhalten wir von dort die erste Kunde von der Fabrikation hochkettiger Tapeten. Die Rechnungen des „Hôtel d'Artois" nennen viele vlamische und wallonische Künstler, die von der Gräfin Mathilde für diesen Gewerbezweig beschäftigt wurden. Auch trieb Arras immer noch, wenn auch in geringerem Umfang als früher, Handel mit Wollstoffen nach Italien. Selbst Kaufleute aus Portugal stellten sich dort ein. In der Tuchhalle befanden sich viele Läden, die vom Schöffenstuhl vermietet waren. Das Tuch mußte am Samstag in die Halle verbracht und hier »à la taillerie« d. h. nach dem vorgschriebenen Ellenmaß gemessen, dem Verkaufe ausgesetzt werden.[1])

Zur Weckung und Förderung des wissenschaftlichen Strebens der jungen Söhne der Stadt erstand in jenen

1) Daher der Name der Verbindungsstraße zwischen dem „Großen und dem Kleinen Platz: „Rue de la Taillerie".



Jahren in Paris das Kollegium von Arras. Die Gründung ging von dem damaligen Abt von St. Waast, Nikolaus von Caudrelier, aus. Die reichen Zuwendungen, mit denen er das Institut beglückte, ermöglichten es auch armen Bürgersöhnen, sich dem Studium zu widmen.

Die Schädigungen, die Arras in den letzten Jahrzehnten erfahren, bildeten nur ein kleines Vorspiel dessen, was durch den Ausbruch und Verlauf des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich über die Stadt kommen sollte.

Eduard III. von England (1327/77) erhob als Enkel Philipps IV. Anspruch auf den französischen Thron. Er verband sich gegen Philipp von Valois mit den flandrischen Städten unter Artevelde, sicherte ihnen den Markt der englischen Wolle, verbot deren Ausfuhr nach Französisch-Flandern und die Einfuhr französischer Wollstoffe und Wandteppiche in England. Ein furchtbarer Schlag für Arras! Die dortige Industrie konnte sich nicht mehr mit den nötigen Rohstoffen versehen, eine Menge Webstühle standen still, es folgte eine Massenauswanderung von Arbeitern besonders in die Normandie.

Dafür herrschte in der Stadt um so rührigeres militärisches Leben. Arras war wiederum als nordfranzösische Schutzwehr berufen, eine große Rolle zu spielen, zugleich aber auch bedeutende Einbuße an Gut und Blut zu erleiden. Philipp von Valois ergänzte zunächst die Befestigungen, die Philipp der Schöne angelegt hatte.[1]) Das kam ihm besonders nach der Niederlage bei Crécy 1346 zu statten. Er warf sich nach Arras hinein, um von dort aus die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Eine Zeit lang glaubte man, im Interesse der Verteidigung die Kathedrale niederreißen zu müssen. Der Friede von Bretigny 1360

---

1) Einzelne Reste dieser Befestigungen waren noch jüngst zwischen dem St. Michaelstor und dem Méaulenstor zu sehen.

lieferte u. a. Calais in die Gewalt Englands. Die Nähe dieses englischen Brückenkopfes wurde für Arras die Quelle neuer Beunruhigung. 1370 marschierte ein englisches Heer gegen Arras, plünderte die Abtei von Mont Saint-Eloy, brannte die Vorstadt St. Sauveur nieder, ebenso zahlreiche Klöster, die außerhalb der Stadtmauern standen, konnte sich aber der Festung selber nicht bemächtigen, insbesondere auch da Philipp der Kühne von Burgund zum Schutze des Platzes herbeieilte. 1380 erschienen abermals englische Truppen vor den Mauern von Arras, verwüsteten die Umgebung, erzielten jedoch keinen weiteren Erfolg. Von Arras aus führte bald darnach Philipp der Kühne als Mitregent des minderjährigen Karl VI. von Frankeich auf den Hilferuf des Grafen Ludwig von Marle ein Heer gegen die flandrischen Städte und schlug sie bei Roosebeke am 29. April 1382.

Der Unterhalt der mächtigen Umwallung des festungsartigen Grafenhofes, der Abtei usw. erforderte ungeheueren Geldaufwand. Die Kriegssteuern, die hauptsächlich zu diesem Zweck erhoben wurden, bezw. die Verteilung der Steuern erregten unter der Bewohnerschaft von Arras große Unzufriedenheit, sogar blutige Aufstände. Der Unwille richtete sich besonders gegen den Bischof, die Geistlichkeit und sonstige Privilegierte. Die Aufständischen mußten ihr Vorgehen schwer büßen; der französische Oberfehlshaber ließ eine ganze Anzahl von ihnen auf dem Marktplatz von Arras hinrichten. Die Schöffen hatten aus Abneigung gegen die anderen einflußreichen Elemente der Stadt anscheinend die Erregung der Massen nicht ungern gesehen. Ihre eigene Haltung gab ihnen kein Recht dazu. Sie selbst schraubten die Forderungen für den Eintritt in ihren Kreis immer höher, der demokratische Charakter des Schöffenstuhls ging von Jahr zu Jahr mehr in die Brüche, er wurde zur ausschließlichen Domäne eines patrizischen Klüngels.

Aber auch in diesen schweren Zeitläuften fehlte es in Arras nicht an einzelnen größeren freudigen Ereignissen und glänzenden Festlichkeiten. So erregte die Wahl des früheren



Bischofs von Arras und späteren Kardinals, Peter Roger, zum Papst in der Diözese stolze Genugtuung. Klemens VI. — 1342/52 — vergaß seine ehemalige Bischofsstadt nicht, er verlieh ihr große Gnaden und Rechte. — Am 14. Mai 1357 fand in St. Waast die Hochzeitsfeier Philipps von Rouvre, des Enkels und Erben der verstorbenen Grafen Odo und Gräfin Johanna von Artois (und Burgund), mit Margarete, der Tochter des flandrischen Grafen Ludwig von Marle, unter großartiger Prachtentfaltung statt. Die Trauung des blutjungen Paares nahm der Bischof von Tournai vor.

Philipp starb schon vier Jahre darnach; die Witwe ging mit Philipp dem Kühnen, der von seinem Vater König Johann von Frankreich das Herzogtum Burgund erhalten hatte, eine neue Ehe ein. Die Grafschaft Artois bekam Margarete, die Witwe des bei Crécy gefallenen Ludwig von Nevers. Nach dem Hingang Margaretes 1382 vereinigte ihr Sohn, Ludwig von Marle, für ganz kurze Zeit die beiden Grafschaften in seiner Hand, nachdem sie über 200 Jahre lang voneinander getrennt gewesen waren. Am 24. Oktober 1382 hielt er mit großem Pomp seinen Einzug in Arras. Fünfviertel Jahre später war er schon nicht mehr unter den Lebenden. Artois fiel mit Flandern Philipp dem Kühnen (1384—1404) zu.

XXVI.

Gibt es ein Völkerrecht im Weltkriege?

Vielen erscheint es schon als eine Kühnheit, heute im Weltkriege von einem Rechte der Völker zu sprechen. Gibt es doch solche, welche dem Völkerrecht die Existenzberechtigung überhaupt absprechen, weil im Völkerrecht der mit Macht ausgestattete, über den Parteien stehende, Richter fehle, der Urteilsfinder und Vollstrecker, den erhobenen Ansprüchen also die Verwirklichung versagt sei. Dem gegenüber wird nun zwar von Lehrern und Schriftstellern des Völkerrechts hervorgehoben, daß auch im privatrechtlichen Rechtsverkehr es Rechtsansprüche gebe, denen die Verwirklichung versagt sei, daß das Völkerrecht die tatsächliche Gemeinschaft der Völker zu einer Rechtsgemeinschaft erhebe („ubi societas, ibi jus est“), daß das Völkerrecht auf der Grundlage der christlichen Kultur und der gemeinsamen Interessen der christlichen Staaten Europas beruhe. Aber sie selbst verkennen nicht, daß diese sogenannte Völkerrechtsgemeinschaft auch außereuropäische und nicht christliche Staaten und Völker umfaßt.

Es haben nun diese europäischen und nichteuropäischen, diese christlichen und nicht christlichen Staaten auf den Krieg bezügliche Abkommen geschlossen. Es soll durch diese Verträge eine Verhinderung des Krieges bewirkt, es soll verhindert werden, daß der Krieg zu Lande und zu Wasser in einer Art und Weise geführt werde, die mehr tierischen als menschlichen Gewohnheiten entspricht. Jetzt im Weltkriege diese Verträge näher kennen zu lernen, möchte nicht uninteressant sein, welche Stellung und Auffassung man immer dem Völkerrecht gegenüber einnehmen mag, schon wegen der nicht geringen Anstrengungen, die so viele auserlesene Geister auf das Zustandekommen und die Zusammenstellung der zahlreichen Bestimmungen der Verträge verwendet haben,

sowie auch wegen des Inhalts der Verträge und wegen der Frage ihrer Betätigung im Weltkriege. Diese internationalen Verträge sollen dazu dienen, Feindseligkeiten zu verhindern und den Verlauf und das Ende derselben milder zu gestalten, soweit die militärischen Zwecke und Ziele dies gestatten. Diesem Völkerrecht im Kriege, wie wir es nennen möchten, sollen nun die im Haag am 18. Oktober 1907 geschlossenen zwölf Abkommen dienen. Sie sind bekannt gemacht für uns Deutsche durch das deutsche Reichsgesetzblatt. 380 Druckseiten nehmen diese Abmachungen dort ein. Sie verbreiten sich 1) über die friedliche Erledigung internationaler Streitfälle, 2) über die Beschränkung der Anwendung von Gewalt bei der Eintreibung von Vertragsschulden, 3) über den Beginn der Feindseligkeiten, 4) über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, 5) über die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges, 6) über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruche der Feindseligkeiten, 7) über die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe, 8) über die Legung von unterseeischen selbsttätigen Kontaktminen, 9) über die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten, 10) über die Anwendung der Grundsätze des Genfer Abkommens auf den Seekrieg, 11) über gewisse Beschränkungen in der Ausübung des Beuterechts im Seekriege, 12) über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekrieges.

Kontrahenten dieser Verträge sind die europäischen Staaten, Nordamerika, südamerikanische und asiatische Staaten. Die Bevollmächtigten, welche Namens der vertragschließenden Staaten diese Verträge abgeschlossen haben, sind Diplomaten, Rechtsgelehrte und Staatsmänner. Es sind die Namen vieler berühmter Männer darunter. Die Zahl der Bevollmächtigten erreicht beinahe die Zahl 100. Es soll nur an einzelne Namen und Persönlichkeiten erinnert werden. Es treten auf u. a. für Deutschland Marschall, für Nordamerika Buchanau, für Österreich-Ungarn Macchio, für Spanien Maura, für Frankreich d'Estournelles de Constant, für Großbritannien



Howard, für Griechenland Streit, für Norwegen Hagreep, für die Niederlande Asser, für Rußland Martens, für Belgien Bernaert. Nicht jedes der bezeichneten Abkommen ist von allen Staaten abgeschlossen. Es ist auch ferner zu berücksichtigen, daß nicht, wie im Privatrechtsverkehr die Tätigung und der Abschluß der Verträge allein maßgebend ist für die Rechtswirksamkeit der Abkommen, sondern daß nach dem völkerrechtlichen Herkommen hinzutreten muß die Ratifikation der Verträge, d. h. die nachträgliche Genehmigung der geschlossenen Verträge durch das Oberhaupt des vertragschließenden Staates, und daß diese Ratifikation nicht von allen vertragschließenden Staaten bezüglich aller abgeschlossenen Abkommen eingetreten ist. So ist, um nur dies anzuführen, das 1. Abkommen nicht von Frankreich und England, das 3. und 4. nicht von Frankreich, das 10. und 12. nicht von Großbritannien ratifiziert worden. So hat Italien an dem Abschlusse aller Abkommen sich beteiligt, aber keines ratifiziert! — Österreich-Ungarn und Deutschland haben alle Abkommen ratifiziert, desgl. Dänemark. Rußland das 8. und 11. nicht (vergl. Reichsgesetzblatt Jhrg. 1910, S. 375 ff.). Es sind auch von einzelnen Staaten zu einzelnen Punkten der Abmachungen Vorbehalte gemacht worden. Die Nichtratifikation des speziellen Abkommens hat nun weiter noch eine ganz besondere Folge von großer Bedeutung. Da nämlich gerade die für den Verlauf des Weltkrieges und die Handhabung der Kriegstätigkeit bedeutsamen Abkommen, nämlich das 4., 5., 6., 7., 8., 9., 10., 11. und 12. übereinstimmend die Klausel enthalten: „Die Bestimmungen dieses Abkommens finden nur zwischen den Vertragsmächten Anwendung und nur dann, wenn die Kriegführenden sämtlich Vertragsparteien sind", so halten uns feindliche Staaten die Abkommen dann nicht für verbindlich, wenn auch sie selbst zwar Kontrahenten sind, nicht aber alle die heute im Weltkriege befindlichen Staaten. Dieser Standpunkt wird auch von deutschen Schriftstellern und Lehrern des Völkerrechts für nicht unrichtig erklärt, wenn auch andere hervorheben,



es sei der Umstand, daß Andere dem Vertrage nicht beigetreten seien, nicht von Einfluß auf die Vertragspflicht derer, welche den Vertrag geschlossen hätten, eine Ausführung, die mit dem klaren Wortlaut des Abkommens nicht in Einklang zu bringen sein möchte. Trotz aller dieser Wenn und Aber, die den Abkommen gegenüber zu machen sind, ergibt ein näheres Studium derselben und die Kenntnis der Verhandlungen, welche ihnen vorhergingen, wie außerordentlich viel Zeit und Mühe die Teilnehmer aufgewendet haben, um ein gutes Werk zu Stande zu bringen. Die Abkommen selbst enthalten deutliche, klare Grundsätze. Es haben deßhalb auch Deutschland und Österreich-Ungarn ihren Heerführern die Bestimmungen des 4. Abkommens (Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges) mit ins Feld gegeben [1]).

Wenn man sich nun an den Satz erinnert, „omne jus hominum causa constitutum", so fragt man sich, welchen Grund gaben die Abkommen zum Abschluß an? Da möchte ich diese selbst reden lassen.

Im 1. Abkommen sagen die Kontrahenten, sie seien von dem festen Willen beseelt, zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens mitzuwirken, sie sprechen von der Solidarität, welche die Glieder der Gemeinschaft der zivilisierten Nationen verbindet, sie seien, sagen sie, gewillt, die Herrschaft des Rechtes auszubreiten und das Gefühl der internationalen Gerechtigkeit zu stärken. In dem 4. Abkommen heißt es, es seien die Kontrahenten von dem Wunsche beseelt, selbst in dem Falle, wenn ein Ruf zu den Waffen ergehen müsse, den Interessen der Menschlichkeit und den sich immer steigernden Forderungen der Zivilisation zu dienen. Sie sagen, die Bevölkerung und die Kriegführenden blieben unter dem Schutze und der Herrschaft der Grundsätze des Völkerrechts, wie sie sich ergäben aus den unter gesitteten Völkern feststehenden Gebräuchen, aus den Gesetzen der

1) Vergl. die betr. Felddienstordnung Deutschlands und die Vorschrift für die höheren Kommandos der Armee Österreich-Ungarns.



Menschlichkeit und aus den Forderungen des öffentlichen Gewissens. In demselben Abkommen heißt es, die Kriegsgefangenen sollen mit Menschlichkeit behandelt werden. Auch in dem 9. Abkommen wird von den Interessen der Menschlichkeit und von dem Wunsche, die Härten und das Unheil des Krieges zu mildern, gesprochen. Des Christentums und der erhabenen christlichen Grundsätze wird keine Erwähnung getan. Ich meine, der Umstand, daß viele nichtchristliche, ja selbst heidnische Staaten an dem Abkommen beteiligt waren, hätte die christlichen Staaten nicht verhindern brauchen, sich zu den Grundsätzen des Christentums zu bekennen. Wollte man dies aber nicht, so hätte man, meine ich, besser getan, alle die schönen Redensarten von Menschlichkeit wegzulassen, und einfach die Rücksicht auf die Vermeidung von Wiedervergeltungsmaßregeln als die „naturalis ratio inter homines", welche das Recht schafft, hervorzuheben, wie es schon die heidnischen Römer bezüglich des jus gentium getan haben.

Bedauerlich ist die geringe und zweifelhafte Bedeutung der Vereinbarungen schon der vielen Mühen und Opfer wegen, die auf das Zustandekommen dieser zwölf Abkommen von den beteiligten Staaten und den Bevollmächtigten verwandt sind. Wir sehen ja, daß die Prüfung der Frage, ob ein Staat an das einzelne Abkommen gebunden ist oder nicht, sich zuspitzt auf die Fragen, ob der Staat Kontrahent des Abkommens ist, ob im Bejahungsfalle er das Abkommen ratifiziert, und ob er etwa bei der in Frage stehenden Bestimmung des Abkommens einen Vorbehalt gemacht hat, und im Falle letztere Frage zu verneinen, ob das betreffende Abkommen von allen Krieg führenden Mächten kontrahiert und ratifiziert ist. Wir können es hiernach nicht gering einschätzen, daß die Zentralmächte an die Bestimmungen der Abkommen, soweit es möglich war, sich gehalten haben, und es sich haben angelegen sein lassen, Zuwiderhandlungen untergeordneter Organe gegen die internationalen Abkommen zu rügen, obwohl auch die Zentralmächte nach Lage der Sache mit Grund der Beobachtung der Bestimmungen sich



hätten entziehen können. Gehen wir jetzt dazu über, die einzelnen Abkommen einer näheren, wenn auch kurzen und gedrängten Besprechung zu unterziehen.

Was zunächst das erste Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle anlangt, so ist es wohl dasjenige, welches, wenn auch nicht in sehr bedeutsamen Punkten, am meisten praktisch geworden ist. Es behandelt in 4 Titeln und 97 Artikeln 1) die Erhaltung des allgemeinen Friedens, 2) Gute Dienste und Vermittelung, 3) Internationale Untersuchungskommissionen und 4) Internationale Schiedssprechung.

Um, heißt es in Art. 1, in den Beziehungen zwischen den Staaten die Anrufung der Gewalt, so weit wie möglich, zu verhüten, erklären sich die Vertragsmächte einverstanden, alle ihre Bemühungen aufwenden zu wollen, um die friedliche Erledigung der internationalen Streitfragen zu sichern.

Bezüglich der internationalen Untersuchungskommissionen heißt es in Art. 9: „Bei internationalen Streitigkeiten, die weder die Ehre noch wesentliche Interessen berühren und einer verschiedenen Würdigung von Tatsachen entspringen, erachten die Vertragsmächte es für nützlich und wünschenswert, daß die Parteien, die sich auf diplomatischem Wege nicht haben einigen können, soweit es die Umstände gestatten, eine internationale Untersuchungskommission einsetzen mit dem Auftrage, die Lösung dieser Streitigkeiten zu erleichtern, indem sie durch eine unparteiische und gewissenhafte Prüfung der Tatfragen aufklären. Das 4. Kapitel behandelt das Schiedswesen, den ständigen Schiedshof (im Haag), das Schiedsverfahren und das abgekürzte Schiedsverfahren. Über das Schiedswesen sagt Art. 38: „In Rechtsfragen, bei Streitigkeiten zwischen den Staaten, und in erster Linie in Fragen der Auslegung oder der Anwendung internationaler Vereinbarungen wird die Schiedssprechung von den Vertragsmächten als das wirksamste und zugleich der Billigkeit am meisten entsprechende Mittel anerkannt, um die Streitigkeiten zu erledigen, die nicht auf diplomatischem Wege haben be-

seitigt werden können. Soweit bekannt, haben besonders kleinere und mittlere Staaten dieses Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle mit Erfolg sich zu Nutzen gemacht.

Das folgende Abkommen, betr. die Beschränkung der Anwendung von Gewalt bei der Eintreibung von Vertragsschulden hat den Zweck, möglichst zu verhindern, daß, wie es früher oft geschah, namentlich europäische Staaten gegen außereuropäische, insbesondere mittel- und südamerikanische, mit Waffengewalt vorgehen, wenn Bürger der letztgenannten Staaten vertragsbrüchiger und doloser Weise ihren Verpflichtungen sich entziehen, die sie gegenüber Angehörigen der erstgenannten Staaten eingegangen sind. Seit Abschluß des Abkommens hat das gewaltsame Vorgehen in den bezeichneten Fällen wohl aufgehört.

Das 3. Abkommen über den Beginn der Feindseligkeiten bestimmt in Art. 1: „Die Vertragsmächte erkennen an, daß die Feindseligkeiten unter ihnen nicht beginnen dürfen, ohne eine vorausgehende unzweideutige Benachrichtigung, die entweder die Form einer mit Gründen versehenen Kriegserklärung oder die eines Ultimatums mit bedingter Kriegserklärung haben muß. Als Kontrahent wird aufgeführt u. a. der Kaiser aller Reußen. Das Abkommen ist von ihm auch ratifiziert worden. Trotzdem ließ dieser Herrscher, der im Eingange des ersten Abkommens der erlauchte Urheber der internationalen Friedenskonferenz genannt wird, wie bekannt, am 2. August 1914 ohne Ultimatum und ohne Kriegserklärung seine Truppen in Ostpreußen einrücken.

Sehr inhaltreich ist das 4. Abkommen betr. die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges. Es wird hier der Begriff der Kriegführenden aufgestellt. Es wird bestimmt, daß auch die Milizen und Freiwilligenkorps, wenn sie einen verantwortlichen Führer haben, ein bestimmtes, erkennbares Abzeichen tragen, die Waffen offen führen, und bei ihren Unternehmungen die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachten, den Gesetzen, Rechten und Pflichten unterworfen sind, die



für das Heer gelten. Von besonders erheblicher Bedeutung ist in dem I. Abschnitt das 2. Kapitel „Kriegsgefangene". Es wird bestimmt, daß die Kriegsgefangenen nicht der Gewalt der Personen oder der Abteilungen, die sie gefangen genommen haben, sondern der Gewalt der feindlichen Regierung unterstehen, daß ihr persönliches Eigentum mit Ausnahme der kriegsdienstlichen Gegenstände ihnen verbleibe. Die Vereinbarung regelt die Unterbringung und Beschäftigung der Kriegsgefangenen. Art. 7 bestimmt: „Die Regierung, in deren Gewalt sich die Kriegsgefangenen befinden, hat für ihren Unterhalt zu sorgen. In Ermangelung einer besonderen Verständigung zwischen den Kriegführenden sind die Kriegsgefangenen in Beziehung auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung auf demselben Fuße zu behandeln, wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen genommen hat" — also nach ihrem Dienstgrade. Es war deshalb ein Zeichen vornehmer Gesinnung seitens der deutschen Regierung, als sie anordnete, daß feindliche Gefangene, z. B. gefangene Franzosen, welche dem geistlichen Stande angehören, ohne Rücksicht auf ihren Dienstgrad als Offiziere behandelt werden sollten. Den Vorwürfen der Engländer über unmenschliche Behandlung bei der Gefangennahme ihrer farbigen Landsleute wird wohl von den letzteren selbst kein Verständnis entgegengebracht werden. Daß bei der ungewöhnlich großen Zahl der Gefangenen in Deutschland die Behandlung dieser Leute, insbesondere in Bezug auf die Unterbringung, zumal im Anfange des Krieges, nicht so war, wie die deutsche Regierung es selbst wünschte, kann nicht überraschen. Ein Korsika und Sibirien ist den Gefangenen in Deutschland aber nicht bereitet worden.

Und wie sind erst die Bestimmungen der Art. 21 und 18: „den Kriegsgefangenen wird in der Ausübung ihrer Religion mit Einschluß der Teilnahme am Gottesdienste volle Freiheit gelassen unter der einzigen Bedingung, daß sie sich den Ordnungs- und Polizeivorschriften der Militärbehörde fügen." „Die Pflichten der Kriegführenden in Ansehung der



Behandlung von Kranken und Verwundeten bestimmen sich nach dem Genfer Abkommen" — von unseren Feinden beachtet oder vielmehr mißachtet worden!

Übergehen wir die weniger bedeutsamen, weiteren, für die Gefangenenbehandlung getroffenen Bestimmungen und gehen zum folgenden Abschnitt „Feindseligkeiten" über.

Hier wird unter der Überschrift: Mittel zur Schädigung des Feindes, Belagerungen und Beschießungen in Art. 22 bestimmt:

„Die Kriegführenden haben kein unbeschränktes Recht in der Wahl der Mittel zur Schädigung des Feindes. In Art. 23 heißt es: Abgesehen von den durch Sonderverträge aufgestellten Verboten ist namentlich untersagt: a) die Verwendung von Gift oder vergifteten Waffen, b) die meuchlerische Tötung oder Verwundung von Angehörigen des feindlichen Volkes oder Heeres, c) die Tötung oder Verwundung eines die Waffen streckenden oder wehrlosen Feindes, der sich auf Gnade oder Ungnade ergeben hat, d) die Erklärung, daß kein Pardon gegeben wird, e) der Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind, unnötig Leiden zu verursachen, f) der Mißbrauch der Parlamentärflagge, der Nationalflagge oder der militärischen Abzeichen oder der Uniform des Feindes, sowie der besonderen Abzeichen des Genfer Abkommens, g) die Zerstörung oder Wegnahme feindlichen Eigentums außer in den Fällen, wo diese Zerstörung oder Wegnahme durch die Erfordernisse des Krieges dringend erheischt wird, h) die Aufhebung oder zeitweilige Außerkraftsetzung der Rechte und Forderungen von Angehörigen der Gegenpartei oder die Ausschließung ihrer Klagbarkeit."

Angesichts der Ereignisse des Weltkrieges wird man mit Recht sagen können, so viel Gesetze, so viel Gesetzesübertretungen! Die Regierung Großbritanniens, obwohl sie Kontrahentin des Abkommens ist und dasselbe auch ratifiziert hat, hat sich z. B. nicht gescheut, überlegt und bewußt die die Wehrbestimmung zu übertreten, was uns zum Erlaß von Vorschriften zur Selbstverteidigung und Wiedervergeltung gezwungen hat. Daß einige der angegebenen Vorschriften in



der Hitze des Gefechtes, insbesondere im Kampfe mit den sie nicht achtenden farbigen Landsleuten unserer Feinde auch von den Unserigen nicht beobachtet worden sind, ist nicht verwunderlich. Untersagt wird in dem Abkommen, unverteidigte Städte zu beschießen, ferner die Plünderung. Umfang und Dauer des Waffenstillstandes wird bestimmt und ferner, wer zuständig ist zum Abschluß eines Waffenstillstandes und welche Folgen die Verletzung eines solchen hat.

Die Bestimmungen über Spione (Kundschafter) und Kapitulationen zu erörtern, müssen wir uns versagen. Dagegen kann von einer Erörterung der Bestimmungen über die militärische Gewalt auf besetztem feindlichen Gebiete im Rahmen dieser Abhandlung nicht abgesehen werden. Auch hier drängt die Sachlage zu einem Vergleiche zwischen unserem Vorgehen in den von uns besetzten Gebieten in Belgien, Nordfrankreich und Rußland mit der Behandlung, die unseren Ostpreußen, besonders bei der sogenannten zweiten Besetzung, und den österreichischen Polen, Rumänen &c. in dem von Rußland besetzten Galizien mit zu Teil geworden ist. Die schlitzäugigen gelben Heiden in Asien zeigten sich als bessere Menschen wie die christlichen Russen, auch wenn überall nicht außer Augen gelassen wird, daß es um die „militärische Gewalt auf besetztem feindlichen Gebiete“ sich handelt. Der dritte Abschnitt verbreitet sich über den Begriff der Besetzung, den Umfang derselben, die Rechte und Pflichten der besetzenden Macht. „Es ist untersagt“, heißt es in Art. 45, „die Bevölkerung eines besetzten Gebietes zu zwingen, der feindlichen Macht den Treueid zu leisten“. Aus der Tatsache der Besetzung, abgesehen von diesem Abkommen, folgt aber meines Erachtens moralisch und völkerrechtlich, daß die Bevölkerung des besetzten feindlichen Gebietes der militärischen Gewalt gegenüber nicht ungehorsam sein darf, daß daher die Ausführung in dem Hirtenbriefe des belgischen Kardinals, das belgische Volk sei vor wie nach allein dem König der Belgier zum Gehorsam verpflichtet, unrichtig war, was um so mehr zu bedauern ist, als der Hirtenbrief bekanntlich



viele schöne, echt christliche, tiefe Gedanken enthält. Bezüglich des Art. 44 „Einem Kriegführenden ist es untersagt, die Bevölkerung eines besetzten Gebietes zu zwingen, Auskünfte über das Heer des anderen Kriegführenden oder über dessen Verteidigungsmittel zu geben" hat Österreich-Ungarn einen Vorbehalt gemacht.

Liest man den Wortlaut des Art. 46 „Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger und das Privateigentum, sowie die religiösen Überzeugungen und gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden, das Privateigentum darf nicht eingezogen werden", so erinnert man sich auch an die Denkschrift der belgischen Regierung, welche den deutschen Truppen den Vorwurf macht, Verbrechen begangen zu haben, welche schwere Verletzungen dieser Bestimmungen enthalten würden. Man wird sich aber auch der deutschen Widerlegung dieser Vorwürfe erinnern. Jedenfalls sind die Unterlagen der belgischen Denkschrift sehr zweifelhafter Natur, und es ist zu berücksichtigen, daß der von der belgischen Regierung entfesselte unmenschliche Haß und die Meuchelmordstätigkeit der belgischen Bevölkerung wohl geeignet waren, Entgleisungen bei den Besatzungstruppen hervorzurufen, und daß von den deutschen Truppen tatsächlich begangene Vergehen und Verbrechen, wo sie vereinzelnt vorgekommen sind, ohne Ansehen der Person auf das strengste bestraft worden sind.

Über die Verwaltungstätigkeit des besetzenden Staates bestimmen die Art. 48 u. ff. Es soll hier nur angeführt werden, daß zwar die Rücksicht auf die Truppenmacht des besetzenden Staates und die Kriegsinteressen dieses Staates an erster Stelle stehen, andererseits aber die vom besetzenden Staate erhobenen Abgaben, Gebühren 2c. zu Gunsten des besetzten Gebietes zu verwenden sind und daß andere Auflagen in Geld nur zur Deckung der Bedürfnisse des Heeres oder der Verwaltung des besetzten Gebietes erhoben werden dürfen. Es werden ferner Bestimmungen über Zwangsauflagen, Naturalleistungen und Dienstleistungen getroffen und



die Zulässigkeit der Beschlagnahme genau geregelt und begrenzt. Art. 50 bestimmt: „Keine Strafe in Geld oder anderer Art darf über eine ganze Bevölkerung wegen der Handlungen einzelner verhängt werden, für welche die Bevölkerung nicht als mitverantwortlich angesehen werden kann." Am Abschluß dieses Abkommens haben sich sämtliche der heute im Kriegszustande befindlichen Staaten beteiligt, ratifiziert ist es aber nur von Deutschland, Österreich-Ungarn und Großbritanien, also insbesondere nicht von Serbien, Montenegro, der Türkei, Frankreich und Belgien. Diese letztgenannten beiden Staaten haben wohl angenommen, daß die Bestimmungen dieses Abkommens in einem demnächstigen Kriege für sie keine große praktische Bedeutung erlangen würden.

Das 5. Abkommen, betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges, und die Bestimmung des Art. 1 „das Gebiet der neutralen Mächte ist unverletzlich" ist nun dasjenige, dessen überlegt bewußte Verletzung dem deutschen Reiche zum Vorwurf gemacht wird. Bei allen den bekannten Erörterungen über das Vorgehen des deutschen Reiches pro und contra ist die Bestimmung des Art. 17 dieses Abkommens aber nicht herangezogen. Sie lautet: „Ein Neutraler kann sich auf seine Neutralität nicht berufen, a) wenn er feindliche Handlungen gegen einen Kriegführenden begeht, b) wenn er Handlungen zu Gunsten eines Kriegführenden begeht, insbesondere wenn er freiwillig Kriegsdienste in der bewaffneten Macht einer der Parteien nimmt". Unter dem Ausdruck „Neutraler" ist zwar nur der Angehörige eines an dem Kriege nicht beteiligten Staates zu verstehen, und es ist auch richtig, daß hier nur von einem bereits ausgebrochenen Kriege gesprochen wird. Aber ich möchte fragen, muß das, was von dem Angehörigen gesagt ist, nicht noch mehr von dem neutralen Staate selbst gelten, wenn nicht alle Treue und Glauben ein leerer Schall sein soll, und kann es einen Unterschied machen, ob der neutrale Staat sich an den Vorbereitungen zum Kriege gegen einen zukünftigen Krieg-

führenden zu Gunsten eines anderen zukünftigen Kriegführenden beteiligt oder nach ausgebrochenem Kriege teilnimmt. Eine Beteiligung ersterer Art ist bezüglich Belgiens durch die von der deutschen Reichsregierung veröffentlichten Urkunden bekanntlich erwiesen worden. Es ist nun richtig, daß am Abschlusse dieses Abkommens betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges sich Belgien zwar beteiligt, daß dieser Staat aber dieses Abkommen nicht ratifiziert hat, weßhalb denn auch der König der Belgier in der den neutralen Mächten von ihm mitgeteilten Denkschrift, welche sich über den Bruch der Neutralität beklagt, nicht auf dieses Abkommen, sondern auf die internationalen Verträge sich berüft, welche bei der Errichtung des belgischen Staates zwischen den Großmächten geschlossen worden sind, und in denen die Neutralität des Staates Belgien garantiert wurde. Aber es liegt doch auf der Hand, daß die in dem Abkommen aufgestellten Grundsätze über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Landkrieges so selbstverständliche Schlußfolgerungen aus dem Begriffe der Neutralität sind, daß ein neutraler Staat sich auf diese Grundsätze zu seinen Gunsten berufen kann, sie aber auch zu seinen Ungunsten gegen sich gelten lassen muß, wenn er dem Abkommen selbst auch nicht beigetreten ist. Überdieß bestimmt aber der zwischen Belgien einerseits und Frankreich, Großbritannien, Österreich, Preußen und Rußland andererseits am 19. April 1839 geschlossene Vertrag in Art. 7: „Belgien bildet innerhalb der in den Art. 1, 2 und 4 angegebenen Grenzen einen unabhängigen und dauernd neutralen Staat. Es ist verpflichtet, die gleiche Neutralität gegen alle anderen Staaten zu beobachten" (das Staatsrecht des Königreichs Belgien von Errera S. 412). Hieraus folgt doch ganz selbstverständlich: geht Belgien mit einer der fünf gemeinten Großmächte ein gegen eine andere der fünf Großmächte gerichtetes Bündnis oder einen ein solches vorbereitenden Vertrag ein, so überhebt es hierdurch

die letztere Macht der von ihr Belgien gegenüber übernommenen Pflichten.

Das sechste Abkommen über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruche der Feindseligkeiten erklärt es für erwünscht, daß einem Kauffahrteischiffe einer der feindlichen Mächte, welches bei Ausbruch der Feindseligkeiten in einem feindlichen Hafen sich befindet oder welches ohne Kenntnis von dem Ausbruche der Feindseligkeiten einen feindlichen Hafen anläuft, eine ausreichende Frist zum Auslaufen und ein Passierschein gewährt werde. Die weiteren Bestimmungen sollen gleichfalls dem Schutze der bezeichneten Schiffe und der Waren dienen, die sich an Bord der Schiffe befinden. Das siebente Abkommen über die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe setzt die Voraussetzungen fest, unter denen ein solches Schiff als ein Kriegsschiff zu betrachten ist, und die Rechte und Pflichten solcher Schiffe. Über die Behandlung der Schiffe, die, ohne den Voraussetzungen des vorstehenden Abkommens zu entsprechen, Besatzung, Kriegswerkzeuge und Munition an Bord haben, bestimmt das Abkommen nichts. Dies erschien auch nicht erforderlich, da solche Schiffe nach Seekriegsrecht der Wegnahme oder Vernichtung durch feindliche Schiffe unterliegen.

Das achte Abkommen über die Legung von unterseeischen selbsttätigen Kontaktminen untersagt, um nur dies anzuführen, unverankerte selbsttätige Kontaktminen zu legen, außer wenn diese so eingerichtet sind, daß sie spätestens eine Stunde, nachdem der sie Legende die Aufsicht über sie verloren hat, unschädlich werden, ferner verankerte selbsttätige Kontaktminen zu legen, wenn diese nicht unschädlich werden, sobald sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben. Großbritannien hat dieses Abkommen mitkontrahiert und ratifiziert, aber auch innegehalten?

Das neunte Abkommen betreffend die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten will unverteidigte Häfen, Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude von der Beschießung durch Seestreitkräfte ausgenommen wissen. Diese

Vergünstigung bezieht sich aber nicht auf „militärische Werke, Militär- oder Marineanlagen, Niederlagen von Waffen oder Kriegsmaterial, Werkstätten und Einrichtungen, die für die Bedürfnisse der feindlichen Flotte oder des feindlichen Heeres nutzbar gemacht werden können, sowie im Hafen befindliche Kriegsschiffe". Die weitereu Bestimmungen zu erörtern, würde zu weit führen. Das zehnte Abkommen betreffend die Anwendung der Grundsätze des Genfer Abkommens auf den Seekrieg hat den Schutz der Lazarettschiffe, der Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen, welche auf den Kriegsschiffen sich befunden haben, beziehungsweise befinden, zum Gegenstande. Es ist bekannt, daß das deutsche Lazarettschiff Orphelia von den englischen Seestreitkräften weggenommen ist. Die Wegnahme wurde durch die englischen Prisenbehörden bestätigt, weil, was nach Art. 1 vorgeschrieben ist, dieses Schiff der großbritannischen Macht vor seiner Verwendung als Lazarettschiff nicht bezeichnet sei. Die vermittelnde neutrale Macht hatte die Weitergabe der Mitteilung an die englische Regierung unterlassen. Die Engländer haben aber ihre anfängliche Behauptung, daß es sich hier um ein als Lazarettschiff eingerichtetes Schiff nicht handele, wie es scheint, nicht aufrecht erhalten. Mir will scheinen, daß die Unterlassung der Mitteilung nach Grundsätzen des Rechtes und der Billigkeit, welche von Großbritannien doch so hoch gestellt werden, wo es sich um ihre eigenen Interessen handelt, nur die Beschlagnahme des Schiffes für die Dauer des Krieges gerechtfertigt haben würde.

Es muß, um nicht weitläufig zu werden, darauf verzichtet werden, darzulegen, wie Großbritannien die Bestimmungen des elften Abkommens über gewisse Beschränkungen in der Ausübung des Beuterechts im Seekriege mißachtet hat. Dieses Abkommen will einen Schutz für die Briefpostsendungen auf neutralen oder Kriegsschiffen, mögen sie feindlichen oder neutralen Ursprungs sein, sichern, gewisse Fahrzeuge von der Wegnahme befreien und einige schützende Vorschriften für die Behandlung der von einem Kriegführenden

weggenommenen feindlichen Kauffahrteischiffe geben. Endlich das letzte Abkommen betreffend die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekrieges ist zwar von England mitkontrahiert, aber nicht ratifiziert; weßhalb, sieht man ein, wenn man sich an die innerhalb des Hoheitsgebietes des chilenischen Staates durch große Übermacht erfolgte Vernichtung eines deutschen Schiffes seitens großbritannischer Seestreitkräfte erinnert. Das Abkommen normiert die Hoheitsrechte des neutralen Staates bezüglich dessen Gebietes und dessen Gewässer, stellt die Pflichten der neutralen Staaten gegenüber den feindlichen Kriegsschiffen auf und statuiert die Rechte und Pflichten der Kriegführenden gegenüber den neutralen Staaten.

Damit wären wir am Ende unserer Erörterung. Diese können wir aber nicht schließen, ohne eines recht dunklen Punktes Erwähnung zu tun. Die Tatsache nämlich, daß in den einzelnen Armeen nach vielen Hunderten zu zählende Vermißte vorhanden sind. Sie rückten zu Beginn des Krieges aus und werden als vermißt bezeichnet. Man weiß nicht, ob sie gefallen, verwundet, gefangen sind, man weiß nichts über ihren Verbleib! Diese Ungewißheit verzehrt ihre Angehörigen. Wie kann so etwas bezüglich deutscher Soldaten sich zutragen? Es besteht doch die Vorschrift, daß jeder Soldat eine, seine Persönlichkeit näher bezeichnende Erkennungsmarke auf der Brust zu tragen hat, und es heißt doch im Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, „die Pflichten der Kriegführenden in Ansehung der Behandlung von Kranken und Verwundeten bestimmen sich nach dem Genfer Abkommen". Dieses im Jahre 1906 geschlossene Abkommen bestimmt nun aber im Art. 4: „Jeder Kriegführende hat, sobald als möglich, die bei den Toten gefundenen militärischen Erkennungsmarken oder Identitätsausweise und eine Namensliste der von ihm aufgelesenen Verwundeten oder Kranken den Behörden ihres Landes oder ihrer Armee zu übergeben. Die Kriegführenden haben sich gegenseitig über den Aufenthalt, die Verschiebungen,

die Abgabe in Spitäler und die Todesfälle der in ihrer Gewalt befindlichen Verwundeten und Kranken auf dem Laufenden zu erhalten."

Wenn nun auch leider mancher deutsche Soldat, ohne daß es bekannt und gesühnt ist, heimtückischem Meuchelmorde zum Opfer gefallen sein mag, und mancher Andere seine Erkennungsmarke verloren haben mag, so kann die hohe Zahl der bleibend, nicht vorübergehend Vermißten doch nur erklärt werden, wenn man annimmt, daß die uns feindlichen Truppen und Soldaten sich entweder nicht verpflichtet fühlen, die bezeichneten Abkommen zu beachten oder daß die verantwortlichen feindlichen Truppenführer oder Organe die Vorschriften der Abkommen nicht befolgen. In dem einen wie im anderen Falle zeigt sich, wie schwach es mit der Theorie des Völkerrechts oder mit der Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis des Völkerrechts im Weltkriege bestellt ist. Die kontrahierenden Völker und Staaten haben dem Götzen der Humanität gehuldigt, das Christentum nicht respektiert, die von ihnen aufgestellten Regeln und Gesetze entbehren des Grundes, auf den allein Kultur und Recht mit Erfolg gestellt werden kann. Daß der Weltkrieg nicht noch grausiger geführt wird, ist dem Christentum der Völker Österreich-Ungarns und Deutschlands zu danken!

H. Tophoff, Landgerichtsrat a. D.



XXVII.

Von Genf über Marseille nach Algier und Tunis zur Kriegszeit.

Juni/Juli 1915.

Da die französischen Zeitungen schon seit Monaten nicht die geringsten Nachrichten bringen über Algerien und Tunesien, lag mir daran, mich aus dem Augenschein zu überzeugen, wie es in Wirklichkeit in diesen nordafrikanischen Kolonien aussieht. Da Südfrankreich, namentlich Marseille, in lebhaften Beziehungen zu Algier steht, und weil alles, was da drüben geschieht, hier seinen Widerhall findet, gebe ich in den folgenden Zeilen auch meine Eindrücke in Lyon und Marseille wieder.

Eine Stunde nach meiner Abfahrt aus Genf hatte ich die Paß- und Zollvisitation in Bellegarde bereits überstanden. Als Holländer hatte ich durchaus keine Schwierigkeiten, nur einige Fragen: Woher, wohin, weshalb? hatte ich zu beantworten. Den Schweizern und Russen, die sich in meinem Zuge befanden, fühlte man schon etwas schärfer auf den Zahn; am schärfsten werden die Franzosen angefaßt, man begreift in Frankreich einfach nicht, daß es in dieser Zeit noch Franzosen, Männer oder Frauen, geben kann, die sich im Auslande aufhalten. Die Zollbeamten fahndeten namentlich nach Schriftstücken und ausländischen Zeitungen, jedes Päckchen wurde geöffnet und eingehend untersucht. Die oberflächliche Leibesvisitation fand nur bei solchen statt, die den Beamten verdächtig erschienen.

Die französischen Eisenbahnen sind bei weitem nicht so für Militärzwecke in Anspruch genommen, wie dies in Deutschland der Fall ist, da Frankreich nur nach einer Front Krieg führt. Wenn jetzt also an Zügen nach dem Westen und Süden kein Mangel ist, so ist dies durchaus nicht als eine besondere Leistung einzuschätzen. Mein Zug war gut besetzt, aber größtenteils von Frauen, deren Männer in der Schweiz



Geschäfte besitzen oder dort beschäftigt waren; sie gingen meistens nach Paris, und ich konnte ihren Gesprächen entnehmen, daß sie nur ungern und vorübergehend die gastliche Schweiz verließen.

Vom Eisenbahnzuge aus konnte ich beobachten, daß die Webereien und Tuchfabriken an der Strecke von Culoz nach Ambérieu in Tätigkeit sind; hier arbeiten von jeher fast ausschließlich Frauen und Mädchen, deren Männer und Väter alle Jahre sechs bis neun Monate auswärts Erdarbeiten verrichten. Die Weingärten an den Bergabhängen machen einen guten Eindruck und lassen eine reiche Ernte erwarten. Im Lager von Sathonay, unweit Lyon, herrscht ein geschäftiges Treiben: 8000 ungediente Landstürmler und Rekruten sollen hier untergebracht sein und abexerziert werden.

Um 8.45 abends erreichte ich Lyon, also nach nur vierstündiger Fahrt. Lyon macht, wie alle größeren Städte in den kriegführenden Ländern, die nicht unmittelbar im Aufmarschgebiet der Armeen liegen, einen fast alltäglichen Eindruck. Freilich, wenn man die Augen etwas mehr öffnet, merkt man bald, daß das, was uns französische Zeitungen mitteilen, durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Man hofft wohl auf einen endgültigen Sieg, sieht auch ein, daß man, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, durchhalten muß, aber man denkt hierbei nicht gern nach darüber, wie das geschehen solle. Sehr vielsagend waren Äußerungen, die ich oft hörte: „Wir haben die Deutschen im Nordosten und die Engländer im Norden!"

Alle Industrien in Lyon und in Marseille, die sich nicht an den Heereslieferungen beteiligen, stocken. Es fehlt wohl nicht an Rohmaterialien, aber an Arbeitern und Technikern. Sogar in den Kohlenbergwerken bei St. Etienne liegt die Arbeit fast ganz darnieder; die Techniker befinden sich im Schützengraben und die italienischen Arbeiter, die zum Teil nur ungern dem Rufe zu den Fahnen gefolgt sind, duldet man in dem verbündeten Frankreich nicht, sie mußten einrücken! Die französische Frau eignet sich bei aller



Vaterlandsliebe und aller aufopfernden Hingabeweniger für die Praxis und die Erwerbstätigkeit als ihre deutsche oder englische Schwester. Sieht man einen jüngeren kräftigen Mann auf der Straße, gleichviel ob Franzose oder Ausländer, so ruft man ihm nach: „Warum bist du noch nicht im Schützengraben?“

Auf der Fahrt von Lyon nach Marseille sprach ich mit manchen Verwundeten, die einige Wochen Urlaub in die Heimat hatten; alle waren voll Bewunderung für die deutschen Soldaten, bei allem Patriotismus merkte ich bei ihnen nichts von Gehässigkeit. Die schmutzige Gehässigkeit gegen den Feind schüren die Daheimgebliebenen, die das Elend des Krieges nicht aus dem Augenschein kennen, und an erster Stelle alle Zeitungen ohne Ausnahme, gleichviel ob die Pariser oder die Provinzpresse.

Die Lebensmittel sind in Frankreich nicht viel teurer als vor dem Kriege. Täglich kommen ganze Dampferladungen Rinder und Schafe aus Algerien in Marseille an, auch große Mengen Gefrierfleisch aus Südamerika. In Marseille kostet z. B. das Kilogramm Rindfleisch 1.20 bis 2.50 Franken, Kalbfleisch 1.20 bis 2.10 Fr., Hammelfleisch 1.40 bis 3 Fr. und Schweinefleisch 1.60 bis 2.40 Franken. Die Ernte in Algier und in Tunis war eine überaus gute, auch die Ernte in Frankreich verspricht eine gute zu werden, sodaß das Kilogramm Weißbrot — anderes kennt man nicht — nur 40 bis 45 Centimes kostet.

In Marseille sind außerordentlich viele Verwundete untergebracht; viele haben an den Kämpfen auf der Halbinsel Gallipoli teilgenommen. Diejenigen, welche bereits ausgehen können, werden alle Nachmittage in der Stadt und Umgebung spazieren geführt. Sie kehren meistens reichlich beschenkt mit Blumen und Orangen in ihr Lazarett zurück. Auch einarmige Ghourkas und Sikhs sieht man nicht selten in den Straßen von Marseille; sie warten auf den ersten englischen Dampfer, der sie in ihre Heimat zurückbringen soll. Der Verkehr im Hafen von Marseille ist ein überaus reger: 30 bis 35 Dampfer kommen an jedem Tage



an oder verlassen den Hafen. Ich sah nicht weniger als 12 englische Kohlendampfer im Hafen de Joliette. Auch im alten Fort St. Jean, das ehemals der Aufenthalt für neu angeworbene Fremdenlegionäre war, herrscht ein reges Leben und Treiben: Täglich bringen die Dampfer aus Algerien Hunderte von Rekruten (minderwertiges Material!); zu Krüppeln geschossene Araber und Senegalneger warten hier ihre Abfahrt in die Heimat ab; ich sah auch einen Trupp deutscher Gefangener, die nach einem Gefangenenlager in Algerien abgehen sollten, in das Fort hineinmarschieren, etwa 60 bis 80 Mann. Unsere armen Feldgrauen!

Mit einem der täglich nach Algier abgehenden Dampfer der Compagnie générale transatlantique verließ ich Marseille. Unter 240 Passagieren befanden sich mindestens 200 Verwundete, die aus Algerien stammen. Die Überfahrt war sehr schlecht, die See ging außerordentlich hoch, sodaß auch ich tüchtig seekrank wurde; ich begrüßte daher am folgenden Mittag das von ferne auftauchende weiße Algier mit großer Freude. Derjenige, welcher jetzt zum erstenmal Algier besucht, merkt eigentlich nichts vom Kriege; jeder geht seiner Beschäftigung nach, als wenn der ganze benachbarte Kontinent durchaus nicht in das Riesenmeer von Blut und Feuer getaucht wäre, wie die hiesigen Zeitungen berichten. Das ist hier in einem gewissen Grade verständlich, denn die Monate Juni und Juli sind für Algier die Hauptgeschäftsmonate; da denkt jeder nur an seinen eigenen Vorteil, gleichviel ob Franzose oder Araber. Für den, der Algier von früher her kennt, hat sich aber doch viel verändert: Man sieht nur vereinzelt einmal einen französischen Soldaten, Zuaven oder dergleichen, sondern fast ausschließlich Senegalneger. Das ist natürlich den echten Arabern ein Dorn im Auge; denn an die französische Herrschaft hat er sich schließlich gewöhnt, wenn er auch niemals aufgehört hat, den Franzosen zu hassen; daß er nun einem Senegalneger, der ja doch mehr Heide als Mohammedaner ist, Platz machen muß, hat auf's neue den Groll der Araber erweckt.



Aber was wollen die Araber machen? Sie haben keine Waffen und sind auf Schritt und Tritt von Spitzeln umgeben. Frankreich hat sich in der arabischen Jugend, die die französischen Schulen besucht hat, und die moralisch verkommen ist und gern französelt, ein Heer von Spionen geschaffen. In den arabischen Kaffeehäusern, wo sonst so viel geredet und debattiert wurde, herrscht jetzt Grabesstille: einer traut dem andern nicht. Nur im Flüsterton hörte ich manchmal leise Hoffnungen aussprechen auf den Sieg der Türken. Beten mögen diese aufrechten Mohammedaner oft genug für das Kalifat, freilich nicht öffentlich und laut, wohl aber des Abends, wenn sie unter den Feigenbäumen am Abhange des Hügels, auf welchem sich die Kasbah erhebt, kauern und auf das von dem Ungläubigen beherrschte Algier hinabblicken. In nervöser Bewegung gleiten dann die hundert Steine des mohammedanischen Rosenkranzes durch ihre Finger.

In Constantine hörte ich mehrere Male die Äußerung: „O, hätten wir nur genug Gewehre!" Die Bewohner von Constantine haben sich noch immer nicht mit der französischen Herrschaft abgefunden, das weiß man in Frankreich ganz genau; man sieht daher auch in Constantine manchem durch die Finger, was man in Algier nie durchgehen lassen würde. Trotz aller Lockungen hört der Andrang von Freiwilligen unter Arabern und Berbern langsamerhand auf; es sind überhaupt meistens nur moralisch Verkommene oder Arbeitsscheue gewesen, die sich für die Tirailleurs algérieux haben anwerben lassen. Die „farbige Armee" Frankreichs hat ihre Höchstzahl erreicht, denn auch das Menschenmaterial im Sudan und in Senegambien dürfte bald erschöpft sein. Wie ich an mehreren zuverlässigen Stellen erfuhr, schmuggeln sich neuerdings sogar Eingeborene nach Marokko, wo sie sich den Aufständischen anschließen.

In Tunis hörte ich, daß der Bey so gut wie gefangen in Bardo sitzt. Die Sympathien der Tunesier — nicht derjenigen, welche sich Frankreich verkauft haben — sind zweifellos auf Seiten der Türken. Die zahlreichen, hier ansässigen



Italiener schreien laut um eine Verstärkung der Garnison; denn der eingeborene Tunesier haßt nicht nur den Italiener, sondern er verachtet ihn. Wie groß ist doch die Vaterlandsliebe dieser hunderttausend Italiener, die in Tunis ansässig sind! Wir mir gesagt wurde, sind nur 500 dem Rufe ihres Königs gefolgt und zu den Fahnen geeilt! Meistens waren es Arbeitslose!

In den Phosphatbergwerken in La Laverie und in Gafsa liegt die Arbeit fast ganz darnieder; es fehlt wohl nicht an Arbeitern, aber die französischen Ingenieure, Techniker und Werkmeister sind schon lange zur Armee eingerückt. Wie mir in Kairouan versichert wurde, hatten die Italiener schon damals alle Posten im Innern Tripolitaniens aufgegeben und nur in den Küstenplätzen kleinere Garnisonen zurückgelassen. Algerier und Tunesier, ich meine die vom alten Schrot und Korn, die echten Mohammedaner, die nicht französischen, haben neuerdings ihr Auge auf den Scheik der Senussi gerichtet. Sie wissen alle, daß sie selbst nichts tun können und daß ein Aufstand ihrerseits sofort im Blute erstickt werden würde. Es scheint, als ob der Scheik der Senussi wartet, bis die Franzosen und Italiener noch empfindlichere Niederlagen in Europa erlitten haben, bevor er die Italiener auch in den Küstenplätzen angreifen wird.

Natürlich sind die Eingeborenen in Nordafrika besser unterrichtet über den wirklichen Stand der Kriegslage in Europa, als die französischen Redaktionsbüros glauben. Der Nachrichtendienst bei den Mohammedanern ist geradezu bewundernswert, das habe ich früher schon häufig bemerkt. Von den weiteren Erfolgen der deutschen Waffen wird es abhängen, ob in Bälde in Nordafrika wieder ein unabhängiges Mohammedanerreich entsteht. „Wir werden schon siegen, wenn es auch noch lange dauert“, reden die Engländer den Franzosen ein, diese erzählen es den Arabern wieder; aber die letzteren lächeln ungläubig darüber und warten ab.

M. Roloff.



XXVIII.

Zum neuerlichen Friedensruf des Papstes.

11. August.

Auch der jüngste Friedensruf des Papstes ist ohne sichtbare Wirkung verhallt. Es ist wahr: der Ruf ist keineswegs im Kriegslärm überhört worden. Man hat ihn gehört. Alle Zeitungen haben davon gesprochen. Und man kann auch nicht sagen, daß die Art, wie die Zeitungen darüber gesprochen haben, etwa im Allgemeinen eine unehrerbietige oder gar höhnische gewesen wäre. Aber wer sollte den Anfang machen? Es hätte nahe gelegen, daß wenigstens eine der kriegführenden Mächte, wenn schon nicht der Kriegsparteien, erklärte, ihre Sache vertrauensvoll in die Hände des Papstes legen zu wollen. Das wäre gleichbedeutend gewesen mit der Anrufung der Friedensvermittlung des Papstes und konnte dem Papst den Anlaß bieten, auch die anderen Mächte zu einem gleichen Entschluß einzuladen. Es ist nicht geschehen; keine Macht wollte den Anfang machen. Aber auch wenn es geschehen wäre, so wäre die Aktion doch nicht über diesen ersten Schritt hinausgelangt, denn die italienischen Regierungsblätter haben darüber keinen Zweifel gelassen, daß Italien die Vermittlung des Papstes, ja selbst die bloße Teilnahme des Papstes an der Friedenskonferenz unbedingt ablehnen würde. Und wenn Italien auch der jüngste Partner im blutigen Ringen ist, so ist es doch gewiß nicht der unbedeutendste, über den man etwa einfach zur Tagesordnung übergehen könnte.

Bezüglich des heutigen Italien muß eben immer wieder auf die Entstehung desselben verwiesen und daran erinnert werden, daß dieses Italien keineswegs aus eigener Kraft entstanden, sondern im Grunde eine Schöpfung Napoleons III. ist. Napoleon aber hoffte mit dieser seiner Kreatur gleichzeitig zwei bestimmte Zwecke zu erreichen, einen politischen



und einen kirchlichen. Der politische Zweck war die dauernde Schwächung Österreichs, der kirchliche die ebenso dauernde Schwächung des Papstes. Als Mittel diente in beiden Fällen die Begünstigung des modernen, revolutionären Nationalitätenprinzips. Dieses Prinzip war der Hebel, mit welchem die Österreicher aus Italien und der Papst, wie Napoleon meinte, aus der Politik hinausgedrängt werden sollten. Für diese seine Ansichten oder Bestrebungen hat Napoleon sowohl die Federn eines Laguéronnière und About in Bewegung gesetzt, als auch persönlich die französische Armee über die Alpen in die lombardische Ebene gegen die Österreicher geführt. Dieser Zusammenhang der napoleonischen Pläne ergibt sich auch ganz chronologisch aus den Ereignissen selber. Es ist aber nicht notwendig, auf solche historische Details hier des Näheren einzugehen. Nur so viel sei erwähnt, daß, wenn das moderne Nationalitätenprinzip galt, wenn also jede Schriftsprachengemeinschaft das natürliche Recht auf politische Selbständigkeit besitzt, dann selbstverständlich die österreichische Herrschaft in Lombardo-Venetien keine innere Berechtigung hatte. Dann aber hatte ebenso selbstverständlich auch die weltliche Herrschaft des Papstes, der sogenannte Kirchenstaat, mindestens keine Berechtigung auf eine Sonderexistenz, sondern mußte ebenso wie die Lombardei und die anderen italienischen Fürstentümer in den italienischen Nationalstaat aufgehen.

In Beziehung auf den Kirchenstaat und die Stellung des Papstes aber hatte Napoleon sich noch eine besondere Theorie zurechtgelegt, mit deren Exposition und Begründung gleichfalls die vorhin genannten Autoren betraut worden waren. So hatte About unter Anderem speziell darzutun, daß der Kirche gegenüber dem Staate keinerlei Recht zustehe usw. Laguéronnière wieder hatte auszuführen, daß der Papst zwar unabhängig sein müsse, nur sollte es eben eine solche Unabhängigkeit sein, wie Napoleon sie meinte, so beschränkt, oder, vielleicht richtiger gesagt, so weltentrückt, daß dem Papst jede Möglichkeit und auch, wie Napoleon glaubte, jeder Anlaß und jede Versuchung zu irgendeiner Einmischung in die



Angelegenheiten der Staaten abgeschnitten bliebe. Eben deshalb auch sollte der weltliche Besitz des Papstes auf ein solches Minimum reduziert werden, daß das Oberhaupt der Kirche schon durch dieses Minimum von Weltlichkeit davor geschützt wäre, in irgendwelche politische Angelegenheiten verwickelt zu werden. Man hat für die hier dem Papst zugedachte Stellung verschiedene Bezeichnungen erfunden, wovon die üblichste wohl die geworden und geblieben ist: Völlige Trennung der Politik von der Religion.

Aus diesen zwei Auffassungen oder Aufstellungen heraus also, daß nämlich jeder Sprachgemeinschaft ein natürliches Recht auf politische Selbständigkeit zukomme und daß Politik und Religion ganz getrennte Gebiete seien, ist das heutige Italien entstanden, es ist der politische Ausdruck, die Inkarnation dieser Gedanken. Und wenn auch selbst in Italien, geschweige in Frankreich, keineswegs Alles genau nach der Meinung und dem Wunsche Napoleons gegangen ist, so kann doch kaum bestritten werden, daß seine italienische Kreatur, eben das heutige Italien, die ihr gestellten Aufgaben in der Hauptsache voll erfüllt hat. Österreich ist tatsächlich geschwächt worden und Italien hat auch in der Folge viel dazu beigetragen, Österreich in einem Schwächezustand zu erhalten. Und schon gar der Papst ist durch Italien wirklich nach bester Möglichkeit aller irdischen Beigaben entledigt und insofern auch allen irdischen Sorgen entrückt worden, so daß wohl Jedermann bezeugen muß, daß, wenn doch auch in dieser Beziehung Einiges zu wünschen übrig blieb, jedenfalls der Napoleonischen Kreatur daran keine Schuld beizumessen ist.

Zu Anfang der achtziger Jahre jedoch hat sich ein Ereignis vollzogen, das dazu bestimmt schien, in den Geschicken und Richtungslinien Italiens einen gründlichen Wandel anzubahnen: Italien ist in die Dreibundkombination eingetreten und damit förmlicher Bundesgenosse Österreichs geworden. Die Stellung des Papstes, selbst nur die äußere Stellung desselben, kann natürlich mit jener Österreichs nicht verglichen oder gar identifiziert werden. Man war aber doch berechtigt,



ja man war geradezu genötigt, anzunehmen und zu erwarten, daß das heutige Italien, nachdem es sich einmal entschlossen hatte, mit Österreich ein förmliches Allianzverhältnis einzugehen, die Napoleonischen Direktiven, also auch jene dem Papst gegenüber, wenn auch natürlich nicht im Handumdrehen, so doch allmählich und dann auch endgültig preisgeben und seinen Expansions- oder nationalen Erlösungstrieb, wenn es von einem solchen unwiderstehlich geplagt wurde, eher nach dem Süden und Westen (Malta, Tunis, Korsika, Nizza) statt nach dem Norden und Osten richten würde. Dadurch hätte es seine Machtstellung und Sicherheit gewiß bedeutend mehr gekräftigt und gefestigt, als dies durch die allfällige Besitznahme von meist unvergleichlich weniger fruchtbaren und auch strategisch viel unbedeutenderen Gebieten des Nordens und Ostens möglich wäre.

Was diese gewissen strategischen Momente anbelangt, die in der italienischen Verräter-Argumentation eine so große Rolle gespielt haben, sei hier eine Zwischenbemerkung gestattet. Als besonders ungünstig haben die italienischen Zeitungs-Strategen bekanntlich die Grenze im Friaul bezeichnet. Was sehen wir aber heute, wo die beiderseitigen Berufs-Strategen in voller Aktion begriffen sind? Auf der ganzen weiten Grenzlinie vom Stilfser Joch bis nach Belvedere an der Bucht von Pantano haben, wo es überhaupt geschehen ist, nur die Österreicher aus strategischen Gründen mehr oder minder große Gebiete preisgeben müssen, nirgends die Italiener. Speziell die Friauler Grenze haben die Österreicher sofort geräumt und sich auf beträchtlich rückwärts gelegene Stellungen zurückgezogen. Selbst was das Meer, die Adria, anbetrifft, konnte die österreichische Flotte bisher in der genannten Bucht von Pantano nicht einmal den Versuch wagen, die italienischen Operationen irgendwie zu stören. Nach allen bisherigen Erfahrungen also ist die jetzige Grenze strategisch gerade umgekehrt den Österreichern ungünstig und nur den Italienern günstig.

In Judikarien, im Etschtal, in Valsugana, in Primör,

in Ampezzo und endlich im Görzischen auf einer ziemlich langen Strecke konnten die Italiener mühelos in österreichisches Gebiet eindringen, wohingegen die Österreicher wenigstens im Anfang an gar keinem Punkt die italienische Grenze zu überschreiten vermochten. Wie alles Andere, ist demnach auch das, was die Italiener, sogar der große Prophet Scarfoglio des Neapeler Mattino, über die strategischen Schwächen der italienischen Grenze gejammert haben, eitel Lüge und perfide Heuchelei gewesen. Jetzt allerdings spricht ja keiner dieser viertausendjährigen Kulturträger mehr ein Wort davon. Und wenn sie etwa noch auf die Beschießung der südlicheren Ostküste Italiens durch die österreichische Flotte hinweisen wollen, so sei daran erinnert, daß der jüngst verstorbene französische Marineminister Pelletan bei einem Diner in Korsika mit einer Handbewegung ausgerufen hat: Hier, uns gerade gegenüber liegt Rom. Die viel wertvollere italienische Westküste ist solchen Flotten-Angriffen, namentlich von französischer Seite, noch viel mehr ausgesetzt, wie die entschieden weniger wertvolle Ostküste. Gerade auch die sogenannten strategischen Gesichtspunkte also, wenn es auf diese ankam, hätten die Italiener erst recht in der Frontveränderung bestärken müssen, die sie mit dem Eintritt in die Dreibund-Kombination vollziehen zu wollen schienen.

Nun wußten wir auch schon früher, daß der Dreibund in Italien, wenigstens in der politisierenden städtischen Bevölkerung nie recht populär gewesen ist. Um so entschiedener schienen die offiziellen Kreise an der Dreibundspolitik festzuhalten. Vom König Humbert haben manche Leute gemeint, daß er eher seinen Kopf riskieren als sich vom Dreibund abdrängen lassen wollte. Vielleicht auch war es eine Zeit lang wirklich ernst mit dem Dreibund gemeint. Die italenischen Regierungsmänner einer erheblichen Reihe von jüngeren Jahren aber haben jetzt von Viviani und Sasanow öffentlich das kompromittierende Zeugnis ausgestellt erhalten, daß sie schon von Anbeginn ihrer Tätigkeit Bundesgesinnung nur geheuchelt und in Wirklichkeit immer nur darauf bedacht ge-



wesen sind, bei günstig scheinender Gelegenheit dem österreichischen Bundesgenossen den Bravodolch in den Rücken zu stoßen. In seiner Art und bis zu einem gewissen Grade hat dies der Vorgänger Sonninos, der Marchese di San Giuliano, wie jetzt bekannt geworden ist, sogar ausdrücklich zugestanden. Schon der Schatten der Möglichkeit, daß Österreich seine Balkanposition festigen und verstärken könnte, hatte ihn in quälende Unruhe versetzt. Unverblümt äußerte er bereits am 21. Juli v. Js., also noch vor der Überreichung des österreichischen Ultimatums an Serbien, dem österreichischen Botschafter gegenüber Folgendes: Italien wünsche ein starkes Österreich, aber so wie es sei, ohne territoriale Vergrößerung. Den ersten Satz hatte er schon früher dem Grafen Berchtold in Abbazia gesagt, mit dem Aber, mit der Einschränkung jedoch ist er erst aus eben dem genannten Anlaß herausgerückt. Diese Einschränkung sagt schon an und für sich genug. Ihre volle Bedeutung aber erhalten diese Worte erst, wenn man sich erinnert, daß Italien seinerseits sich kurz vorher Lybien und eine erkleckliche Anzahl türkischer Inseln angeeignet hatte. Italien also konnte und sollte sich vergrößern, Österreich aber dürfte dazu nur applaudieren. Italien, so fügte dann San Giuliano noch mit einer gewissen Offenherzigkeit, die man auch Cynismus nennen könnte, bei, Italien sei nun einmal liberal, seines revolutionären Ursprungs eingedenk und habe für irredentistische Manifestationen wo immer — also natürlich auch für die serbischen — Sympathie. Im Grunde genommen also hat schon San Giuliano den ganzen Dreibundvertrag dem österreichischen Botschafter zerfetzt vor die Füße geworfen. Jedoch aus Gründen, die hier zu erörtern zwecklos wäre, hat er noch den äußeren Schein und die Form zu wahren gesucht, bis Sonnino auch darauf verzichten zu können glaubte und sogar über den Standpunkt San Giulianos noch weit hinausgegangen ist.

Also auch das offizielle Italien ist, wenn es überhaupt je die Absicht hatte, seinen revolutionären Traditionen zu



entsagen, alsbald wieder zu denselben zurückgekehrt und hat damit neuerdings das Sprüchwort on revient toujours usw. seiner französischen Väter wahr gemacht. Es hat sich wieder offen zu den Feinden Österreichs geschlagen, und sich auch sofort wieder als unentwegten Gegner des Papstes gemeldet, als sich, wenn auch nur ganz entfernt, die Möglichkeit zeigte, daß dessen Einfluß wieder mehr zur Geltung kommen könnte. Der Papst, so sagte die italienische Regierungspresse, wolle mit seinen Friedensmahnungen nur politischen Einfluß zurückgewinnen, und das allein sei für Italien Grund genug, auf seiner Hut zu sein.

Gewiß kann niemand als unbekehrbar gelten. Aber nach menschlicher Berechnung bleibt es wohl dabei, daß der Papst seine segensreiche Wirksamkeit erst dann wieder voll und frei wird entfalten können, wenn das heutige Italien nicht mehr sein wird. Was Österreich anbelangt, so kämpft es eben jetzt auch mit Italien um seinen Bestand, und wenigstens bisher hat es nicht den Anschein, als hätte die Vorsehung darüber im Sinne seines falschen Bundesfreundes beschlossen. J—l.

XXIX.

Kürzere Besprechungen und Notizen.

1. Eck auf der Kanzel. Im Jahre 1865 veröffentlichte Th. Wiedemann eine umfangreiche Geschichte des Lebens und Wirkens der streitbaren Theologen Dr. Johannes Eck, welcher wohl als einer der ersten seiner Zeit die ganze Tragweite des Auftretens Luthers durchschaute. Dann ruhte die Forschung lange Jahre; wohl feierte man in Ingolstadt im November 1886 den vierhundertjährigen Geburtstag des verdienten Mannes, der an der dortigen Hochschule von 1510—1542 als Professor, an der Liebfrauenpfarrei als Seelsorger vom 1. November 1525 bis 2. Februar 1532 gewirkt hatte, aber das kultur- und religionsgeschichtlich äußerst wertvolle Pfarrbuch Ecks blieb im



Pfarrarchiv verborgen, bis es endlich 1908 Dr. Josef Greving, damals Privatdozent in Bonn, in mustergiltiger Weise herausgab. Dieser strebsame Gelehrte hatte seine Sammlung „Reformationsgeschichtliche Studien und Texte" 1906 mit einer eingehenden Untersuchung über Ecks Jugendschrift Chrysopassus praedestinationis aus dem Jahre 1514 eröffnet. Neuerdings hat Dr. Augustin Brandt in Bonn dem Predigtwerke des gewandten und schlagfertigen Kontroverstheologen seine Aufmerksamkeit zugewendet und uns mit einer herrlichen Studie beschenkt über die Frage: Wie und was hat Eck gepredigt während seiner Pfarrführung in Ingolstadt?[1]) Die Universitätsbibliothek München besitzt im Kodex 125 noch das Buch, welches Eck bei Beginn seiner pfarramtlichen Wirksamkeit 1525 angelegt hat, in welchem er seine Predigten mehr oder minder ausführlich eingetragen hat. In der kurzen Zeit von sechseinhalb Jahren hat derselbe 456 Predigten gehalten; gewiß: Eck hat als Pfarrer die Verkündigung der göttlichen Offenbarungswahrheiten nicht verabsäumt. Von 1538—1540 war er wieder provisorisch mit der Leitung der oberen Pfarrei zu Ingolstadt betraut: am Osterfeste 1542 hat er das letzte Mal die Kanzel bestiegen; am 10. Februar 1543 ward er der Zeitlichkeit entrückt. Gepredigt wurde nicht blos an Sonn- und Feiertagen und letzterer waren es trotz der Verminderung von 1524 bedeutend mehr als heute, sondern auch an Werktagen in der Fastenzeit, vorzüglich in der Karwoche. Eck hat sich stets auf die Predigten gut vorbereitet, nur vereinzelt bemerkt er, daß er aus dem Stegreife gesprochen habe; gewöhnlich dauerten die Vorträge $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden.[2]) Manchesmal, wie bei den Homilien über das Johannisevangelium, tritt mehr der gelehrte Professor als der praktische Volksseelsorger in den Vordergrund; aber immerhin ist die Kenntnis

---

1) Johann Eck's Predigttätigkeit an U. L. Frau zu Ingolstadt (1525 bis 1542). Von Dr. Aug. Brandt, o. ö. Professor der Pastoraltheologie in Bonn. Münster i. W. 1914 Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung XII und 239 S. Preis geh. 6,40 ℳ (Heft 27 und 28 der Reformationsgeschichtlichen Studien und Texte).

2) Die Karfreitagspredigten dauerten durchschnittlich 3 Stunden (S. 85.)

und die Verwertung der hl. Schrift staunenswert; es wurden ganze Bücher in Reihenpredigten behandelt, so der Prophet Malachias, die Apostelgeschichte. Abweichend von der heutigen Gepflogenheit beobachtete Eck folgenden Gang der Predigt: Vorspruch, Erläuterung desselben, Gebet oder Lied, Lesung der Perikope, Erläuterung derselben. Am Schlusse der Einleitung folgte meistens die Verkündigung der einfallenden Feste und Jahrtage. Nach der Predigt wurden das Glaubensbekenntnis, die offene Schuld, das allgemeine Gebet verrichtet. Die meisten Predigten Ecks sind eindringliche Glaubensbelehrung, in welcher vor allem der Gottmensch Jesus Christus in den Vordergrund gestellt wird. Überall suchte der Prediger die gesicherte dogmatische Grundlage zu schaffen, um daraus die sittlichen Folgerungen abzuleiten. Dies tritt besonders in den Vorträgen über die hl. Sakramente, wobei die beiden Geheimnisse der Buße und des Altares in ihrer Heilsnotwendigkeit mit Vorliebe behandelt werden, hervor; natürlich wurden auch die gegenteiligen Auffassungen der Glaubensneuerer nicht mit Stillschweigen übergangen. Von kraftvoller Begeisterung für des deutschen Reiches Ehre und Würde sind Ecks Türkenpredigten getragen, aber auch durchweht von schmerzlichen Empfindungen über der Fürsten Uneinigkeit und Sondergelüste; sonst nahm der Pfarrherr von Ingolstadt selten Rücksicht auf die politischen Ereignisse seiner unheilschwangeren Zeit; zu Ostern 1531 besprach er auf der Kanzel den Augsburger Reichstagsabschied des Vorjahres. Wenn es galt Mißbräuche, Ärgernisse in der Gemeinde abzustellen, so sprach er mit Freimut; die Ausschweifungen der Karnevalszeit, die schamlose Tracht der Frauen, die Vernachlässigung der Predigt, die Kälte gegen das allerheiligste Altarssakrament rügte er mit dem Feuereifer eines hl. Bernhard. Scharfe Worte fielen auch gegen treulose pflichtvergessene Mönche und Priester.

Eck hatte eine hohe Auffassung von der Wichtigkeit des Predigtamtes; er hat deßwegen sich nicht zufrieden gegeben, in seinen gedruckten Predigten anderen Priestern Materialien an die Hand zu geben, er hat als Pfarrer mit unverdrossener Ausdauer den Samen des göttlichen Wortes auf der Kanzel der



Liebfrauenpfarrei zu Ingolstadt ausgestreut und sich in Schrift und Wort den Sturmfluten der religiösen Neuerung des 16. Jahrhunderts entgegengestellt. Hirschmann, Greding.

2. Ein Vorkämpfer der katholischen Sache in Südwestdeutschland †. Am 15. Juni sah die weit überwiegend protestantische alte schöne Stadt Neustadt an der Hardt, der alte kulturelle Mittelpunkt der Vorderpfalz, ein wahrhaft imposantes Leichenbegängnis durch die Straßen ziehen: zahllose geistliche und weltliche Trauergäste geleiteten den nach längerem Leiden, jedoch unerwartet verstorbenen Stadtpfarrer Dr. Michael Glaser zu Grabe. Allgemeine Trauer gab sich dabei kund, wie allgemeine Beliebtheit den vortrefflichen Priester und Menschen während seiner vielseitigen gesegneten Tätigkeit umgeben hatte. Ein sehr schwerer Schlag ist dieser doch überraschende Tod, der freilich als Erlösung von mehrmonatiger qualvoller Krankheit gelten muß, für den weitschichtigen Wirkungskreis des unermüdlichen Mannes, eine kaum absehbar auszufüllende Lücke im Klerus der Diözese Speyer. Auch in einer Zeit, da das einzelne Menschenleben billig geworden ist, erscheint es als ein tragisches Geschick, daß dieser hochbegabte, geistreiche Mensch der Tat im Mittag des Lebens einem tückischen Leiden zum Opfer fallen mußte. Er, der aus seiner ehrlichen Überzeugung vor der Öffentlichkeit niemals ein Hehl machte, auch dann nicht, wenn sie vielleicht manchen Ohren unangenehm klingen mochte. Ja, er war ein Mann des öffentlichen Lebens. Seine hervorragende Rednergabe schon hatte den edeln Verblichenen zum Liebling weiter Kreise des Volkes gemacht, für das er immer ein warmes Herz an den Tag legte, wie er doch seit Jahren als Bezirkspräses der katholischen Arbeitervereine des ganzen ausgedehnten deutschen Neustädter Gaues mit den kleinbürgerlichen Kreisen in engster Fühlung stand. Wenn Dr. Glaser in Versammlungen das Rednerpult betrat, hing alles an seinem Munde, und schon der erste Satz sicherte ihm vollste Aufmerksamkeit und zündete. Darauf setzte ein geistreicher Witz ein, bei dem Beherrscher eines schlagenden Humors kein Wunder, und namentlich bei politischen Anlässen folgte eine sarkastische



Glosse, und doch walteten tiefer Ernst und strenge Folgerichtigkeit vor, mit denen er die ganze Schwere des vorschwebenden Problems entrollte — alles in einem Vortrag, der die Zuhörerschaft durchweg in Spannung hielt. Pfarrer Dr. Glaser war auch ein bedeutender Politiker, der den Standpunkt der Zentrumspartei (bei der letzten bayerischen Landtagswahl im Kreis Neustadt-Edenkoben auch als Kandidat) stets maßvoll in der Form vertrat und den politischen Kampf ohne jede den Gegner verletzende Schärfe führte. Denn persönlich besaß der Entschlafene zwar ein ungemein lebhaftes Temperament, war aber wie ein glänzender Gesellschafter, ein liebenswürdiger gutherziger Mensch. Er trug nie etwas nach und hatte, soweit es auf ihn ankam, keinen Feind. Wer war entgegenkommender als er gegenüber ernstem Streben und Wissensbedürfnis?

Ein Mann reichsten Wissens auf den verschiedensten Gebieten, verfügte er namentlich über ausgebreitete Einzelkenntnisse in der Geschichte — voran der Pfalz und Neustadts (für dessen Chronik er umfängliche handschriftliche Sammlungen hinterläßt) — und der Kulturgeschichte. Seine Bibliothek zeigte hierin nicht den Liebhaber, sondern den Fachmann.

Man erkennt nach alldem, welch bedeutende Gestalt mit dem erst 51jährigen ausgezeichneten Mann dem Pfälzer Katholizismus gestorben ist. Zu Deidesheim 1863 geboren, hat Dr. M. Glaser seit der Priesterweihe, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt am Campo Santo in Rom, durchweg in seiner geliebten heimatlichen Rheinpfalz gewirkt, seit Herbst 1899 als 1. Stadtpfarrer und Distriktsschulinspektor zu Neustadt a. d. H. Daselbst ist er als der erste im Amt stehende katholische Pfarrer nach Pfarrer Magel, dem Bauherrn der dortigen Pfarrkirche, dessen Grabmal aber verschollen ist, gestorben, und die Stadt ehrte sich selbst, indem sie dem geistlichen Haupte der konfessionellen Minderheit ein Ehrengrab stiftete. Noch stärker aber empfinden natürlich seine Pfarrkinder im engeren und weiteren Sinne den wahrhaft unersetzlichen Verlust — im letzten Ende die Pfälzer und die südwestdeutschen Katholiken überhaupt, denen er als vollbewußter und sicherer Träger der besten katholischen Überlieferungen vorbildlich und als ein anerkannter Führer voranleuchtete. Die großartige Totenfeier, der fast der gesamte katholische Klerus der Rheinpfalz beiwohnte, legte deutlich Zeugnis ab von dem außerordentlichen Rang, den man weit über die glaubensgenössische Bevölkerung hinaus dem bedeutenden Gottesmann, Menschen und Gelehrten beigemessen hatte. F.



XXX.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

II.

Vollendete Tatsachen lassen sich bei einer Rückschau auf vergangene Jahrhunderte weit besser verstehen als in der Beleuchtung, womit eine kurzlebige und kurzsichtige Gegenwart dieselben schönfärberisch aufzuputzen sucht. Nicht an den Blüten, an den Früchten erkennt man den Baum; erst nach einer langjährigen Entwicklung offenbart sich im Weltgericht der Geschichte die Unnatur verkehrter Gedanken und Grundsätze, durch welche zwar zeitweilig große Erfolge erzielt werden können, schließlich aber namenloses Unheil angerichtet wird. Würde ein Richelieu, unglückseligen Angedenkens, der durch seine realpolitische Schlauheit Frankreichs Übergewicht in Europa begründet und dadurch dem Absolutismus des Sonnenkönigs ebenso wie der Revolution vorgearbeitet hat, heute sein heißgeliebtes Frankreich sehen, wie es seit 100 Jahren dreimal niedergeworfen am Boden liegt, er würde zweifelsohne seine erfolgreiche Politik bis in den Grund der Hölle hinab verfluchen; statt auf Machiavelli zu schwören würde er jedenfalls lieber zur Anschauung eines Hugo Grotius sich bekennen, der in seinem Werk über das Recht des Krieges und Friedens es für selbstverständlich hält, daß für den friedlichen Bestand der christlichen Völkergemeinschaft vor allem Gerechtigkeit und frommgläubige Gesinnung ausschlaggebend sind.



Allerdings wird ein Volk im Drang und Sturm unersättlicher Begierden und hochaufflammender Leidenschaft rascher und leichter zur Herrscherstellung einer sogenannten Großmacht sich erheben als im gemessenen Gleichschritt jener Zurückhaltung, womit Recht und Billigkeit den wilden Ungestüm der Massentriebe im Zaum halten. Ob aber ein Volk dabei glücklich werden wird? Nach dem Zeugnis der Geschichte sind Größenwahn und Machthunger stets sehr zweifelhafte Triebkräfte gewesen; namentlich Frankreich hat damit die denkbar schlimmsten Erfahrungen gemacht. Dieses Land hat wie kein anderes in den Fieberkrämpfen chauvinistischer Anwandlungen seine besten Kräfte aufgezehrt und dadurch in stets gesteigerter Progression seine Geschichte verunstaltet.

Bereits im tiefsten Mittelalter, ja schon früher, haben seine ruhelosen Geister sich gegenüber dem erwählten und durch die Vorsehung berufenen Träger des römisch-deutschen Kaisertums zurückgesetzt gefühlt, als sei es gemäß dem alten Spruch: gesta Dei per Francos — eine Pflicht des Lenkers aller Dinge, ohne sie nichts von Bedeutung zu unternehmen. Diese unglückselige Eifersucht vererbte sich von der Zeit der Kreuzzüge auf die Tage des Exils der Päpste in Avignon; — ganz natürlich, für ein Volk von der heißblütigen Art der Franzosen wäre es sehr verwunderlich gewesen, wenn sie nicht alles, was in der Welt das Höchste ist, Papsttum und Kaisertum, für ein ihnen allein zukommendes Vorrecht angesehen hätten.

Und dann erst die hochfliegenden Extravaganzen der französischen Politik in den letzten 300 Jahren! Wenn es ein Vorzug ist, immer und überall Unruhe zu stiften und die Brandfackel des Krieges in alle Länder zu tragen, dann hat ohne Zweifel Frankreich jeden Rekord weit überflügelt. Kein anderes Volk hat so oft zu den Waffen gegriffen als das französische. Von den 1700 Kriegsunternehmungen, unter welchen Europa in der Zeit zwischen 1618—1905 zu leiden hatte, treffen 1079 (63 %) auf Frankreich.



Wenn aber, wie Bischof Keppler in seiner Leidensschule (S. 101) so zutreffend betont, der Krieg der Inbegriff und das Vollmaß aller leiblichen und seelischen Peinen ist, die über ein Volk kommen können, dann kann es für ein Volk kein größeres Unglück geben, als wenn der Nationalstolz in demselben fort und fort künstlich genährt und aufgestachelt wird. Etwas anderes ist bei einem Volk das edle Bewußtsein einer richtig verstandenen Kulturmission und etwas anderes die übertriebene Vorstellung einer blos eingebildeten Größe. Bescheidenheit ist etwas, was auch einer großen Nation wohl ansteht und sehr zu statten kommt. Wie viele Enttäuschungen würden Frankreich erspart geblieben sein, wenn es, statt ein Einheitsstaat zu werden, sich in Weise eines Bundesstaates mit föderativem Charakter entwickelt haben würde! Das hätte weit mehr dem Walten der göttlichen Weisheit entsprochen und Volk und Fürst innerhalb der Schranken jener Ordnung gehalten, ohne welche die christliche Gerechtigkeit nicht bestehen kann.

Ein Überblick über die gesamte Entwicklungsgeschichte der Neuzeit läßt unschwer erkennen, daß Gerechtigkeit und Friede unter den Völkern dort weit mehr gesichert sind, wo eine Anzahl kleinerer Fürsten unter der Hegemonie eines hervorragenden Herrschers sich zusammenschließen, als dort, wo in strammer Einheit alle Volksstämme und Provinzen eines Landes zu einem Koloß großen Styls zusammengeschweißt sind. Man braucht nur im Kampf um die eine und unteilbare Republik an den Streit der Girondisten mit der Bergpartei zu denken und an die Einheitsfanatiker der Frankfurter Nationalversammlung, um zu erkennen, daß die nationale Einheit überall dort auf einer viel gesünderen Basis steht, wo neben derselben auch ein vernünftiger Regionalismus zur Geltung kommen kann.

Staatsgebilde, welche wie Österreich und Deutschland einer größeren Anzahl von Fürsten und Völkern zur freien Entfaltung ihrer Eigenart Luft und Licht lassen und Sicherheit bieten, entsprechen weit mehr einer gesunden Kulturauf-



fassung und Rechtsentwicklung als die streng einheitlich gerichteten Reiche des Vierverbandes, in welchem es der rechtlosen Gewalt gelungen ist, innerhalb der Grenzen eines Landes alle Widerstände entgegenstehender, selbständiger Machtfaktoren zu brechen und niederzuwerfen. Die mehr mechanischen Wirkungskräfte der rohen Gewalt, welche hier sich geistlos geltend machen, können den Vergleich nicht wagen mit den organischen Bildungskräften, welche dort ohne Zwang Kraft und Leben erzeugen.

Im gegenwärtigen Kriege konnte von Anfang an kein Vernünftiger im Zweifel sein, auf welcher Seite die rohen Kräfte sind, die sinnlos walten. Sofort nach der Kriegserklärung ließen die rohen Ausbrüche der ungezügelten Volkswut in Paris und Brüssel, in Petersburg und London deutlich erkennen, mit welch schamloser Siegesgewißheit das gegen Recht und Gewissen gänzlich abgestumpfte Prinzip der Majorität sich anschickte zum Kampf gegen das Prinzip der Autorität. Ohne jemals im geringsten das Bedürfnis zu fühlen, in seinen Proklamationen den Namen Gottes nur auszusprechen, stellte sich der Goliath der Gewalt in Paris und London an die Spitze der wilden Völker von drei Weltteilen und pochte, als hätte der kriegerische Übermut von mehreren Jahrhunderten sich in ihm verkörpert, mit schamloser Frechheit auf die größere Nachhaltigkeit seiner unerschöpflichen Milliarden und auf das Übergewicht der Masse und der Zahl. Diese Verwegenheit wurde noch übertroffen durch den Superlativ der äußersten Verlogenheit, womit sich die unheilige Allianz der Ententemächte aller Welt als Wächterin der Zivilisation vorzustellen suchte. Dagegen waren sich die Herrscher der Zentralmächte jederzeit der Würde und der Pflichten bewußt, welche das Autoritätsprinzip seinen Vertretern auferlegt. Wüste Pogromszenen wie in Paris und London, in Moskau und Mailand sind in Deutschland und Österreich nirgends vorgekommen.

Sieht man sich so in beiden Lagern die gegenüberstehenden Mächtegruppen etwas näher an und die Kräfte,



die hier und dort wirksam sind, dann scheint es fast, als ob der Genius der Geschichte in gerechtem Zorn über die Zerstörungen, welche der Geist der Auflehnung und Unordnung an den Rechtsgebilden der Vergangenheit angerichtet hat, sich wieder eines besseren besinnen und die Völker nach den tollen Streichen ihrer Flegeljahre wieder zu einer Rechtsschwenkung veranlassen wollte.

Ein großes Staatsgebilde, welches die Kräfte eines Volkes zu einer machtvollen Einheit zusammenfaßt, mag immerhin etwas sein, was für die Volksgenossen viele Vorteile bietet und durch den Glanz seiner Größe denselben nicht geringen Reiz gewährt. Es frägt sich nur, von welcher Art die Kräfte sind, die im Prozeß der Entwicklung desselben wirksam waren. Man denke an Italien. Auch diesem Lande wäre viel Unheil erspart geblieben, wenn im Gegensatz zu der mazzinistischen Richtung die maßvollen Einheitsbestrebungen eines Rosmini, Gioberti und Cesare Balbo, denen selbst der Kardinal Pecci nicht ferne stand, zur Durchführung gekommen wären. Die nationale Erhebung und Einigung Italiens wäre dann ohne Depossedierung der verschiedenen Regionalfürsten und ohne Vernichtung des Kirchenstaates zustande gekommen, und vieles wäre dann an ererbten Gütern der christlichen Vergangenheit erhalten geblieben, was durch die radikalen Stürmer der revolutionären Bewegung zertrümmert worden ist. Das also geeinigte Italien wäre nicht ein Produkt der Überstürzung und ein politisches Unding gewesen und würde sich als ein gleichartiges Glied mit den beiden Zentralmächten Österreich und Deutschland in den Dreibund ebenbürtig eingefügt haben.

Diese beiden Föderativstaaten halten zur Zeit in festgeschlossener Einheit mit kräftiger Faust in Zentraleuropa die Fahne fest, auf der geschrieben steht: Gerechtigkeit, Mäßigung und Klugheit! Hat doch in ihnen der altchristliche Völker- und Fürstenkonzern sich noch einen Rest jenes Gemeinbewußtseins bewahrt, welches früher die Völker Europas

zu einer friedlichen Rechtsgemeinschaft solidarisch verbunden hat. Hier im Herzen Europas pulsiert noch immer mit ziemlicher Stärke der große Einheitsgedanke jenes Friedens, dessen berufenster Vertreter das Papsttum ist, von dem das treulose Italien zu seinem eigenen Verderben sich ebenso losgesagt hat wie vom Dreibunde selbst. Durch diese widernatürliche Trennung vom Herzen der Einheit ist dem Zustand der Auflösung und Zerrüttung, in welchem Europa sich zur Zeit befindet, so recht erst das Siegel aufgedrückt worden. Im Prozeß des allgemeinen Verfalls aller Lebenskräfte, wo im Laienstaat ohne Priester und Gottesdienst alles getrennt erscheint, was Gott verbunden hat, nicht blos der Staat von der Kirche, sondern auch die Schule von Gott — hätte wahrlich noch etwas gefehlt, wenn nicht auch das Todeszeichen der Trennung des Hauptes von den Gliedern in der gänzlichen Ausschaltung des Papsttums noch dazu gekommen wäre.

Die ruhmredigen Kundgebungen, mit welchen die Wortführer der Loge den Treubruch Italiens als eine Wiedergeburt der Größe Italiens gefeiert haben, lassen deutlich erkennen, was man der Idee einer christlichen Gemeinschaft der Völker Europas als Ersatz für den Frieden des Gottesreiches entgegenstellen will. Was nach dem jetzigen Krieg im Sinn und Geist der Loge programmäßig erwartet wird, ist nicht eine christliche Völkerverbrüderung in Weise einer monarchischen Staatenunion, sondern eine atheistische Weltrepublik im Sinne der alten Römerherrlichkeit.

Diese Herrlichkeit soll sich, versteht sich mit der Spitze in Rom, wieder erheben aus dem Schutt der zertrümmerten Kaiserreiche — so schnatterten in allen Tonarten die kapitolinischen Gänse ihren Siegesgesang hinaus in alle Welt.

Aber die Herren Brüder in England haben den Panlatinismus der Sänger des Kapitols ein wenig anders verstanden, sie haben denselben nicht deshalb mit ihrem Golde bezahlt, um die Weltherrschaft, die sie für sich selber benötigen, neidlos an die große Nation der Zukunft,



an die Italiener zu überlassen. Ihre Menschheitsideale vertragen sich überhaupt nicht gut mit dem Gedanken an große und mächtige Völker, in den Rahmen ihrer Politik lassen sich nur kleine Völker und Reiche einpassen, welche wie Portugal und Belgien das Bedürfnis empfinden, sich von England beschützen zu lassen. Überhaupt nehmen sich in den Gedanken der englischen Diplomatie alle Dinge ganz anders aus als in den Blättern, die in aller Welt von ihnen bedient und bezahlt werden. War der Panslavismus, wie bestimmt versichert wird, weit mehr ein Kunstprodukt der englischen Schürteufel als eine Eigenleistung der russischen Bauern, so war auch der Panlatinismus ganz anders gemeint im nebligen London, als er von den Hitzköpfen der südländischen Sonne verstanden wird.

Imperialistische Instinkte darf sich nicht jeder erlauben, sie sind ein ausschließliches Vorrecht der überkaiserlichen Großherrn des Geldes in London und dulden keine Nebenbuhlerschaft. Diesen war es immer dann, wenn sie am lautesten von der Erhaltung des Gleichgewichtes sprachen, zumeist um ihr eigenes Übergewicht zu tun; sie haben es auch vortrefflich verstanden, durch Ausnützung der Uneinigkeit der Mächte genügend Trümpfe in die Hand zu bekommen für ein Solo, um alle anderen matt zu setzen.

Um die sogenannte Gleichgewichtstheorie ist es überhaupt eine eigene Sache, derselben liegt wie allen Phrasen der liberalen Weltanschauung mehr Thorheit als Weisheit zu grunde. Man spricht davon erst von jener unglücklichen Zeit an, seit die christliche Völkerfamilie das Gleichmaß der richtigen Verteilung ihrer Kräfte verloren hat, weil das geistige Band zerriß, das sie innerlich zusammenhielt. So lang das christliche Königtum in voller Anerkennung der Oberherrschaft Gottes über alles voll und ganz und unverfälscht von Gottes Gnaden war, war kein Grund, im Verhältnis der verschiedenen Reiche zu einander von sogenannten Großmächten zu sprechen, die in gegensätzlicher Spannung beständig sich die Wage hielten, sowenig die Glieder eines



gesunden Körpers zu ihrem Lebenszentrum feindlich sich verhalten. Einen solchen Zustand wechselseitiger Hoch- und Höherstreberei würde man zu einer Zeit, als statt der Schlauheit noch die Weisheit das Völkerrecht diktierte, nicht für einen Zustand der Ordnung und des Rechtes, sondern für einen Zustand der Unordnung und des gestörten Gleichgewichtes gehalten haben. Das scheinbare Übergewicht des römischen Kaisers wurde, weil man dafür hielt, daß auch im Verhältnis der Fürsten zueinander nur dann von einer wahren Ordnung die Rede sein könne, wenn kraft göttlicher Rechtsausgleichung unter ihnen nicht bloß eine Gleichstellung, sondern auch eine Über- und Unterordnung sei, nicht als eine Störung des Gleichgewichts empfunden. Weil alle insgesamt, Papst und Kaiser nicht ausgenommen, sich als Untertanen desjenigen fühlten, welcher allein der Allerhöchste ist, kam es keinem in den Sinn, sich als Souverän mit dem Superlativ der höchsten Erhabenheit Gott selbst gleichstellen zu wollen. Es lebte in ihrer tiefsten Seele das Bewußtsein, daß sie nur Gottes Stellvertreter seien. Dieses Bewußtsein war für die Völker eine stärkere Schutzwehr als die Waffenrüstung der stehenden Heere.

Die historische Entwicklung der sogenannten Großmächte hielt in der Periode der Gleichgewichtspolitik gleichen Schritt mit dem stets größeren Anwachsen der stehenden Heere zum Zeichen, daß diese Zeit weit mehr eine Zeit der Unsicherheit und des verlorenen Gleichgewichtes genannt werden muß als eine Zeit des Friedens und der Ordnung. — Je mehr die Zahl der großen und kleinen Selbstherrscher sich vermehrte, welche anstelle des früher einzigen Kaisers mit dem Anspruch absoluter Machtvollkommenheit sich erhoben, umso mehr näherte sich das Allgemeinbefinden der europäischen Staaten den Zuständen des Faustrechts in der kaiserlosen Zeit; von einem wahren Frieden konnte seit der Auflösung der geistigen Einheit Europas überhaupt nicht mehr die Rede sein. Was man seit 1648 zwischen den einzelnen Friedensschlüssen Friede genannt hat, war im grunde nichts anderes als ein bestän-



diger Waffenstillstand, der mit Unterbrechung nur mühsam aufrecht erhalten wurde. Fast jedes Jahrhundert begann mit einem blutigen Weltkrieg; je mehr dabei abwechslungsweise ein Staat an Macht und Größe gewann auf Kosten der anderen, um so mehr wurde Europa selbst eine Null; je mehr sich das Schuldbuch seiner Geschichte mit vollendeten Tatsachen des Fluches belastete, um so mehr wurde der von der Vorsehung bevorzugte Weltteil ein freies Jagdgebiet für Kulturwilderer der allerschlimmsten Sorte. Machiavelli feierte wahre Triumphe und von den Schülern seiner Kunst suchte einer den andern zu übertrumpfen. Es ist leider wahr, was ein berühmter Geschichtsforscher von den Gaunerstreichen der modernen Diplomatie behauptet hat: selbst ein Räuberhauptmann würde sich vor den Genossen seines Handwerks der Schandtaten schämen, welche von den Intriguanten einer Politik geleistet worden sind, die der einen und anderen unserer sogenannten Großmächte auf die Beine halfen.

Die Folge davon war zuletzt ein so schauderhafter Zustand der Desorganisation, daß nicht blos jeder ehrlich Denkende, sondern die Schurken selbst darüber sich entsetzen müssen: dem geriebenen Ränkespiel der englischen Diplomatie ist im jetzigen Weltkrieg ein wahres Meisterstück gelungen — es kam unter der Führung eines Königs in der Zusammenfassung der Mächte des Vierverbandes ein Verbrechersyndikat zustande, gegen welches die Mordanschläge der Apachen in Paris ein Kinderspiel sind.

Das an Unmoralität kaum mehr zu überbietende Satanswort Nietzsches: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt! hat durch diese skrupellose Diplomatie so zu sagen noch eine Steigerung erfahren dadurch, daß im Prinzip der Nichtintervention ein förmlicher Rechtsschutz für Mörder und Diebe statuiert wurde. Wurde irgendwo in Lissabon oder in Belgrad ein König ermordet, dann mußte die ganze Welt dazu schweigen, nur die bestochenen Blätter der Loge hatten das unbestrittene Vorrecht, die Meuchelmörder als Helden zu preisen; gelang es den verschworenen Brüdern des Unglaubens,



durch ein seelenräuberisches Schulgesetz oder durch ein tötlich wirkendes Trennungsgesetz ein ganzes Volk zu vergewaltigen und geistig zu erdrosseln, dann durfte Niemand etwas dagegen einwenden, und wenn der Papst als der höchste Träger der Autorität, durch welchen jede andere Autorität in lebendiger Verbindung steht mit Gott, mit lautem Protest dagegen sich erhob, dann sah er sich gänzlich isoliert und von aller Welt verlassen, ja verfolgt und gehaßt und gänzlich vogelfrei zu einer Zeit, wo die Berufslügner der Judenpresse straflos und unbehindert alle Länder mit dem Unrat ihrer Brandartikel überfluten konnten.

In diesem Aufundnieder der zwischen Gewalt und Betrug sich überstürzenden Sturmflut der vollendeten Tatsachen ist Europa mit seinen sogenannten Großmächten geworden, was es jetzt ist. Früher war es groß durch den wahren und unverfälschten Imperialismus eines Kaisertums, welches man von Gottes Gnaden nennen konnte, weil es auf dem Fundament einer durch die höchste Autorität geheiligten und verbürgten Ordnung der Wahrheit und Gerechtigkeit aufgebaut war; weil von den Fürsten keiner sich mit Überhebung groß nannte auf Kosten der anderen, waren sie alle wirklich groß durch das Bewußtsein, womit sie alle den Gedanken an die Gerechtigkeit des Gottesreiches in sich trugen, in welchem sie den Lebensgrund ihrer solidarischen Einheit und das Geheimnis ihrer Kraft erblickten. Jetzt aber sind die Mächte infolge einer geistigen Trennung und Verwirrung, die man nie genug beklagen kann, von einem Imperialismus angesteckt, in welchem das innerlich unwahre und unmoralische Prinzip der Majoriät gleich einer tötlichen Krankheit wirksam ist — so ist es gekommen, daß es im jetzigen Kampf der unvereinbaren Gegensätze und widerstreitenden Interessen beinahe den Anschein hat, als ob die Mächte, die alle groß sein und auf Kosten der anderen noch immer größer werden wollen, vorerst alle klein werden müßten, um aus der Größe des Unglücks Einsicht zu lernen.

Diese Einsicht aber ist schwer, ja beinahe unmöglich bei



denen, die mit dem Glauben auch den Verstand verloren haben. Der Hochmut hat sich noch nie durch Weisheit ausgezeichnet. Eselhafte Torheit und Stolz wachsen auf einem Holz, würde deutsche Ehrlichkeit im Sprichwort sagen.

Die Männer, die zur Zeit zum Unglück ihrer Völker im Vierverband an leitender Stelle stehen, sind durchweg Männer des Unglaubens und der Loge, die jede Spur christlichen Fühlens und Denkens abgestreift haben. Als solche sind sie ganz von der Art jener unglückseligen Dränger und Stürmer, die einst trotz der Warnung der gotterwählten Führer Israels das Volk auf eigene Faust mit sich fortreißen wollten, um ohne jede Rücksichtnahme auf Gottes Verheißung und Fügung eine Wendung der Dinge nach ihrem Sinn herbeizuführen. Ein klägliches Fiasko war das Ende ihrer Waghalsigkeit. Die hl. Schrift hat zum Zeugnis wider sie wie eine Warnung für alle Zeiten das Verdikt (I. Mach. 5, 62) auf das Grab ihres Untergangs geschrieben: Sie waren nicht von der Art und dem Geschlecht derjenigen, durch welche Gott die Völker segnen will.

Es ist nicht einerlei für das Gedeihen und die Wohlfahrt eines Volkes, ob es in ruhiger Rechtsentwicklung auf dem Wege der Ordnung von berufenen Männern einer nach dem Autoritätsprinzip geregelten Amtsnachfolge, seiner historischen Mission gemäß geleitet wird, oder ob es von illegitimen Glücksrittern und unberufenen Abenteurern auf dem Wege erschlichener Majoritätsbeschlüsse in scheinbar legalen Formen von einer Untat zur andern vorwärts getrieben wird. Mögen solche Untaten auch Erfolg haben und zeitweise großen Gewinn versprechen, mögen die Helden solcher Untaten als Reiterstatuen in Erz gegossen auf den öffentlichen Plätzen der Großstädte eines wohlfeilen Ruhmes sich erfreuen — Mord ist Mord und Raub ist Raub und zwar um so größer, je glänzender die Großtat ist, die ihn vollbracht hat. Die Geschichte weiß die Geltung solcher vollendeter Tatsachen, auch wenn sie Jahrhunderte lang die Geister geblendet haben, gleich einer Makel aus ihren Blättern wieder auszulöschen.



Das Gelingen welthistorischer Missetaten ist keineswegs eine Ermutigung für ruhmdürstende Tyrannen, Ähnliches zu wagen. Es gibt kein Zeitalter der Geschichte, wo Gott nicht mit vollem Rechte von sich sagen könnte: Ich bin der Herr! Er hat das Leben und den Tod in seiner Gewalt und schreitet, auch wenn alle Gottesrechte zugleich mit den Menschenrechten niedergetreten am Boden liegen, mit schweigender Majestät über den Schlachtfeldern neben dem Siegeswagen der triumphierenden Gottlosigkeit einher, auch wenn ganze Völker mit lautem Hurrah die Missetat beklatschen. Das gottlose Jubelrufen der Väter rächt sich durch das Jammerschreien der Söhne und Enkel. Mag ein Reich jahrhundertelang im Glanz großer Erfolge sich seiner Untaten freuen und als Großmacht im Glück seiner vermeintlichen Größe sich sonnen — Gott hat kein Wohlgefallen an den Ruhmestaten der rechtlosen Gewalt, er weiß, wie wir jetzt sehen, zu rechter Zeit den vollendeten Übeltaten ihr Unrecht als vollendetes Unheil gegenüberzustellen. Nicht blos indirekt, auch direkt und handgreiflich hat er oft mitten in den Wirrnissen einer gottverlassenen Unglücksperiode sein übermächtiges Walten aufleuchten lassen.

Am 30. September 1681 war die deutsche Reichsstadt Straßburg durch eine beispiellose, einzig dastehende Gewalttat Ludwigs XIV. von Deutschland losgerissen worden, verraten von einigen Magistratsherren, die sich um einen Judaslohn von 300,000 Dukaten hatten erkaufen lassen. Gewiß ein Musterbeispiel im Inventar der von den Franzosen mit Jubel gebuchten vollendeten Tatsachen. Vielleicht haben sie in echt gallikanischem Übermut den Frevel selbst in der Kirche mit einem Te Deum gefeiert.

Hat vielleicht Gott, weil er es geschehen ließ, auch dazu seine Genehmigung erteilt? Offenbar nicht. Genau am 30. September 1870 marschierten die Deutschen wieder in Straßburg ein: die Besitznahme durch den Sonnenkönig hörte auf, eine vollendete Tatsache zu sein.

Noch weit schärfer ist die himmelschreiende Schändung



der Kaisergräber in Speyer durch eine wahrhaft göttliche Revanche gesühnt worden. Am 12. Oktober 1693 hatte derselbe Ludwig XIV. durch seinen General Hentz die Kaisergräber im Dom zu Speyer profanieren lassen — genau hundert Jahre später hat am gleichen Tage, am 12. Oktober 1793, ein Rebellenführer mit Namen Hentz die Königsgräber in St. Denis verwüstet; und eben der zuletzt dort beigesetzte König Ludwig XIV. war das erste Opfer, das sich hiebei den frevelhaften Händen der Sanskulotten darbot.

Das sieht nicht so aus, als ob die vollendete Tatsache der Lahmlegung und Beseitigung des römisch-deutschen Kaisertums von Gott gutgeheißen worden wäre.

Und welche Perspektive eröffnet sich vor dem denkenden Geiste, wenn er auf den Schlachtfeldern des jetzigen Krieges, namentlich in der Todeszone zwischen Deutschland und Frankreich, inne hält und der abgelaufenen Jahrhunderte gedenkt!

War nicht der stolze Traum der Hegemonie Frankreichs über Europa eine vollendete Tatsache? Lag vielleicht ein in sich zerrissenes und gespaltenes Deutschland, ein zur Ohnmacht verurteiltes Österreich im Plane der göttlichen Vorsehung? Vergleicht man mit unbefangenem Blick die Wechselfälle der historischen Entwicklung in den beiden Reichen Frankreich und Österreich, dann muß man billig erstaunen bei dem Gedanken, daß die Macht des zentralisierten Westreiches trotz der übergewaltigen Zusammenfassung seiner Kräfte jetzt innerlich gebrochen am Ende seiner Größe angelangt erscheint, während das Donaureich trotz aller Katastrophen, die es im Lauf der Jahrhunderte durchzuproben hatte, unerschüttert dasteht mit bester Hoffnung, daß es gemäß der Schicksalsbuchstaben seiner Zukunft (a. e. i. o. u.) vielen andern als überlebender Erbe ins Grab schauen wird. Die hochgetürmten Wogen der gallischen Eroberungszüge sind nur vorüberrauschende Sturzwellen gewesen, während im Donaureiche keine Ebbe widriger Schicksalsschläge imstande war, sein Strombett jemals trocken zu legen.



Frankreichs Geschichte ist mit seinen weitausschauenden Großmachtsbestrebungen und Eroberungsplänen stets mehr aktiv als passiv gewesen, eine Kette von glänzenden Waffentaten und Erfolgen, welchen regelmäßig katastrophale Mißerfolge und Unglücksschläge folgten. Dagegen haben sich in Österreich und Deutschland die Dinge mehr in der Weise einer Passionsgeschichte abgespielt. Der Verzweiflung eines übermächtigen Überfalls feindlicher Angreifer wurde in der Regel in beinahe aussichtslosen Kämpfen eine glückliche Abwehr entgegengesetzt. Digitus Dei est hic! würde das Buch der Bücher sagen; nach menschlichem Ermessen hätte das schwergeprüfte Österreich nicht blos im Kampf mit den Türken und mit Napoleon, sondern auch im verzweiflungsvollen Ringen der Gegenwart unfehlbar zu grunde gehen müssen.

So wird der jetzige Weltkrieg mit jedem Tage mehr ein vernichtendes Verdammungsurteil gegen die brutale Theorie des Erfolges und der vollendeten Tatsachen. Weil der Vater der Christenheit, der weder den Beschlüssen des westphälischen Friedens noch dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 jemals seine Zustimmung erteilt hat, mit der 61. These des Syllabus verlacht und verspottet worden ist, spricht jetzt Gott selbst mit niederschmetternder Gewalt im Donner der Kanonen.

Und diese Sprache ist nirgends mehr am Platz als eben dort, wo sie zum Entsetzen der Völker und Fürsten in Ost und West zumeist vernehmlich ist. Wo ist verwegener mit vollendeten Freveltaten gespielt worden als in England und Frankreich, in Rußland und Italien? Die Politik dieser Reiche trägt, wenn man sie vergleicht mit der historischen Entwicklung in Deutschland und Oesterreich, seit Jahrhunderten einen durchaus maßlosen Charakter und ein viel stärkeres Hervortreten von aggressiven und machiavellistischen Tendenzen, die weit weniger auf die Erhaltung als auf die Zerstörung des Friedens und der zu Recht bestehenden Ordnung gerichtet waren.



Die christliche Gerechtigkeit duldet aber weder theoretisch noch praktisch eine Überhebung oder Maßlosigkeit. Übermäßiges Anschwellen von Reichtum und Macht ist weder im wirtschaftlichen und sozialen Zusammenwirken der Kräfte, noch im politischen Wettstreit der verschiedenen Völker gesund. Dafür könnte das traurige Endschicksal des auserwählten Volkes allen Völkern ein abschreckendes Beispiel sein für alle Zeiten. Dieses Volk hat seine große Weltmission in der entscheidenden Schicksalsstunde seiner Geschichte völlig mißverstanden. Nach den Fügungen der Vorsehung hätte das Volk Israel nicht ein handeltreibendes, sondern ein ackerbautreibendes Volk sein sollen. Durch mannigfache Hemmgesetze war es in dieser Richtung in Schranken gehalten. Sowohl durch das Zinsverbot, wie auch durch die Einrichtung des Sabbatjahres sollte dem Volke die Überzeugung beigebracht werden, daß es nicht die Hauptbestimmung eines Landes sei, die Bewohner reich und üppig zu machen, sondern sie zu ernähren. Gott hat seinem Lieblingsvolk nicht eine Herrlichkeit im Sinne der großen Weltreiche zugedacht. Es war ursprünglich sowohl von den Seehäfen des Mittelmeeres, wie auch von denen des arabischen Meerbusens abgeschlossen und sollte nach ausdrücklicher Weisung seines Gesetzgebers (V. Mos. 2, 19) sich hüten, dieselben in Besitz zu bekommen. Daß sie schließlich der Versuchung nicht widerstehen konnten, gewinnreiche Geschäfte in fernen Ländern zu suchen, ist mehr als irgend etwas für sie verhängnisvoll geworden. Indem sie fortwährend mit geldhungrigen und weltverliebten Blicken nach den Ländern der Heiden Ausschau hielten, ging ihnen mit dem Verständnis für die eigene Heimat zuletzt ihr gottverlichenes Erbe gänzlich verloren.

Gar manchen ist es, indem sie sich maßlos dem Zug ihrer ungemessenen Begehrlichkeit überließen, ebenso ergangen, und wenn die europäischen Länder nicht alle durch ihre maritime Lage so günstig daran sind wie das meerumschlungene Albion, dann mögen sie deshalb ihrem Schicksal eher danken

als fluchen. Sie sind dadurch zum Maßhalten wie durch einen Machtspruch der Vorsehung förmlich gezwungen.

Dieselbe Vorsehung hat es auch meisterhaft verstanden, dem allzu stürmischen politischen Größenwahn zu rechter Zeit in die Zügel zu fallen.

Man denke an Moskau, Leipzig und Waterloo. Wenn die Alleinherrschaft eines Säbelherrschers für Europa ersprießlich gewesen wäre, dann hätte die Vorsehung vor 100 Jahren nur den zügellosen Gedanken eines Napoleon freien Lauf lassen dürfen. Selbst große Geister haben damals geglaubt, es wäre ein Glück für den europäischen Kontinent, wenn der Vielstaaterei und dem Gleichgewichtsgezänk der Mächte dadurch gründlich ein Ende gemacht würde, daß ein Gewaltherrscher allen insgesamt die Ordnung seines allmächtigen Willens aufzwingen würde. Glücklicher Weise sind aber die Gedanken Gottes himmelhoch erhaben über den kleinlichen Gedanken der Menschen, auch wenn sie sich große Geister nennen. Was im zäsaristischen Koloß des napoleonischen Weltreiches zur Erscheinung trat, war nicht ein Zustand der Ordnung, sondern ein Zerrbild der Ordnung, eine Umkehrung der christlichen Rechtsordnung in ihr Gegenteil; nach einer langen Reihe von vollendeten Untaten war in diesem Koloß zuletzt die Verherrlichung der rechtlosen Gewalt durch die Vergewaltigung des Papsttnms auf die Spitze getrieben und es fehlte nur noch das Eine, all diese Gewalttaten in einem Tempel des Ruhmes zu verewigen und ihnen durch Künstlerhand das Siegel unabänderlicher Dauerhaftigkeit aufzudrücken. Da zeigte sich zu rechter Zeit jene furchtbare Hand, die einst dem König Balthasar wie ein Brandmal ewiger Schande das unauslöschliche Menetekel des göttlichen Zornes an die Wand geschrieben hat. Aus dem Ruhmestempel wurde mit dem Titel der großen Büßerin Magdalena eine Sühnekirche und neben dem Schaffot des ermordeten Königs bestieg der rechtmäßige Nachfolger Ludwig XVI. den Thron seiner Väter.

Man hätte glauben sollen, die Welt wäre jetzt gründlich belehrt über den Wert der sogenannten vollendeten Tatsachen.



Von Rechts wegen hätte den deutlichen Winken der Vorsehung gemäß nicht blos in Frankreich, sondern ringsumher in Europa das gekränkte Recht wieder hergestellt und das wuchernde Unkraut der Ungerechtigkeit gründlich ausgerottet werden sollen. Das gerade Gegenteil geschah. Napoleon ist für die kommenden Geschlechter, statt für sie ein abschreckendes Beispiel zur Warnung zu sein, vielmehr ein vielbewundertes Vorbild zur Nachahmung geworden.

Die Revolution hält nach wie vor mit unbeugsamer Entschlossenheit an ihrem Willen fest, das ganze System der Menschenrechte und den Blutfrevel von 1793 als vollendete Tatsachen von Geschlecht zu Geschlecht auf die Söhne und Enkel zu vererben.

Aber auch Gott hält an seinem Willen fest und duldet keinen Usurpator auf dem Thron, der einst von Gottes Gnaden war, jetzt aber vom Trotz des gottlosen Volkswillens besessen ist. Das liberale Bürgerkönigtum Louis Philipps und das nicht minder liberale Volkskaisertum Napoleons III. sind lange Zeit weithin glänzende vollendete Tatsachen gewesen — aber auch ihr Sturz ist längst eine vollendete Tatsache.

So hätte das unglückliche Volk, welches sich so gern das allerchristlichste nennt, nach der Katastrophe von 1870 wahrlich allen Grund gehabt, das Schuldbuch seiner Geschichte aufzuschlagen und mit ernsten Gedanken sich in seine traurige Vergangenheit zu vertiefen; dabei hätte ihm klar werden müssen, daß der Verlust der Rheingrenze weit weniger ein erlittenes Unrecht sei als eine gerechte Satisfaktion für früher begangene Übeltaten. Leider hat es dem beklagenswerten Volke an herzhaften Männern gefehlt, welche es gewagt hätten, ihm die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Vielleicht wären solche Männer des Segens und der Wahrheit unter denen gewesen, die hätten geboren werden sollen, aber nicht geboren worden sind. Mit diesen wäre Frankreich jedenfalls besser beraten gewesen als mit der Gassenbubenweisheit





jener Literaten, die im Solde Englands mit Hochdruck gearbeitet haben, die patriotischen Empfindungen Frankreichs zu fälschen und im Sinn der englischen Interessen zu vergiften und zu lenken. Es scheint wirklich eine Wahrheit zu sein, was ein angesehener Diplomat einst seinen Franzosen ins Stammbuch geschrieben hat: Dieses Volk ist mit ganz hervorragenden Eigenschaften begabt, nur eines fehlt ihm: die Vernunft.

Ja leider, Frankreich hat nach dem letzten Krieg allerdings eine zeitlang als Gallia poenitens sich in ziemlich vernünftigen Gedanken bewegt, um dann, noch ehe die Sühnekirche auf dem Montmartre fertig war, wieder eine Gallia insaniens zu werden, und im nämlichen Jahre, als dieses Denkmal seiner Wankelmütigkeit eingeweiht werden sollte, ist seine blinde Revanchelust zur Raserei ausgeartet.

Infolgedessen zeigt sich jetzt ein über alle Beschreibung trauriges Bild bei unsern unglücklichen Nachbarn, welches die deutschen Katholiken, ja die Deutschen insgesamt mit tiefstem Schmerz erfüllt — wie der Kaiser selbst hätte ja jeder Deutsche ihnen gerne die unbewaffnete Hand zum dauernden Freundschaftsbund gereicht — nun aber steht zum großen Leidwesen der ganzen christlich denkenden Welt über der Höhe von Montmartre die herrliche Herz Jesukirche gleich einer trauernden Witwe und ringsumher unter dem Jammer von Tausenden, die über das Unglück ihres Vaterlandes weinen, rauchende Trümmer von zerstörten Städten und Dörfern mit ausgebrannten Gotteshäusern, darunter selbst die altehrwürdige Krönungskathedrale, die Wiege seiner christlichen Vergangenheit. Wahrlich ein Anblick des Jammers, bei welchem ein Jeremias seine Klagelieder wiederholen und erneuern würde, nicht um Haß zu predigen, sondern um zur Buße zu mahnen.

Wen trifft die Schuld dieser entsetzlichen Verwüstung? Die haßerfüllten Entrüstungspamphletisten, welche diesen Greuel der Verwüstung den deutschen Barbaren an den Kopf werfen möchten, dürfen nur die Schrift ihres Lands-



mannes Francois Delaisie „La guerre qui vient" zur Hand nehmen — dort werden sie den Nachweis finden, daß die Absichten des deutschen Kaisers durchaus friedlich waren. Wenn sie ehrlich sein wollen, dann können sie die Ursache ihres jetzigen Jammers nur in ihrer eigenen Verblendung suchen.

Es ist höchst bedenklich und gefährlich, die deutlichen Winke der Vorsehung zu mißachten und die Feuerzeichen der rächenden Nemesis nicht verstehen zu wollen. Gott duldet keinen Übermut, er weiß auch den gewaltigsten Widersachern der im Christentum grundgelegten Ordnung seines Reiches die Köpfe zu zerschmettern. Kein Koloß, der vor seinem Zorn auf die Dauer bestehen kann. Derjenige, der vor hundert Jahren die glänzende Kaiserherrlichkeit der Revolution in den Staub getreten hat, würde jeden andern Koloß, der sich über dem Trümmerfeld des jetzigen Krieges trotzig gegen ihn erheben wollte, abermals zu Boden werfen. Vor Gott gibt es keine Großmacht; selbst eine Allianz mit Weltmächten von der riesigen Ausdehnung Rußlands und Englands bildet keine Bürgschaft für den Erfolg und die dauernde Geltung vollendeter Missetaten. Das zeigt sich im Verlauf des jetzigen Krieges mit jedem Tage mehr. Welches wird sein Ende sein?

Groß und bewundernswert sind bis jetzt die Erfolge gewesen, welche die Armeen der Zentralmächte an ihre Fahnen hefteten. Laut und feierlich haben die beiden Kaiser und ihre Heerführer das Blutgericht der Waffen mit dem Bekenntnis des Glaubens begleitet: Gott mit uns! Möge das Ende dem Anfang entsprechen und nicht ein Friede ohne Gott, sondern ein Friede mit Gott das Werk krönen, welches von ihnen nicht zur Vernichtung und Ausrottung der Feinde, sondern zur Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtes begonnen worden ist. Ein wahrer Friede kann nur hervorgehen aus Gedanken des Friedens und der Versöhnung, wie solche der hl. Vater den Kriegführenden wiederholt in seinen Allokutionen und Gebeten nahegelegt hat.



Sollen aber alle streitenden Teile in Gedanken des Friedens sich begegnen, dann muß erst eine gründliche Desinfektion der öffentlichen Meinung die giftigen Gase zerstören, welche Haß und Lüge im Bunde mit den Mächten des Unglaubens zwischen den Kämpfenden berghoch aufgetürmt haben.

Der Unglaube kennt keine Gedanken des Friedens. Nur der Glaube, der die Welt überwindet, kann durch die maßvolle und versöhnliche Klugheit, die ihm innewohnt, die Furien des Krieges überwältigen. Möge der Tag, an dem das geschehen wird, nicht allzu ferne sein!

XXXI.

Aus der Frühzeit der modernen Biographik.

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

Für die richtige Erkenntnis historischer Epochen und großer komplizierter Persönlichkeiten ist die Überfülle vorhandener Quellen und Nachrichten mitunter ebenso verhängnisvoll wie der Mangel derselben. Die Erforschung des mittelalterlichen Lebens und Geistes, die bis heute noch zu keinem befriedigenden Abschluß gelangte, hat so oft den Verlust genügenden Materials zu beklagen. Denn was wissen wir z. B. urkundlich oder aus zeitgenössischer Mitteilung von den größten Männern der Literatur und Kunst, von Wolfram, Walter von der Vogelweide, Dante oder von den Erbauern der großen romanischen und gotischen Dome? Allein auch vor der schwer übersehbaren und schwer deutbaren Masse urkundlichen und gedruckten Materiales wird der Historiker zuweilen zaghaft, wenn er den Lebenslauf, das Dichten, Denken und Forschen eines Mannes wie Goethe oder eine



Kulturepoche wie die gewöhnlich „Humanismus und Renaissance“ benannte, in ihrem Werden, Wachsen und inneren Leben durchschauen, sachlich schildern und gerecht beurteilen möchte. Die Versuchung zum Kombinieren und Konstruieren stellt sich in jedem Falle gerne und verhängnisvoll ein. Nachdem einige Gelehrte wie G. Voigt, J. Burckhardt, A. von Reumont, E. Müntz sich mit ernster Arbeit in das Studium der Jahrhunderte, die Mittelalter und Neuzeit verbinden, vertieft hatten, konnten sie allerdings aus dem Vollen schöpfen und mit kräftigpersönlicher Auffassung Dqrstellungen bieten, die eine Generation lang mustergültig blieben. Den neueren Arbeiten, besonders vielen fleißigen Detailforschungen ist es jedoch zu danken, daß sich noch immer neue Quellenbestände erschlossen — man denke an Pastors Archivstudien — und daß sich bei eindringender Beschäftigung an den religiösen, künstlerischen, politischen und sozialen Erscheinungen und auch an den führenden Männern der Renaissanceepoche immer wieder neue bisher unbeachtete Seiten ihres Wesens offenbarten, so daß heute schon manches sicher geprägte Urteil und festeingebürgerte Schlagwort wie das vom vielberufenen „Renaissancemenschen“ oder vom „Wiedererwachen des Heidentums“ berichtigt oder gar beseitigt werden muß. Es scheint, daß gerade die eben ans Licht tretenden Forschungen K. Burdachs, die eine langjährige Philologenarbeit über die geistige Wandlung, die vom Mittelalter zur Neuzeit überleitet, in sich schließen, mehr als eine Aufstellung, die als sicher und unbezweifelt im Bilde von Humanismus und Renaissance galten, erschüttern und umgestalten werden. Wir gehen somit dem Zeitpunkte entgegen, wo wir einen scheinbar festen Besitz neu erobern und die überreiche Mannigfaltigkeit der Renaissancezeit neu betrachten lernen müssen.

Die Errungenschaften des Humanismus auf den verschiedenen geistigen Gebieten sind durch Voigts Werk „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums“ und andere einschlägige Forschungen im ganzen klargestellt. Wir wissen, was das 15. und 16. Jahrhundert und alle Erben der



lateinischen Kultur jener Bewegung in der Sprachwissenschaft und Poesie, in der Stilistik und Epistolographie, in der Pädagogik, Geschichte und Altertumskunde und noch sonst verdanken. A. Baumgartner hebt auch richtig hervor: „Die Spaltung in zwei Sprachen und Literaturen hat der italienischen Kultur viel Zeit und Kraft entzogen, anderseits aber auch Bildung und Geschmack gehoben, die literarische Willkür gezügelt, den Kreis des Wissens und Könnens erweitert, eine gewisse Verschmelzung antiker und christlicher Bildung angebahnt, die literarischen Interessen nicht nur über die ganze Halbinsel ausgebreitet, sondern zu einer allgemein europäischen Angelegenheit gemacht". Allein die fundamentale und hochwichtige Frage nach dem Verhältnis der gesamten Renaissancekultur zum Christentum wird von den meisten Forschern nur leicht gestreift oder in das Prokrustesbett hartnäckiger Vorurteile gespannt. Verwirrend wirkte dabei oft schon der wahllose Gebrauch der Begriffe „Humanismus" und „Renaissance". Allmählich gewöhnt man sich, mit dem ersteren Terminus die gelehrte und literarische Strömung, die in Italien seit 1400 mächtig wird, zu benennen und mit dem letzteren das ganze neue Wachstum, das in der abendländischen Kultur vom 12. bis in das 16. Jahrhundert reicht, zusammenzufassen. Einzelne Punkte des Themas „Christentum und Renaissance" wurden bereits genauer erörtert. Gleichzeitig, als Dr. Joh. Graus die Renaissancekunst gegen den Vorwurf der Unkirchlichkeit verteidigte, zog Pastor das Verhältnis von Kirche und Humanismus im 1. Bande seiner Papstgeschichte eingehender in Erwägung. Er konnte sich freilich nur auf gewisse Richtlinien beschränken, denn die schwierige und ausgedehnte Arbeit ist nicht der Hauptgegenstand seines trefflichen Werkes, und solange nicht noch eine Anzahl Vorarbeiten geleistet sind, ist ein abschließendes Urteil über die Religiosität der großen Kulturepoche und ihrer führenden Geister kaum denkbar. Wer protestantische und katholische Darsteller der Renaissancezeit vernimmt, kann gerade in religiösen Dingen recht widersprechenden Auffassungen



begegnen, mag es sich beispielsweise um Savonarola, Michelangelo, Vittoria Colonna oder um gewisse ganze Zeitrichtungen handeln. Die gegensätzliche Beurteilung schreibt sich das eine Mal vom religiösen Standpunkt des Historikers her, das andere Mal von der Schwierigkeit, aus dem Quellenmaterial ein überzeugend geschlossenes Bild eines Künstlers, Dichters, Staatsmannes zu formen. Man beachte z. B., wie H. Thode in seinem „Michelangelo" die großartige Betätigung religiösen Sinnes im Quattrocento wohl kennt. Allein er kann darin nur mehr oder weniger leere „Werkgerechtigkeit" erblicken. Wie anders erscheint das Bild der nämlichen Zeit in Reumonts Schriften. Die Wertung des Ganzen und Einzelnen richtet sich außerdem noch darnach, ob der Betrachter das Christentum oder die christusfremde moderne Kultur, ob er Kunst und Poesie oder sittliches Leben höher stellt.

In jüngster Zeit gewöhnt man sich ja mehr und mehr, die beklagenswerten Erscheinungen im Schoße des Humanismus, die übrigens zumeist in der vornehmsten Gesellschaft sich zeigten, vom Kunstleben der Zeit, das vor allem im tiefreligiösen Sinne der breiteren Schichten wurzelte, zu sondern. Bei einer Gesamtwürdigung der Epoche vergißt man nicht mehr so leicht, dem Egoismus, der sittlichen Verwahrlosung und Charakterbrutalität einzelner Männer (Cesare Borgia, Pietro Aretino) und gewisser Lebenskreise die erhebenden Massenerscheinungen gegenüberzustellen, die uns im Bürgerleben großer und kleiner Städte immer wieder überraschen, das großartige Wirken christlicher Caritas, die schlichte und ernste Religiosität im Alltagsleben, die ehrbare Tüchtigkeit weiter Bürgerkreise. Auch die hervorragende Tätigkeit der großen Ordensprediger und zahlreicher Heiliger findet genauere Beachtung. Dagegen kann schon ein einziges böses Stichwort, wie Burckhardts „Bußepidemien" auf eine uns ferne Erscheinung ein falsches Licht werfen. Der katholische Leser wird auf jeden Fall gut tun, manche Urteile über die Renaissance, die bewußt oder unbewußt protestantischem Gefühl entspringen, wenigstens an der Hand von Pastor, Baum-

gartner, Reumont nachzuprüfen, zu berichtigen und zu ergänzen und dort, wo es möglich ist, sich den Sachverhalt aus den Quellen selbst zu veranschaulichen. Die Schriften der Vergangenheit sagen ja bekanntlich dem verstehenden Leser stets mehr als der geistvollste Beurteiler derselben. Es sei daher wiederum an die deutsch erschienene Auswahl von Briefen der hl. Katharina von Siena (Zeitler, Leipzig) und an Reumonts „Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener" (Herder, Freiburg) erinnert. Monographien, wie P. Beissels „Fra Angelico", P. Röslers „Kardinal Joh. Dominici" und „Dominicis Erziehungslehre", die meisten Schriften Reumonts, Fr. X. Kraus-Sauers „Geschichte der christlichen Kunst", Pastors „Geschichte der Päpste", K. Hefeles „Bernardin von Siena" — um nur einiges zu erwähnen — sind sehr geeignete Behelfe, um unzutreffende Urteile, die noch immer umgehen, richtig zu stellen. Diesmal möchten wir unsere Leser auf ein paar neuübersetzte Quellenschriften zur italienischen Renaissance aufmerksam machen, die in ihrer Art auch geeignet sind, einen unmittelbaren Einblick in die Kulturwelt jener viel gerühmten und geschmähten Zeit zu gewähren, nämlich auf Vespasiano Bisticcis „Lebensbeschreibungen berühmter Männer[1]) und Pier Candido Decembrios „Leben des Filippo Maria Visconti" und „Taten des Francesco Sforza".[2])

* * *

Vespasiano Bisticci war der berühmteste Buchhändler d. i. Handschriftenhändler in Florenz zur Zeit des aufblühenden Humanismus. Was von seinem einfachen Lebenslauf bekannt ist, liest man bei Voigt, in Schubrings Einleitung zu den

---

1) Vespasiano da Bisticci. Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Quattrocento. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von P. Schubring. Jena 1914, E. Diederichs.

2) Pier Candido Decembrio. Leben des Filippo Maria Visconti und Taten des Francesco Sforza. Übers. von Dr. Philipp Funk. Im gleichen Verlag.

„Lebensbeschreibungen“ oder bei E. Frizzi („Di Vespasiano di Bisticci e delle sue biografie. Pisa, 1887). 1421 in Florenz geboren, scheint er sich frühe seinem einträglichen Berufe zugewandt zu haben. Die größten Bücherliebhaber und die Gründer von Bibliotheken wie Cosimo von Medici, Federigo von Urbino, Tomaso Parentucelli (der spätere Papst Nikolaus V.) und viele gebildete Florentiner und Ausländer, Gelehrte, Fürsten, Geistliche, gehörten zu seinen Kunden. Die Stelle der heutigen Druckerei ersetzte ihm eine Anzahl von gewerbsmäßigen Abschreibern, die er von Fall zu Fall in seinen Dienst nahm und von denen er mitunter 45 beschäftigte. Dem Unternehmer oblag es, die Originalhandschriften für seine Schreiber beizustellen, die besten unter den vorhandenen auszuwählen und die Abschrift selbst zu überwachen. Im Einvernehmen mit den Bestellern besorgte er auch die Ausstattung der Werke, den Miniaturenschmuck sowie den prächtigen Einband. „In Toskana und besonders in Florenz kauft man die schönsten Bücher. Dort gibt es einen vorzüglichen Buchhändler, Namens Vespasiano, der sich auf die Bücher und ihre Schreiber aufs allerbeste versteht und zu dem ganz Italien und Angehörige weitentfernter Nationen herbeikommen, wenn sie ein prächtig ausgestattetes Buch zu kaufen begehren.“ So schreibt der ungarische Humanist und Bischof von Fünfkirchen Janus Pannonus (Voigt I, S. 400). Die Herstellungsweise und der Vertrieb des geschriebenen Buches verlangte an sich schon einen näheren Verkehr zwischen dem Buchhändler und seinem Abnehmer, als es beim heutigen Büchereinkauf der Fall ist. So erklärt es sich auch ganz von selbst, wenn sich zwischen Vespasiano und seinen Kunden eine nähere Bekanntschaft, oft sogar eine dauernde Freundschaft herausbildete. Mit vielen Helden seiner Viten stand er in solch intimem Verkehr, wie er selbst andeutet. Er berichtet mit stillem Stolze, wie die berühmten Florentiner Gelehrten in seinem Buchladen ein- und ausgingen, wie sich daselbst zuweilen eine gelehrte Disputation über humanistische oder theologische Fragen entspann u. s. f. Dieser



Geschäftsmann war ein kluger, hellblickender Florentiner und er scheint wie seine Landsleute mit lebhaftem Anteil große und kleine Dinge, die um ihn vorgingen, beobachtet und behorcht zu haben. Seine geringere gelehrte Bildung ersetzte er durch Lektüre und ganz besonders durch regen Umgang mit vielen Männern von Geist und Wissen. Das gesprächsweise lebendige Lernen spielte damals überhaupt eine viel wichtigere Rolle als wir Büchermenschen von heute ermessen. Es blühten schon zu Vespasianos Zeit die gelehrten und schöngeistigen Zirkel der Villa Alberti, der Konvente von S. Spirito und degli Angeli, Vorläufer der platonischen Akademie und des Musenhofes von Urbino, den B. Castiglione verewigte. In solcher geistigen Lebensluft atmete Vespasiano und er betrieb seinen Buchhandel bis in die Zeit Savonarolas hinein. 1492 zog sich der Zweiundsiebzigjährige auf das Land nach Antella zurück und benutzte seine späte Muße, um aus Aufschreibungen, eigenen Erinnerungen und Mitteilungen anderer sein umfangreiches Werk: „Vite di uomini illustri del secolo XV." zu verfassen. Er starb 1498, kurz nach der Verbrennung Savonarolas. Von den mehr als 100 Lebensbeschreibungen, die jene Sammlung enthält, übersetzte Schubring 48.

Der Leser soll jedoch an diese Viten nicht mit hohen romantischen Erwartungen, die er etwa an Florentiner Künstlernovellen nährte, herantreten. Er müßte von der Nüchternheit und Schlichtheit Vespasianos unfehlbar enttäuscht werden. Man erwarte auch keine allseitig erschöpfenden Lebens- und Charakterschilderungen, wie sie der heutige Kulturhistoriker aus den reichen Mitteln schriftstellerischer Nachrichten, aus Chroniken, Briefen und Archivalien aufbaut. Solches war dem zeitgenössischen Memoirenschreiber meist unerreichbar. Was er bringt, sind seinem eigenen Worte gemäß nur „commentarii", Denkwürdigkeiten, die Kleines und Großes, mehr Äußerliches als seelisch Intimes ziemlich zwanglos aneinanderreihen. Ob der Verfasser seine Sammlung endgültig abschloß oder unvollendet zurückließ, geht aus dem Charakter



derselben nicht sicher hervor. Auch die angehängte „Klage über die Einnahme Otrantos durch die Türken 1480“ spricht nicht für die Fertigstellung, wie Schubring meint. Warum einzelne berühmte Zeitgenossen fehlen, läßt sich zuweilen erraten, ein andermal bleibt es unerklärt. Das Fehlen Sixtus IV. wird man sich wie Schubring erklären. Daß Lorenzo il Magnifico keine Aufnahme fand, erklärt sich schon aus dem Umstand, daß die Niederschrift des Buches während der letzten stürmischen Zeit Savonarolas erfolgte. Im allgemeinen bevorzugte Vespasiano Männer, die er persönlich oder mittelbar genau kennt und die zu Florenz in guter Beziehung standen. So tun übrigens fast alle gleichzeitigen Historiker und Memoirenschreiber dieser Stadt. Vielleicht stellte auch unser Biograph manches zusammen, wie er es eben in seinen Aufzeichnungen zur Hand hatte, ungefähr wie B. Fazio, der von seinem „Liber de viris illustribus“ sagt, er behandle darin die Berühmtheiten „ut quisque mihi prior occurrerit“. Der Gesinnungsrichtung Vespasianos mußten Männer wie Kardinal Dominici, Fra Angelico ohne Zweifel noch mehr entsprochen haben als mancher von den Behandelten, und sie fehlen doch.

In fünf Abschnitten erscheinen die „uomini illustri“ gruppiert, fast wie in den dichterischen und gemalten Ständerevüen des ausgehenden Mittelalters. Zuerst Päpste, Könige und Kardinäle. Darunter Eugen IV., Nikolaus V., König Alfonso von Neapel, dann die aus Pastor und den Darstellungen des Humanismus bekannten Kardinäle Branda Castiglione, Antonio de Correr, Albergati, Giuliano Cesarini, Bessarion, der durch Minos schönes Marmordenkmal in S. Miniato bekannte Jakob von Portugal, drei spanische Würdenträger und der deutsche Nikolaus von Cues. Im ganzen 19 Biographieen. Im zweiten Abschnitt folgen Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und Ordensmänner wie der hl. Antonin von Florenz, Gregorio Correr und italienische Würdenträger aus allen Teilen der Halbinsel, auch ein paar Engländer (Ols, Graim) und die literarisch berühmten Un-



garn Erzbischof Johannes Vitez (Gran) und Janus Pannonus (Bischof von Fünfkirchen). Mit frommer Freude wird das Bild des hl. Bernardin von Siena gezeichnet. Die dritte Reihe bringt die Lebensbilder souveräner Fürsten. Die bekanntesten darunter sind Federigo von Urbino und Alessandro Sforza von Pesaro. Am zahlreichsten erscheinen (im Abschnitt 4) die Staatsmänner, Literaten und Gelehrten. Da begegnen wir dem vollzähligen Chorus der Florentiner Humanisten, Staatssekretäre, Mäcenaten und wieder einiger Berühmtheiten des übrigen Italien. Die stattliche Reihe von Ambrogio Traversari und Lionardo Bruni angefangen bis zu Giuliano Lapaccini und Frate Santi degli Schiaresi umfaßt (im italienischen Original) nicht weniger als 61 Namen. Den Schluß machen im 5. Kapitel die Donne illustri, zwölf meist kurze Skizzen und Elogien. Bloß die aus Reumonts „Kleinen Schriften" bekannte Alessandra de' Bardi erhielt eine etwas längere, aber ziemlich unpersönliche Schilderung. Die Frauenwelt stand dem Junggesellen Vespasiano anscheinend recht ferne.

Beim Durchlesen dieser verschiedenartigen Lebensbildchen fühlt man sich abwechselnd an die Erzählungsweise der Legende, an Sueton und Cornelius Nepos und an die verschiedenen florentinischen Memoirenschreiber des Quattrocentos erinnert. Man braucht nur etwa die erste Nummer (Eugen IV.) oder eine beliebige Vita zu betrachten, um den Typus der kleinen Porträts kennen zu lernen. Sehr gerne spricht der Autor zuerst mit ein paar Worten von der Herkunft, dem Bildungsgang und der Karriere. Adelige und nichtadelige Abkunft werden nur schematisch wie in den Legenden erwähnt, um gelegentlich ein Lob oder einen Kontrast daran zu knüpfen. Wie in der Legende oder bei Villani fehlen auch hier die Vorzeichen, Prophezeiungen und Träume der Mutter über den künftigen Sohn nicht. Bei den Lehrjahren wird dann gewöhnlich der sieben freien Künste, der angesehenen Lehrer und besonders des nachfolgenden Sprachstudiums, manchmal des Besuches einer Universität gedacht. Bei Gelehrten fehlt



nie die sorgfältige Aufzählung der Wissenszweige, mit denen sich der einzelne befaßte. Auch die Reisen werden erwähnt, aber kaum etwas Näheres von ihrer Bedeutung gesagt. Etwas bestimmter heißt es von der Unterrichtsmethode Vittorinos da Feltre, der in Ferrara lehrte: „Sein Haus (in dem auch seine Schüler wohnten) war wie ein Tempel in Sitten, Werken und Worten. Keiner durfte diese Regeln (der Hausordnung) verletzen, sonst wurde ihm bedeutet, er möge sich verabschieden. Er gab den Schülern aber auch schicklichen Zeitvertreib. Die vornehmen Kinder ließ er reiten, Steine oder Stangen werfen, Ball spielen oder springen, um ihren Körper geschmeidig zu machen; diesen Zeitvertreib gestattete er ihnen aber erst, wenn sie ihre Lektionen gelesen, gelernt und wiederholt hatten. Er lehrte aus mehreren Wissenschaften, je nachdem seine Zuhörer vorgerückt waren, in den sieben Wissenschaften und im Griechischen, immer zu verschiedenen Stunden des Tages; er teilte die Zeit vortrefflich ein und duldete nicht, daß eine Stunde ungenutzt verging. Die Schüler gingen wenig allein aus, waren entweder unter sich zusammen oder mit ihm und kamen stets zur vorgeschriebenen Zeit zurück. Besonders abends hatten sie zeitig zu Hause zu sein. So wurden ihnen vortreffliche Gewohnheiten der Tugend fürs Leben anerzogen." Wie hier über die humanistische Erziehungsweise, finden sich sonst nicht selten derartige Nebenbemerkungen, denen der Leser wachsam nachzugehen hat.

Wenn unser Vespasiano zu persönlichen Erlebnissen, zu florentinischen Erinnerungen oder gar zu bibliographischen Dingen kommt, da wird er lebhaft und gesprächig. So wenn er Eugens IV. Aufenthalt beim Unionskonzil in Florenz (1439) schildert. Die lokalpatriotische Freude und der gute Beobachterblick für alles Auffallende, Fremdartige oder Glänzende verrät sich allenthalben. Man sehe, wie er den festlichen Einzug des Papstes zur Weihe des Domes sich aus seiner Erinnerung vergegenwärtigt, nichts Kostbares und Prächtiges dabei übersieht, Rang und Würde und äußere



Erscheinung der Teilnehmer beachtet und beschreibt. Die weitere Charakteristik seiner Helden setzt sich dann meist aus einer Anzahl kleiner Erlebnisse, Anekdoten, bezeichnender Äußerungen, witziger Aussprüche u. dergl. zusammen. Direkte Schilderung der Charaktereigenschaften tritt dazu. Diese Darstellungsart läßt sich von Boccaccio bis Vasari und weiter verfolgen. Nicht immer vereinigt sich das Mosaik zum lebendigen Bilde, wenn auch mancher naiv hingesetzte äußerliche Zug recht gut wirkt. So, wenn man erfährt, Alessandra de' Bardi sei so hochgewachsen gewesen, „daß sie fast nie Stöckelschuhe trug" und Ähnliches. Die Chronologie wird mit Bewußtsein und Absicht wenig berücksichtigt, nur das Charakterbild im ganzen soll festgehalten werden. Die stark lehrhafte Neigung des beschaulichen Greises tritt oft hervor. Warnungsreden an den Leser, Sentenzen über menschliche Dinge, der Hinweis auf die Vergänglichkeit des Irdischen, auch häufige schwächliche Wiederholungen der nämlichen Dinge bei verschiedenen Anlässen gehören zu Vespasianos Gepflogenheiten. Er will möglichst Verläßliches mitteilen; daher die häufige Berufung auf seine Quellen, auf das Selbsterlebte, auf die Berichte von Augenzeugen, auf das, was man sich im allgemeinen erzählt usw. Es fehlt nicht an der Neigung zum Schönfärben und manche mangelhafte Erinnerung und ungenaue Mitteilung liefen mit unter, wie Burckhardt und Pastor nachwiesen. Vespasiano hängt, ähnlich wie Vasari, manche durch die Literaturen wandernde Anekdote bestimmten Personen an. Vom schlichten Memoirenschreiber ist begreiflicherweise nicht zu erwarten, daß er große, geschichtliche Ereignisse, wie die gleichzeitigen Konzilien oder das tiefere Wesen bedeutender Männer auch nur annähernd nach ihrer ganzen Bedeutung erschaue. Auch von literarischen Leistungen redet er nur im Stile des Buchhändlers, der weiß, was beliebt, berühmt, vielbegehrt, im allgemeinen wertvoll ist. Über den Inhalt und die literarische Bedeutung der Werke muß man sich an diesen selbst überzeugen.

Der Hauptreiz der Vespasianoschen Viten liegt für uns



darin, daß hier ein Florentiner des Quattrocento selbst zu uns über seine Zeitgenossen redet, ein Mann, der mitten in den Ereignissen einer merkwürdigen Epoche lebte und die humanistische Lebensluft in vollen Zügen atmete. Sein Urteil, das nicht selten dasjenige der Nachwelt bestimmt, ist zum mindestens wertvoll als Echo der öffentlichen Meinung seiner Zeit in gelehrten Dingen. Vor allem die Schlichtheit und Unmittelbarkeit seiner Darstellung muß uns auch vielfach lieber sein als die nach antiker Rhetorenkunst zurechtstilisierten Traktate, Viten und Geschichtsbücher mancher berühmten Humanisten. Als eine Art illustrierendes Lesebuch wird man daher die deutsche Auswahl aus Vespasiano gerne neben unseren historischen, kunst- und literaturgeschichtlichen Büchern zur Hand nehmen. [1])

Das für die Literatur- und Kulturgeschichte Wertvolle ist aus Vespasianos Werk schon in die verschiedenen neueren Darstellungen übergegangen. Der Leser findet daher in diesen Biographieen nicht viel überraschend Neues. Darum verlangt der Herausgeber mit Recht nach „munteren produktiven Lesern", die imstande sind, das für die Persönlichkeit des Autors und für seine geistige Atmosphäre Charakteristische, das oft in unscheinbaren Bemerkungen steckt, herauszufühlen und für sich lebendig und fruchtbar zu machen. Man wird also die Viten am besten im Zusammenhang mit den eingangs erwähnten neueren Gesamtdarstellungen der Zeit oder

1) Paul Schubrings Übersetzung liest sich im ganzen gut. Die Genauigkeit läßt jedoch nicht selten etwas zu wünschen. Ich meine damit natülich nur Stellen, bei denen die genaue Wiedergabe zugleich für das Verständnis von Bedeutung ist. Z. B. „Der Herzog von Calabrien rückte . . . . durch die Kirchengüter" (le terre della Chiesa) statt: „Durch die Länder des Kirchenstaates". (S. 180). Ausdrücke, die sich auf theologische oder kirchliche Dinge beziehen, und auch manche andere sind öfters ungenügend übersetzt, und sie bedürften obendrein für das weitere Publikum einer kurzen Erläuterung, wie uns der Kommentar auch sonst nicht selten im Stiche läßt. Eine Anzahl guter Bildbeigaben findet sich hier, wie in den anderen Quellenschriften zur italienischen Renaissance.

mit anderen Quellenschriften lesen. Die alten Historiker der florentinischen Republik berichten in erster Linie von Kriegen und Staatsaktionen, Macchiavelli („Istorie fiorentine") vom politischen Innenleben seiner Vaterstadt und ihrer Parteien, das Tagebuch Landuccis enthält viel vom bürgerlichen Privat- und Alltagsleben. Da treten dann die Verfasser der verschiedenen Sammlungen von Lebensbildern, die mit den Schriften Petrarcas und Boccaccios beginnen und bis zu P. Giovios „Elogia virorum illustrium" reichen, als vortreffliche Ergänzung mit ihren mehr oder weniger anschaulichen Einzelbildern hinzu.

Die Vertiefung in Vespasiano kann nach mehrfacher Richtung als Korrektur hergebrachter Schlagworte dienlich sein. So wird der Leser, dem das bis zum Überdruß wiederholte Schlagwort vom frevelhaften prächtigen Renaissancemenschen oder vom neu erstandenen Heidentum des mediceischen Zeitalters noch in den Ohren klingt, von Vespasianos eigenem kirchlichfrommen Sinne ebenso überrascht sein wie von der ernsten Religiosität der meisten unter seinen berühmten Männern. Der Biograph erscheint als der echte Typus des biederen Florentiner Bürgers, wie er uns auch sonst aus mancherlei Briefsammlungen und anderen Dokumenten im 15. Jahrhundert lebendig entgegentritt. Wie diese Briefe führen uns auch Vespasianos Schilderungen vom lauten Markte und gewalttätigen Getriebe der Politik in eine andere friedliche Welt, wo herrliche Schätze wahrer Religion ruhen, wo wir in Familie und Klosterzelle den alten frommen Geist und kirchlichen Sinn weiterblühen sehen, der seit dem Auftreten der großen Orden gerade in Italien immer wieder die Herzen mit neuer Gotteskraft erfüllte. Aus diesem Geiste erwuchs außer den großen charitativen Leistungen der herrliche Überfluß an religiösen Kunstwerken, der uns unverständlich bleibt, wenn wir uns nur das Treiben einzelner Fürstenhöfe und humanistischer Kreise vor Augen halten. Vespasiano läßt in seiner Schilderung keine Gelegenheit vorbeigehen, die sich bietet, um die christliche Gesinnung und



den gewissenhaften kirchlichen Sinn seiner Berühmtheiten zu loben. Seine nüchterne Sprache wird lebhaft und fast rhetorisch und voll Wärme, wenn er von Sittenstrenge, Bußfertigkeit, von religiöser Mildtätigkeit, von Bücherspenden „zur Ehre Gottes" usf. berichtet. Mit frommem Interesse erzählt er von jedem erbaulichen Sterben. Seine Seele wird licht und freudig, wenn er den Charakter und das heilige Wirken eines Bernardin oder Antonin vor uns ausbreitet. Gedenkt er der blumenhaften Aloysiusseele des jungverstorbenen Jakob von Portugal oder der jungfräulichen Cezilia Gonzaga, so bewegt er sich fast ganz in Ton und Sprache der Legende.

Wie er mit dem Unwillen über laxe Mönche nicht zurückhält, so feiert er umso freudiger den Reformeifer kirchlicher Männer und den Kampf Bernardinos gegen die Sittenverwilderung. Für solche fromme Gestalten pflegte er dann den Hintergrund möglichst düster zu malen. Es mag sein, daß manche schonende Schönfärberei an Gelehrten wie Poggio in seiner lebhaften Tendenz ihren Grund hat, wie er ja auch bei hohen Herren (König Alfonso) die gewissenhafte Erfüllung kirchlicher Gebote sehr nachdrücklich betont, um ihr Beispiel für seine Leser recht wirksam zu gestalten. Wenn er Tadelnswertes an kirchlichen Verhältnissen oder an Prälaten und Klerus berührt, so geschieht es mit jener vornehmen Zurückhaltung, die noch heute den kirchlich gesinnten gebildeten Italiener kennzeichnet. Dem Geiste, der alles Leben und Handeln mit streng christlichem Maße mißt, erscheint auch im öffentlichen Unglück die strafende Hand Gottes und für jedes Unrecht verlangt sein Empfinden die Gott schuldige Sühne. Seinen Mitbürgern, die unter Lorenzo dem Prächtigen zu sehr in Genuß und Lastern unterzugehen drohten, hält er gerne das christliche ernste Erziehungsideal vor Augen, und das Charakterbild der Alessandra de' Bardi liest sich wie ein aus biblischen und klassischen Anregungen erwachsenes Musterbild der christlichen Frau, wie sie seiner Überzeugung entspricht und wie sie seiner Mitwelt nötig er-

scheint. Eigentliche Bibel- und Kirchenväterzitate sind nicht besonders häufig, obwohl Vespasiano ganz und gar im Geiste der Schrift und kirchlichen Lehre schreibt. An Dante findet sich nur gelegentlich ein Anklang. Wohl aber geht er von bekannten Bibelworten aus, wenn der sonst so Mildgesinnte einmal einen eifernden Ausfall gegen die leichtsinnigen Genußmenschen einschaltet, denen er seine tüchtigen Edlen gegenüberstellt. „Hier kann ich mich nicht enthalten, ein Wörtchen zu reden gegen die Dummköpfe, Schwindler und Dreisten, die in Sinnenlust, im Essen und Trinken ihre höchste Wonne sehen und an nichts anderes denken! Die Freuden dieser Männer (der zeitgenössischen Gelehrten) waren andere; Wissen und Lernen war Maestro Pagolos Sinnen und Trachten, über dem er oft die Nacht zum Tage machte. . . . Er lebte fromm mit reinem Gewissen. Und trotz all seiner Enthaltsamkeit, seines Fastens, in Kleidern schlafen und keinen Wein trinken, erreichte er doch über 80 Jahre und starb gottselig, seinen Geist Gott befehlend, in Andacht und Reue über seine Sünden."

Vespasianos Biographien sind so eines der vielen Zeugnisse, welche dartun, daß Burdach mit Recht „das Märchen vom heidnischen Grundzug der Renaissance" zum alten Eisen wirft.

(Schluß folgt.)

XXXII.

Eine neue Ehrenrettung Thomas Murners.

Ich glaube, Dr. Thomas Murner, der vielgehetzte, viel-gelästerte, ruhelos wandernde Bettelmönch, der zu Luthers Tagen diesem und den unmittelbar vorausgehenden Zeit-genossen innerhalb der alten Kirche so böse, bittere Wahr-heiten sagte, hätte es sich nicht träumen lassen, daß sich nach vier Jahrhunderten die Gelehrten über ihn ihre Köpfe zer-brechen würden. Daß die Einsichtigen auch im Lager der von ihm befehdeten Partei ihm dereinst noch Gerechtigkeit widerfahren lassen könnten, hätte er wohl nie gehofft.

Und doch ist dies Tatsache geworden, erfreulicher Weise. Das Heil für Murner, an dem die einseitig von konfessionell-polemischen Gesichtspunkten ausschauende Geschichtsschreibung des letzten Jahrhunderts kein gutes Haar gelassen hat, ist von Vertretern der Literaturgeschichte ausgegangen. Sehr zutreffend bemerkt ein neuerer Kritiker: „Es scheint, daß man zu einer gerechten Würdigung Murners nicht gelangen kann, wenn man von den religiösen Parteikämpfen seiner Zeit ausgeht. Der Mönch gehört in erster Linie doch der Literaturgeschichte an, und seine eigentlich literarischen Werke müssen die Grundlage seiner Beurteilung bilden, seine konfes-sionelle Stellungnahme als sekundär betrachtet werden. Daran liegt es wohl, daß ein Literarhistoriker bisher die liebevollste Charakteristik Murners geliefert hat. Vor Ka-werau und Liebenau hat wesentlich auf Grund der eigenen Schriften Murners schon Goedeke als Einleitung zu seiner Narrenbeschwörung eine biographische Skizze von Murner entworfen“ [1]). Goedekes Beurteilung hat tatsächlich der

---

1) Bruno Hennig in einer Besprechung der Murnerbiographie v. Liebenau in den „Mitteilungen aus der historischen Literatur. N. F. I (Berlin 1913) S. 405.

objektiven Murnerforschung die Wege geebnet und eine reiche Murnerliteratur gezeitigt.[1] Noch schwankt aber das Urteil. Auch die umfangreiche Biographie, mit der uns vor kurzem der Katholik Th. von Liebenau beschenkte[2]), hat das Charakterbild des merkwürdigen Mannes nicht in scharf umrissenen Zügen vor uns hingestellt, weil ihr Verfasser allzu ängstlich mit seinem eigenen Urteil zurückhält; vielleicht, weil er selbst fühlte, daß trotz aller Fülle von Material, welches die Forschung bereits zusammengetragen hat, die Vorbedingungen zu einer zutreffenden, allseitig befriedigenden Charakterisierung des Menschen und Schriftstellers Murner noch nicht geschaffen sind. „Vor allem fehlen uns Untersuchungen, die zu einem tieferen Verständnis von Murners problematischer Natur verhelfen. Der Weg hierzu wird uns versperrt bleiben, wenn es nicht gelingt, das Fremde an diesem merkwürdigen Franziskanerschriftsteller, seine seltsam schillernde Gedankenwelt und ihre eigentümliche, sprachliche Umhüllung in seinen Geist und seine Umwelt zurückzulenken und zurückzudenken".

Von diesen Leitsätzen geht eine eigenartige, zu dankenswerten Ergebnissen führende Arbeit aus, die ein engerer Landsmann Murners — wie er aus Oberehnheim stammend — diesem gewidmet hat.[3]) Sie befaßt sich zunächst mit dem Stil der gereimten Satiren Murners, begnügt sich aber, wie so manche germanistische Erstlingsarbeit, nicht mit mechanischer Zerlegung und Zusammenstellung einzelner Stilelemente, sondern der Verfasser sucht — mit vollem Erfolg — den

1) Vergl. R. Bethge in „Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (Leipzig 1909) S. 316.

2) In diesen Blättern Bd. 152 (1913) S. 146—60 bespr. von G. Meier; vergl. darüber meine ausführl. Besprechung in der Wissenschaftl. Beilage z. Germania 1913, Nr. 12.

3) Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. Von Josef Lefftz. Straßburg, K. J. Trübner, 1915. X, 200 S. 8°. [Einzelschriften zur elsäss. Geistes- und Kulturgeschichte, hrsg. von der Gesellschaft für elsässische Literatur, Nr. 1].

volkstümlichen Satirenstil Murners als Ausdruck einer untergegangenen bürgerlichen Kultur und als geistige Eigenart des Autors zu verstehen und konnte so, ebenfalls mit gutem Recht, „den Urteilen über den liederlich arbeitenden, frivolen und oberflächlich fühlenden, charakterlosen Possenreißer und windigen Popularitätshascher Murner mit starken Einschränkungen entgegentreten". So bedeutet die Schrift eine volle Ehrenrettung Murners.

Dessen eigentümlicher Satirenstil ist „wie sein Leben und Schaffen überhaupt, in erster Linie aus dem Wesen und Wirken seines Ordens und aus dessen alter Tradition zu erklären. An diesen Grund lehnt sich erst alles andere an, in ihm wurzelt fest und tief das Originelle und Überragende von Murners Stil" (S. 12). Wer mit der Eigentümlichkeit der franziskanischen Predigt des Mittelalters [1]) vertraut ist, wundert sich, daß die Murnerforschung bisher kaum versucht hat, von hier aus auch dem Satiriker Murner beizukommen. Mit Recht sagt Lefftz: „Murner ist der Typus des unerschrockenen, freimütigen Bettelmönches, der leidenschaftlich alle Schäden der Zeit bekämpft, ganz für das Volk lebt und aller Welt ohne Rücksicht auf die eigene Person mit kecken und derben Worten die Wahrheit zu sagen wagt. Sein volkstümlicher Satirenstil wurzelt in dem Stil der freien, volkstümlichen Bettelmönchspredigt. In keiner Satire vermag Murner seine Predigernatur zu verläugnen" (S. 13). Murners Stil weist ganz die charakteristischen Merkmale der Predigtweise Bertholds von Regensburg auf. Er bereichert aber das volkstümliche Stilgut aus der Tradition der franziskanischen Volkspredigt mit Elementen aus der Volksdichtung und der bürgerlichen und populär-humanistischen Literatur. Vor allem aber färbt Murners elsässisch-alemannische Ab-

1) Vergl. dazu besonders das treffliche Buch von K. Hefele, der hl. Bernardin von Siena und die franziskanische Wanderpredigt in Italien während des XV. Jahrhunderts. Freiburg 1912; was Lefftz über die bezüglichen Verhältnisse in Deutschland sagt, findet eine Parallele in Italien.



stammung auf seinen Satirenstil ab. „Es kann gezeigt werden, daß Murner in weitgehendem Maße auf den Sprachgeist und die Empfindungsweise seines Volkes einging und absichtlich eine Stilform suchte, in welcher es seine Stimmungen und seine Eigenart wiederfand“ (S. 18). So erklärt sich auch die überraschende volkstümliche Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit von Murners Sprache. „Eine urwüchsige Sinnenkraft verleiht ihr das charakteristische Gepräge des volkstümlichen Zeitstils, der in der gesteigerten Intensität des inneren Schauens bei den unteren Volksschichten seine Grundvoraussetzung hat. Die stilbelebende, unbändige Lebenskraft, die in der vollsaftigen Sprache nach Ausdruck ringt, erzeugt aber auch viel Rohes und Zynisches“ (S. 127). Dieses letzte Element, das sich bei Murner reichlich vertreten findet, ist z. B. von Kawerau weidlich gegen ihn ausgeschlachtet worden, indem er ihm reine Lust am Schmutzigen vorwirft.[1]) Lefftz nimmt den Dichter mit Recht gegen solche Vorwürfe in Schutz, indem er fordert, daß man ihn als Kind seiner derben Zeit werte. Das scheint eigentlich selbstverständlich zu sein; aber noch neuestens hat man die alten Vorwürfe gegen Murner wiederholt.[2]) Lefftz stellt zwar auch fest: „Maßlose Derbheit, die nach unserem Empfinden oft ins Frivole und Unflätige überfließt, ist der Murnerschen Sprache eigen“, hebt aber zugleich hervor, daß er in den Satiren nicht eine einzige Stelle finden konnte, wo Murner absichtlich und aus reiner Freude am Schmutz im Kot gewühlt hat, und daß die maßlose Derbheit nie Zweck und Ziel seiner Darstellung sei. Zu bedenken ist stets: „Man hielt damals vieles für ganz natürlich und erlaubt, was wir heute als roh, unsauber und anstößig verwerfen. Murners ätzende Satire, die mit beispielloser Deutlichkeit und Schärfe

---

1) Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters, S. 71. Gegen Kawerau, der Luthers Derbheiten mit dem Hinweis auf Murner entschuldigen will, wendet sich mit gutem Argument Grisar, Luther III, 1008.

2) So G. Bebermeyer, Murnerus pseudepigraphus (Göttinger Dissertation 1913) S. 70.

auch die heikelsten Seiten der Verderbtheit von Menschen und Einrichtungen geißelt, darf bei der Beurteilung nie und nimmer von der zeitgeschichtlichen Bedingtheit losgelöst werden" (S. 180).

Wenn auch in Murners Satiren, die keine ernsten Moralpredigten sind, der Scherz über den Ernst vorwiegt, die Sünde als Narrheit erscheint, so „kann nicht geleugnet werden, daß Murner auch kräftige Töne sittlicher Entrüstung zu Gebote stehen". Scherer gegenüber, der Murner für „bösartig, wütend und wild" hielt und ihm den eigentlichen Humor absprach, findet Lefftz in ganzen Partien der satirischen Gedichte einen „urwüchsigen Humor, der seinesgleichen sucht" (S. 181). Überhaupt verdient die geistvolle Art, wie der Verfasser, namentlich im ergebnisreichen 5. Kapitel (Gefühlston und Stimmungsgehalt der Sprache Murners) aus seinen stilkritischen Untersuchungen den Weg zu Murners Seelenleben und Charakter zu finden versteht, vollste Anerkennung. So wird dieses Kapitel zu einer schönen Ehrenrettung des Vielgeschmähten. Hatte Kawerau, der in Murner nur Luthers heftigen Gegner sah, jenem allen Glaubensmut und jegliche religiöse Begeisterung abgesprochen, überhaupt ein oberflächliches Empfindungsleben zugesprochen, so antwortet ihm Murners Landsmann:

„Kawerau bringt aus der Gefühlswelt Luthers die Maßstäbe für die Bewertung der Gefühlswelt des Gegners mit, ohne auf den grundverschiedenen Volkscharakter nur die geringste Rücksicht zu nehmen. Die Losung der Literatur: ‚Hie Teufel, hie Narr!' hätte schon die rechten Wege weisen müssen. Kawerau blieb aber das Empfindungsleben des elsässischen konservativen Bettelmönchs fremd, er verkennt die stammestümlichen Stileigenheiten dieses alemannischen Satirikers vollständig. Wer Murner gerecht werden will, muß vorurteilsfrei in seine Vorstellungs- und Gefühlswelt eindringen können und darf nicht aus anderem Milieu heraus das Fremde von außen betrachten. Kawerau kann nicht verstehen, daß Murner bei der alten Kirche, deren Schäden er in den Satiren rügte, hätte bleiben können,



wenn er tief und warm gefühlt hätte, wenn ihm ein fester Glaubensmut und die reine Flamme religiöser Begeisterung und untadelige Lauterkeit der Gesinnung nicht ganz gefehlt hätten. Dieser Schluß auf ein oberflächliches, leichtes religiöses Seelenleben ist ungerecht. Die Erforschung des elsässischen Humanismus hat gezeigt, wie zähe gerade tief religiös empfindende Naturen an der kirchlichen Überlieferung festhielten trotz der überaus scharfen Kritik, die sie vor Luthers Auftreten an der alten Kirche übten. Einen ungestümen Glaubensmut kann man diesem wackeren Kämpen der alten Kirche nicht abstreiten; fest und treu stand er bis zum letzten Atemzug auf katholischer Seite, ein stets kampfbereiter christlicher Ritter und mutiger Glaubensheld" (S. 176).

Wenn Kawerau Murner auch eine warme Marienverehrung abspricht, so betont Lefftz wiederum mit gutem Recht — und beweist es —, daß Murner „tatsächlich ein begeisterter Marienverehrer war".

Auch der Abschnitt über Murners Individualität verdient Beachtung. Sehr zutreffend führt der Verfasser (S. 189) eine große Zahl der über den Menschen Murner gefällten schiefen Urteile auf grobe Mißverständnisse der satirischen Ausdrucksformen seiner didaktischen und antireformatorischen Dichtungen zurück. Der volkstümliche Stimmungsgehalt der Satiren dürfe keineswegs als unmittelbarer Ausfluß von Murners individueller Ethik betrachtet und für sittliche Werturteile ausgebeutet werden; das zeigt sich auch, wie er früher schon nachwies (S. 65 f.), als besonders verhängnisvoll in der falschen Ausdeutung jener Stellen, wo Murner sich selbst persifliert, indem er in der Dichtung sich selbst allerlei tolle Streiche zuschreibt. Das darf man in keinem Falle ernst nehmen und biographisch verwerten: ein Fehler, in den selbst Liebenau noch verfallen ist.[1]) Der witzige, ironische Gehalt, die Komik der Satiren läßt den Verfasser die Frage auf-

1) Er hält in seiner Murnerbiographie S. 12 f. die von Murner sich selbst zugeschriebenen kleinen Diebstähle für echt.



werfen, „ob das alles innere Berechtigung hat, ob der Satiriker ein positives Ideal im Herzen trug und mit Lachen, Spotten und Schelten verfocht, oder ob er nur ein oberflächlicher Possenreißer war, dem Menschenelend und Menschennot nie ans Herz rührten". Die Antwort lautet: „Komik und Spott sind Murner nie reiner Selbstzweck, so sehr es ihm auch darum zu tun ist, zu ergötzen und zu unterhalten. Unser Bettelmönch kämpft gegen die Fehler und Sünden seiner Mitmenschen, schmeichelt ihnen aber nicht. Sein Witz übt bittere Satire, er ist gefährlich. Die Pfeile, die er abschießt, sitzen fest und verletzen. Murner mußte das sprachliche Narrenkleid anziehen, wenn er auf das gemeine Volk wirken und sich ihm nähern wollte" (S. 193). Mißverständlich und kaum zutreffend ist aber der Satz: „Er arbeitet, hingerissen vom großen Ringen nach Individualität, unbewußt an der Basierung des Lebens auf das Gewissen des einzelnen, an der Begründung einer individuellen Ethik, die er selber noch nicht voll besitzt." [1])

Die Schrift von Lefftz gehört zum Wertvollsten, was bisher über Murner geschrieben worden ist. Sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zum restlosen Verständnis des seltsamen Mannes, der an der Wende zweier Welten steht. Auch der Kulturhistoriker findet in den hier niedergelegten Untersuchungen eine reiche Fundgrube. Besonderes Lob möchte ich auch der frischen sprachlichen Darstellung zuzollen; sie sticht erfreulich ab von der verwahrlosten Schreibart mancher Fachgenossen, deren Elaborate den Leser oft anmuten wie literarische Brockensammlungen. Ich gestehe gerne: ich habe aus dem Buche manches gelernt.

* * *

1) S. 193; das gilt auch von dem Satze: „Eine individuelle Ethik gab es m. E. zu jener Zeit im Mittelalter noch nicht." Solche Gedankengänge sind zu sehr von der Burckhardtschen Theorie vom Wesen der Renaissance beeinflußt. Vergl. dazu meinen Aufsatz in diesen Blättern Bd. 134 (S. 201—220).

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Lebenskraft unserer Wissenschaft, daß während des wilden Kriegsgetümmels die Gelehrten zu Hause nicht müßig sitzen, daß gleichzeitig mit der eben besprochenen Murnerpublikation ein Werk erschienen ist, welches gleichfalls eine Ehrenrettung unseres Franziskaners bezweckt.[1]) Der Verfasser, wie Lefftz Katholik, ist auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte kein Neuling. Auch in der Murnerforschung ist er gut bewandert, wie die 166 Seiten umfassende, mit gelehrtem Rüstzeug schwer beladene, fleißige Einleitung zu Murners Werken bezeugt. Zu bedauern ist, daß er Murners satirisches Hauptwerk, das Gedicht vom Lutherischen Narren, nicht in seine Auswahl aufgenommen hat. Er bringt bloß die Narrenbeschwörung, Schelmenzunft, Geistliche Badenfahrt, Mühle von Schwindelsheim, Gäuchmatt, das Neu Lied von dem Untergang christlichen Glaubens und noch zwei kleine Poeme. Die Texte sind normalisiert, vorgenommene Änderungen durch eckige Schaltklammern kenntlich gemacht, die allerdings die Lektüre nicht erleichtern. Allzu derbe Versstellen[2]) sind mitunter ausgelassen, eine Maßregel, über deren Zweckmäßigkeit man streiten kann.

Der Verfasser will durch die ausführliche Einleitung die mehr kirchen- und kulturgeschichtliche Murnerstudie Liebenaus nach der literarhistorischen Seite ergänzen. Er behandelt in acht Kapiteln: Murners Lebenslauf; Verdienste um Aufklärung und Kultur; Murner als Dichter und Satiriker; Verdienste um Bereicherung und Ausbildung der deutschen Gemeinsprache; Interessante „Besprechungen" von Murners Werken; Murner als „Abschreiber" und „Ausschreiber"; Murner ein „Talent, kein Charakter"; Murner und seine Rivalen. Diese Überschriften zeigen schon an, daß es dem Verfasser um eine

1) Thomas Murner und seine Dichtungen. Eingeleitet, ausgewählt und erneuert von Georg Schuhmann. Regensburg, Fr. Pustet 1915. XII, 469 S. 8. In Halbschwsl. geb. ℳ 7.

2) Z. B. Narrenbeschwörung, Kap. 44 a—d, Mühle von Schwindelsheim 163 f.



Apologetik des Dichters zu tun ist. Wer Murner nicht näher kennt, wird aus den gedrängten Ausführungen über den eigenartigen Dichter sich gut unterrichten können und sich freuen über die ihm widerfahrene Ehrenrettung. Ich befürchte aber, daß der durchweg stark polemische Ton, den der Verfasser anschlägt, bei Andersdenkenden den erstrebten wünschenswerten Zweck nicht erreicht. Der vorbildlichen, rein sachlichen und ruhigen Art von Lefftz wird größerer Erfolg beschieden sein.

Schuhmann betrachtet mit vielen anderen Straßburg als Geburtsstadt Murners. Man kann aber mit Sicherheit annehmen, daß er in Oberehnheim geboren ist, wo er auch sein ruheloses Wanderleben beschloß. Übrigens besitzen sowohl Oberehnheim als Straßburg ihre Murnerstraßen.[1]) Auf andere Einzelheiten[2]) kann hier nicht näher eingegangen werden. Ich wünsche dem Buch unter den Freunden des älteren deutschen Schrifttums und der deutschen Geistesgeschichte viele Leser.

Straßburg. Luzian Pfleger.

XXXIII.

Literatur zur Frage des Imperialismus und der Selbsternährung in Deutschland.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Der Augenblick ist noch nicht gekommen, der ein klares Bild über die gewaltigen und zahlreichen Umwälzungen gestattet, die der Krieg auf allen Gebieten des Lebens hervorgerufen hat. Am deutlichsten treten die Um- und Neugestaltungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der sozialen Kultur in die Erscheinung. Hier ist der Krieg viel-

1) Gegenüber der gegenteiligen Behauptung Schuhmanns (S. 28).

2) Ich erwähne noch, daß Murner nicht als Bearbeiter des Eulenspiegel gelten kann; vergl. Lemcke, der hochdeutsche Eulenspiegel 1908.



fach die Probe aufs Exempel geworden. Er hat der deutschen Volkswirtschaft neue Wege gezeigt und bisher nach Geltung ringende wirtschaftspolitische Theorien wie z. B. den Freihandel in Trümmer gelegt. Aus den Erfahrungen des Krieges heraus suchen wir nach Neuorientierungen, um unsere Volkswirtschaftspolitik und unsere soziale Kultur künftig so zu gestalten, daß das materielle Wohl unseres Volkes auch in Zeiten der Kriegsnöten völlig gesichert ist. Hiezu kommt noch, daß unsere Weltwirtschaftspolitik gewaltige Umänderungen erfahren wird, was auf unsere Weltwirtschaftstendenzen und unsere gesamte Wirtschaftsentwicklung von größtem Einfluß sein wird. Man kann heute schon bestimmte Neugestaltungen voraussagen, ohne sich in utopistische Gedankengänge zu verlieren. Auf dem Büchermarkt sind bereits eine Reihe von Erscheinungen aufgetaucht, welche sich mit dieser Neuorientierung unseres volkswirtschaftlichen Lebens befassen, daß es sich verlohnt, diese Tendenzen und Reformen als Vorläufer kommender grundlegender Gestaltungen kennen zu lernen.

Wenn wir zunächst Deutschlands Stellung in der Welt und in der Weltwirtschaft ins Auge fassen, so ergibt sich ohne weiteres, daß durch den Weltkrieg die Sachlage wesentliche einschneidende Veränderungen erlitten hat. Unsere diesbezüglichen Zukunftspläne und Erwartungen kommen am anspruchsvollsten in dem Buche des bekannten Politikers Paul Rohrbach „Der deutsche Gedanke in der Welt“ zum Ausdruck. Daß sehr zahlreiche Kreise unseres Volkes den Rohrbach'schen Gedankengängen zustimmen, geht schon aus der äußeren Tatsache hervor, daß der Verleger C. Robert Langewiesche von diesem Buche das 76. bis 90. Tausend zum Verkaufe auflegen konnte. Es spiegelt die imperialistische Gedankenwelt in Deutschland wieder. Es offenbart einen großen Weitblick, eine gesunde Kritik und gehört ohne Zweifel zu den besten weltpolitischen Erscheinungen des deutschen Büchermarktes. Rohrbach untersucht die Kräfte und Notwendigkeiten der deutschen Weltwirtschaft und Weltpolitik. Mit scharfem Blick erkennt er die Hemmungen, wie die Fähig-

keiten und Möglichkeiten der Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt. Bei aller Großzügigkeit seiner Gedankenwelt bietet Rohrbach freilich an vielen Stellen seines Buches Gelegenheit zu einwandfreien Widersprüchen. Wenn Rohrbach z. B. den Universalismus im Katholizismus, sowie den romanisch-italienischen Einschlag im Papsttum, dem geistigen Oberhaupte der katholischen Kirche, als ein Hemmnis für den Fortschritt der deutschen nationalen Idee bezeichnet, so befindet er sich damit in einem Irrtum, den am besten der gegenwärtige Papst selbst widerlegt, der als versteckter Freund des Deutschtums verschrien ist. Rohrbach's Buch zeigt noch viele angreifbare Stellen, die im Interesse der Klärung unserer künftigen Weltwirtschaftspolitik bloßzulegen ein Verdienst ist.

Dieser Aufgabe hat sich in leidenschaftsloser und sachlicher Weise Ernst Müller-Holm in seinem Buche „Der englische Gedanke in Deutschland", zur Abwehr des Imperialismus, unterzogen (München, Ernst Reinhardt 1915, 1.80 Mk.). Von den Ausführungen Rohrbachs sind viele Leser berauscht, sodaß dieses Anti-Rohrbachbuch die erfreuliche Wirkung ausübt, die Kehrseite der Medaille klar erkennen zu lassen. Wir lernen bei näherer Vertiefung in dieses kritisch angelegte und positiv widerlegende Buch die Schwächen der Rohrbach'schen Gedankenwelt am besten kennen, sodaß wir dadurch den deutschen Imperialismus von der Licht- und Schattenseite zugleich ins Auge fassen können.

Englands Imperialismus besteht in seinem Anspruch auf die Weltherrschaft ohne Duldung anderer Weltmächte an jenen Orten der Welt, die England für die Aufrechterhaltung seines Imperialismus als seinen unbedingten Besitz beansprucht. Deshalb verlangt England die Herrschaft zur See und den Besitz aller Schlüssel zu wichtigen Länderteilen der Erde. Dieser englische Imperialismus hat in seiner Unerträglichkeit zum Weltkrieg geführt. Es kann unmöglich im Interesse und im Sinne des deutschen Gedankens gelegen sein, diese englische Erbschaft etwa anzutreten. Der Krieg hat im Gegenteil erkennen lassen, daß der deutsche Imperialismus sich noch



engere Schranken auferlegen muß, als dies schon vor dem Kriege der Fall war. Deutschland wird gewiß nicht aus Gründen der Volksvermehrung und seiner industriellen Produktion auf dem Weltmarkt verzichten können. Rohrbach vertritt die Auffassung: „Der Weltmarkt! ihn brauchen wir jetzt schon für unsere Existenz ebenso nötig wie unsere eigene Scholle, und unerbittlich kommt der Tag näher, an dem wir ihn noch nötiger brauchen werden als je". Dieser Satz, der für unsere bisherigen weltwirtschaftlichen Tendenzen als typisch bezeichnet werden konnte, hat durch den Weltkrieg eine gewaltige Erschütterung erfahren. Dieser Satz würde in seiner vollen Geltung etwa bedeuten, wie Müller-Holm ihn zutreffend auslegte: „Die Ausfuhrindustrie und der ihr dienende Ausfuhrhandel sind wichtiger als die Tätigkeit unserer Bauern, wichtiger als unser Ackerbau und unsere Viehzucht, wichtiger als unser heimisches Gewerbe, das unsere Volksgenossen mit den nötigen Bedarfsartikeln, mit Kleidung, Wohnung, Hausrat versieht." Vor dem Kriege galt es in der Tat in vielen nationalökonomischen Kreisen für eine unumstößliche Notwendigkeit, die Zukunft Deutschlands unter Aufrichtung der Freihandelsära auf die Kolonien und den Weltmarkt aufzubauen. Der Krieg hat aber in dieser Beziehung eine gründliche Bekehrung zahlreicher nationalökonomischer Kreise hervorgerufen. Müller-Holm ist mit seiner Gegnerschaft gegen den deutschen Imperialismus im Sinne Rohrbachs nicht allein auf weiter Flur.

Der Gedanke, Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung das Ideal der Selbsternährung anstreben und erreichen zu lassen, Deutschland in eine Art geschlossenes Wirtschafts- und Handelsgebiet zu verwandeln, Deutschland und seine angrenzenden Gebiete an Skandinavien bis zur Türkei hinunter in ein mitteleuropäisches Wirtschaftsgebiet zu verflechten, diese Gedanken haben seit dem Kriege mächtig an Einfluß und Realisierbarkeit gewonnen. Im gleichen Maße hat der Weltwirtschaftsgedanke im Sinne der Rohrbach'schen Ausführungen naturgemäß an Kraft eingebüßt. Hören



wir die Anschauungen namhafter nationalökonomischer Autoren!

Werner Sombart schreibt in seinem Buche: Händler und Helden (München, Duncker & Humblot 1915, 1 Mk.), daß uns der Krieg mehr und eindringlicher zum Bewußtsein bringen muß, „das alle internationalen Wirtschaftsbeziehungen ein notwendiges Übel sind, das wir so klein wie möglich machen sollen. Es wird zweifellos die dringlichste Aufgabe der Volkswirtschaftspolitik nach dem Kriege sein: Mittel und Wege zu finden, auf denen wir zu einer möglichst großen wirtschaftlichen Autonomie Deutschlands gelangen". Professor Dr. Franz Oppenheimer fordert in seinem Büchlein „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft" (Berlin, S. Fischer, 1 Mk.), daß wir „den uns in Friedenszeiten beherrschenden Individualismus und Egoismus zum Teil wenigstens aufgeben" und daß auch in wirtschaftlichen Dingen das „Einer für Alle, und Alle für Einen" zu gelten hat. Oppenheimer tritt ein für die Gewinnung neuen Nutzlandes in Deutschland, für eine progressive Reichseinkommen- und Wertzuwachssteuer. Es sind das Forderungen, die erkennen lassen, daß auch für Oppenheimer die Tendenzen unseres zukünftigen Wirtschaftslebens nicht mehr im Individualismus, sondern in dem Verlangen des solidarischen Eintretens aller für einen und eines für alle wurzeln müssen. Im ausgesprochenen Gegensatz zu dem ersten Verfechter der Freihandelslehre in Deutschland, L. Brentano, wendet sich der Münchener Nationalökonom Edgar Jaffé in seinem Werkchen „Volkswirtschaft und Krieg" (Tübingen, J. C. B. Mohr, 75 Pfg.) gegen das Freihandelssystem und das mit demselben logisch verbundene Gewinnprinzip, wonach der Grundsatz des höchst möglichen Gewinns die Grundlage unseres Wirtschaftslebens sein müsse. Nach Jaffé muß das Resultat aller diesbezüglichen Erwägungen sein, „daß das alte Prinzip des Individualismus und der unbeschränkten Freiheit des wirtschaftlichen Lebens seinen Tag gehabt hat". Dieses liberale Wirtschaftsprinzip mit der Basis des höchst möglichen Gewinns will Jaffé



zerbrochen sehen, indem die Volkswirtschaft mehr in den Dienst der Allgemeinheit eingestellt werden müsse und zwar nach dem Gebote: „Erfüllung nationaler Aufgaben und Notwendigkeiten, nicht Befriedigung privaten Erwerbstrebens, das heißt auf der einen Seite mehr Arbeit für weniger Gewinn, auf der anderen größere innere und äußere Befriedigung für den Arbeitenden". Jaffé macht für seine Theorie gleichzeitig einen praktischen Vorschlag, indem er in Zukunft für Deutschland eine großzügige Aufstappelung von Getreide, von Futtermitteln, von Rohstoffen wie Kupfer, Petroleum, Baumwolle, Gummi usw. als eisernen Bestand unserer Volkswirtschaft verlangt. Auch Professor H. Levy in Heidelberg räumt die Notwendigkeit der Vorratswirtschaft in der künftigen Volkswirtschaft ein, indem er in seinem Werkchen „Vorratswirtschaft und Volkswirtschaft" (Berlin, Julius Springer, 1 Mk.) das Problem des Vorrats als ein durch den Krieg geschaffenes Novum bezeichnet, für das die alte Volkswirtschaftslehre überhaupt keinen Raum hatte, weil diese mit ihrem Prinzip der Wirtschaftlichkeit nicht „ökonomisch" funktionieren könne. Die künftige Durchführung der Vorratswirtschaft wird daher die Anforderung stellen müssen, „daß der Staat ohne Rücksicht auf die Kosten, allein geleitet von dem obersten Interesse der Vorratsanhäufung, alle, auch die kostspieligsten und vom Standpunkte der alten Volkswirtschaft ‚unrentabelsten' Vorkehrungen treffe".

Alle diese Ausführungen lassen erkennen, daß das Prinzip der nationalen wirtschaftlichen Autonomie, die Durchführung eines selbständigen Wirtschaftsgebietes in den Kreisen führender deutscher Nationalökonomen bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat. Alle diese konkreten Forderungen aber, wie Abkehr vom Freihandel, Fruchtbarmachung von Ödland zum Zwecke der unabhängigen Selbsternährung, Ausschaltung der Alleingültigkeit des Gewinnprinzips im Wirtschaftsleben, Hervorkehrung der Notwendigkeit des solidarischen Interessensystems auch in der Volkswirtschaft, Vorratswirtschaft trotz der Unrentabilität und sonstige verwandte Forderungen stehen



als bedeutsame Hemmnisse der deutschen Weltwirtschaft und dem deutschen Imperialismus im Wege. Diese durch den Krieg wachgerufenen Zeitforderungen verhindern den deutschen Weltwirtschaftsgedanken nicht, aber sie schränken unsere vor dem Kriege gehegten Intentionen beträchtlich ein. Ein Teil unserer nationalökonomischen und wirtschaftspolitischen Welt der Denker und Praktiker hat sich mit diesem Umschwung der Anschauungen und Notwendigkeiten bereits abgefunden. Wir haben diese durchgreifenden und prinzipiellen Ideenumwandlungen mit Absicht hier ausführlich eingeschaltet, um die Einwände gegen die Rohrbach'schen Gedanken, die Müller-Holm vorgenommen hat, klarer hervortreten zu lassen.

Da Müller-Holm das Ideal des möglichst unabhängigen Wirtschaftsgebietes und der Intensivierung des deutschen landwirtschaftlichen Bodens vor Augen schwebt, ist er kein Freund der Kolonien. Wir möchten in dieser Gegnerschaft uns ihm nicht anschließen, aber er entkräftigt die Kolonialargumente in sehr zutreffender Weise, daß wir ihn der Klärung dieser Streitfragen halber kurz zu Wort kommen lassen wollen. Müller weist darauf hin, daß in Deutschland von einem Bevölkerungsüberschuß gar nicht gesprochen werden kann, sondern nur von einer verkehrten Verteilung der Arbeitskräfte, indem „der wichtigste aller Berufszweige, die Landwirtschaft, nicht unter einem Zuviel, sondern unter einem Zuwenig an Arbeitern leidet". Mit klaren konkreten Argumenten deutet der Verfasser darauf hin, welch ein gewaltiger Nutzen die Dichtigkeit der Bevölkerung gerade für den landwirtschaftlichen Betrieb und die volle Bodenausnützung haben würde, ein Umstand, der z. B. die belgische Landwirtschaft zu einer so außerordentlichen Blüte emporgebracht hat. Müller schreibt, daß Deutschland keinen Aderlaß seiner Bevölkerung brauche. Es brauche ihn um so weniger, als seine Zunahme sich bereits zu verlangsamen beginne. „Wir sollten eher auf Mittel sinnen, unsere Söhne im Lande festzuhalten, statt ihnen den Weg nach außen zu zeigen." „Wer einmal durch Pommern oder Mecklenburg gereist ist



(von dem noch entfernteren Osten ganz zu schweigen), und dort gesehen hat, wie weite Strecken, die von der Natur nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet sind, kaum hier und da eine Hütte aufweisen; wer die weiten Moore und Heiden Hannovers und Schleswig-Holsteins kennt, die noch fast völlig des Anbaues entbehren; wer da weiß, daß z. B. die Provinz Posen nur 66 Einwohner auf den Quadratkilometer hat, fast viermal so wenig wie Belgien, dem sie an natürlicher Güte gewiß nicht nachsteht, — der wird nicht zweifeln, daß Deutschland leicht das Doppelte, das Dreifache seiner Bevölkerung beherbergen kann. Dies freilich nur bei verbesserten Bebauungsmethoden." Diese Ausführungen sind schwer zu widerlegen, und es ist keine Frage, daß einer Intensivierung unserer Landwirtschaft mindestens die gleich hohe Bedeutung zukommt, wie der Erwerbung und Erhaltung von Kolonien.

Wenn wir auch keine Gegner der deutschen Kolonialpolitik sind und einen kolonialen Länderzuwachs wertvoller Gebiete auf Kosten unserer Feinde als selbstverständliche Kriegsbeute erachten, so läßt sich doch schwer entkräften, was Müller gegen Rohrbach inbezug auf unsere bisherigen Kolonien vorbringt. Wir haben keine Siedelungskolonien, „wie sie Rußland in Sibirien, Frankreich in Algier, England in Kanada, Kapland, Australien und Neuseeland besitzt und Italien vielleicht künftig in Tripolis besitzen wird". Die Auswanderung in unsere Kolonien durch Weiße ist bis zur Stunde sehr schwach geblieben und wird es wohl auch bleiben, da die klimatischen und wirtschaftsgeographischen Bedingungen derselben keine große Zukunft verheißen. Müller ist gegen den Kolonialbesitz überhaupt und meint, es wäre auch die Gewinnung wertvoller englischer oder belgischer Kolonien für uns kein Gewinn. Eine etwaige größere Auswanderung dorthin wäre von wirtschaftlichem oder militärischem Standpunkte aus bedauernswert. Lassen sich aber, zum Schaden unserer Heimat, ein paar Millionen Deutsche z. B. in Kapland nieder — „dann tritt nach wenigen Geschlechtern die



Erscheinung ein, daß die Kolonisten sich dem Mutterlande entfremden, daß sie ihre eigenen Interessen voranstellen, bis der letzte Schritt geschieht, daß sie sich auch politisch unabhängig machen". Die Hauptschwierigkeit besteht nach Müller nicht darin, Kolonien zu erwerben, sondern sie zu behaupten. Eine brauchbare Siedelungskolonie muß einerseits nicht allzu fern vom Mutterlande liegen, andererseits darf sie insbezug auf Klima und Boden nicht allzu verschieden sein. Algier und Sibirien bilden für Frankreich und Rußland solche Kolonien, Deutschland besitzt keine. Unsere Kolonien haben auch vom Standpunkte des Handels aus versagt, indem die Absatzmöglichkeit bei den Eingeborenen geringfügig ist. Müller entkräftet auch den Kolonialenthusiasmus vom ideellen Gesichtspunkte aus, der vor allem die Kultivierung und Christianisierung der Kolonien ins Feld rückt. An zahlreichen geschichtlichen Beispielen zeigt er das wahre Aussehen der modernen, namentlich der englischen Brutalitäts- und Ausbeutungspolitik gegen die Eingeborenen. Er verkennt nicht den Wert der Religion in der Kolonialpolitik; nur hat diese, sagt er bemerkenswerter Weise, „leider außerhalb des Machtbereichs der katholischen Kirche gegenüber der nackten Roheit und Selbstsucht nur selten die nötige Kraft besessen". Um die menschenfreundliche Eingebornenpolitik hat die katholische Kirche das Hauptverdienst. „Wo aber keine einflußreiche Kirche besteht, da ist von dem Egoismus der Kolonisten nichts anderes zu erwarten, als daß sie die Wilden entweder ausrotten oder ausbeuten".

Zerstört Müller ein für den Kolonialgedanken vorgebrachtes Argument um das andere, so zerpflückt er in einem weiteren Abschnitte das englische Vorbild, die englischen Händleridealе, wie sie gerne von unseren Imperialisten angepriesen werden. Den höchsten „politischen Sittlichkeitsstandpunkt" sollen die Engländer erreicht haben, denn bei ihnen dienen nach Rohrbach „alle öffentlichen Einrichtungen am vollkommensten der Fruchtbarmachung aller Einzelkräfte für das Ganze". Dem gegenüber weist Müller hin auf die



heute noch bestehende verbreitete Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht, die die Behauptung Rohrbachs von der politischen Überlegenheit Englands über den Haufen wirft. Die Engländer sind nicht das Idael der politischen Weisheit, sonst hätten sie nicht überall einen solchen Haß in der Welt gegen sich entfesselt, wie dies am deutlichsten im Gefolge ihrer irischen und indischen Ausbeutungspolitik zum Ausdruck kommt. Auch das darniederliegende Schulwesen und die Rückständigkeit und Verknöcherung in Handel und Industrie und zahlreiche andere von Müller schonungslos offengelegte Mißstände sind nicht dazu angetan, in England in irgend einer Weise und schon gar bezüglich des imperialistischen Gedankens ein Vorbild zu erblicken.

Müller-Holms Gedanken zur Abwehr des Imperialismus nach englischem Muster gipfeln in der Forderung, die Ideen der Schaffung eines mächtigen deutschen Kolonialreiches fallen zu lassen, unseren kolonialen Besitzstand nicht zu vermehren, England die Verfügung über die Meeresstraßen zu entreißen, Belgien zum Schutze gegen Frankreich und als Brückenkopf gegen England deutsch zu machen, vor allem aber die Ausgestaltung Deutschlands zu einem starken und ertragsreichen Lande zum Gegenstand unserer hauptsächlichsten Sozial- und Wirtschaftspolitik zu machen. Man wird diesen wirtschaftspolitischen Tendenzen in Anbetracht der Einkreisungspolitik unserer Feinde und der Wertlosigkeit unserer Kolonien für den Kriegsfall nicht die Richtigkeit abstreiten wollen. In der stärkeren Betonung der Ausgestaltung Deutschlands zu größtmöglicher nationaler wirtschaftlicher Unabhängigkeit beruht die durch den Krieg hervorgerufene Umwandlung der Anschauungen über Kolonialpolitik und Imperialismus. Müller-Holm faßt seine Anschauungen nahezu programmatisch in die beachtenswerten Sätze zusammen: „Deutschlands Zukunft liegt nicht auf dem Wasser, sondern auf seinem eigenen, so herrlich ausgestatteten Boden. Alle geographischen Umstände, die Natur des Landes, die Küstenbeschaffenheit, die Lage in der Mitte Europas weisen darauf hin, daß es zu einem fest-

ländischen Staat bestimmt ist. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es seine Seefahrt aufgeben soll. In einem so großen Volke finden sich immer Begabungen und Bestrebungen mannigfacher Art, und für die Seefahrt haben Deutsche zu verschiedenen Zeiten große Fähigkeiten bewiesen. Dennoch darf sie nicht unser Hauptziel sein. Das verbieten schon die militärischen Rücksichten, unsere ausgedehnten Landgrenzen. Im wesentlichen müssen wir uns zur See auf die Verteidigung beschränken".

Müller-Holm ist kein absoluter Gegner unserer jetzigen Kolonien und kein Gegner der deutschen Weltwirtschaft. Er warnt nur vor einem Ausbau Deutschlands zu einer Weltherrschaft zum Zwecke der Niederhaltung der übrigen Völker, wie dies England bis zur Stunde als den Inhalt seiner imperialistischen Weltpolitik erblickt hat. Umso eindringlicher betont Müller-Holm die Notwendigkeit im Ausbau des inneren Deutschland, die Intensivierung der Landwirtschaft, das Prinzip der nationalwirtschaftlichen Autonomie Deutschlands. In dieser Beziehung schließt er sich völlig den oben genannten Volkswirten an.

Mit dieser stärkeren Betonung des selbständigen Wirtschaftsstaates rollt sich von selbst wieder die alte Streitfrage der Selbsternährung Deutschlands auf. Diese Frage konnte schon vor dem Kriege in wirtschaftstechnischer Beziehung durchaus bejaht werden. Der Krieg hat nun insofern einen Umschwung der Anschauungen herbeigeführt, als man vor dem Kriege die Verwirklichung der Selbsternährung Deutschlands als ein zu kostspieliges und unrentables Unternehmen abgewiesen hat. Der freihändlerische Hinweis auf die Nahrungs- und Futtermitteleinfuhr aus dem Ausland hat in Anbetracht der als unwahrscheinlich angenommenen langen Kriegsdauer für immer Fiasko gemacht. Die Wertschätzung unserer Landwirtschaft und die Aussichtslosigkeit des Freihandels sind zwei der wertvollsten durch den Krieg mit voller Klarheit geschaffenen Erkenntnisse. Ein Staat, dessen Bewohner nicht zum großen, zum größeren Teil, schreibt Sombart in „Händler und Helden",

der Landwirtschaft angehören, ist eine Mißbildung. In England ist der Anteil der in der Landwirtschaft und der sehr beträchtlichen Fischerei beschäftigten Personen auf 8 Prozent (!) gesunken. „Ein solchermaßen beruflich gegliederter Staat ist eine Karikatur, ist gar keine lebendige Einheit mehr, sondern nur ein Kontor". Da zu den Hauptwaffen unserer Feinde der Aushungerungsgedanke gehört, ist für Deutschland das Selbsternährungsproblem zum Hauptproblem seiner Wirtschaft geworden. Diesem Selbsternährungsprinzip gegenüber, das die Gegenwart und auch die Zukunft beherrscht, muß das von unseren freihändlerischen Nationalökonomen auf den Schild gehobene Gewinnprinzip Platz machen. Es ist erfreulich, daß die 16 Mitarbeiter des Buches „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (herausgegeben von Eltzbacher, Braunschweig, Vierweg 1914, 1 Mk.), zum größten Teile Professoren, Geheimräte und Leiter bedeutender Staatsanstalten dem Satze zustimmen, der als sehr charakteristisch und beachtenswert bezeichnet werden darf: „Heute kommt es nicht darauf an, daß irgendein Landwirt oder Industrieller verdient oder daß eine Aktiengesellschaft Dividenden erteilt, sondern darauf, daß wir alle zu leben haben. Es kommt überhaupt nicht auf Geld an, sondern auf Brot, Fleisch und Kartoffeln."

Das Problem der Selbsternährung Deutschlands ist aufgerollt und es wird uns auch nach dem Kriege nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Die intensivere Gestaltung des landwirtschaftlichen Betriebs und der Produktionsvermehrung ist möglich und notwendig. Deutschland ist aber auch in der glücklichen Lage der Gewinnung neuen Nutzlandes. „Es sind in Deutschland", so führt Oppenheimer in seinem erwähnten Schriftchen aus, „noch ganze Provinzen im Frieden zu erobern. Fast genau zehn Prozent der Gesamtfläche, mehr als ein Sechstel der Nutzfläche wird bei uns von Unland eingenommen. Davon ist ein ungeheurer Teil der Kultur zu gewinnen. Heideland kann durch Rigolen und Düngung in kürzester Zeit in das beste Obst- und



Gemüseland verwandelt werden; davon sind wenigstens zweieinhalb Millionen Hektar vorhanden. Und von den dreieinhalb Millionen Hektar umfassenden deutschen Mooren sind zweieinhalb Millionen Hektar kultivierbar; sie ergeben Wiesländereien von sehr hohem Ertrage: da Heu das beste, nährwertigste Futtermittel ist, und da auf einem Hektar in guten Jahren fünf Tonnen Heu geerntet werden, läßt sich ermessen, was hier bei gutem Willen und gehöriger Energie in kürzester Zeit für die Versorgung des deutschen Viehstandes und dadurch der Bevölkerung mit Fleisch geschehen kann."

Der Krieg hat uns die Erkenntnis gebracht, daß England den Plan einer Unterwerfung Deutschlands niemals ehrlich wieder aufgeben wird, weil nach englischer Auffassung für ein machtvolles, selbständiges, ebenbürtiges Deutschland neben England kein Raum sei. England bleibt mithin die latente Gefahr für Deutschland. Das Schicksal Deutschlands hängt sonach, wie Professor Dr. K. von Rümker in der Flugschrift „Mit Schwert und Pflug" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 50 Pfg.) ausführt, an einem dreifachen Faden, an der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft, der deutschen Industrie und Wehrmacht. Eine Betrachtung der Weizen- und Roggenproduktion der Erde läßt erkennen, daß Deutschland infolge seiner geographischen Lage und infolge der politischen Konstellationen gar nicht daran denken darf, sich jemals mit seiner Volksernährung vom Auslande abhängig zu machen. Die Unabhängigkeit in der Ernährung ist die sicherste Bürgschaft für seine feste Stellung unter den Weltvölkern. „Nur auf der Basis selbständiger Ernährungsfähigkeit hat Deutschlands Rüstung zu Lande und zur See und Deutschlands industrielle und kommerzielle Entwicklung in nationalem Sinne Zweck und Zukunft", schreibt Rümker, und die Erfahrungen im jetzigen Kriege haben diese Auffassung mit hinreichender Deutlichkeit erwiesen. Ein Landwirtschaftsfachmann wie Rümker hält die Ernährung unseres Volkes aus eigener Produktion für gut möglich, und es ge-



hört zu den erfreulichsten Tatsachen, daß das Prinzip der nationalen wirtschaftlichen Autonomie in Deutschland keine bloße Forderung der Vernunft und der Sorge in Kriegszeiten zu sein braucht, sondern daß es landwirtschaftstechnisch seine befriedigende Erfüllung finden kann.

XXXIV.

Religiöser Rück- und Ausblick nach dem ersten Kriegsjahr.

Es ließ sich erwarten, daß der dies anniversarius der Kriegserklärung Anlaß geben würde zu Rück- und Ausblicken auf und aus dem vergangenen Kriegsjahre. Und wirklich hat es hieran nicht gefehlt. Der Kaiser selbst ging in seiner Proklamation „An das deutsche Volk“ voran. Und auch auswärts haben sich die führenden Staatsmänner, wie der französische Präsident Poincaré, der englische Premierminister Asquith und der russische Kaiser, sowie der leitende Minister bei Eröffnung der Duma die Gelegenheit zu solcher Übersicht nicht entgehen lassen. Auch jegliche Zeitung trug auf den 1. oder 2. August ihren führenden Artikel hierüber am Kopf, angefangen vom Welt- bis zum Winkelblatt. Wir haben uns viele, sehr viele derselben hierauf angesehen und wollen dazu etwas weniges bemerken.

Die Artikel waren im wesentlichen alle auf das Gleiche zugeschnitten. Ausgehend von der wie ein Blitz aus heiterem Himmel fallenden Kriegserklärung, von der hiedurch ausgelösten nationalen Begeisterung, von dem Gewimmel und Gewoge der Mobilmachung werden geschildert die ersten überraschenden militärischen Erfolge gegen Belgien, Frankreich und Rußland, die unerwarteten Rückschläge an der Yser, Aisne und Bzura, die langen harten Geduldsproben der Wintermonate im Schützengraben, die Mai- und weiteren

Erfolge in Galizien und Polen bis vor die Thore von Warschau, die Siege und Niederlagen zur See, die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote als beste Waffe gegen Englands Aushungerungs- und Entkräftungsplan, die wirtschaftliche Lage Deutschlands. Freundliche und feindliche Seitenblicke auf den Halbmond und das „verräterische" Italien usw. usw. fehlen natürlich auch nicht. Zum Schluß verlegen sich die Artikelschreiber, deren Arbeit ja keine zu schwere war und die sich solche auch, ziemlich an der Oberfläche bleibend, nicht allzu schwer werden ließen, aufs Prophezeien über den Ausgang des Krieges zu Gunsten von Deutschland, Österreich und der Türkei, wobei immerhin die eine oder andere Stimme betont, daß noch viel zu tun sei.

Im wesentlichen wird man mit dem zum sovielten Male Gelesenen einverstanden sein können. Nur da oder dort hat man sich sein Fragezeichen gemacht, wünschend, es möchte tiefer gegraben sein. So geht der eine oder andere Artikelschreiber doch zu leicht über gewisse Untergründe des Krieges hinweg, z. B. über die gegenseitige Rassenfeindlichkeit, wofür die im wesentlichen angelsächsischen Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrer Sympathie für England der schlagendste Beweis sind, oder über den seit 1866 und 1870 über die Welt sich verbreitenden, trotz allem nur ungern von den Völkern ertragenen Militarismus. Fast durchweg auch wird beim Ausblick auf die Zukunft vergessen das schwere Problem, wie Deutschland die verlorenen Handelsbeziehungen und Handelsfelder in der nun bleibenden Welt von Feinden ringsum, denen sich naturnotwendig das lateinische Italien zugesellen mußte — was übrigens Bismarck in gewissen Stunden gut wußte — wieder gewinnen werde, wie sich daher seine soziale Frage gestalten werde.

Auf eines aber möchten wir näher eingehen, daß nämlich in fast all diesen Revuen der religiöse, näherhin christliche Grund- und Unterton vollständig fehlt. Da oder dort vielleicht taucht Luther auf, um in Gesellschaft von Schiller, Kant, Göthe, Bismarck, Moltke alsbald von dem religiösen



Boden auf den profanen überzutreten. Christus aber fehlt vollständig.

Wie war es denn vor ungefähr einem Jahre?

Am 20. August 1913 richteten die zu Fulda versammelten Bischöfe von Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz das sorgende Wort an ihre Gläubigen über den Geburtenrückgang, den Mißbrauch der Ehe, die sexuelle Erziehung des Kindes, die Kinematographen, die sittlich-religiöse Erziehung der schulentlassenen Jugend, die Kleidermode der Frauen. Sie schlossen mit den ergreifenden Worten:

„Die Liebe heißt uns nochmal mit dem Propheten auszurufen: Mein Volk, die dich glücklich nennen, belügen dich und verderben die Wege deines Wandels (Is. 3, 12). Es ist Torheit, sich und anderen einreden zu wollen, ein gewisser Aufschwung der äußeren Verhältnisse, eine Verfeinerung der äußeren Kultur, technische Erfindungen und Fortschritte der Wissenschaft seien der sichere Beweis, daß die Nation kerngesund sei und geraden Weges den Höhen des Lebens und Glückes zustrebe. Solch schöne Lüge kann niemandem nützen und verdirbt nur immer mehr noch die Wege unseres Wandels.

Wahren Nutzen bringt allein die Wahrheit, nur sie macht frei (Joh. 8, 32). Die Wahrheit ist, daß jene bösen Geschwüre, auf die wir hinweisen mußten und die überall im Körper des Volkes aufbrechen, eine schwere innere Erkrankung erkennen lassen, die Wahrheit ist, daß die tiefste und letzte Ursache dieser Erkrankung in der religösen Erschlaffung und dem Niedergang des christlichen Glaubens und Glaubenslebens in weiten Schichten des Volkes zu suchen ist. Kaum ist je der furchtbare, notwendige Zusammenhang zwischen Unglaube und Unsittlichkeit, zwischen Laster und Elend, zwischen Sünde und Tod so handgreiflich und zahlenmäßig nachweisbar in die Erscheinung getreten. Kaum ist es jemals so offenkundig geworden, daß die, welche gegen Religion und Kirche, gegen Gott und Christus ankämpfen, damit von selbst zugleich Feinde der Familie, Feinde des Kindes, Feinde der Jugend, Feinde des Volkes und des Vaterlandes werden".

So die prophetischen Worte der Bischöfe. Der Krieg



brach aus. Damals ließ sich unstreitig ein religiöser Aufschwung konstatieren: Einkehr in sich selbst, Bußeifer, Gebetseifer, fleißigerer Kirchenbesuch, häufigerer Empfang der Sakramente. Die Jugend schweifte nicht mehr regellos und aufsichtslos an den Sonntagsmorgen an den Kirchen vorüber hinaus in Wald und Feld. Die Theater und Kinematographen boten nicht mehr fast nur Sinnenkitzel und Schlechtigkeiten. Die Buchläden und Kunsthandlungen zogen ihre vielen Anstößigkeiten und Liederlichkeiten zurück. Die Mädchen und Frauen wetteiferten in der Kleidung nicht mehr mit Buhldirnen und Hetären. In Wort und Schrift zeigte sich mehr christlicher Glaube und christlicher Ernst. So schien es besser geworden zu sein.

Ist es auch besser geblieben? Wir glauben nicht. Beweis sind uns neben anderen Erscheinungen diese Zeitungsartikel vom dies anniversarius der Kriegserklärung. Fast keiner ihrer Schreiber wagt es, vor seinen bisweilen Hunderttausenden von Lesern einen christlichen Ton anzuschlagen, eine gläubige Note einzusetzen, ein religiöses Licht aufzustecken — zum großen Unterschiede vom Kaiser, der Gott die Ehre gibt in den Worten: „Gott war mit uns". Immer wieder dasselbe hochmütige Lied von Menschenwitz und Menschenkraft, von Völkerhaß und Völkermord. Kein Laut von Gottesrat und Gottestat, von Gottesgericht und Gottesstrafe, von Gottesliebe und Gottesgnade. Oder welcher von ihnen hat Worte gefunden wie Papst Benedikt XV. und für Papst Benedikt XV.? Höchstens noch wird gerühmt das rein Humanitäre, das sich in der Verwundeten- und Krankenpflege, im Austausch der kriegsuntauglich gewordenen Gefangenen zeigt.

Doch daraus wollen wir den Redakteuren keinen Vorwurf machen und keinen Strick drehen. Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing. Sie haben für das Publikum zu schreiben. Und dieses ist auf diesen Ton gestimmt, zum allergrößten Teil. Es ist ja wahr, daß es noch vor dem Krieg viele gab, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben. Es ist



wahr, daß der Jammer, den der Krieg bereits über Tausende von Familien gebracht, die Zentnerlast von Sorge und Not und Tod viele die Kniee wieder vor dem alten Gott beugen ließ. Aber bei den meisten Zeitungslesern — und wer ist das heute nicht? — scheint es doch anders zu sein. Das beweisen die wieder sich einstellenden Klagen über die schweifende Jugend, über die Kinos und Theater, der nimmer verstummende Jammer über die Frauenkleidung. „Welsche Mode" heißen es die einen oder anderen in tadelndem Sinne. Zu Unrecht. Was deutsche Frauen tragen und so allgemein tragen, nicht etwa in das Bierhaus und in den Ballsaal, sondern in die Kirche hinein, vor bis zur Kommunionbank und zum Altar, das ist „deutsche Mode".

Es will einem überhaupt scheinen, als ob die Frauenwelt sich nicht ganz auf der Höhe befinde. Man wirft wohl dagegen ein all das, was in der Pflege der Verwundeten von ihr geleistet wird. Alle Achtung! Aber man wird des Eindrucks nicht los, daß hier viel, sehr viel auf den Schein und aus selbstsüchtigen Gründen geschieht. Ach, daß der Krieg überhaupt von so vielen zu Gewinn mißbraucht wird! Es fällt einem, um bei der Frauenwelt zu bleiben, wenn man die Verwundeten in Anlagen und Parks von oft grasgrüner weiblicher Jugend umlagert sieht, oder die noch traurigeren Berichte über Zustände hinter der Front der Armeen liest, Isaia 4, 1 ein: Und sieben Weiber werden zur selben Zeit einen Mann ergreifen und sprechen: *Wir wollen unser eigenes Brot essen und uns mit eigenen Kleidern kleiden; nur laß uns nach deinem Namen heißen und nimm die Schmach von uns!*

So steht es um die religiöse Stimmung bei der Masse, für welche die Redakteure schreiben. Aber noch etwas. Die Zeitungsschreiber kultivieren im allgemeinen ein genus dicendi inferius. Sie haben über sich als höheres Beispiel die Wissenschaft. Und da ist nun zu klagen, daß während manche wissenschaftliche theologische Organe, deren Christusglaube vorher sehr verbleicht war, zu Anfang des Krieges wieder

positivere Bahnen einschlugen oder wenigstens in Bekenntnis ihres Unglaubens zurückhaltender wurden, seit einiger Zeit, nachdem die ersten Schrecken überwunden sind, Christus wieder mehr in den Hintergrund rücken oder ihn höchstens wieder auftreten lassen an der Seite von großen Helden und großen Geistesmännern, Beispielen und Vertretern des sogenannten Idealismus. Kein Wunder, wenn da diese überblickenden Artikel über rein rationalen Idealismus und die Lobpreisung idealistischer Pflichterfüllung nicht hinauskommen. Worte nur und Schall!

In diesem Sinne haben auch die folgenden Deduktionen von Houston Stewart Chamberlain in seinem neuesten Schriftchen: Die Zuversicht (München, Bruckmann, 1915, M. 0,50) nur relativen Wert, so beachtenswert sie an sich sind:

„Die Regierungen, welche wilde Sapoys und Ghorkas, Senegalneger, Wüstenaraber gegen die zivilisierteste und humanste Armee der ganzen Weltgeschichte loslassen, Bauchaufschlitzer, Verstümmler, Augenausstecher, haben jedes Anrecht verwirkt, für christliche Regierungen zu gelten. Demgegenüber erlebten wir im deutschen Heere ein Wiederauflammen des christlichen Bewußtseins, das große Hoffnungen weckt, denn zu seiner besonderen Aufgabe, zu seiner ‚Bestimmung‘ kann Deutschland unmöglich Kraft gewinnen, wenn es sich nicht — und sei es auch in verschiedenen Abstufungen und Gleichnissen[1]) — zu Jesus Christus bekennt. Aus dem Unglauben, sagte Göthe — dem keiner in dieser Beziehung Beschränktheit oder Eifer vorwerfen wird — entstehen ‚schwache, kleingesinnte, zurückschreitende, auf sich selbst beschränkte Menschen‘. Solche Menschen sind der Bestimmung Deutschlands nicht gewachsen. Ein anderes Wort desselben hohen Denkers: ‚Die Menschen sind nur solange produktiv, als sie noch religiös sind‘. — Um im Laufe einiger Jahrhunderte eine neue, bessere Weltverfassung zu stande zu bringen, wird Deutschland andauernd ‚produktiv‘ sein und bleiben müssen. Die Ära des unaufhaltsamen Schaffens

1) Vom Verfasser unterstrichen.



bricht erst an. Es mag manchem wunderbar vorkommen, vielleicht ihn stutzig machen, daß ich hier Religion und Politik unmittelbar gliedere. Religion bildet überall das innerste Rad. Wer auf die höchste Religion verzichtet, verzichtet auf die höchste Kraft".

Gehalt bekommen diese Gedanken Chamberlains erst in folgendem:

„Ohne eine große Gesinnung kann ein großes Werk nicht vollbracht werden. Diese Größe ist nicht Natur, sie ist Übernatur. Gott schenkt sie durch Christus. Die deutschen Helden in den Schützengräben, hinter den Kanonen, auf den eisigen Nachtmärschen, den Winden in den schwachen Luftschiffen trotzend, in des Meeres schwarzen Tiefen dem Tode entgegenfahrend — sie alle haben's erfahren. Jetzt muß die Erschütterung sich weiter pflanzen und die ganze Nation aufrütteln und aufrichten . . . Ein ganzes Heer von Antichristen war im Anzug. Uns tat dringend not die Mahnung des Göttlichen: ‚Wenn das innere Licht in dir zur Finsternis wird, wie groß wird dann die Finsternis sein!'

Ganz richtig. Aber die von uns oben unterstrichenen Worte von den „verschiedenen Abstufungen und Gleichnissen" von Jesus Christus lassen unsere Hoffnungen über Gesamtdeutschlands religiöse Regeneration nicht recht aufkommen.

T. S.



XXXV.

Kriegselend in Russisch-Polen und Galizien, sowie Hilfsaktionen.

Von Eugen Buchholz-Wormditt.

Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß der gegenwärtige Krieg mit seinen überaus ausgedehnten, dabei öfters wechselnden Kriegsschauplätzen in West wie Ost große Verheerungen angerichtet hat. Besonders das heiß umstrittene „Weichselland" — das unglückliche Polen — dürfte noch Jahrzehntelang an den Nachwehen des Krieges zu leiden haben.

Hin und wieder stößt man in der Tagespresse bereits auf Zusammenstellungen über den Umfang der durch den Krieg in Russisch-Polen angerichteten Schäden und Verwüstungen. So brachte neulich die „Schlesische Zeitung" eine derartige, wohl auf Grund amtlichen Materials gefertigte Aufstellung, die eine summarische Übersicht bietet.

Nach dieser Zusammenstellung sind die Verwüstungen in den durch den Krieg betroffenen Gebieten Russisch-Polens außerordentlich groß. Zwei der größten und reichsten Gouvernements, Petrikau und Lublin, seien vollständig der Verwüstung anheimgefallen. Weiter hätten auch die Gouvernements Kelze, Radom, Warschau und Lomza stark gelitten. Die meisten der dortigen Bezirke mußten den Durchzug der beiderseitigen Truppen zwei-, drei- und mehrmal über sich ergehen lassen. Die Kriegsereignisse hätten in Polen über 200 größere und kleinere Städte in Mitleidenschaft gezogen. An 5000 Dörfer wären vollkommen vernichtet, ebenso zahlreiche Gutshöfe und Fabriken. Über tausend Kirchen lägen in Trümmern und weitere tausend hätten schwere Beschädigungen davongetragen. Die Getreide- und Lebensmittelvorräte seien zum größten Teile vernichtet. Eine Million Pferde und zwei Millionen Stück Vieh seien teils umgekommen, teils



an Futtermangel zugrunde gegangen. Die landwirtschaftliche Erzeugung, die sonst die Höhe von 2 1/2 Milliarden erreiche, sei auf Jahre hinaus gehemmt. Rund sieben Millionen der polnischen Bevölkerung seien mehr oder weniger bitterer Not ausgesetzt.

Im weiteren Verlauf des Aufsatzes wird dann gesagt, daß auch die gesamte Erzeugung der Fabriken, die ungefähr zwei Milliarden Franks betrage, große Einbuße erlitten habe. 400,000 Fabrikarbeiter wären beschäftigungslos. Die erste Sorge der deutschen bezw. österreichischen Verwaltung sei die Ernährung der Bevölkerung. Die durch den Krieg in Polen verwüstete Landfläche sei siebenmal so groß wie jene Belgiens.

Zu diesem dankenswerten Berichte einige Bemerkungen. Es ist schwer, in einer statistischen Aufstellung von derartiger Ausdehnung alles und überall richtig zu taxieren. Nehmen wir einerseits an, daß die wirklichen Schäden im ganzen wie einzelnen etwas hinter dieser Schätzung zurückblieben, so würde das wenig besagen. Das Elend bleibt riesengroß. Anderseits muß man aber auch erwägen, daß der Aufsatz der „Schlesischen Zeitung“ nicht die neuesten Kriegsereignisse im Gouvernement Siedlze berücksichtigt, ja daß er nicht einmal die Kriegsschäden in den Gouvernements Kalisch, Plotzk und besonders Suwalki in Erwägung zieht. So wird z. B. aus dem Gouvernements Plotzk berichtet:

„Ein ganzer Landstreifen . . . bis zur Weichsel hin ist entvölkert. Das Dorf Wrona, wie fast das gesamte Kirchspiel sind vernichtet. Pfarrei und Wirtschaftsgebäude zerstört. Der prächtige Kirchtum ist beschädigt, das Gewölbe des Gotteshauses wahrscheinlich eingestürzt. Der Pfarrer nebst seinen Parochianen wurde, als die Schlacht, die hier zwischen Pultusk und Krysek zwei Tage und zwei Nächte währte, in eine andere Gegend versetzt“.

Dann folgen Angabe über andere verwüstete oder ganz hinweggefegte Ortschaften und zum Schluße heißt es: „Herr Pfarrer Przedpelski aus Orszymowa, der mit dem Domherrn



Gruberski, dem Pfarrer von Czerwinsk aus Warschau zurückgekehrt ist, berichtet, daß die Bevölkerung der Kreise Plozk und Plonsk sich vorwiegend in den Wäldern von Jablonna aufhält. Die unglücklichen Flüchtlinge trösten sich durch die Hoffnung, daß sie bald die Heimat wiedersehen werden. Finden sie auch nur Trümmer vor, so zieht sie doch die eigene Scholle an."

Der „Dziennik Poznanski" (Nr. 181) veröffentlicht aus dem „Kuryer Ploeki" den Bericht eines Augenzeugen, des Geistlichen Al. P., der die ihm wohl bekannte Gegend von Przasnysz bereist hat. Gerade diese Gegend war der Schauplatz heftiger, mit abwechselndem Glücke geführter Kämpfe. Noch unlängst hörten wir hier im mittleren Ermlande, das an zwanzig Meilen von dem Gefechtsfelde abliegen mag, das Grollen der schweren Geschütze. Przasnysz war, bevor es endgiltig von der deutschen Armee besetzt wurde, schon vorher in deutschen Händen, konnte jedoch angesichts der großen Übermacht des Gegners, der es wiederholt durch Befestigungen ausbaute, nicht gehalten werden.

In Nachstehendem wollen wir den Bericht des polnischen Priesters der Hauptsache nach getreu wiedergeben. Die hier erzählten Einzelheiten gewähren einen guten Einblick in die durch den Krieg verwüsteten Bezirke des nördlichsten Polens und sie sind insofern von allgemeinem Interesse, als die darin geschilderten Verhältnisse mehr oder weniger auch auf die andern vom Kriege heimgesuchten Gegenden zutreffen.

Mehr denn ein Jahr durchbraust die Kriegsfurie mit einer bis dahin unbekannten Heftigkeit die Länder, überall Tod und Verderben sprühend. Weite Gebiete sind durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen, vor allem unser Polen. Die Verwüstungen sind nicht überall gleich. Zu den am meisten mitgenommenen Gegenden gehört der nördliche an die Provinz Ostpreußen angrenzende Teil des Gouvernements Lomza.

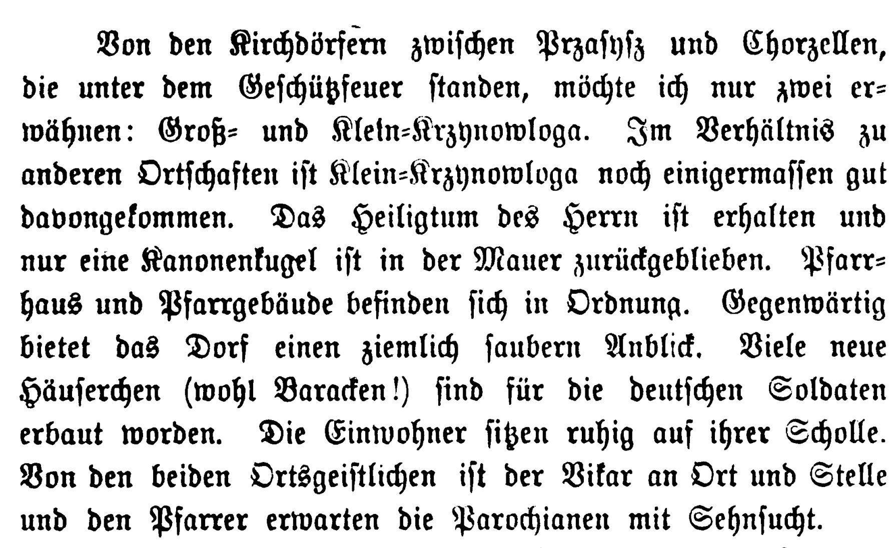
Vor allem bietet die von den beiderseitigen Kriegsheeren mehrere Male belagerte Stadt Przasnysz den Anblick eines

ungewöhnlichen Trümmerfeldes. Tagelang leuchtete der Feuerschein über der Stadt: fast alle Wohnhäuser sind in Asche gelegt. Kaum einige gemauerte Häuser sind stehen geblieben und auf den Straßen erblickt man überall Haufen von Trümmern, Scherben und Glas, während die Umfassungsmauern von Rauch geschwärzt dastehen, wenn auch großenteils durchlöchert oder windschief. Die schönen altertümlichen Kirchen von Przasnysz, welche seit Jahrhunderten von dem lebendigen Glauben und der Frömmigkeit der Vorfahren Zeugnis ablegten, gewähren heute einen traurigen Anblick: ihre Dächer und Türme sind zerstört und im Innern ist die Abhaltung des Gottesdienstes unmöglich. Nur die Pfarrkirche, obwohl ebenfalls beschädigt, gestattet die Abhaltung von Andachten. Das Wohnhaus des Dekans ist ebenfalls arg mitgenommen.

Unlängst ist der Ortspfarrer, der des heftigen Schießens wegen zeitweise die Stadt verlassen mußte, nach Przasnysz heimgekehrt. Mit der ihm eigenen Tatkraft ist er sogleich an die Linderung der geistigen und leiblichen Not herangegangen. Auch die Bewohner kehren, seitdem das Kampffeld mehr nach Süden verschoben, immer zahlreicher zu ihren Wohnstätten zurück, um das auszubessern, was noch erneuerungsfähig ist, oder neues Leben aus den Ruinen zu erwecken.

Von Przasnysz aus führte uns der Weg nach dem hart an der ostpreußischen Grenze gelegenen Städtchen Chorzellen. Unterwegs stießen wir überall auf die Spuren heftiger Kämpfe. Wir erblicken unbesäte Felder, die hier und da von Kugeln aufgerissen oder durch tiefe Gräben durchfurcht sind. Traurig stimmen die umhergestreuten Überreste von militärischen Uniformen, zerbrochenen Kriegsgeräten, Wagen und Pferdegerippen. Den traurigsten Anblick jedoch gewähren die an den Landstraßen, Feldwegen, Dörfern überall zerstreut aufgeworfenen Gräber, jene gesenkten Feldkreuze, unter deren Schatten die vom Kampfe ermüdeten Soldaten im Todesschlafe ausruhen. Unwillkürlich drängt sich eine Träne ins Auge, das Herz preßt sich zusammen und der Menschengeist, durch den traurigen Anblick niedergedrückt, ersehnt mit ganzer Macht Ruhe, Frieden."





Von den Kirchdörfern zwischen Przasysz und Chorzellen, die unter dem Geschützfeuer standen, möchte ich nur zwei erwähnen: Groß- und Klein-Krzynowloga. Im Verhältnis zu anderen Ortschaften ist Klein-Krzynowloga noch einigermassen gut davongekommen. Das Heiligtum des Herrn ist erhalten und nur eine Kanonenkugel ist in der Mauer zurückgeblieben. Pfarrhaus und Pfarrgebäude befinden sich in Ordnung. Gegenwärtig bietet das Dorf einen ziemlich saubern Anblick. Viele neue Häuserchen (wohl Baracken!) sind für die deutschen Soldaten erbaut worden. Die Einwohner sitzen ruhig auf ihrer Scholle. Von den beiden Ortsgeistlichen ist der Vikar an Ort und Stelle und den Pfarrer erwarten die Parochianen mit Sehnsucht.

Ungleich mehr gelitten hat Groß-Krzynowloga. Verschiedene Häuser sind hier von russischen Kugeln zerstört worden, bei einer großen Anzahl von Wohngebäuden fehlen die Fenster und die Dächer sind schadhaft. Das Gotteshaus ist arg mitgenommen worden: das Dach ist wie ein Sieb durchlöchert, die Mauern sind aufgerissen, die Fenster ruiniert und ohne Scheiben, so daß der Gottesdienst nur mit Mühe in einer Seitenkapelle abgehalten werden kann. Es mangelt an gottesdienstlichen Geräten, Kirchenwäsche, Fahnen, Bildern. Von den Wertgegenständen blieb nur die Monstranz übrig. Das Pfarrhaus ist von außen durch Kugeln beschädigt, während im Innern die Zimmer verwüstet sind. Besser ist die Vikarie erhalten, in der gegenwärtig auch der Pfarrer wohnt.

Langsam nähern wir uns dem Städtchen Chorzellen. Wer ehedem jemals diese Gegend besucht hat, der gedenkt sicher der schönen und großen Chorzeller Pfarrkirche, welche dem Städtchen und der ganzen Umgegend zur Zierde gereichte. Schon von Ferne hoben sich die Konturen der weißen Kirchenmauern ab und der emporstrebende schlanke Turm schien jeden Ankömmling zu begrüßen. Heute sucht das an diesen Anblick gewöhnte Auge vergeblich die wuchtigen Mauern und den gen Himmel strebenden Kirchturm — nur ein Trümmerhaufen erinnert an die frühere Herrlichkeit. Die kostbaren Wandmalereien, der kunstvolle Tabernakel, die vergoldeten Kelche, die geschmackvollen Ornate, die

schöne Kirchenwäsche, mit einem Worte alles mit so großem Geschmack und Aufwand Angeschaffte ist entweder vernichtet oder verloren gegangen. Das Pfarrhaus dagegen ist, wenn auch etwas beschädigt, stehen geblieben.

Das Städtchen bietet den Anblick einer Ruine. Überall erheben sich die nackten Gerippe ehemaliger menschlicher Wohnstätten mit ihren schwarzen Mauern und vereinsamten Schornsteinen und eine unbeschreibliche Wehmut bemächtigt sich beim Anblick dieser Unsumme von Zerstörung und Elend des Herzens.

Und dennoch versuchen die Menschen inmitten dieses Brandgeruchs und dieser Greuel der Verwüstung zu leben. Immer zahlreicher kehren die Flüchtlinge zu den heimatlichen Gestaden zurück und man kann beobachten, wie entschieden sie den Kampf mit dem durch den Krieg geschaffenen riesigen Elend aufnehmen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die beiden Ortsgeistlichen mit den zurückgebliebenen Gläubigen die schrecklichen Augenblicke mutigen Herzens und voll Gottvertrauen gemeinsam verlebt haben. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß die deutschen Truppen während ihres Aufenthaltes in Chorzellen dem General-Feldmarschall von Hindenburg ein Denkmal errichtet haben.

Dasselbe Bild der Verwüstung, dieselben auf den Brandstätten traurig und vereinsamt dastehenden Schornsteine und Mauerreste erblickt man in dem dicht an der ostpreußischen Grenze liegenden Marktflecken Janow, doch ist hier von Kirche und Pfarrhaus nicht einmal eine Spur übrig geblieben und zahlreiche Bewohner irren ohne Obdach umher.

Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß der gleiche traurige Jammeranblick auch in den Pfarreien Pawlowo, Czernice, Wengry und Jednorosez sich darbietet.

Die ganze Pfarrei von Pawlowo ist mit Ausschluß von zwei kleinen Dörfchen vollständig verwüstet. An Stelle der Kirche erheben sich kahle zerschossene Mauern, während Pfarrhaus und Wirtschaftsgebäude dem Feuer zum Opfer gefallen sind.



Ähnlich steht es mit der Kirche in Czernie, doch ist hier wenigstens die Sakristei zur Abhaltung der Andacht stehen geblieben. Das Pfarrhaus ist, obgleich beschädigt, noch bewohnbar. Die Bevölkerung regt sich auch hier, schafft und will auf der eigenen Scholle leben und in der eigenen Lehmhütte ihr Brot verzehren.

Auch in den Kirchspielen Wengry und Jednowzec haben Feuer und Schwert schrecklich gewütet. An der Kirche von Wegry sind Dach und Mauern arg mitgenommen, doch ist auch hier die Sakristei unversehrt geblieben. Das große und schöne Kirchdorf Jednowzec hingegen ist samt der Kirche vollständig niedergebrannt.

Eine Menge Leute aus der Puszcza (Heide) ist durch Feuer und Geschoß zur Flucht veranlaßt worden. Hunderte von Familien irren ohne Dach und Brot umher. Viele Männer können ihre Frauen und umgekehrt nicht auffinden, viele Kinder suchen ihre Eltern und diese wiederum ihre Kinder.

Doch nicht genug an dem schrecklichen Kriegsunglück, das wie eine Zentnerlast die Brust bedrückt. Die schmerzlichste Erscheinung sind gewisse Wahrnehmungen am Volke selbst. Trotz all der Heimsuchungen mangelt es uns an Einigkeit, an Schonung des fremden Eigentums. Der Krieg hat auf viele demoralisierend gewirkt, indem er in ihnen das Gefühl der Gewissenhaftigkeit und der Bruderliebe ertötete. Und deshalb müssen die besser denkenden Kreise unserer Gesellschaft an der Schärfung der menschlichen Gewissen arbeiten, indem sie das Volk zur Nächstenliebe, zur Aufgabe der häßlichen Selbstsucht, die wie ein Krebsgeschwür an unserem Organismus zehrt, aneifern und bewegen.

Was sagt doch unser Dichter?

Nichts zur Erde niederstoßen
Sondern zu immer höheren Sphären
Durch Emporheben anderer auffsteigen,
Denn der Welten Ziel ist die Veredlung.

* * *



Zur Linderung des großen Notstandes in Russisch-Polen sowie in Galizien sind bekanntlich eine Reihe von Komitees zusammengetreten, die teilweise unter behördlicher und kirchlicher Unterstützung schöne Resultate erzielen. So stellt der Vorsitzende des Schweizer Hauptkomitees, Heinrich Sienkiewicz, schon am 1. August 1915 fest, daß von diesem (in Vevey) für Polen unter russischer Herrschaft und für die von Österreich und Preußen besetzten Teile, ferner für Galizien, die galizischen Flüchtlinge, die polnische Bevölkerung in Mähren und Samogitien bis dahin über zwei nnd eine halbe Million Franks, genau 2'549,425,30 abgegangen waren.

Die in Galizien und der Bukowina durch den Krieg und die Brandschatzungen der Russen angerichteten Schäden sind ebenfalls sehr hoch. Allein an Gebäuden sollen nach den Feststellungen der österreichischen Behörden Werte in Höhe von anderthalb Milliarden eingebüßt worden sein.

Die göttliche Vorsehung hat für unsere, so sehr bewegte Zeit der Kirche Oberhirten geschenkt, die sich den schwierigen Verhältnissen vollständig gewachsen zeigen. So strahlt besonders hell die religiöse und soziale Fürsorgetätigkeit des aus einem altberühmten Geschlechte hervorgegangenen Krakauer Fürstbischofs Adam Sapieha. Er rief ein Hilfskomitee für die durch den Krieg des täglichen Brotes und des Daches in Heimat und Fremde Beraubten ins Leben, bringt den Notleidenden in den von der Kriegsfackel eben erst gebrandschatzten Gegenden die erste Hilfe und zeigt sich überall als guter Hirte und barmherziger Samaritan. Es war daher naheliegend, daß den erhabenen Kirchenfürsten eine nicht alltägliche Ehrung zuteil wurde? Der im Jahre 1910 verstorbene Pole Erasmus Jerzmanowski hatte der Akademie der Wissenschaften zu Krakau eine Stiftung von 1'200,000 Kronen überwiesen, deren Zinsen alljährlich einem Landsmanne, der sich in Wissenschaft, Literatur oder humanitären Werken ausgezeichnet hat, zufallen sollen. Nun traf es sich gerade, daß der Ehrenpreis dieses Jahr zum ersten Male der Ver-

teilung harrte und es lag nahe, ihn dem unermüdlich für die Linderung menschlicher Not wirkenden Fürstbischof Sapieha zuzuerkennen. Tatsächlich beschloß die Akademie einstimmig in diesem Sinne. Anfangs Juli überreichten Vertreter der höchsten polnischen wissenschaftlichen Institution im Sitzungssaale der Akademie dem anwesenden Krakauer Oberhirten die Ehrengabe.

Spätere Meldungen der Tagespresse besagen, daß Fürstbischof Sapieha den ihm zuerkannten Preis ganz und voll zur Schaffung eines neuen Werkes der Barmherzigkeit überwiesen hat. Es werden nämlich zwei bewegliche Sanitäts-Kolonnen eingerichtet, welche die Rettung der Bevölkerung Mittel- und Ostgaliziens vor den ansteckenden Krankheiten zur Aufgabe haben.

XXXVI.

Kürzere Besprechung.

Dr. W. Liese, die katholischen Orden Deutschlands und der Völkerkrieg 1914/15. Statistik ihrer Kriegsarbeit vom 1. August bis 31. Dezember 1914, veranstaltet vom Caritasverband für das katholische Deutschland. Freiburg i. Br., Caritasverband, 1915. 4°. 310.

Da schon zu Anfang des Krieges sozialdemokratische Blätter die Frage stellten: Was tut die katholische Kirche?, muß man es dem Caritasverband zum besonderen Verdienst anrechnen, daß er Fragebogen umgehen ließ, um die Tätigkeit der katholischen Ordensgenossenschaften für die Kriegsfürsorge, Soldatenseelsorge, Kranken- und Verwundetenpflege usw. festzustellen, um so eine feste Handhabe gegenüber den da und dort auftauchenden beliebten



Anschwärzungen zu gewinnen. Als Bearbeiter des einlaufenden Materials gewann er den Paderborner Professor W. Liese, der uns kurz vor Ausbruch des Krieges mit einem geradezu unentbehrlichen Werk über Wohlfahrtspflege und Caritas in den Ländern deutscher Zunge beschenkt hat. Was er hier für das erste Kriegshalbjahr übersichtlich zusammenstellt, ist ein glänzendes Denkmal für den caritativen und sozialen Geist, der unsere klösterlichen Genossenschaften beseelt. Mit Recht kann der Verfasser sagen: „die Katholiken lassen sich an begeisterter militärischer Pflichterfüllung von niemand übertreffen. Vor allem aber war die katholische Kirche als Friedensmacht stets bemüht, zur Heilung der unvermeidlichen Kriegswunden beizutragen, indem sie Hunderte und Tausende ihrer edelsten Söhne und Töchter aus den klösterlichen Genossenschaften den Verbandplätzen und Lazaretten des Feld- und Etappengebietes sowohl, wie der Heimat zur Verfügung stellte". Was eine einzige Frauengenossenschaft auf diesem Gebiet leistet, habe ich in diesen Blättern (Bd. 155 S. 645 ff.) gezeigt. Im weiteren Verlauf des Krieges haben sich die Leistungen der Orden noch gesteigert. Erst nach dem Kriege wird man alles überblicken und würdigen können. Der Verfasser stellt einen Nachtrag in baldige Aussicht und bemerkt zutreffend (Köln. Volkszeitung Nr. 533): „Welch gewaltige Zahlen werden wir also erst zu erwarten haben, wenn später über den Gesamtkrieg berichtet werden kann!"

Druckfehlerberichtigung:

S. 228 Zeile 1 ist zu lesen Weltenburg statt Wiltenburg; S. 275 drittletzte Zeile statt die Wehrbestimmung die letzte Bestimmung.

XXXVII.

Aus der Frühzeit der modernen Biographik.

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

(Schluß.)

Wenn ein Buchhändler aus dem alten Florenz in biographischen Skizzen berühmte Zeitgenossen schildert, so erwartet man selbstverständlich, daß er die Menschen mit Vorliebe von seinem beruflichen Standpunkte aus ansieht. Und dies geschieht tatsächlich sehr ausgiebig. In den Köpfen italienischer Humanisten erwachte wieder der bereits der Antike geläufige Gedanke an öffentliche Bibliotheken. Petrarca und Salutati sprechen ihn zuerst aus, Niccolo Niccoli, Bessarion, die Mediceer, Päpste und Fürsten verwirklichen ihn. Cosimos Name bleibt für immer mit den weltbekannten Florentiner Büchereien von S. Marco und S. Lorenzo verbunden. Gerade in der Arnostadt waren auch die Vorbedingungen für solche Schöpfungen am günstigsten. In der reichen und geistig angeregten Stadt gab es die tüchtigsten Pergamenterzeuger und ganze Scharen von Abschreibern, wie sie uns etwas später nur noch im Rom Nikolaus' V. begegnen, und freigebige Mäzene. Der alte Vespasiano denkt mit Vorliebe an alles zurück, was die Bücher und ihre Schicksale angeht. So gleich bei Nikolaus V., der schon vor seiner Wahl zum Papste seinen berühmten Kanon für die Zusammenstellung einer theologisch-humanistischen Bibliothek entwarf, worin die Bücher nach den Fächern Theologie, Philosophie, Poesie und Jus angeordnet erscheinen (Vgl. S. 317 f.). Nach seinen Angaben entstanden auch die Bibliotheken in Florenz, Urbino,





Pesaro. Zuweilen wurde unser Vespasiano von Cosimo nach auswärts geschickt, um für den reichen Sammler Manuskripte zu erwerben. Ihm wird aber auch die Herstellung eines großen Teiles der Abschriften von Werken, deren Original-Manuskripte nicht mehr käuflich waren, für die Bibliothek von S. Lorenzo übertragen. Da lesen wir in der Biographie Cosimos: „Nachdem das Priesterhaus und ein großer Teil der Kirche errichtet war, überlegte er (Cosimo), auf welche Weise man hier eine Stätte für wohlgesittete und gebildete Gelehrte gründen könne, und beschloß, eine würdige Bibliothek einzurichten. Und eines Tages, als ich mich in seinem Zimmer befand, sagte er zu mir: „Welche Vorschläge hättest du mir für die Gründung einer Bücherei zu machen?" Ich antwortete ihm, daß es kaum möglich sein werde, Bücher zu kaufen, denn man fände keine mehr. Darauf frug er: „Und auf welche Weise könnte man ihrer denn habhaft werden?" Darauf meinte ich, man müsse sie schreiben lassen. Nun frug er mich, ob ich das übernehmen wolle, und ich versprach es ihm. Nun sagte er mir, daß er mich beauftrage und mir die ganze Sache überlasse, und für die Gelder, die täglich gebraucht würden, veranlaßte er Don Arcangelo, den damaligen Prior des Klosters, stets die Anweisungen auf die Bank auszustellen, die dann bezahlt würden. Ich begann nun sofort, denn sein Wille war, daß man so schnell wie irgend möglich arbeite, an Geld sollte es nicht fehlen. Ich stellte in kurzer Zeit 45 Schreiber an und vollendete in 22 Monaten 200 Bände. Man richtete sich nach der Anlage der Bibliothek des Papstes Nicola, dieser hatte Cosimo ein mit eigener Hand geschriebenes Inventar der seinigen gegeben."

So gründete man die Laurenziana. Ähnlich kamen die Marciana und die Bibliothek in der Badia von Fiesole zustande. Was die Bücher irgendwie angeht, spürt Vespasiano für seine Aufschreibungen unermüdlich auf. Wenn er nur vom Hörensagen erfuhr, daß ein Gelehrter Bücher schrieb, so verzeichnet er es. Vom hl. Antonin vermerkt er eigens,

daß er seine Werke in Hefte von Baumwollpapier niederschrieb und für seinen eigenen Bedarf Bücher nur auslieh. Das war apostolische Armut im literarischen Luxus von Florenz. Eine Pietätlosigkeit gegen die geliebten Bücher erscheint unserem Biographen besonders unverzeihlich, wie seine Äußerung über die angebliche Verschleuderung von Büchern aus der Vatikana durch Calixt III. bezeugt. Dagegen macht ihn die Erinnerung glücklich, wenn er von Federigo von Urbino spricht, der „Waffen und Wissen" so herrlich zu vereinigen wußte. Da schwelgt er nur in Büchertiteln und im Gedenken an die schönen Einbände, Miniaturen und sonstigen Vorzüge der berühmten Büchersammlung. Dabei schreibt er auch das oft zitierte Wort über Federigo: „In dieser Bibliothek sind alle Bücher im höchsten Maße schön, alle mit der Feder geschrieben, kein einziges gedruckt; er würde sich dessen geschämt haben; alle mit den kostbarsten Miniaturen auf Ziegenleder gemalt."

Gewiß spielte dem alten Manne auch bei den bibliographischen Erinnerungen das Gedächtnis zuweilen einen kleinen Streich. Doch das betrifft wieder nur Einzelheiten. Die Mitteilungen über dieses Gebiet und die fleißige Zusammenstellung der Schriften aller Gelehrten, die in den Biographien erscheinen, die Erzählungen vom leidenschaftlichen Sammeleifer, vom Übersetzen, Abschreiben und Studieren der alten Klassiker versetzen uns so recht lebendig in die Zeit, wo dieses neuerwachte Bildungsstreben eine neue Kulturepoche einleitet. Aus Vespasianos Berichten und Bücherlisten tun sich uns klar die Horizonte der geistigen Welt der Renaissance auf und jene geistigen Tendenzen, die ihre schönste Verklärung in Rafaels Stanza della Segnatura fanden. Ob man diesen wunderbaren Raum mit Wickhoff für die Privatbibliothek Julius II. hält oder nicht: im Wesentlichen hat der Wiener Kunsthistoriker sicher recht, wenn er auf den Rafaelischen Fresken die geistigen Reichtümer allegorisch und symbolisch gestaltet sieht, die in den Bücherschränken der höchstgebildeten Männer jener Zeit ruhten. Und wie diese

Menschen humanistisches Wissen und christlichen Glauben zu schöner Harmonie vereinten, fühlt man vor dem Werke Rafaels so deutlich wie beim Lesen Vespasianos.

Der Verfasser der Vite verstand wohl so viel Latein, daß er die an ihn gerichteten Briefe Manettis lesen konnte; allein ein fachmäßig gelehrter Humanist war er nicht, wie man aus seinen eigenen Worten ersieht. Aus der Art, wie er von Büchern und Menschen spricht, errät der Leser so ziemlich den Umkreis seiner Bildung. Er hatte sich durch Bücher und Verkehr und Reisen eine solche Summe von Kenntnissen und genug geistige Gewandtheit erworben, um sich in den Gedanken und Anschauungen seiner hochgebildeten Zeitgenossen frei bewegen zu können. Die Bildungsinteressen der Zeit sind auch die seinigen. Auch er weiß die lateinischen Prunk- und Paradereden, die von Päpsten, Gelehrten oder politischen Gesandten gehalten wurden, zu schätzen und er unterläßt es nie, vom Eindruck, den eine solche „wundervolle Rede" machte, eigens zu sprechen. Fast stereotyp wiederholen sich die Ausdrücke der Hochschätzung der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur von Biographie zu Biographie. Öfters begegnet man einem Stoßseufzer wie diesem: „Wie vieles könnte man aus der Erinnerung erzählen, das von Würdigeren in elegantem Latein geschrieben ist, nicht in der vulgären Volkssprache, in der man die Dinge nicht so schmuckvoll darstellen kann . . . ." So spricht eben das volle Empfinden der humanistischen Zeit. Vom Werte antiker Handschriften, vom Verdienste Biondos um die Altertumswissenschaft, von ruhmeswürdigem Mäzenatentum, selbst vom moralischen Werte der neuen Studien, die den Nichtstuer Piero de' Pazzi zu einem tüchtigen Manne machen, liest man viel bezeichnende Worte. Von den Katzbalgereien und der höfischen Schmeichelkunst mancher Humanisten spricht Vespasiano dagegen sehr nachsichtig.

In Darstellung und Sprache zeigt sich selten das Vorbild der Klassiker. Vespasiano ist kein rhetorischer Wortkünstler, da er sich nicht an Cicero zu schulen vermochte.



Zuweilen ein schüchterner Versuch, einem seiner Helden eine kleine livianische Rede in den Mund zu legen oder Modernes mit Antikem zu vergleichen. Er findet, daß die Festlichkeiten, die Alfons von Neapel Kaiser Friedrich III. gab „jedes antiken Kaisers würdig gewesen wären", oder Alessandra de' Bardi wird durch mehrfache Vergleiche mit antiken Frauen geehrt. Doch dies und anderes ist wenig neben der üppig antikisierenden Phraseologie bei Petrarca, Enea Silvio, Castiglione und vielen anderen. Die Idee vom universal gebildeten Manne der Renaissancezeit lebt schon deutlicher im Bewußtsein Vespasianos, der ja der Zeitgenosse L. B. Albertis war. Gerne gebraucht er eine Wendung wie: „Seine (Cosimos) Bildung war so vielseitig, daß er mit jedem, den er vor sich hatte, sich über dessen Gebiet unterhalten konnte, gleichviel ob er mit einem Humanisten oder einem Theologen sprach." Niccoli interessiert sich für alle Künste und zeigt seinen hochentwickelten ästhetischen Sinn in der Gestaltung seines ganzen Haushaltes. „Bei Tisch aß er von kostbarem antiken Geschirr; der ganze Tisch war besetzt mit Majoliken und anderen schön geschmückten Gefäßen. Er trank aus Krystallschalen oder aus solchen von feinem Stein. Ihn bei Tisch zu sehen, alt wie er war, war ein Genuß. Die Tischtücher mußten immer schneeweiß sein, blitzsauber alle Decken. Manche staunten über diese Sammlung von Gläsern und Gefässen usf." Mit Stolz fühlt Vespasiano, daß sich den Menschen mit der Begeisterung für das Altertum und dem ganzen vielseitigen Kulturstreben neue Quellen des Wissens und der Bildung erschlossen. Daher erscheint bereits ihm wie seinen Zeitgenossen das Mittelalter als eine „dunkle" Zeit und die Gegenwart als ein goldenes Zeitalter. „Denn er (Poggio), Messer Lionardo und Frate Ambrogio hatten die seit Jahrhunderten verdunkelte und vernachlässigte lateinische Sprache gereinigt und verherrlicht; er war einer der hervorragenden Gelehrten dieses goldenen Zeitalters". Vasari und viele andere geben das Wort vom „dunkeln" Mittelalter weiter und erst nach drei Jahrhunderten revidierte man das ungerechte Urteil.



Die stolze Freude über das goldene Zeitalter, von dessen Wiedergewinnung Vespasianos gebildete Mitbürger überzeugt waren, paart sich hier wie sonst mit dem städtischen Lokalstolz und mit einer glühenden Liebe zur Vaterstadt, selbst wenn sich diese lieblos gegen ihre Kinder erwies. Wie der Florentiner mit seiner Heimat verwachsen war, weiß jedermann aus Dante, der in seiner Verbannung so tiefe Worte des Heimwehs fand. Ähnlich empfindet noch die Generation des 15. Jahrhunderts, allein nur in schlichten Worten und in Briefen und Biographien ist davon die Rede. Mag Vespasiano immerhin einmal ein scharfes Wort über Wortbruch, Hinterlist und Undank der Regierenden in seiner Stadt aussprechen: sein Florenz bleibt ihm doch die schönste Stadt der Welt, die „Mutter aller Weisheit und Tüchtigkeit", wo „Reichtum, Glanz und Tapferkeit" ihre Heimat haben. Wir vergessen nie, daß wir in der Metropole humanistischer Gelehrsamkeit atmen, nach welcher Janus Pannonus reist, um „mehrere würdige Männer zu besuchen". Selbst aus Spanien und England kommen die Freunde der neuen Kultur, um Lionardo Bruni ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Jede Ehre, die solchen Männern zu Teil wird, betrachtet Vespasiano auch als eine Ehre für die Vaterstadt. Wenn nur von einer Höflichkeitsgesandtschaft nach Rom die Rede ist, so werden die Namen der Teilnehmer genauestens aufgezählt. Und Federigo von Urbino wird dankbar nachgesagt, daß er als Söldnerführer der Arnostadt „aus Liebe und nicht um Lohn" gedient habe. Die „Vite" möchten so eine Art Ehrenbuch für Florenz sein. Wir werden freilich auch ein paarmal an die immer wiederkehrenden Verbannungen der im Bürgerstreit Unterliegenden erinnert. Bei Palla Strozzi, Cosimo, Alessandra de' Bardi und sonst deutet der Erzähler die Leiden der Betroffenen wenigstens kurz an. Das ganze Unglück, das ein Exil über eine Familie brachte, ermißt man allerdings erst aus den erhaltenen Briefen, wie sie z. B. Reumont in seinen Lebensbildern verwertet. Allein selbst im Unglück leuchtet noch der edle großmütige Bürgerstolz auf.

Denn welch seltene Charakterstärke verrät sich, wenn Vespasiano über den verbannten Palla Strozzi die einfache Bemerkung niederschreibt: „Von seiner Vaterstadt sprach er nur Gutes und er duldete nicht, daß sie in seiner Gegenwart herabgesetzt wurde". — —

Der religiöse Sinn, der Umkreis des humanistischen Wissens, die jugendliche Schwärmerei für die Antike, der florentinische Heimatstolz: das sind nur ein paar charakteristische Momente, die sich dem Leser der Viten ohne Mühe erschließen. Er wird ferner gut daran tun, auf die spezifisch italienischen Züge im Wesen des Autors und seiner Helden zu sehen. Gelegentliche und zufällige Nebenbemerkungen verraten den Sinn für äußere Form und Grazie, die Hochschätzung der Beredsamkeit wie der äußeren Erscheinung, die lebhafte südländische Phantasie, die sich in großer Wandelbarkeit, in rascher Leidenschaft, in der Freude am bunten Festgepränge, in superlativischer Überschwänglichkeit zeigt. Auch das stete Betonen der Ehre, die jemand erreicht oder vermißt, hat seine besondere romanische Note wie beim heutigen Italiener. Selten schmeichelhaft, aber nicht uninteressant ist das Urteil über die Nordländer, Franzosen, Engländer, Deutsche. Wie sonst oft seit Dante, kehrt auch hier der leichte Spott über das allzureichliche Essen und Trinken wieder. Immerhin wird die Gewissenhaftigkeit deutscher und französischer Diener gelobt und die Ehrfurcht erwähnt, die päpstliche Gesandte in Deutschland fanden und die von Padua südwärts gleich zu Ende war. Erst der humanistisch gebildete Ausländer, gleichviel ob Deutscher, Ungar oder Engländer, wird als ebenbürtig und als Zugehöriger zur neuen Kulturwelt betrachtet. Einiges erfährt man noch über äußere Lebensgewohnheiten, nicht viel Bestimmtes über das reiche Kunstleben, zu dem der Buchhändler und Bücherfreund kein intimeres Verhältnis hat. Die Bemerkungen über den Adel und seinen Wert, ein paar Schlachtschilderungen nach Aussagen von Teilnehmern wird man überlegsam betrachten, wie auch die zurückhaltenden, aber ernsten Worte über mancherlei Schäden des kirchlichen Lebens. —



Man wird auch heute, wie einst Burckhardt, bei Vespasiano noch immer den Ton, die Atmosphäre, in welcher er schreibt, die Voraussetzungen, unter denen er mit seinen ihm nahestehenden Zeitgenossen umgeht, als das Anziehendste an seinem Werke empfinden und schätzen. „Er ist kein großer Autor, aber er kennt das ganze Treiben und hat ein tiefes Gefühl von dessen geistiger Bedeutung". Auch die quattrocentistischen Maler und Bildhauer suchen auf ihren Porträts oft durch eine Summe charakteristischer Einzelheiten eine überraschende äußere Ähnlichkeit des Dargestellten zu erreichen. Daran erinnert man sich, wenn man Vespasiano fleißig Anekdoten, Bonmots und ungezählte Einzelzüge zu literarischen Porträts zusammentragen sieht. Nur fehlt dem Schriftsteller der kräftige, lebenweckende Zug, mit dem die Künstler ihre Porträts gestalten. Wertvoller, als nach der bisherigen Schätzung scheinen möchte, sind für uns die Einblicke, die Vespasiano in das religiöse Denken und Leben seiner Zeitgenossen gestattet. Er deutet die dunkeln Seiten seiner Zeit an und läßt uns die zunehmende Genußsucht und Prachtliebe und das vielfach materielle Streben rings um sich ahnen. Allein der ernsteste und tiefste Klang im vieltönigen Chore des Lebens jener Tage bleibt noch immer der religiöse. Diesen Eindruck wird man nicht los. Was ein Jahrhundert zuvor Petrarca in seinen „Trionfi" als die alles beherrschenden Lebensmächte in visionären Bildern zeigte, übt auch noch im 15. Jahrhundert seine volle Macht. Liebe, Keuschheit, Tod, Ruhm, Zeit und Gottheit sind die Triumphatoren bei Petrarca. Es geht nicht an, daß heutige Betrachter der Renaissancezeit etwa nur vom Triumph der Liebe und des Ruhmes sprechen und übersehen, daß Petrarca auch das Gefolge der Keuschheit poetisch ehrt und daß bei ihm die triumphierende Gottheit sich alles in Welt und Zeit unterwirft. Dieser Ideengang bezeichnet ebenso zutreffend die Lebensstimmung und den christlichen Grundzug des Quattrocento. Es wird kein Zufall sein, daß Petrarcas allegorisch-symbolische Gedanken ein Lieblingsthema der Kunst des 15. Jahrhunderts wurden.

* * *



Aus der vielköpfigen Gesellschaft, in der uns Vespasiano, mit Päpsten, Kardinälen und Fürsten, mit Politikern und Gelehrten aller Art bekannt macht, mit Männern, bei denen fast durchwegs neben dem neuen Geist und Bildungsstreben als innerster Kern des Charakters die alte unerschütterliche religiöse Gesinnung erscheint, betreten wir an der Hand des Mailänder Humanisten Decembrio den Wirkungskreis jener vielberufenen Renaissancemenschen, „von denen unsere Essayisten" so unermüdlich singen und sagen. Es handelt sich um die zwei kleinen Schriften „Leben des Philipp Maria Viskonti, dritten Herzogs von Mailand" und „Aufzeichnung der Taten des erlauchten Herrn Francesco Sforza, vierten Herzogs von Mailand". Der erlesenste Typus des erwähnten Renaissancemenschen ist ja die Tyrannengestalt, wie sie uns in verschiedenen Gemeinwesen des damaligen Italiens begegnet, soweit dieselben nicht zu Venedig, Florenz oder dem Kirchenstaate gehörten. Burckhardt hat im ersten Abschnitte seiner „Kultur der Renaissance" ausführlich von diesem Gewaltherrscher gehandelt und gezeigt, wie sich diese charakteristische Tyrannis teilweise nach dem Vorbilde des staufischen Friedrich II. entwickelte. Er zeichnet dann in kurzen Skizzen die Herrn von Mailand, Perugia, Neapel, Mantua, Urbino, Ferrara. Neben den edlen Regenten in Urbino und Mantua begegnen uns in den anderen genannten Staaten auf dem Throne die skrupellosen freien Persönlichkeiten voll Machtgier und herrischer Tyrannenlaune, deren Ränkesucht, Ausschweifung und Frivolität kein menschliches und göttliches Gesetz achtet, die unbedenklich zu jedem Mittel greifen, das einem persönlichen oder politischen Zwecke dienlich scheint. Wir dürfen wohl nicht ganz übersehen, daß diese „prächtigen Raubtiere" zum Teile durch die herrschenden Verhältnisse großgezogen wurden. Wenn in einem Gemeinwesen der gesunde Freiheitssinn tot war und sich jede schlimme List und Leidenschaft ehrgeiziger Nebenbuhler und Feinde gegen den Herrscher in steten Revolutionen erhoben, so entwickelte sich von selbst ein Kampf rücksichtslosester Art. Der Machthaber vermochte sich nur durch

List und Gewalt obenauf zu halten. Dieser Zustand ward den Zeitgenossen ein so gewohnter, daß bald darnach Macchiavelli in seinem „Principe“ eine förmliche Theorie dieser Regierungspraxis formulieren konnte. Das Mäzenatentum für Kunst und Wissenschaft bildete an solchen Höfen zum Treiben der Herrscher einen ähnlich seltsamen Gegensatz, wie die ostentativ geübten religiösen Verrichtungen zur Verwendung von Gift und Folter und jeglicher Grausamkeit. Burckhardt findet gerade in den Beherrschern von Mailand, den Visconti und Sforza, den besonders echten Typus des italienischen Herrschers jener Zeit. Decembrio hinterließ uns in seiner Vita des Filippo Maria Visconti ein unvergleichlich anschauliches Charakterbild einer solchen rätselhaften Persönlichkeit.

Der Verfasser, dessen Lebenszeit zwischen 1399 und 1477 fällt, stand wie sein Vater lange Jahre in mailändischen Diensten. Philippo Maria verwendete ihn als Sekretär und Gesandten. In letzterer Eigenschaft kam er nach Florenz, Rom, Venedig und Deutschland. Unter Alexander V. und Calixt III. gehörte er der päpstlichen Kanzlei an und die übrigen Lebensjahre verbrachte er wieder in Mailand und zwar in Francesco Sforzas Diensten. Sein Name gehört nicht zu den glänzenden Humanistennamen, aber er verdient es doch, unter den Mailänder Gelehrten und Poeten, neben den Antonio de Loschi, Giuseppe Brivio, den beiden Barzizza, Antonio da Rho u. a. genannt zu werden. Decembrio schrieb ungewöhnlich viel und nur weniges davon wurde gedruckt. Das Erhaltene ruht handschriftlich in den Schränken der Ambrosiana. Die inhaltsleichten Briefe am Schlusse der Hefeleschen Ausgabe zeigen einen rednerischen Wortkünstler, der außer ein paar persönlichen Mitteilungen wenig Anziehendes bringt. Wenn sich in seinen Manuskripten Erinnerungen und Eindrücke aus Deutschland fänden, so wären sie vielleicht der Herausgabe wert. Für seine Gönner und Freunde war er jedenfalls auch als fleißiger Uebersetzer aus Plato, Aristoteles, Cornelius Nepos, Sueton und anderen

alten Autoren und als enzyklopädischer Kompilator schätzenswert. Mit höfischer Schmeichelei kargte er nicht. Die Nachwelt interessierte sich bis heute fast nur für seine historischen Schriften. Die über Petrarca und den hl. Ambrosius sind leider verschollen. Auf jeden Fall beachtenswert sind die in der deutschen Ausgabe enthaltenen Biographien des letzten Visconti und des ersten Sforza. Da ist es vor allem die erstere, in der Decembrio selbsterlebte Geschichte aus dem Vollen schöpfend in prägnanter Kürze ohne oratorische Schnörkel darbietet. Dem toten Filippo Maria gegenüber brauchte es keine ängstlichen höfischen Rücksichten mehr; er durfte frei und aufrichtig schreiben, wenn er auch, dem Rate Lionellos von Este folgend, manche schlimme Mitteilung milderte oder strich. Im ganzen bleibt das klar und fest hingesetzte Charakterbild des widerspruchsvollen, launenhaften Tyrannen von einem unheimlichen Reiz.

Nach der Lektüre der Schrift, die Dr. Hefele vorzüglich übersetzte und mit einer ausführlichen orientierenden Einleitung versah, wird man gerne jedes Wort Burckhardts über dieselbe unterschreiben: „Vorzüglich wichtig aber ist die von P. C. Decembrio verfaßte Schilderung des letzten Visconti, eine große, erweiterte Nachahmung des Sueton. Sismondi bedauert, daß so viel Mühe an einen solchen Gegenstand gewandt worden, allein für einen größeren Mann hätte der Autor vielleicht nicht ausgereicht, während er völlig genügt, um den gemischten Charakter des Filippo Maria und an und in demselben mit wunderwürdiger Genauigkeit die Voraussetzungen, Formen und Folgerungen einer bestimmten Art von Tyrannis darzustellen. Das Bild des 15. Jahrhunderts wäre unvollständig ohne diese in ihrer Art einzige Biographie, welche bis in die feinsten Miniaturpünktchen hinein charakteristisch ist."

Nach einem kurzen Bericht über Filippo Marias Kriegstaten als Söldnerführer folgt die eigentliche Charakterschilderung. Decembrio zeigt uns seinen einstigen Gebieter sozusagen bei jedem Schritt und Tritt seiner Herrschertätigkeit wie seines

Privatlebens, bei den Staatsgeschäften, im Verkehr mit Beamten, Beratern und Feldherren, denen allen gegenüber er ein raffiniertes Spionagesystem einrichtete, als schlauen Politiker und unternehmenden Bauherrn, als Spötter und wohlwollenden Gönner, als Ehemann selbst bis zu den Intimitäten des Ehegemachs. Der Mann, dessen Äußeres uns ein alter Stich zeigt, tritt auch leibhaft vor uns beim Essen und Trinken, auf der Jagd, beim Erteilen von Audienzen. Auch seine Art zu gehen und zu stehen, seine Lieblingsspeisen, seine Freude an Pferden, Hunden, Panthern und Vögeln sind nicht vergessen. Eine Vorliebe für Dante und Petrarca scheint in Jugendeindrücken zu wurzeln, während er sonst der Literatur und Gelehrsamkeit ziemlich kühl gegenübersteht. Mit nüchterner Selbstverständlichkeit berichtet der Biograph von den grausamen Launen, mit denen der Tyrann gefangene Gegner mißhandelt, und ebenso von der wunderlichen Gepflogenheit, Gebete und Psalmen zu rezitieren, die ein begleitender Page sorgsam zählen und notieren mußte. So wird das Große und Kleine mit einer fast pedantischen Genauigkeit uns vorerzählt und dies gibt dann in der Tat ein „suetonisches“ Gemälde. Da der Verfasser des Lebensbildes fast drei Jahrzehnte bei Filippo Maria diente, so kannte er seinen Herrn so gründlich bis in die letzten Winkel seines Wesens hinein. Den antiken Biographen hatte er die gewandte Schilderungsweise abgesehen. Um ciceronianischen Tonfall und fließendes Latein bemühte sich Decembrio trotzdem wenig, so daß ein strengerer Beurteiler sein Latein „rostig“ fand. Schade, daß Vittore Pisanos Porträt vom letzten Visconti uns nicht erhalten blieb: es könnte ein ebenbürtiges Seitenstück zu Decembrios Biographie sein.

In der Schilderung Francesco Sforzas ist leider von den Vorzügen der früheren Biographie wenig zu spüren. Hier kommt wieder der humanistische Höfling und wortreiche Schmeichler zum Vorschein, der eine Huldigung an den noch lebenden Gönner verfaßt und dabei auch nicht versäumt, dem unbequemen Nebenbuhler Filelfo bei Gelegenheit eine



boshafte Bemerkung zu verabreichen. Auch solches Gebahren bildet einen Zug im Bilde jener Zeit. Der Ausblick auf den nationalen Einheitsgedanken, den der Herausgeber an zwei Stellen finden will, scheint mir zweifelhaft. Was uns die Schilderung der Kriegstaten des Haudegens Francesco noch wert macht, ist seine Beziehung zur Kunst des großen Lionardo da Vinci. Dieses wunderbare Genie beschäftigte sich bekanntlich jahrelang in Mailand mit der Ausführung eines großartigen Reiterstandbildes, das Francescos Sohn, Lodovico il Moro, der Mäzen Bramantes und Lionardos, dem Vater errichten wollte. Leider gedieh die Arbeit nur bis zu einem vielbewunderten Modell, das nach Lodovicos Sturz zu Grunde ging. Es wäre darum sicher passend gewesen, neben dem Entwurf A. Pollajuolos aus dem Münchener Kupferstichkabinett auch ein paar dazugehörige Zeichnungen Lionardos in Abbildung beizufügen.

* * *

Vespasianos und Decembrios Lebensbilder, zu denen noch Petrarcas „Brief an die Nachwelt" und die Schriften von Ant. Beccadelli („De dictis et factis Alphonsi") und Tristano Carracciolo („De Fernando . . .") kommen, die in der nämlichen Sammlung von „Quellenschriften" deutsch erschienen, führen uns leicht und bequem in die Zeit des ersten Aufblühens moderner Biographik hinein. Die vorwiegend unter humanistischen Anregungen erwachsenen Schriften waren nicht die allerersten Versuche. Man weiß heute, daß es auch in den Jahrhunderten des Mittelalters keineswegs an scharfgeformten Individualitäten fehlte. Kaiser, Päpste, Bischöfe, Fürsten, nicht zuletzt Heilige wie Franz von Assisi, König Ludwig, Katharina von Siena können wir noch heute in ihrer lebendigen persönlichen Erscheinung und mit ihren individuellen Zügen erkennen. Es gab auch hie und da scharfsichtige Beobachter jener Persönlichkeiten, wie einzelne Legenden und Chroniken beweisen. Cäsarius von Heisterbach und König Ludwigs Biograph Joinville werden auch heute noch lebhaft bewundert. Allein die bewußt erstrebte Ent-

faltung individuellen Wesens, das leidenschaftliche Verlangen nach Ehre bei der Mitwelt und Ruhm bei den Nachkommen machte sich erst im Zeitalter der Renaissance in bisher nicht gekanntem Maße nach der guten und schlimmen Seite geltend und es fand auch erst von da an bei der Mitwelt die entsprechende Beachtung. Es wurde schon des öfteren dargestellt, wie dieses gesteigerte Sehnen nach Ruhm und Anerkennung und nach irdischer Unsterblichkeit bei der Nachwelt gerade in Italien seit Petrarca zu einem starken Motive im Handeln der Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler, ja ganzer Gemeinwesen wurde. Das natürliche Ergebnis dieser neuen Schätzung hervorragender Menschen ist das anhaltende Interesse für ihr äußeres und inneres Leben und die daraus entspringende teils anekdotenhafte und elogische, teils wirklich biographische Schilderung fremden wie eigenen Wesens. Sinn und Verständnis für die Eigenart antiker Schriftsteller und großer Männer gingen voraus und das Vorbild antiker Biographen entwickelte das Geschick zu ähnlicher Darstellung bei den Neueren. Während im Mittelalter fast nur Große der Erde und Heilige einer Lebensbeschreibung teilhaft wurden, feiert das Italien des 14. und 15. Jahrhunderts bereits auch Humanisten, Gelehrte, Künstler, Dichter, Theologen, Juristen, Ärzte, Staatsmänner, Feldherren, Astrologen, bedeutende Mechaniker und Techniker. Die Humanisten, Dichter und Künstler betrachten sich als die Verwalter und Spender des Ruhmes bei der Mit- und Nachwelt, ähnlich wie die fahrenden Sänger im Mittelalter und sie fordern dafür klingendes Entgelt. Der Kultus der Geburtshäuser, Gräber und anderer Erinnerungsstätten, auch die Freude an großtönenden Inschriften entwickelt sich in Italien früher als anderswo. Der starke Lokalstolz tat gleichfalls seine Wirkung. Florenz wollte z. B. schon im 14. Jahrhundert für seine großen Männer Ehrenmäler im Dome errichten. Später wurde dafür S. Croce zum bekannten Pantheon der Stadt. Gesunde Hochschätzung und äußerliche Affektiertheit vermengen sich früh in diesem weltlichen Reliquienkultus. Der Zeitgeist,



der aus allen diesen Symptomen spricht, wurde zum fruchtbaren Klima für eine überreiche biographische, selbstbiographische und Memoirenliteratur.

Dante eröffnet den Reigen, wenn er in seiner „Vita nuova“ ein Herzenserlebnis elegisch-schön als Dichtung und Wahrheit gestaltet. Petrarca folgt mit seinem selbstbiographischen „Brief an die Nachwelt“. Beide Dichter bekennen offen ihr leidenschaftliches Verlangen nach dem Ruhm, fühlen aber zugleich mit christlichem Gemüte die Vergänglichkeit irdischer Ehren. Boccaccio, der Dritte im Bunde, schreibt bereits ein Leben Dantes und beabsichtigt eine Vita Petrarcas. Er ist der Verfasser der Bücher „Von den berühmten Frauen“ und „Vom tragischen Schicksal berühmter Männer“, in denen er sich neben der Charakterschilderung viel in lehrhafter Betrachtung ergeht. Anfangs wandte sich die Freude an biographischer Schilderung gerne den Berühmtheiten des Altertums zu, später immer mehr denjenigen der neuen und eigenen Zeit. Es folgen neben weniger bedeutenden Trecentisten am Ende des 14. Jahrhunderts Filippo Villani und darnach im 15. Jahrhundert die humanistischen Vitenverfasser, wie Lionardo Bruni, Gianozzo Manetti, der eine Galerie berühmter Zeitgenossen aus den nämlichen Jahrzehnten zusammenstellt wie Vespasiano; dann Giovanni Cavalcanti, Paolo Cortese, Sicco Polentone, Pius II., Jacopo von Volterra, um nur einige Toskaner zu nennen. Aus Oberitalien stammen B. Fazio, B. Platina, unser Decembrio und der höchst anschauliche Detailmaler mailändischer Kultur Bernardino Corio, denen sich im 16. Jahrhundert P. Giovio aus Como, der Mailänder Arzt Girol. Cardano und der treffliche Venezianer Luigi Cornaro anreihen, die auch zugleich den Schluß der besseren Biographen und Selbstbiographen der Renaissance bilden. Unter den Humanisten Neapels erstanden im 15. Jahrhundert gleichfalls gute Schilderer zeitgenössischer Persönlichkeiten. So beschrieb der sonst recht unleidliche Antonio Beccadelli die Taten und Reden König Alfonsos, während Tristano Carracciolo mit tiefem Ernste

das Geschick des Nachfolgers Ferrante I. betrachtet. Des unsteten Geistes Benvenuto Cellini braucht nur gedacht zu werden. Seine Selbstbiographie ist durch Goethe bekannt genug.

Mit einem Worte verdient noch die altflorentinische Künstleranekdote und Künstlerbiographie erwähnt zu werden, mit der sich unsere Kunstwissenschaft so vielfach zu beschäftigen hat. Die Wiener Forscher aus der Schule Wickhoffs geben uns in ihren Arbeiten über dieses Gebiet den besten Aufschluß. Da wird vor allem scharfsinnig beobachtet, wie aus Dantes bekannter Terzine über Cimabue und Giotto sich bei den Kommentatoren immer reicher ausgeschmückte Anekdoten und eine förmliche kleine Novellistik über die beiden Ahnherren der italienischen Malerei entwickelt, wobei sich zuerst von Cimabue nur ein schattenhafter Umriß, von Giotto ein deutlicheres Bild ergibt. Boccaccio, Franco Sacchetti, Fil. Villani bemächtigen sich des Gegenstandes mit Phantasie und Esprit. Nur Ghiberti, der Künstler, bleibt in seinen kurzen Aufzeichnungen nüchtern und sachlich, bis die Männer des Cinquecento Billi, der Anonymus Magliabecchianus und endlich Vasari das bunte Gewebe von Wahrheit und Dichtung über das Trecento schaffen, das heute der Kritik so viel Mühe und Arbeit bringt. Manche Biographie Vasaris ist übrigens recht ähnlich aus allerlei Einzelheiten zusammengewoben, wie die Viten bei Vespasiano. Nur reicher, blühender, mit größerem rhetorischen Aufwand ausgestattet. Auch in den Künstlerbiographien bemerkt man die wandernden Motive, die bei verschiedenen Persönlichkeiten auftauchen. Die bekannte Erzählung von der Entdeckung Giottos durch Cimabue, die auf ein antikes Vorbild bei Macrobius zurückweist, wird von Vasari außerdem noch bei Castagno, Sansovino und Beccafumi verwendet. Auch in diesem Zweige der Biographik läßt sich das Erwachen und Anwachsen des humanistischen Geistes verfolgen, wie in den übrigen Gattungen der Literatur und Historie. Das Bewußtsein Vespasianos von der Überwindung des dunkeln Mittelalters macht sich hier ebenso lebhaft geltend. Schon Boccaccio sieht die einstmals blühende



antike Kunst im Mittelalter tot und begraben, bis sie Giotto zu neuem Leben erweckt. Villani gebraucht bereits das Wort vom mittelalterlichen „Barbarentum", welches dann bis zu Goethes „Barbarei des Mittelalters" fortlebt und noch heute in manchem Journalistenkopfe spukt. In das Chaos von Konstruktionen und verläßlichen Nachrichten, die sich in diesen alten Künstlerbiographien oft wunderlich vermengen, bringen die erwähnten Forschungen der Wiener, die mit den strengen Forderungen philologischer Kritik und historischer Quellenkunde das reiche Material bearbeiten, ein richtiges Licht. Wer daher bei kunstgeschichtlicher Untersuchung unnötige Irrgänge vermeiden will, darf die Arbeiten Wickhoffs, Jul.v. Schlossers, Wolfgang Kallabs und daneben Karl Freys 1. Band von Vasaris „Vite" nicht übersehen.[1])

XXXVIII.

Pius X. und die providentielle Bedeutung des Papsttums.

(Gedanken am Jahrestage des Todes Pius X.)

Von Oberlandesgerichtsrat Geheimer Justizrat Liertz, Köln.

Wiederum ist für die weltgeschichtliche Institution des Papsttums ein Abschnitt vollendet worden, seitdem Pius X. in die ewige Heimat einging. Verhältnismäßig kurz war die Zeit seines Pontifikates, aber wer wollte leugnen, daß die Tätigkeit auch dieses Nachfolgers des hl. Petrus nach vielen Richtungen hin eine bedeutsame und ergebnisreiche gewesen ist. Diese Ergebnisse, denen die Persönlichkeit des Heim-

1) F. Wickhoff, Über die Zeit des Guido von Siena. Mitt. des Institutes f. österr. Geschichtsforschung. 1889. Jul. v. Schlosser, Lorenzo Ghibertis Denkwürdigkeiten. Kunsthistor. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege. Wien 1910. Wolfg. Kallab, Vasari-Studien. Wien 1908. Karl Frey, Vasari I. Krit. Ausgabe. München 1911.

gegangenen ihr Siegel in ganz besonderer Weise aufdrückte, voll zu würdigen, und in ihrer ganzen Tragweite darzustellen, wäre verfrüht. Hier soll unter den vielen daran sich anknüpfenden Fragen nur diese eine Frage kurz erörtert werden, in welcher Weise in Pius X. im Vergleich zu seinen näheren und entfernteren Vorgängern auf dem päpstlichen Stuhle derjenige Heilsplan sich verwirklicht hat, den die göttliche Vorsehung bei der Gründung des Papsttums verfolgte.

Die providentielle Bedeutung des Papsttums hatte der Heiland deutlich kund gegeben, als er, die Lehr- und Hirtengewalt allen Aposteln übertragend, dem hl. Petrus ganz besondere Aufgaben und Machtbefugnisse zuerteilte: auf ihm sollte die Kirche gegründet werden, unüberwindlich von den Pforten der Hölle, er sollte die Brüder im Glauben stärken als oberster Hüter der Lehre Christi, und ihm waren die Schlüssel des Himmelreiches übergeben, um die Schätze dieses Reiches zu bewachen und auszuteilen. Gestiftet wurde somit das Papsttum, um die Einheit in der Kirche zu erhalten, um die Lehre Christi, welche die göttliche Offenbarung an die Menschheit zusammenfaßte und abschloß, vor der Verdunkelung und vor dem Abfalle zu schützen, und endlich sollte das Papsttum die Erlösungsparole des Heilandes, die in der Kirche, wie in einer Schatzkammer hinterlegt war, den Erlösten für alle Zeiten nutzbar machen.

Christi Reich war nun zwar nicht von dieser Welt, aber es war doch hineingestellt in die Welt, um sie zu überwinden und umzuwandeln. So brachte der Zeitenlauf es von selbst mit sich, daß das Papsttum und seine Träger berufen waren, die ihnen gestellte Aufgabe bald nach der einen Seite und bald nach der anderen Seite hin in besonderer Weise zu erfüllen, je nachdem die weltlichen Verhältnisse, welche die Kirche umgaben, dies erheischten. Und wer die Papstgeschichte auch nur oberflächlich verfolgt, gelangt zu der Erkenntnis, daß in geradezu wunderbarer Weise die Worte des Heilandes sich erfüllten: „Ich werde bei Euch bleiben bis zum Ende der Zeiten". Für die jedesmaligen Bedürfnisse und Notwendig-

keiten in den einzelnen Zeitabschnitten der Weltgeschichte, der Völker- und Staatengeschichte, erschienen nämlich auf dem Stuhle Petri stets die geeigneten Männer, schlichte und gelehrte Männer, mutig eingreifende und opferbereite, duldende Männer — und diese alle waren bei der Regierung der Kirche offensichtlich geleitet vom hl. Geiste, dies selbst dann, wenn einzelne darunter als Menschen sich der ihnen anvertrauten hohen Würde nicht würdig oder gar unwürdig zeigten.

Die erste Organisation der Kirche hatten Petrus und die übrigen Apostel vollendet. Da erstand ihr sofort als machtvolle Gegnerin die jüdische und griechische Philosophie. Als Hüter des Glaubens traten ihr Linus und Clemens entgegen, und schon damals erklang der Ruf: „Roma locuta, causa finita!" Dann kam die Zeit, in welcher die geistige Ueberlegenheit des Christusglaubens mit brutaler Gewalt niedergeworfen werden sollte; jedoch die glorreichen Papst-Märtyrer, an ihrer Spitze der greise Sixtus mit seinem mutigen und liebeglühenden Diakon Laurentius, stärkten die Brüder und machten den Ansturm zu nichte. Als die Braut Christi aus den Katakomben wieder hervortrat, um die Welt zu erobern, erweckte Gott der Kirche einen Leo den Großen und Gregor den Großen. Der eine stellte sich den gewaltigen Fluten der Völkerwanderung entgegen und sammelte den Häresien gegenüber auf den ersten Konzilien die Kleinode der Lehre Christi in goldene Gefäße. Der andere, ein Hohepriester des neuen Bundes, schuf für den Gottesdienst die Grundlage, um das in der Kirche sich immer wieder erneuernde Opfer auf Golgatha mit herrlichem Glanze zu umgeben. Unter Pipin und Karl dem Großen wurde demnächst das Fundament für die Weltkirche gelegt, und alsdann stieg in den folgenden Jahrhunderten das Papsttum zu ungeahnter Höhe hinauf. Der Vater der Christenheit wurde auch der Gesetzgeber der Christenheit, der, wenn es Not tat, sich nicht scheute, den Großen der Erde das göttliche Gesetz als Richtschnur auch für die weltliche Gerechtigkeit vorzuhalten. Drei Päpste sind es vor vielen anderen, die in dem gewaltigen



Streite gerade zu dieser Aufgabe als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung auserwählt wurden: Gregor VII., Innozenz III. und Bonifatius VIII. Daneben erscheinen andere Päpste, die in die Länder Europas und der übrigen Weltteile Apostel hinaussandten, wieder andere, die in den Kreuzzügen die Gottesliebe entfachten, endlich andere, die in den großen und heiligen Orden der Benediktiner, Franziskaner und Dominikaner Hilfstruppen sammelten zur Vertiefung der christlichen Lehre.

Dieser Glanzzeit des Papsttums und der Kirche folgte nun, nachdem die Trennung der orientalischen Kirchengemeinden vorausgegangen war, der schwere Glaubensabfall des 16. Jahrhunderts. Die ruhmvollen Päpste des Konzils von Trient und ihre Nachfolger waren von der göttlichen Vorsehung dazu auserlesen, um die aus diesem Glaubensabfalle drohenden schädlichen Folgen für die Kirche und für die Menschheit abzuwenden.

Bei den meisten Geschichtsschreibern und bei allen denjenigen, denen die Kirche Christi, die katholische Kirche, ein Dorn im Auge ist, gilt es als ausgemachte Sache, daß mit der Reformation eine neue Ära in der Weltgeschichte angehoben habe, und dieses Axiom wird in allen Tonarten verkündet und gepriesen. In einem gewissen Sinne mögen diese Rufer Recht behalten. Sie dürfen dabei jedoch zunächst nicht vergessen, daß die vorausgegangene Zeit des älteren Humanismus und der Renaissance den Aufschwung bereits vorbereitet hatten und zwar unter der Mitwirkung des Papsttums. Und sodann wird jenem Lobgesange derjenige rückhaltlos nicht zustimmen können, der auch die Mißtöne vernimmt, welche seitdem die Welt durchschallen und die ausklingen in die nicht zu bestreitenden Tatsachen, daß der Gottes- und Christusglaube immer mehr bei jenen schwindet, welche die von Christus gestiftete Heilsanstalt verlassen haben, und daß soziales Elend Hand in Hand geht mit dem sittlichen Niedergange der menschlichen Gesellschaft und mit der Zerklüftung der Staaten und Völker. Die Einheit der christlichen Staaten ging nach und nach verloren, und in die Fortentwicklung der kulturellen

Verhältnisse traten Faktoren ein, die in mancher Beziehung zum Segen, in anderen Beziehungen dagegen zum Verderben gereichten. Die Ära seit der Reformation ist gekennzeichnet und beherrscht von dem geistigen und gesellschaftlichen Liberalismus, der vor Allem es versuchte, ohne den Gottesglauben fertig zu werden, und in der Gestaltung aller menschlichen Verhältnisse den Individualismus als die einzige Richtschnur aufstellte, damit aber auch in religiöser, politischer und sozialer Beziehung die Auflösung der bisherigen Ordnung anstrebte, welche das Papsttum und die Kirche Gottes geschaffen hatten. Auf dem geistigen Gebiete gelangte man so zur Vergöttlichung der menschlichen Vernunft einerseits, und zu dem grassesten Naturalismus und Skeptizismus anderseits. Hier und namentlich auf dem gesellschaftlichen Gebiete wurde hierdurch der Autoritätsbegriff ausgeschaltet, der doch über dem Einzelnen stehen muß, um das Zusammenleben der Menschen zu ermöglichen, wenn nicht der Kampf Aller gegen Alle ausbrechen soll. Das Ideal des gesellschaftlichen Liberalismus hat Keiner besser beleuchtet als Lasalle. Nach seinem Ausspruche ist es nicht die Aufgabe des Staates, das Eigentum und die Person der Bürger mit ihren heiligen Rechten zu schützen, vielmehr ist es die Aufgabe des Staates, dem Einzelnen durch Bildung, Macht und Freiheit dasjenige zu gewähren, was er allein nicht zu erreichen vermag. Das liebe „Ich“ mit allen seinen Anforderungen und Erstrebungen ist also in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung der Endzweck des Daseins des Menschen, nach einem Jenseits läßt man nur die Spatzen zwitschern.

Nicht zu verwundern ist es, daß dieser Liberalismus seine Angriffe vorzugsweise gegen die Kirche Gottes und das Papsttum richtete, und daß dabei tiefgehende Schäden auch in der Kirche selbst hervorgerufen wurden.

Als Hüter des Glaubens und als Retter der Seelen in dem Gottesreiche auf Erden stand so das Papsttum im 17., 18. und 19. Jahrhundert dem Liberalismus gegenüber, und auch im 20. Jahrhundert ist es nicht anders.



Das unschätzbare Verdienst Pius IX. war der Hinweis auf die Einheit im christlichen Glauben und die klare und offene Kennzeichnung jenes Liberalismus als des Grundübels der Zeiten. In dem Dogma von der Kirche und der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzile legte er von neuem den Felsengrund für diese Einheit, und in den Sätzen des Syllabus wurden diejenigen falschen Grundsätze mit ihren verderblichen Folgen ins Licht gestellt und mißbilligt, welche die „Neue Kultur" der Menschheit als Heiltum angepriesen hatte. Sein Nachfolger Leo XIII. setzte dieses Werk fort, indem er den Völkern diejenigen Wahrheiten insbesondere vor Augen stellte, welche die gesellschaftliche Ordnung vom Untergange allein retten könnten. Keiner seiner Vorgänger hat die ehernen und heiligen Gesetze, welche in dem göttlichen Heilplane für die Familie, für die Staaten und für die soziale Betätigung der Menschheit enthalten sind, in so klarer, eingehender und weisheitsvoller Weise in Erinnerung gebracht als Leo XIII. Hiedurch, wie durch seine Großtaten auf politischem Gebiete hob er die auf dem Felsen Petri gegründete Gottesstadt wiederum zu einer Höhe, und umgab dieselbe mit einem Glanze, wie sie seit den Zeiten Innozenz III. nicht mehr gesehen worden waren.

Nun kam Pius X.

Über ihn wurde gesagt:[1]) „Während Leo XIII. durch die Vorsicht und Feinheit seiner Diplomatie die äußere Lage der Kirche glänzend erhob und damit seine überwiegende Befähigung als Regierer bekundete, hat Pius X. in nachdrücklicher Weise das Hirtenamt des Stellvertreters Christi betont und das gesamte Innenleben der Kirche teils wesentlich vertieft, teils auf eine neue Grundlage gestellt, so daß die Tätigkeit Pius X. gewissermaßen als die providentielle Ergänzung der Taten seines Vorgängers angesehen werden muß" — fügen wir hinzu als Ergänzung der Taten auch seines Vorgängers Pius IX.

---

1) Allgemeine Rundschau des Dr. Kausen Nr. 36 vom 5/9. 1914.

In der Tat, als Pius X. den Stuhl des hl. Petrus bestieg, war es gleichsam von selbst gegeben, daß zu dem äußeren Glanze und Ansehen nun auch die innere Schönheit der Tochter Sions von Neuem der Welt kund gemacht werden mußte, und hiezu war auch nach seiner Persönlichkeit Pius X. von der göttlichen Vorsehung vorherbestimmt — daran ist nicht zu zweifeln!

Mit einem reichen Innenleben hatte die Gnade Gottes Pius X. von Anfang an begabt, und auf seinem Lebenswege, der in Kleinem begonnen und in so Großem endigte, hatte er selbst bei sich erfahren, wie diese Gabe imstande sei, den Einzelnen und die Gesamtheit umzumodeln und zur Vollkommenheit zu geleiten. Dem Zuge der Innerlichkeit folgte Pius X. freudigen Herzens als Kaplan, Pfarrer und Bischof, und auch der Papst blieb diesem Zuge treu. Die Innerlichkeit war die leuchtende Fackel in seinem Herzen und zugleich das Ziel, dem er die Christenheit zuführen wollte.

Dazu dienten ihm zunächst auch äußere Anordnungen: die Neuorganisation der italienischen Diözesen, die bessere Einrichtung der Priesterseminare, die Umgestaltung der Behörden bei der Kurie, die zentralisierte Aufsicht über die Orden und Kongregationen, die Hebung der Kirchenmusik, die Fortführung der Arbeiten zur Bibelforschung, die Ausgestaltung des kirchlichen Gerichtswesens und schließlich das großartige Unternehmen der Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuches für die Kirche.

Pius IX. und Leo XIII. hatten den Kampf gegen den Liberalismus aufgenommen. Eine der Großtaten Pius X. war es, die für den Glauben und die Sitten verderblichen Grundsätze dieses Liberalismus nach allen Richtungen hin in ihren Wurzeln den Christen vor Augen zu halten, und hierdurch zugleich die Herrlichkeit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zu zeigen. Eingeleitet wurde diese Tat durch die Boromäus-Enzyklika und in glänzender Weise durchgeführt in dem zweiten Syllabus und in der Enzyklika gegen den Modernismus. Wie von einer Tarantel gestochen



empfanden die Feinde des Gottesreiches auf Erden diese Großtat, die ihren geheimen und durch Wortschwall verschleierten Machenschaften ein Ende setzte. Und wie stets im Laufe der Geschichte jene Feinde den ihnen zugefügten Schlägen durch Verdrehung und Verhöhnung, durch Aufhetzung und Anrufung der weltlichen Gewalten zu begegnen suchten, so bäumten sie sich auch jetzt in Wut auf gegen Pius X. Dem göttlichen Stifter des Christentums war es ebenso gegangen, und er hatte seinen Aposteln vorausgesagt, daß die Diener nicht besser würden behandelt werden als der Meister. Seinem göttlichen Meister folgend, rief Pius X. seinen Widersachern zu: „Wenn ich kein Unrecht tat, warum schlägst Du mich?" und in seinem liebeglühenden Herzen betete er: „Verzeih ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Mit der Abwehr der Feinde des Glaubens und der Sitte war es diesem Mann der Innerlichkeiten jedoch nicht genug. Wie die Henne ihre Küchlein unter die Flügel versammelt, so sammelte Pius X. die ihm anvertraute Herde um das allerheiligste Altarssakrament. Der innerlich so hochbegabte Hohepriester wußte kein besseres Mittel und keinen besseren Weg, um die Herde im Kampfe zu stützen und zu stärken, als indem er sie hinführte zu dem Brunnquell der Gnaden für Zeit und Ewigkeit. Und zu diesem Brunnquell zog er die Kleinen und die Großen, die Furchtsamen und die Kleingläubigen, vernichtete er die häretischen Anschauungen und Meinungen ganzer Jahrhunderte und stellte die trostreiche Bedeutung der Worte des Heilandes wieder in das rechte Licht: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Das war die zweite Großtat Pius X., größer noch als die erste. Durch sie schuf er in anderer Weise eine Disputa, wie Raffael sie in seinem unvergleichlichen Gemälde geschaffen hatte. Und wie auf diesem Gemälde die ganze Welt sich um die Monstranz schaart, so folgten dem Ruf unseres Hirten und Hohenpriesters Tausende und Abertausende in den katholischen Gemeinden des Erdkreises und auf den eucharistischen



Kongressen. Pius X. hatte seinem Pontifikate den Spruch an die Spitze gestellt, Alles in Christo zu erneuern; machtvoller als durch alles andere wurde dieser Wahlspruch in die Tat umgesetzt durch jene herrlichen Dekrete über die öftere hl. Kommunion und die Kommunion der Kinder. Durch sie wurden die Herzen der Gotteskinder umgewandelt, wurde die Liebe zu Christus und seiner Kirche und zum heiligen katholischen Glauben in einer Weise wiederum angefacht, deren Tragweite für alle Zeiten unermeßlich bleiben wird.

Es ist keine Frage, daß diese innerliche Umgestaltung auch dazu beigetragen hat, den Missionsgedanken und die Liebe und den Eifer für die Ausbreitung des Christusglaubens wie ein leuchtendes Meteor aufflammen zu lassen. Am 25. März 1904 erließ Pius X. das Breve, in welchem er den hl. Franz Xaverius zum Patron des Werkes der Glaubensverbreitung bestellte und dessen Fest zu einem Duplex majus erhob. In weiteren zahlreichen Erlassen und Ansprachen rief er die Christenheit zur Unterstützung der Missionen auf, indem er insbesondere darauf hinwies, daß hier ungleich mehr geschehen könne, wenn diejenigen, die im Besitze des Glaubens und seiner Vorzüge seien, sich nur wenige und kleine Opfer auferlegen wollten. Seine letzte öffentliche Kundgebung für die Missionen bestand darin, daß er 1913 dem Kindheits-Vereine sein Bildnis schenkte mit dem Wunsche, daß auch die Kleinen sich immer mehr an den apostolischen Werken beteiligen möchten zu ihrem eigenen und ihrer Eltern Segen. Daneben bezeugte Pius X. auch allen anderen Vereinen unausgesetzt sein Wohlwollen, die sich die Unterstützung der Missionen im eigenen Lande und in der ganzen Welt zur Aufgabe stellten. Den neu entstandenen Missions-Kongregationen wies er sodann bestimmte Gebiete zu, und für die alten Missions-Orden und Kongregationen errichtete er zahlreiche neue Vikariate, Präfekturen und Diözesen.

Nun ruht er aus von seinen Werken und der Ewigkeit entgegen, der an Innerlichkeit und Liebesglut so große Pius X.! In dem Heilsplane der göttlichen Vorsehung war er dazu



berufen, Innerlichkeit und Gottesliebe in die Herzen der Menschen hineinzupflanzen, dem äußeren Glanze die innere Schönheit der Kirche zuzugesellen, der menschlichen Gesellschaft den Frieden zu bringen in der Rückkehr zum Glauben und zu christlicher Sitte, die allein imstande sind, die Menschheit zu dem ewigem Ziele gelangen zu lassen, für das sie erschaffen wurde. Pius X. hat diese seine providentielle Aufgabe nach bestem Wissen und Können zweifellos erfüllt. In der Geschichte des Papsttums lohte unter seinem Pontifikate aus dem „Lumen de coelo" ein „Ignis ardens" in die Welt hinein. Vielleicht sind gerade diejenigen weltgeschichtlichen Ereignisse, die am Schlusse des Pontifikates Pius X. so betrübend einsetzten und die ihm das Herz gebrochen haben, in dem Heilsplane der göttlichen Vorsehung wiederum dazu bestimmt, sein Werk fortzusetzen und dieses Werk in einem um so glänzenderen Lichte erstrahlen zu lassen.

XXXIX.

Michaels Geschichte des deutschen Volkes VI.[1])

In den fünf ersten Bänden seines groß angelegten Geschichtswerkes hat der Verfasser in gründlicher Beherrschung und meisterhafter Verarbeitung eines gewaltigen, den verschiedensten Gebieten

1) Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S.J., Doktor der Theologie und der Philosophie, ordentlicher Professor der Kirchengeschichte und der christlichen Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck. VI. Band: Die Gegenkönige Otto von Braunschweig und Philipp von Schwaben. Kaiser Friedrich II. bis zum Tode Papst Honorius' III. 1227. (Auch unter dem Titel: Politische Geschichte Deutschlands vom Tode Kaiser Heinrichs VI. bis zum Ausgang des Mittelalters. Erstes Buch.) 1.—3. Aufl., Freiburg i. Br., Herder 1915. XXII u. 512 S., gr. 8°. (Preis M. 8; geb. M. 10,40.)

angehörenden Materials eine allseitige Darstellung der Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts zum Abschluß gebracht. (I. Wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände. II. Religiös-sittliche Zustände, Erziehung und Unterricht. III. Deutsche Wissenschaft und deutsche Mystik. IV. Deutsche Dichtung und Musik. V. Bildende Künste.[1]) Mit dem vorliegenden Bande wendet er sich der politischen Geschichte Deutschlands in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu.

Den Stoff dieses Bandes bildet die Geschichte der Jahre 1198 bis 1227. Kap. 1 (S. 3—25) beginnt mit einem Rückblick auf die Regierung Kaiser Heinrichs VI. Die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum, welche die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts ausfüllen und von deren Nachwirkungen sich beide nicht erholt haben, haben ihre Wurzel in dem verhängnisvollen Plan Friedrich Barbarossas, das Königreich Sizilien mit Deutschland und Oberitalien unter einem Zepter zu vereinigen, der in der Heirat seines Sohnes Heinrich mit Konstanze von Sizilien (1186) zum Ausdruck kam. Mit dem Hinweis auf dieses verhängnisvolle Jahr wird eine kurze Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse aus Heinrichs Regierung bis zu seinem frühen Tode (1197), seiner hochstrebenden politischen Ziele verbunden. Der weitere Teil des 1. Kap. (S. 9 ff.) ist der Darstellung der Jugend seines Sohnes Friedrich, der Anfänge desselben als Königs von Sizilien gewidmet. Mit der Übersicht über die äußeren Ereignisse der Jahre 1198 bis 1209 verbindet sich die Schilderung des Einflusses, den neben den ererbten Charakteranlagen die sizilische Umgebung auf die geistige Entwicklung des Fürstensohnes ausgeübt hat, der Männer, die ihn während seiner Minderjährigkeit geleitet haben, der bleibende ungünstige Eindruck, welche die traurigen Verhältnisse seiner ersten Jugend in ihm hinterlassen haben. Die Schatten in seinem späteren Auftreten und in seinem Charakterbild werden daraus

1) Vgl. die Besprechungen von Bd. IV u. V in dieser Zeitschrift, Bd. 138, 1906, S. 487—492. u. Bd. 148, 1911, S. 716—720.



psychologisch begreifbar, wenn ihnen dies auch nicht zur Rechtfertigung dient; dabei darf man nicht vergessen, daß der gewaltige staufische Kaiser überhaupt mehr Italiener als Deutscher war. Die beiden folgenden Kapitel behandeln die Jahre der Gegenkönige Philipp und Otto, Kap. 2 (S. 25—71) die Doppelwahl des Jahres 1198 nach dem Tode Heinrichs VI. mit ihren für Deutschland unseligen Folgen des wüsten Bürgerkrieges, unter dem ein großer Teil des deutschen Volkes fast ein Jahrzehnt zu leiden hatte; dann eingehend die Stellungnahme des Papstes Innozenz III. zu den beiden Rivalen (S. 41—71), bis zu der am 1. Mai 1201 ausgesprochenen Anerkennung Ottos[1]); Kap. 3 (S. 72—117) die anfangs vergeblichen, später infolge der von Otto begangenen Fehler aussichtsvolleren Annäherungsversuche Philipps an den Papst, die durch Philipps Ermordung am 21. Juni 1208 ein jähes Ende fanden. Das Verhalten des Papstes in der ganzen Sache wird S. 70 f. als durchaus ehrlich gegen die mehr von Voreingenommenheit gegen die Kirche als von historischer Unparteilichkeit inspirierten Darstellungen bei vielen neuen Historikern verteidigt. Von der unbestrittenen Anerkennung von Ottos Königtum in Deutschland, die ihm der unerwartete Tod des Rivalen brachte, und seiner Kaiserkrönung vom 4. Oktober 1209 bis zur Exkommunikation des alsbald nach erreichtem Ziele offen wortbrüchig Gewordenen (1210) und zu der Fürstenversammlung in Nürnberg, die seine Absetzung

1) Aus der Behandlung der hierher gehörigen Aktenstücke seien hervorgehoben S. 45 ff. die Bemerkungen zu dem berühmten, „von späteren Geschichtsschreibern arg mißdeuteten". Vergleich von Kirche und Staat mit Sonne und Mond, den Innozenz nach früheren Vorgängen in seinem Schreiben an die deutschen Fürsten von 1198 gebraucht und S. 57 ff. die Erörterungen über die vielbesprochene Deliberatio Domini Papae Innocentii super facto imperii de tribus electis, worin der Papst Rechenschaft gibt über die Gründe seiner Bevorzugung Ottos und seiner Ablehnung Philipps. Über den chronologischen Ansatz der Deliberatio (Ende 1199 während des Aufenthaltes des Mainzer Erzbischofs und Kardinals Konrad von Wittelsbach in Rom, zu dessen Instruktion sie bestimmt war, gegen die Annahme Anderer, welche dieselbe ein Jahr später ansetzen) vgl. S. 62 Anm. 2.

aussprach und den Staufer Friedrich von Sizilien zum deutschen König wählte, geht Kap. 4 (S. 117—157). Kap. 5 (S. 157 bis 209) behandelt die Anfänge von Friedrichs deutschem Königtum und die Grundlagen der späteren schweren Verwicklungen, bis zum Tode Innozenz' III. Der kühne Zug Friedrichs nach Deutschland wird in seinen Einzelheiten verfolgt, dann nach seiner nochmaligen Wahl in Frankfurt und seiner Krönung in Mainz am 9. Dezember 1212 die vergeblichen Bemühungen Ottos, sich gegen ihn zu behaupten, dessen Bündnis mit England gegen Frankreich und Friedrich II., besonders die in der historischen Literatur der jüngsten Jahre öfter behandelte große Entscheidungsschlacht von Bouvines vom 27. Juli 1214, die in ihrem Verlauf und ihrer Bedeutung eingehend dargestellt und gewürdigt wird; durch diese Schlacht wurde nicht nur das französische Königtum gegenüber England gestärkt, sondern auch der deutsche Thronstreit gegen den Welfen Otto zu Gunsten des Staufers Friedrich entschieden, die Aussichten Ottos endgiltig vernichtet. Bei Gelegenheit seiner wiederholten Krönung in Aachen (25. Juli 1215, S. 187 ff.) übernahm Friedrich freiwillig die zu späteren schweren Verwicklungen Anlaß gebende Verpflichtung zum Kreuzzug. S. 195 ff. wird über das Versprechen Friedrichs von Straßburg vom 1. Juli 1216 in Bezug auf das Königreich Sizilien und über die Tragweite desselben gehandelt: Anerkennung der Lehensabhängigkeit des Reiches Sizilien vom apostolischen Stuhl und Zusicherung, daß Friedrich nicht dessen Vereinigung mit dem Kaiserreiche anstrebe. Eine ausdrückliche Verzichtleistung Friedrichs auf die Nachfolge seines zum König von Sizilien gekrönten Sohnes Heinrich enthält die Straßburger Urkunde allerdings nicht, aber sie liegt im Wesen der Sache. Mit den meisten die Frage behandelnden Historikern neigt Michael in Abwägung des Für und Wider zu der Annahme, „daß die Urkunde vom 1. Juli 1216 eine bewußte Unwahrheit gewesen ist" (S. 199). Nur weist er den Hauptanteil an der Schuld nicht dem Staufer, sondern dem Manne zu, der in dieser Zeit den stärksten Einfluß auf ihn hatte, dem diplomatisch hervorragend begabten, aber weltlich gesinnten und skrupellosen



Reichskanzler Konrad, Bischof von Metz und Speyer, der den jungen König auf eine Bahn trieb, die er jetzt noch persönlich nicht eingeschlagen haben würde. Durch den unmittelbar darauf (16. Juli 1216) erfolgten Tod Innozenz III. fielen auch die Rücksichten weg, die Friedrich diesem seinem größten Wohltäter gegenüber doch noch beobachten zu müssen glaubte. Das Kapitel schließt (S. 203 ff.) mit einer schönen Charakteristik des gewaltigen Papstes Innozenz III. und einer nochmals zusammenfassenden Beurteilung seines Verhältnisses zu Deutschland. Der Verfasser verteidigt ihn gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit seiner Politik, wobei er „Niederlage über Niederlage erlitten habe". Aber nicht er hat sich und die Grundsätze seiner Politik geändert, sondern die Personen, mit denen er zu tun hatte, haben sich und ihre Stellung zu ihm geändert. „Der gegen Innozenz III. erhobene Vorwurf der Doppelzüngigkeit ist auf einem anderen Boden als dem der historischen Forschung erwachsen" (S. 209). Kap. 6 (S. 209—269) verfolgt die Ereignisse vom Tode Innozenz' III. bis zur Kaiserkrönung Friedrichs II. am 22. November 1220. In Anlehnung an die Politik seines Vorgängers bemühte sich der neue Papst Honorius III. um die Festigung der Stellung Friedrichs in Deutschland. Aber nach dem Tode seines Gegners, des Welfen Otto (19. Mai 1218), glaubte dieser alle Rücksicht fallen lassen zu dürfen und trat alsbald mit seinen Plänen offen hervor, auch nach der Kaiserkrönung König von Sizilien zu bleiben (S. 221 ff.). Zu diesem Zweck betrieb er, mit absichtlicher Irreführung des Papstes, die Wahl seines kleinen Sohnes Heinrich zum deutschen König, während er in Verbindung damit in Bezug auf sein Kreuzzugsversprechen mit dem Papste sein Spiel trieb. Auch trübten fortgesetzte Übergriffe Friedrichs auf das Gebiet des Kirchenstaates sein Verhältnis zum Papste, der pflichtgemäß seinen Standpunkt wahrte. Doch lag Friedrich daran, bis zur Erreichung seines Hauptzweckes, der Königswahl Heinrichs, einen ernsten Konflikt mit Rom noch zu vermeiden, um die Zustimmung des Papstes zur Herrschaft über Sizilien für seine Person zu erhalten. Die im April 1220 erreichte Wahl Heinrichs zum



deutschen König (S. 246 ff.) stellt den vollendeten Wortbruch Friedrichs dar, da seine früher dem Heiligen Stuhle gemachten Versprechungen nicht bloß die Realunion der beiden Reiche, sondern auch die Personalunion ausschlossen. S. 248 ff. werden die unwahren, auf Täuschung des Papstes berechneten Berichte Friedrichs und seines Kanzlers an Honorius III. über die Wahl gewürdigt.[1]) Kap. 7 (S. 270—346) schildert zunächst Friedrichs Tätigkeit in Sizilien, seine absolutistische Herrschaft und seine gesetzgeberische Tätigkeit daselbst, dann die fortgesetzten Verhandlungen über die Angelegenheit des von Friedrich immer hinausgeschobenen Kreuzzuges, bis zum Vertrag von San Germano im Juli 1225 mit den darin gegebenen eidlichen Zusagen Friedrichs. Zu den inneren Verhältnissen Deutschlands während dieser Jahre der Abwesenheit des Kaisers wendet sich das 8. Kap. (S. 346—384) in der Darstellung der kraftvollen Reichsregentschaft des Erzbischofs Engelbert I. von Köln von 1220 bis zu seiner Ermordung am 7. November 1225. Dabei werden auch die Beziehungen des Reiches zu Dänemark, Frankreich und England behandelt. Das letzte 9. Kap. (S. 384—433) behandelt endlich noch die immer gespannter werdenden Beziehungen des gewalttätigen, sich an kein gegebenes Wort bindenden Kaisers zu dem bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit langmütigen und nachgiebigen Papst: den schweren Konflikt in der Angelegenheit der sizilischen Bischofswahlen, wo sich der Kaiser, seinen absolutistischen Neigungen entsprechend, die gröbsten Willkürlichkeiten zum Schaden der Kirche herausnahm, und das von kaiserlicher Seite ins Werk gesetzte rücksichtslose Truppenaufgebot in päpstlichen Gebieten für das geplante Unternehmen Friedrichs gegen den ihm widerstrebenden Lombardenbund. Der Mißerfolg des lombardischen Unternehmens ließ den Kaiser das vermittelnde Eingreifen des Papstes wünschenswert erscheinen, und als Honorius III. am 18. März

1) Vorher dem wesentlichen Inhalte nach veröffentlicht in der Zeitschrift für katholische Theologie 38, 1914, S. 144—160. Dazu kommt jetzt noch Anhang XII des vorliegenden Bandes, S. 485 ff.



1227 starb, waren auch die Differenzen zwischen Kaiser und Papst anscheinend gehoben. Aber der Kampf mit dem immer wieder wortbrüchigen Kaiser war nur aufgeschoben und mußte unter Honorius' Nachfolger Gregor IX. doch endlich zum offenen Ausbruch kommen. S. 431 f. wird eine rückblickende Charakteristik Honorius' III. gegeben. Es ist durchaus unrichtig, wenn man ihn, wie es oft geschieht, als einen schwachen, den Verhältnissen nicht gewachsenen Mann betrachtet. Wenn er dem Kaiser gegenüber immer wieder bis an die äußersten Grenzen der Nachsicht ging, so geschah es in der Sorge um den von Friedrich so oft verschobenen Kreuzzug. Aber bei manchen Historikern muß ein Papst, was er auch immer tun mag, immer Unrecht haben: wenn er energisch die Rechte der Kirche wahrt, wie ein Innozenz III., so ist er anmaßend und herrschsüchtig, und wenn er aus Friedensliebe nachgiebig ist, so wird das nur als Ausfluß der Schwäche verstanden.

Es liegt in der Sache, daß die Darstellung dieser Jahre deutscher Geschichte auch für den Kirchenhistoriker nicht weniger Interesse hat als für den Profanhistoriker, da die Beziehungen der behandelten deutschen Könige und Kaiser zu den gleichzeitigen Päpsten einen guten Teil des Inhalts ausmachen. Insbesondere werden alle wichtigen Schriftstücke aus der beiderseitigen diplomatischen Korrespondenz in sorgfältigen Inhaltsangaben vorgeführt und eingehend erörtert. Stützt sich die ganze Geschichtsdarstellung wesentlich auf die originalen Quellen, so wird auch die moderne historische Literatur im weitesten Umfange herangezogen, nicht nur in bibliographischen Nachweisen und Zitaten, sondern auch in der Vorführung und ruhigen kritischen Erörterung abweichender Ansichten und Urteile in ihren wichtigsten und neuesten Vertretern; neben solchen, die sich in urbanen Formen bewegen, kommen auch die grobkalibrigen Invektiven zu Wort, die der protestantische Kirchenhistoriker Hauck im 4. Band seiner Kirchengeschichte Deutschlands gegen die Päpste des 13. Jahrhunderts zu schleudern liebt.

Weitere kritische Auseinandersetzungen mit neueren Historikern bieten auch die im Anhang (S. 434—502) zusammen-



gestellten 17 Exkurse, in denen teils historische und chronologische Detailfragen, teils Fragen von allgemeinerer Tragweite erörtert werden. Im Einzelnen seien darunter folgende Nummern hervorgehoben. In Nr. V (S. 445—448)[1]) wird das von dem Chronisten Burchard von Ursperg zum Jahre 1206 berichtete Projekt einer Heirat zwischen einem Neffen Innozenz' III. und einer Tochter Philipps von Schwaben kritisch erörtert; die Kritik hat allen Grund, der Nachricht zu mißtrauen. Nr. VI (S. 448—456), „Papst Innozenz III. als ‚Lügner'" [2]) setzt sich mit Winkelmann und besonders mit Hauck auseinander, die auf haltloser Grundlage mit künstlich konstruierten Voraussetzungen diesen Vorwurf gegen den großen Papst erhoben haben (S. 455 f. gegen das von Hauck gezeichnete Bild desselben als eines gewissenlosen Realpolitikers überhaupt). Der längere Exkurs VII (S. 456—475) setzt sich auseinander mit der Auffassung Fickers und anderer von dem Verhältnis Papst Innozenz' III. zu König Otto in der Zeit kurz vor dessen Kaiserwahl, gegen die nicht bewiesene Annahme, daß Innozenz die Krönung Ottos vorgenommen habe ohne vorausgehende Einigung über die territorialen Ansprüche des Papstes. Nr. X (S. 480—483) wiederholt[3]) Michaels Antwort an den Germanisten Schönbach auf dessen Beanstandung der Beurteilung Walters von der Vogelweide in Bd. IV dieses Werkes; zu der Tätigkeit Walters als politischer Hetzpoet und dem nicht sehr charaktervollen politischen Verhalten des großen Lyrikers, dessen letzte Triebfeder „nicht etwa Walters deutscher Patriotismus, sondern die harte Brotfrage gewesen ist". Nr. XVI (S. 495—500)[4]) stellt die Chronologie der Patriarchen Radulf und Gerold von Jerusalem richtig. Die schöne kritische Untersuchung weist nach, daß der Patriarch von Jerusalem, von welchem zum Jahre 1225 mehr-

1) Vorher in der Zeitschrift für kathol. Theologie 39, 1915, S. 165 bis 168.

2) Vorher zum Teil in der Zeitschrift für kathol. Theologie 38, 1914, S. 627—630.

3) Aus der Zeitschrift für kath. Theol. 31, 1907, S. 81—85.

4) Vorher in der Zeitschrift für kath. Theol. 38, 1914, S. 410—416.



fach die Rede ist, nicht mehr Radulf ist, wie moderne Historiker (Röhricht und Winkelmann) annehmen, sondern sein Nachfolger Gerold (jedenfalls schon am 10. Mai 1225).

Möge die Arbeitskraft des Innsbrucker Kirchenhistorikers, die sich in den bis jetzt vorliegenden sechs Bänden so vielseitig gezeigt hat, uns bald eine weitere Fortsetzung des schönen und wichtigen Werkes schenken.[1])

Aachen. Prof. Dr. F. Lauchert.

XL.

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau.

Draußen auf den Schlachtfeldern fließen Ströme deutschen Blutes. Zu Hause vertauschen Witwen und Mütter ihr Alltagsgewand mit dem Trauerkleide und die Heimaterde ist naß von Muttertränen. Blut und Tränen müssen fließen, um dem Vaterlande den Sieg zu erringen. Wenn dann der Friede da ist, dann stehen unsere gefallenen Brüder und Männer als Heldensöhne Deutschlands vor unseren Augen und das Herzeleid der Mütter unseres Volkes erstrahlt in Verklärung — sind doch unsere Mütter es gewesen, die dem Vaterlande die Söhne zu seiner Verteidigung und zur Ermöglichung des Friedens geschenkt haben.

Wir dürfen heute schon auf den Abschluß eines glücklichen Friedens hoffen. Die deutschen Waffen haben von Lüttich bis Antwerpen, Flandern bis an die Maas, von Tannenberg bis Riga, von den Masuren und Karpaten bis Warschau und Iwangorod und weit darüber hinaus gegenüber riesigen feindlichen Soldatenheeren eine militärische Überlegenheit und eine Kraft zum Siege geoffenbart, daß der Sieg und

1) Zu korrigierende Druckfehler: S. 241 Z. 4. und S. 245 Z. 13 muß es natürlich heißen 19. Februar 1220 statt 1219. S. 293 Anm. 3 l. Clausen statt Clasen. S. 336 Z. 11 l. Kardinalbischof

der Friede in absehbarer Zeit auf Seite Deutschlands und seiner Verbündeten steht. Schon heute beseelt uns alle das Wort Frieden, nachdem so unsägliche furchtbare Opfer demselben vorausgegangen sind.

Den Sieg Deutschlands werden nächst Gottes Hilfe drei Dinge herbeiführen: die deutsche Ordnung und Organisation, die deutsche Technik und die deutsche Kinderstube. Wenn die Siegeslorbeeren verteilt werden, dann gebührt der deutschen Mutter mit ihren Söhnen ein Löwenanteil. Jetzt, wo seit Monaten Zug um Zug mit Soldaten gefüllt auf die Schlachtfelder hinausrollt, jetzt erkennen wir dankbar das Wirken der deutschen Mutter, die Söhne fürs Vaterland in stiller Hingabe an ihre Pflicht groß gezogen hat.

Der Krieg hat so manchen Zustand unseres öffentlichen Lebens grell und klar beleuchtet. Wir wüßten außer dem Problem der Isolierung unserer Volkswirtschaft und der dadurch aufgerollten Ernährungsfrage unseres Volkes kein zweites Problem, das durch den Krieg so scharf und unbarmherzig klargelegt worden wäre, wie die Frage des Geburtenrückganges. Der Krieg ist der beste Lehrmeister. Was vorher Problem und Experiment gewesen ist, wird durch ihn klare, rauhe Wirklichkeit. Nichts bietet daher einen dankbareren Gegenstand als eine kleine Betrachtung über Krieg und Geburtenrückgang.

Der Weltkrieg hat uns gelehrt, daß Technik und Intelligenz der Heeresführung von außerordentlicher Bedeutung sind. Namentlich den russischen Millionenheeren gegenüber haben sich diese beiden Kriegsfaktoren glänzend bewährt. Aber es wäre doch ein verhängnisvoller Irrtum, den Menschenfaktor geringer als diese beiden einschätzen zu wollen. Rußland, das heute mit 7 668 000 ausgebildeten Mannschaften in Kriegsstärke nur 4.2 Prozent seiner Bevölkerung ausnützt, kann, wenn es die Gesamtmasse seiner Wehrfähigen im gleichen Prozentsatz der Bevölkerung wie Deutschland mobil machen würde, über 15 Millionen Mann ins Feld schicken. Mit dieser schwebenden Gefahr müssen wir in Zu-



kunft rechnen. Deutschland und Österreich-Ungarn haben gewiß auch noch ein starkes Menschenreservoir. Für unsere militärische Behauptung in Zukunft ist aber erforderlich, daß der Bevölkerungszuwachs in beiden Ländern nicht kleiner wird, daß wir nicht auf eine Linie unserer Bevölkerungsbewegung geraten, die zum Niedergang der zahlenmäßigen Geltung eines Weltvolkes führt.

Prüfen wir einmal kurz Stand und Tendenz unserer Bevölkerungsbewegung! Im Jahre 1871 betrug der Ausfall an Bevölkerungszunahme etwa 250000 oder 6 auf 1000. Der Gesamtverlust an Toten und Vermißten im Heere belief sich auf etwa 53500 Mann oder 3—4 Prozent der Gesamtstärke des damaligen Heeres. Wenn man die heutige Schärfe der Kämpfe und andrerseits die größeren Fortschritte in sanitärer Beziehung ins Auge faßt, so darf man wohl für den jetzigen Krieg den gleich großen Prozentsatz an Toten ins Auge fassen. Die Gesamteffektivstärke des deutschen Heeres betrug im Kriege 1870/71 1350787 Mann. Nehmen wir heute bei längerer Kriegsdauer und Heranziehung nichtausgebildeter Mannschaften die vier-, fünf- und sechsfache Zahl an, so würde der Verlust unseres Heeres an Toten sich auf 214000 bis 320000 schätzen lassen. Fügen wir diesen Zahlen einen 4 bis 6fachen Betrag am Geburtenausfall in den Jahren 1915 und 1916 wie im Jahre 1871 hinzu, so würde die Verringerung des Bevölkerungswachstums für Deutschland auf eine Million, also bedeutend mehr als den Betrag des natürlichen alljährlichen Bevölkerungszuwachses von rund 800000 zu schätzen sein. In Anbetracht der zahlreichen Jugend auf unseren Schlachtfeldern wird die Geburten- und Eheschließungsziffer noch auf viele Jahre hinaus ungünstig beeinflußt sein.

Für Rußland kann die durch Tote im Heere und in der Bevölkerung hervorgerufene Stockung der natürlichen Bevölkerungsvermehrung schon heute auf 1½ bis 2 Millionen berechnet werden, eine Summe, die bei einem alljährlichen Geburtenüberschuß von 1¾ bis 2 Millionen freilich nicht



allzu schwer ausgeglichen werden kann. Frankreich, das alle seine Kräfte aufbietet und den Krieg noch dazu im Lande hat, wird die allerschwersten Verluste an Menschen haben. Nach Blättermeldungen soll die Zahl der gefallenen französischen Soldaten bis Ende Januar 1915 allein 450000 betragen haben. Unter Hinzurechnung des Ausfalls an Geburten kann man einen Menschenverlust von über 2 Millionen annehmeu. Da Frankreich aber keinen normalen Geburtenüberschuß hat, sind diese Verluste niemals wieder zu ersetzen.[1])

Deutschland ist in der Lage, seine Menschenverluste in einiger Zeit wieder zu ersetzen. Allein gegenüber einer Welt von Feinden, bei seiner gefährdeten geographischen Lage und bei erfolgreicher Geltung als Weltmacht, muß Deutschland auch in Zukunft nicht bloß ein waffenstarrendes, sondern ein menschenreiches Volk bleiben. Das ist eine der klarsten Folgerungen des ganzen Weltkrieges. Es gibt nun Leute, die in Anbetracht unserer großen Heeresmassen, des Gewimmels von Soldaten, bei uns an keine Gefahr glauben und derartige Warnungen als statistische Spielereien hinstellen. Es ist wahr, zur Stunde besteht keine Gefahr an Menschenmangel. Aber auch die Behauptung besteht in voller Wahrheit, daß wir in einem oder gar zwei Jahrzehnten unseren militärischen Widerstand auf ganz bedeutend weniger Bajonette hätten stützen können.

Soll nun in absehbarer Zeit jener Menschenmangel bei uns zur Tatsache werden, dessen Fehlen wir heute den Schutz unseres Vaterlandes verdanken? Sollen all die Tränen, soll all das Blut vergossen worden sein, damit wir in kurzem wieder von einem überstarken Feinde angegriffen werden können, weil unsere Frauen die häufige Mutterschaft scheuen, weil wir von unserem Erbfeinde Unsittlichkeit und Verweichlichung angenommen haben, weil wir nicht mehr in der

1) Über die französischen Geburtenverhältnisse folgt demnächst eine ausführliche Darstellung. Die Red.

Kinderstube den Segen der Familie, sondern im größeren Geldhaufen das Glück unseres Daseins erblicken? Wahrlich bezüglich der Frage des Geburtenrückgangs steht ungeheuer viel für Deutschlands Zukunft auf dem Spiele. Die absichtliche Geburtenunterschlagung in allen unseren Gesellschaftsschichten wäre im siegreichen Deutschland der größte Feind, den das deutsche Volk jemals besessen hätte. Heute sind unsere Söhne unser Stolz, unsere Regimenter unsere Volksstärke. Lassen wir den bisher eingeschlichenen Tendenzen auf Beschränkung und Verhütung der deutschen Fruchtbarkeit freien Lauf, dann wird in einigen Jahrzehnten oder vielleicht schon früher die slawische, die russische Gefahr wiederum akut sein, nur dann mit größter Aussicht auf Erfolg. Unser nationales Interesse gebietet laut und eindringlich die Selbstbesinnung, die Entgiftung der diesbezüglichen Anschauungen, die Abkehr von der sexuellen Unnatur und die Rückkehr zur Keuschheit der deutschen Mutter, die schon zu Tacitus Zeiten und auch im Weltkrieg 1914/15 durch ihre Schar von Söhnen und Kindern die Grundlage unserer militärischen, wirtschaftlichen und nationalen Existenz gewährleistet hat.

Wir haben bisher mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gerechnet, daß das zur Kriegführung erforderliche Menschenmaterial einfach da ist. Weite Schichten der Bevölkerung, denen man stets von Übervölkerung, von zu vielen Menschen im deutschen Reiche gesprochen hat, erblicken in dem Aderlaß des Krieges sogar eine begrüßenswerte Erscheinung hinsichtlich der bisherigen Konkurrenz. Andererseits besteht erfahrungsgemäß nach jedem Kriege in der Bevölkerung die Tendenz, die gesunkene Bevölkerungszahl wieder in die Höhe zu bringen. Ob diese Jahrhunderte alte Erfahrungstatsache nach dem Weltkriege wieder eintreten wird, kann heute nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden. Im Jahre 1871 und in den nachfolgenden Jahren hatte die Bevölkerung im allgemeinen von der Möglichkeit der künstlichen Geburtenverhütung keine Ahnung. Das ist heute anders. Selbst auf dem Lande bereits ist die Kenntnis von der Möglichkeit der Geburten-



beschränkung durchgedrungen. Soweit nun materielle Interessen oder Verweichlichung und Bequemlichkeit die Eltern beherrschen und höhere sittliche religiöse Ideale fehlen, wird die Geburtenbeschränkung in zahlreichen Volksschichten, namentlich bei den oberen Zehntausend auch nach dem Kriege in Übung bleiben. Unsere bisherige Geburtengestaltung war aus dem Grunde immer noch günstig, weil dem Sinken der Geburtenziffer gleichzeitig ein noch stärkeres Sinken der Sterbeziffer infolge unserer sanitär-hygienischen Maßnahmen zur Seite lief. Dem weiteren Sinken der Sterbeziffer aber sind Schranken gesetzt, während die Neigung zur Geburteneinschränkung keine Grenzen zu kennen braucht. Wenn nun das bisher schon eingerissene Zweikindersystem bei uns noch stärker um sich greift, dann geraten wir in die Lage Frankreichs, und die Früchte des Weltkrieges 1914/15 sind in einigen Jahrzehnten völlig verloren. Anstatt daß die deutsche Eiche ihre Äste immer weiter ausbreitet und ihre Wurzeln immer tiefer treibt, frießt dann ein Wurm an ihr, der heimtückisch Deutschlands Größe unterwühlt. Wenn die Wiegen in den deutschen Kinderstuben leerer werden, dann beginnt Deutschlands Geltung in der Welt zu verblassen.

Wir dürfen uns nicht damit beruhigen, daß wir im Durchschnitt alljährlich einen Bevölkerungszuwachs von etwa 800000 Menschen aufzuweisen haben. Es gab auch schon Jahre, wo wir um eine Million Menschen zugenommen haben. Im Jahre 1880 kamen in Deutschland auf Tausend Einwohner 39,12, im Jahre 1890 36,9, im Jahre 1900 36,7 und im Jahre 1912 29,1 Geburten. Das bedeutet im Verlaufe von drei Jahrzehnten ein Sinken der Geburtenziffer von nicht weniger als 10 pro Mille. In sämtlichen deutschen Städten mit mehr als 15000 Einwohnern betrug im Jahre 1912 der Geburtenüberschuß (im ganzen Reiche 13 bis 14 pro Mille alljährlich) nur noch 10,5 pro Mille gegen 13,6 pro Mille im Jahre 1901 und bei den Großstädten war er noch kleiner als 10 pro Mille, während in Anbetracht des günstigen Altersaufbaues in den Städten ein viel höheres



Ergebnis zu erwarten wäre. Unsere Großstädte haben zum Teil bereits französische Zustände erreicht oder sogar übertroffen. So kamen in Berlin auf 1000 Ehefrauen im Jahre 1880 205, 1890 163, 1900 127 und 1910 gar nur 90 Geburten. Im Jahre 1876 hatte Berlin mit 47000 Geburten mehr Geburten als im Jahre 1911 mit 45000 zu verzeichnen, obwohl im genannten Zeitraum die Einwohnerzahl auf das Doppelte gestiegen war. Wir haben keine weiteren Zahlenangaben mehr notwendig, um das Umsichgreifen des verderblichen Zweikindersystems in Deutschland zu bestätigen. Dieser Wurm sitzt in unserem Marke und wir müssen trachten, ihn jetzt durch den Krieg als Lehrmeister in der Zeit der nationalen und sittlichen Erneuerung zu töten.

Die Einschränkung der Geburtenzahl ist in der Regel willkürlich und durch die Hilfe von Präventivmitteln hervorgerufen. Wenn es nicht gelingt, unser Volk von der Geburtenprävention abspenstig zu machen, dann wird ohne Zweifel das Zweikindersystem die Klippe sein, an der das deutsche Schiff zerschellen wird. Das Weltvolk der Griechen und Römer, der Franzosen ist an dieser Gefahr zugrunde gegangen. Das fürchterlich drangsalierte Judentum hat sich durch seinen Geburtenreichtum bis in unsere Tage hinein hindurchgerettet und jetzt geht es — wenigstens das westeuropäische Judentum — an dieser Vergiftung seiner Wurzelkraft ebenfalls zu Grunde.

Die Abneigung gegen die öftere Kinderschaft ist bei uns in recht vielen Kreisen vorhanden. Kann man nicht oft hören und lesen, daß kinderreiche Familien nur sehr schwer einen Hausbesitzer finden, der sie nicht selten mit saurer Miene aufnimmt, oder der sie überhaupt wegen ihrer Kinder abweist? Hören wir einmal bei Damenkränzchen zu, wie sich gesunde und gebärtüchtige Frauen einander ihren Abscheu vor vielen Kindern zuflüstern oder mit ihrer Geburtenabstinenz laut sich brüsten. Wird nicht der Mann mit einer stattlichen Kinderschar bemitleidet und selbst als unsittlich hingestellt, eben um seiner vielen Kinder willen. Gilt es nicht in vielen



Kreisen als ausgemachte Sache, daß man, um standesgemäß leben und auftreten zu können, nicht mehr als zwei Kinder haben dürfe? Wir brauchen nicht länger in den Spiegel der modernen Anschauungen über Familie, Eheleben und Kinderzahl zu blicken, wir könnten ruhig der Wahrheit getreu noch dickere Farben über unsere herrschenden Anschauungen und eingerissenen unsittlichen Bräuche auftragen.

Da ist es denn ganz klar, daß vor allem das moralische Bewußtsein unserer Frauen und Mädchen, der künftigen Mütter geweckt werden muß. Welcher deutsche Jüngling und Mann möchte bei Unverdorbenheit seines Herzens und seiner Anschauungen einem Mädchen die Hand zum Lebensbunde reichen, die, wie es gar nicht selten vorkommt, sich auf dem Stiefelabsatz herumdreht und erklärt, Kinder wolle sie nur eines haben, sie wolle auf ihre Vergnügungen nicht verzichten. In einer Zeit, in der die Männer Gut und Blut fürs Vaterland opfern, in der schon aus Patriotismus Kinderreichtum Ehrensache ist, in einer solch erhabenen ernsten Zeit müssen solche Reden, solche Anschauungen verschwinden. Nicht die Frau ist der höchsten Achtung wert, die eine höhere Töchterschule absolviert hat und im Sport die höchste Fertigkeit an den Tag legt, sondern die Frau, die dem Manne, der Familie, dem Staate Kinder schenkt und sie in Opfermut und Herzenshingabe für höhere Lebensaufgaben erzieht. Dieser Wille zum Kinde muß wieder überall lebendig werden. Nicht die kinderarme, sondern die kinderreiche Frau ist die Hauptstütze der Gesellschaft, ist die Trägerin der Kultur, ist die Gewähr deutscher Kraft und deutscher Zukunft. Wir haben lange genug in der Aufhäufung von materiellen Schätzen, im Hinaufstreben in immer höhere Gesellschaftsklassen und im sorgfältig und ängstlich gehüteten sogen. standesgemäßen Auftreten den Hauptinhalt des Lebens erblickt. Kehren wir doch zurück zur Kultur des Familienlebens, dessen Hauptgrundlagen Kinder sind, und streifen wir alle Fesseln ab, die irgendwie diesem hohen Ideale der Familienkultur und Kindererziehung im Wege stehen.



Der Staat, der ein Interesse an einer wachstumfreudigen Bevölkerung hat, möge durch Steuererleichterungen, Elternschaftsversicherungen und sonstige Unterstützungen den Geburtenrückgang unterbinden helfen. Deutsch und patriotisch empfindende christliche Männer und Frauen aber müssen die Gefahr des Geburtenrückgangs für den Staat und für die Einzelfamilie erkennen und dürfen nicht länger den Lockungen der Unsittlichkeit, der französischen Verkommenheit nachgeben. Unsere Frauenvereine jeder Art, unsere Volks- und Seelenführer, Politiker, Ärzte, Priester haben in der Bekämpfung des größten Feindes des deutschen Volkes eine ihrer hehrsten und dankbarsten Aufgaben. Wir haben die Lage der Dinge mit keinem einzigen Pinselstrich zu schwarz gemalt. Der Krieg, sowie die Hoffnung auf einen langen Frieden haben uns zu dieser offenen Klarlegung der Verhältnisse veranlaßt.

„Mit einer Geburtenzahl von 29 auf das Tausend der Einwohner", schreibt Grotjahn in seinem Werkchen „Der Wehrbeitrag der deutschen Frau" (Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag), „steht augenblicklich Deutschland ungefähr in der Mitte zwischen Rußland im Osten mit etwa 45 und Frankreich im Westen mit 19. Da wir eine erheblich geringere Sterblichkeit haben als Rußland und voraussichtlich diese Sterblichkeit noch etwas vermindern können, so würde der jetzige Stand unter der Voraussetzung zur Behauptung unserer Weltmachtstellung genügen, daß man ihn als dauernd auffassen dürfte. Das ist aber leider nicht der Fall. Denn während für Rußland ein Sinken der Geburtenziffer für absehbare Zeit nicht zu erwarten ist und deshalb unser östlicher Gegner auf einen jährlichen Zuwachs von 2 Millionen Menschen zählen kann, ist unser Geburtenüberschuß von gegenwärtig noch rund 800000 durch das schnelle Fallen der Geburtenzahl bedroht und dürfte, wenn keine Wendung eintritt, in absehbarer Zeit verschwinden. Gegenüber Rußland haben wir also durchaus in hohem Maße, dringender noch als eine militärische Rüstung, einen Bevölkerungsauftrieb nötig, damit der starke Bevölkerungsüberschuß der Russen nicht nach dem Westen drängt, sondern seinen natürlichen Abfluß in das Innere



des weiträumigen Landes und in das nördliche Asien findet. Also schon aus Rücksicht auf Wahrung unserer Wehrkraft gegenüber dem Osten dürfen wir keine Zeit mehr verlieren, den Geburtenrückgang wenigstens zum Stillstand zu bringen".

XLI.

Die politische Geographie Afrikas vor und nach dem Kriege.

Die Royal Geographical Society in London hielt am 24. Februar 1915 eine Sitzung ab mit der Tagesordnung „Die politische Geographie Afrikas vor und nach dem Kriege". Die dort gepflogenen Verhandlungen beanspruchen unser ganz besonderes Interesse, und es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß die „Deutsche Kolonialzeitung" in einer besonderen Beilage zu ihrer Nr. 7 vom 20. Juli 1915 darüber einen ausführlichen Bericht nach dem Aprilheft des „Geographical Journal" veröffentlicht.

Hauptreferent war der bekannte englische Kolonialforscher Sir Harry Johnston. Seine Darlegungen haben, abgesehen von der Bedeutung der Person des Vortragenden, ihren Wert in der rückhaltlosen Enthüllung der Ziele, welche unsere Gegner im gegenwärtigen Weltkrieg auf kolonialem Gebiete anstreben, dann auch in den brennenden Schlaglichtern, welche sie auf die geheime Politik Englands, Frankreichs und Italiens Deutschland gegenüber im letzten Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges werfen. Unumwunden wird hier eingestanden, daß diese Politik dahin ging, Deutschland zur Abtretung von Metz und des französisch sprechenden Teiles von Lothringen an Frankreich, sowie zur Entlassung Luxemburgs aus dem deutschen Zollverein zu veranlassen, wofür ihm dann großmütig ein mittelafrikanisches Kolonialreich zugestanden werden sollte.

Trotz allem, was Sir Harry Johnston aber gegen Deutschland vorbringt, kann er doch der erfolgreichen Tätigkeit Deutschlands in Afrika seine Anerkennung nicht versagen. „Für alle,



die die Geschichte Afrikas studiert haben", bemerkt er gleich zu Anfang, „ist es schmerzlich, absprechende Urteile über die Deutschen zu hören. Wir schulden ihnen zuviel als Vorkämpfer der Wissenschaft in diesem Erdteil — wie überhaupt in der ganzen Welt". Er gibt dann einen kurzen Überblick über die deutschen Forscher, die zur Entdeckung Afrikas, seiner Flora, Fauna, Völker und Sprachen beigetragen haben, und erwähnt seine eigenen Reisen in Afrika in den Jahren von 1879—1911. „Auf diesen Reisen in den achtziger und neunziger Jahren", sagt er „bin ich zahlreichen Deutschen als Führern geheimnisvoller wissenschaftlicher Expeditionen begegnet. Ich traf sie oft ganz unerwartet in Berberstädten, in Südtunis, Westalgerien oder südlich des Atlasgebirges in Marokko". „Rückhaltlose Bewunderung" zollt er v. Wissmann, den er einen der hervorragendsten Deutschen nennt; einen der prächtigsten Weißen, die je den Boden Afrikas betraten. „Er und mit ihm seine Offiziere", bekennt er, „stellten mir, und ich glaube auch den Belgiern, ohne einen Augenblick zu zögern, ihre gesamten Kräfte zu Lande und zu Wasser zur Verfügung, um die arabischen Aufstände niederzuschlagen und den Sklavenhandel zu unterdrücken. Ich würde heute nicht hier stehen und zu Ihnen sprechen und Sir Alfred Sharpe würde mir nicht zuhören können, wenn uns nicht wackere Deutsche — ich kann sogar sagen edle Deutsche — in unserem sechsjährigen Kampf mit den Arabern so tatkräftige Hilfe gewährt hätten". Und nochmals betont er an anderer Stelle, niemand könne daran zweifeln, daß Deutschland in Afrika viel Gutes geschaffen habe.

Trotz alledem erklärt Sir Harry Johnston aber kategorisch, „das Ergebnis eines für die Verbündeten überhaupt annehmbaren Friedens müsse darin bestehen, daß Deutschland außerhalb seiner Grenzen überhaupt keine Kolonien mehr besitzt, denn Deutschland habe in den letzten zehn Jahren durch seine unausgesetzten Versuche, die englische Herrschaft zu erschüttern, mit Bedacht auf diesen England jetzt auferzwungenen Krieg hingearbeitet. „Wir werden vielleicht", meint er, „nicht imstande sein, diesen Krieg zu dem vollen und triumphierenden Abschluß zu bringen, den wir ursprünglich erwartet haben. Wir müssen



vielleicht darauf verzichten, den Frieden in Berlin zu diktieren, denn es würde zuviel Blut kosten. Auf jeden Fall aber müssen wir dafür sorgen, daß Deutschland außerhalb seiner und Österreich-Ungarns Grenzen jeder Macht verlustig geht. Erst wenn wir soweit sind, dürfen wir Frieden schließen in der beruhigenden Gewißheit, daß sich Deutschland in Zukunft ruhig verhalten wird; denn es liegt dann in unserer Hand, das deutsche Reich bei der geringsten Beunruhigung unserer Verbündeten — da es nun keine Kolonien mehr hat, auf welche es sich stützen könnte — durch Zölle vollständig vom Handel der alten Welt auszuschließen. Wenn wir die Leiden in Betracht ziehen, die Deutschland durch diesen von uns nicht herausgeforderten Krieg über uns, unsere Verbündeten und viele neutralen Staaten gebracht hat, überschreitet die Strafe, nämlich die vollständige Vernichtung der deutschen Herrschaft in Afrika, Asien und Ozeanien, nicht die Grenzen des Christentums."

Zu Beginn der achtziger Jahre träumte man in England von einem großen Afrika unter englischem Schutz. Eine Gefahr für die englischen Pläne erblickte man lediglich in dem Ehrgeiz Frankreichs, dem denn auch Sir Harry Johnson durch seine Expedition nach dem Kilimandscharo und nach Taveta einen Strich durch die Rechnung machen wollte. An Deutschland dachte damals kein Mensch. Da fand der Traum Englands durch die Verträge von Dr. Peters und Graf Pfeil in Ostafrika sowie von Nachtigall in Kamerun ein plötzliches Ende. Englands Einwendungen wurden durch einen Hinweis auf dessen mißliche Lage in Ägypten und die Androhung einer französisch-deutschen Einmischung in die Angelegenheiten dieses Landes sozusagen im Keim erstickt. Nachdem England aber die Überraschung über Deutschlands Absicht, seinerseits eine Kolonialmacht werden zu wollen, überwunden hatte, hätte es alles, was in seinen Kräften stand, getan, um Deutschland den Weg für seine kolonialen Bestrebungen zu ebnen. Es habe es geschehen lassen, daß Deutschland sich des nordöstlichen Drittels von Neuguinea und verschiedener Archipele im Stillen Ozean bemächtigte. Es habe ihm seine kleine Kolonie in der Ambasbucht

abgetreten und ihm schließlich als Beweis seines guten Willens die kleine Insel Helgoland angeboten. England sei noch weiter gegangen. Es hätte Deutschland sogar ein großes Kolonialreich in Mittelafrika verschaffen wollen, vor allem auf Kosten Frankreichs, Belgiens und Portugals. Unterhandlungen darüber seien bereits versuchsweise mit den Westmächten eingeleitet gewesen. Ja vor dem August 1914 sei man überdies bereit gewesen, einen großen Teil der asiatischen Türkei ausschließlich für die deutschen Interessen zu bestimmen. Verhandlungen darüber hätten nicht nur mit England, sondern auch mit Rußland und Frankreich geschwebt. Diese Verhandlungen hätten sich auf die Bagdadbahnkonzessionen gestützt, wodurch die jetzt von England besetzte Stadt Basra unter unmittelbaren deutschen Einfluß gebracht worden wäre.

In Afrika hätte nach den englischen Plänen Frankreich auf ganz Französisch-Kongo (und das Vorkaufsrecht auf Belgisch-Kongo) mit Ausnahme einer Kohlenstation und eines Hafens an der Küste von Gabun verzichten sollen. Belgien sollte gegen einen kleinen Teil von Französisch-Kongo das gesamte Kongobecken an Deutschland verkaufen. Portugal sollte bewogen werden, Südangola an Deutschland zu verkaufen oder abzutreten, wo auch englische Konzessionen an deutsche Geldleute abgegeben werden sollten. England wollte überdies seinen ganzen freundschaftlichen Einfluß auf Portugal dazu benutzen, Deutschland zu einer vernünftigen Entwicklung des Handels und der Industrie in Portugiesisch-Kongo zu verhelfen. England verlangte für all dies in Afrika für sich selbst weiter nichts, als daß sein besonders großes Interesse an Katanga anerkannt und ihm durch Gewährung einer direkten Verbindung zwischen Uganda und dem Nordzipfel des Tanganjikasees der Kap-Kairo-weg zugesichert würde. Dafür hätte es dann an Deutschland die Insel Sansibar überlassen und die Walfischbucht gegen einen Teil des Kaprivizipfels in Sambesien eingetauscht.

So sollte Deutschland von dem bekanntlich so uneigennützigen England ein ganzes Kolonialreich in den Schoß geworfen werden. Aber Deutschland wollte nicht. An den ganzen



schönen Plan war nämlich eine kleine Bedingung geknüpft. Man verlangte, wie oben erwähnt, von Deutschland, es sollte seine starke Grenzfestung Metz mitsamt dem französisch sprechenden Teile Lothringens an Frankreich abtreten, und Luxemburg aus dem deutschen Zollverein entlassen, damit dieses Land sich nunmehr dem belgischen Einflusse zuneige. Es ist bezeichnend für englische Denkungsart, daß man überhaupt glaubte, mit einem solchen Ansinnen an Deutschland herantreten zu dürfen.

Weiter war es ein unumstößliches Axiom der englischen Kolonialpolitik, daß Deutschland aus Nordafrika fern zu halten sei, vor allem aus Marokko. Denn, meint Sir Harry Johnston, sobald sich Deutschland erst einmal in Marokko festgesetzt hätte, würde es über kurz oder lang den Seeweg nach dem mittelländischen Meere, Ägypten und dem Suezkanal gesperrt und noch ernstlicher den englischen Seeweg nach dem Kap der guten Hoffnung, Westindinien und Südamerika bedroht haben. Die Deutschen waren gute Geographen genug, um beurteilen zu können, daß Marokko die Basis sein mußte, auf welcher sie ihre Weltmacht aufbauen konnten. Daher denn auch i. J. 1910 die Entsendung des „Panther" nach Agadir, der wertvollsten Stelle der marokkanischen Küste. Deutschland habe dort ein zweites Kiautschou gründen wollen, um von da aus seine Herrschaft über Nordafrika auszudehnen und zu befestigen. Aber damals sei Deutschland noch nicht genug gerüstet gewesen, und habe daher vor der entschlossenen Haltung Englands sein Schwert wieder in die Scheide gesteckt und sich mit einer bedeutenden Erweiterung seines Besitzes in Kamerun begnügt.

Auch hinter der Besitzergreifung von Tripolis durch Italien steckte England, und zwar war auch hier wieder die Furcht vor einer möglichen Besitzergreifung durch Deutschland das leitende Motiv. Gleichzeitig bot sich hier eine schöne Gelegenheit, Italien zu den Interessen seiner Verbündeten in Gegensatz zu bringen. Der Verdacht Englands gegen Deutschland war durch die Gründung einer österreichisch-ungarischen Gesellschaft zur Erforschung von Tripolis erregt worden. England befürchtete, daß dadurch ganz Tripolitanien zwischen der ägyptischen und tunesischen



Grenze unter österreichische oder vielmehr unter deutsche Oberherrschaft gebracht werden sollte. So knüpfte England denn Verhandlungen mit Italien an, deren Folge war, daß Italien, lange bevor die marokkanische Frage endgültig gelöst war, Tripolis mit voller Billigung Englands mit Beschlag belegte. Die Deutschen, bemerkt Sir Harry Johnston hierzu, waren darüber natürlich wütend, aber sie konnten Italien nicht zwingen, sich aus Tripolitanien zurückzuziehen, ebensowenig wie sie die Türkei dazu zwingen konnten, ihre dortigen Interessen ohne weiteres aufzugeben. In der dann folgenden Entwicklung dieses Kampfes, fügt er noch hinzu, erwarb Italien, voraussichtlich für immer, die Insel Rhodus und die Zwölfinselgruppe, die es in unmittelbaren Zusammenhang mit der kleinasiatischen Küste brachte. Man darf Sir Harry Johnston dankbar sein, daß er so den Schleier von den verworrenen Fäden englischer Politik hinweggezogen hat.

Der gegenwärtige Krieg soll bekanntlich nach Sir Johnstons Ansicht damit endigen, daß Deutschland seiner sämtlichen Kolonien, natürlich vor allem in Afrika, verlustig geht. Sir Johnston hat als vorsichtiger Mann auch bereits die Verteilung vorgenommen. England erhält natürlich den Löwenanteil, nämlich Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, der größten Teil von Togo und einen kleinen Teil von Kamerun, Frankreich erhält den Rest von Kamerun und Togo, Belgien und Portugal werden kleine Grenzberichtigungen mit Frankreich und England nahe gelegt werden. Sir Johnston fühlt selbst, daß er bei dieser Verteilung etwas sehr freigebig hinsichtlich Englands gewesen sei, aber, meint er, das sei notwendig, da England seiner Pflicht als Verwalter rückständiger Völker, die noch nicht in der Lage sind, ihre eigenen Angelegenheiten zu versehen, vollauf gerecht werden müsse. Außerdem wird Ostafrika England den Verbindungsweg zwischen dem Kap und Kairo bringen, und aus den weiten Gebieten zwischen den portugiesischen Kolonien im Süden und dem italienischen Somaliland im Norden wird in der Zukunft ein Kaiserreich Sansibar mit der Hauptstadt Sansibar entstehen.

So wäre also das Geschick Afrikas entschieden. Es fehlt



nur noch eine Kleinigkeit: Die Niederwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten. Damit hat es aber, so Gott will, noch gute Wege. Dr. Krueckemeyer.

XLII.
Brief aus Holland.

Der schreckliche Weltkrieg dauert bereits ein volles Jahr und noch ist ein baldiges Ende nicht abzusehen. Allerdings der Trost ist uns geblieben, daß mit Gottes Hilfe die Zentralmächte bis dahin in dem blutigen Ringen siegreich waren und das betrügerische Treiben der Feinde entlarvten. Daß der Weltkrieg auch in unserem Lande schwere Verheerungen in Handel und Gewerbe anrichtete und große Opfer verlangte, ist klar und bedarf keiner weiteren Erörterung.

Die materiellen Interessen sind leider wichtige Imponderabilien, die nur zu oft das gerechte Urteil erschweren. Doch lassen wir heute die materiellen Interessen beiseite. — Es lohnt sich mehr der Mühe, die tiefer liegenden Gründe zu erörtern, die in so bedenklicher Weise die Antipathie der holländischen Katholiken gegen Deutschland gezeitigt haben. Zuvor darf nicht verschwiegen werden, daß während der letzten Monate in der Denkart unserer Landsleute eine steigende Wandlung zu Gunsten der Deutschen eingetreten ist.

Im Anfange des Krieges schien leider für den heldenmütigen Verteidigungkampf der Zentralmächte gegen eine gewaltige Überzahl von Feinden jedes ritterliche Verständnis zu fehlen. Der Hauptgrund für diese traurige Erscheinung lag unbedingt in der falschen Überzeugung der meisten Katholiken, daß die deutsche Regierung, insbesondere der Kaiser, bei gutem Willen den Ausbruch des schrecklichen Weltkrieges hätte verhüten können. In diesem Mißverständnis wurden sie gestärkt durch die Mehrheit ihrer Presse, die mitunter



unbewußt einer Neutralität auf Kosten der Wahrheit huldigte. In Wirklichkeit darf man eine unbegreifliche Unkenntnis der Weltgeschichte als eine gewisse Entschuldigung voraussetzen. In den Redaktionen unserer katholischen Blätter befinden sich ohne Zweifel sehr begabte Personen, die gediegene Artikel und Aufsätze über unsere eigenen politischen Fragen liefern, aber nicht genügend bewandert sind in der Weltpolitik. Das richtige Verständnis kann eben nur durch ein gründliches Studium auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte erreicht werden. Auch in unseren Schulen wird der Unterricht in der Geschichte noch sehr stiefmütterlich behandelt. Für viele gebildete Katholiken ist sogar die Geschichte der letzten 100 Jahre eine terra incognita, was in diesen Tagen so deutlich in die Erscheinung trat und manches erklärt, was man früher nicht für möglich gehalten hätte. Beim Ausbruch der Balkanwirren tastete unsere Presse im Dunkeln nach ihren tiefer liegenden Gründen. Die Stellung Österreichs und seine welthistorische Mission für die katholischen Interessen im Osten wurde nicht nach Wahrheit gewürdigt, die slavische Gefahr unter dem Protektorat der Moskowiter verkannt, die gerechte Forderung des Wiener Kabinetts, sich bei den Gerichtsverhandlungen wegen der grausamen Hinmordung des österreichischen Thronfolgers und seiner edlen Gemahlin durch befugte Richter vertreten zu lassen, als ein Eingreifen in das Völkerrecht abgewiesen.

Auch die Äußerung des verstorbenen heil. Vaters über die Kriegserklärung Österreichs gegen die serbische Regierung, die mit Recht als eine wahre Ehrenrettung für das Habsburger Haus galt, wurde bezweifelt. Dahingegen, als der Einbruch der Deutschen in Belgien erfolgte, nachdem die belgische Regierung, geblendet durch die Ententemächte, das entgegenkommende Anerbieten des deutschen Kaisers zum zweiten Male verworfen hatte, entbrannte in der katholischen Presse eine rasende Antipathie gegen die Deutschen. Der Sturm wollte sich kaum legen, als die bekannten Enthüllungen aus dem Brüsseler Archive über der belgische Neutralität erschienen.

Sie wurden in unseren katholischen Hauptorganen schlankweg als ein ganz unverbindlicher Meinungsaustausch behandelt. Damit suchte sie auf leichte Weise ihre große Liebe für die belgische Regierung zur Geltung zu bringen. Vor allen Dingen begrüßte sie das Begehren des Herrn van den Heuvel, eine positive Erklärung aus dem Vatikan zu erlangen, ob der Papst in den Worten seiner Ansprache in dem Konsistorium vom 22. Januar, durch welche er jede Ungerechtigkeit, von welcher Seite sie auch begangen sei, mißbilligt, den Einfall der deutschen Truppen in Belgien mitinbegriffen habe. Als darauf aus Rom die falsche Nachricht gemeldet wurde, daß die Neutralität Belgiens beim Beginn des Krieges nicht mehr gegolten hätte, da nannte „de Tyd“ diese Meldung eine Schreckensnachricht „een verbysterend bericht“.

Diese Äußerung läßt tief blicken in die wahre Gesinnung des Blattes. Die belgische Regierung in ihrer Verbrüderung mit England, Frankreich, Italien und Rußland ist das unschuldige Lamm — und Deutschland, das um seine Existenz kämpft und gegen zwei Drittel von Europa die Waffen führen soll, Deutschland, das die territoriale Unverletzlichkeit und die Schadloshaltung der unfreiwillig entstandenen Beschädigung anbot, soll der Wolf sein, den man zu Tode hetzen möchte.

Mittlerweile hat in überzeugender Weise die Berechtigung des Einfalls P. Matthias Reichmann S.J. im vierten Hefte der Feldausgabe der Stimmen der Zeit, des Organs der deutschen Jesuiten, dargelegt und zwar vom Boden des christlichen Naturrechtes aus, während bloß ein Verstoß gegen das formale Recht stattfand, das indessen unter dem Naturrecht steht. —

Auch das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg wurde nicht nach Wahrheit gewürdigt. Anstatt daß man sich über ihren Anschluß an die hart bedrängten Österreicher gefreut hätte, konnte der Schreiber sogar in einer Predigt den schönsten Tadel über die Hilfe der Türken vernehmen. Es war noch dazu ein Franziskaner, den ich gern sofort zu seinen Ordensbrüdern am hl. Grabe in Jerusalem versetzt hätte, um ihn



eines Besseren zu belehren. Leute, die keine Weltgeschichte kennen und die Vorgänge im Osten und dem hl. Lande ohne jegliches Studium beurteilen wollen, sollten lieber schweigen, als vertrauensselige Leser in die Irre zu führen. Für sie gilt doch auch das achte Gebot!

Als im Februar Sasonow an die Duma das herausfordernde Wort richtete: Der Besitz von Konstantinopel ist unser Ziel, da erwachte mancher ernste Leser aus seinem Schlummer; doch die Mehrheit unserer Presse blieb matt und zurückhaltend in ihrem Urteile. Diese Erklärung, die eine Gefahr von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung für die ganze abendländische Christenheit enthüllte, wurde in vielen Blättern ohne weiteren Kommentar aufgenommen. Kann man sich noch wundern, daß in den Fragen von der größten Tragweite viele vertrauensselige Leser eine Herde ohne Führer bleiben? Als der hl. Vater sich bitter beklagte über den empörenden Waffenhandel der Amerikaner als einen wahren Hohn auf die vielgepriesene Neutralität, da schwiegen viele Organe sich aus aus Furcht vor den Ententemächten. Erst als Italien in treuloser Weise seinen 30jährigen Bundesgenossen in den Rücken fiel und den hl. Vater in seinen Rechten bedrohte, da fielen manchem Katholiken die Schuppen von den Augen und er entdeckte mit Schrecken die dem Vater der ganzen Christenheit erwachsenden Gefahren. Unseren katholischen Redakteuren möchten wir die ernsten Worte empfehlen in den Histor.-polit. Blättern vom 1. Juli: „Nur wer den ungeheuren Einfluß nicht kennt, den die Freimaurerei auf alle Zweige des öffentlichen Lebens, insbesondere der romanischen Länder ausübt, nur wer nichts weiß von dem teuflischen Haß der Loge gegen jede positive Religion und gegen die katholische Habsburger Dynastie, kann den Anteil der Freimaurerei an der Entwickelung der letzten Dezennien unterschätzen".

Kürzlich wurde in dem geheimen Rundschreiben der Mailänder Großloge, das die Berliner Nationalzeitung veröffentlicht hat, der endliche Sturz der Weltherrschaft des



Papsttums durch den Sieg der Ententemächte angekündigt. Es wäre meines Erachtens die Pflicht unserer katholischen Presse in überzeugenden Leitartikeln ihre Leser aufzuklären über das teuflische Treiben und Hetzen der Freimaurer in den lateinischen Staaten. Vor einigen Tagen meldete de Tyd aus Rom den höchst sonderbaren Bericht: die Lage des hl. Vaters würde durch die deutschen und österreichischen Korrespondenten in allzuschwarzen Farben geschildert. Das zeugt von einer Auffassung, die man in einem katholischen Organe nicht für möglich halten sollte. An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, daß die bekannte Lobrede des Mailänder Kardinals, das „Germania docet", für die deutschen Katholiken zum Verhängnis geworden ist. Der Freund der Wahrheit wird eingestehen, daß die Katholiken Deutschlands in der geschickten Lösung vieler wichtigen sozialen Fragen für andere Völker vorbildlich geworden sind. Leider hat diese Vorbildlichkeit auch scharfe Kritiker erzeugt, die sich die Rolle eines häufig unbewußten Zensors zuerkennen. Deutschland, Deutschland über alles klingt in ihren Ohren als eine Überhebung und bahnt den Weg zu falschen Schlußfolgerungen und Eingriffen in das religiöse Gebiet. Ein hochangestellter Ordensmann, der vor kurzem starb, sagte mir beim Ausbruch des Krieges: Sprechen Sie nicht des öfteren mit unsern Geistlichen über die ausländische Politik. Durchschnittlich sind sie darin sehr mangelhaft bewandert. Ich war damals über dieses Urteil im höchsten Grade erstaunt; doch muß ich jetzt zu meinem tiefen Bedauern gestehen, daß meine Erfahrung mich überzeugt hat von der Richtigkeit seines Urteils. Es sei mir zum Schlusse gestattet, auch auf den nicht zu unterschätzenden Einfluß des weiblichen Geschlechtes im Kriege hinzuweisen. Vorwiegend treiben die Frauen Gefühlspolitik, die mitunter eine scharfe Waffe werden kann in dem Familienleben der Völker. Tatsächlich genießen die meisten Töchter unserer höheren und mittleren Stände ihre Erziehung in belgischen und französischen Pensionaten. Es liegt mir fern diese Unterrichtsanstalten zu verurteilen; denn die durch

Ordensschwestern geleitete Erziehung wird als mustergültig allgemein anerkannt; aber andererseits ist es ganz natürlich und begreiflich, daß die aus diesen Anstalten heimkehrenden Töchter ein stärkeres Empfinden für französisches Wesen und französische Literatur betätigen als für deutsche Kultur. In dieser Hinsicht waren die ersten Wochen des Krieges in Belgien sehr lehrreich.

In den jüngsten Wochen sind aus den Brüsseler Archiven wiederum Dokumente erschienen, die ein wahrer Trost sind für den Freund der Wahrheit. Die belgischen Gesandten in Berlin, Paris und London treten darin auf als Verteidiger der deutschen Regierung und der Friedensliebe des Deutschen Kaisers. Diese Dokumente von hoher geschichtlicher Bedeutung sind erschütternd für die Belgische Regierung, die jetzt die volle Verantwortung trägt für das schreckliche Leiden ihres Volkes. Auch ihre Stellung als katholisches Ministerium hat sie für immer verloren! Vae victis!

IWB.

XLIII.

Und dann?

Aus Österreich.

Es ist durchaus nicht müßig, noch während des Kampfes schon über den Siegespreis, über dasjenige nachzudenken, was nach dem Kriege sein soll und wird. Nach Einstellung des Waffenstreites werden die Diplomaten über die Friedensbedingungen verhandeln, die neuen Landesgrenzen, die Verfassungen neuer Gemeinwesen, den künftigen Grenzverkehr für Menschen und Waren, die gegenseitige Achtung des Privateigentums und der Verträge feststellen, beziehungsweise den geregelten Rechtsverkehr erneuern, die Rechtssicherheit wieder herstellen. Und dann wird in jedem der siegenden wie der besiegten Länder ein neues Leben beginnen



unter teils fortgesetzten, teils neu zu schaffenden Verhältnissen. Wie sich im einzelnen all dies gestalten wird, ist allerdings nicht möglich vorher zu sagen. Aber in vieler Hinsicht kann auch jetzt schon gesagt werden, was dann nicht oder nicht mehr sein darf.

Es muß und kann auch nach solchem Riesenkampf dafür gesorgt werden, daß vor allem den ewigen Ränkeschmieden die Lust verleidet, die Handhabe genommen wird, durch Verleitung zu Verrat, durch Späherei und heimliche wie offene Verschwörung die Sicherheit und selbständige Entwicklung der großen und kleinen Nachbarländer nach Außen wie im Innern zu gefährden. Es kann und wird der Versuch nicht ausbleiben, daß alle jene damit sofort wieder beginnen und dieselben Übelstände herbeiführen wollen, welche zum diesmaligen Kriege gereizt haben. Wenn ihnen dies gelänge, so wären alle gebrachten Opfer an Gut und Blut umsonst gewesen; früher oder später müßte der innere Verfall und erneute Feindseligkeit überhand nehmen. Die lendenlahme Kleingläubigkeit, welche all dem bisher mutlos und vielfach gedankenlos gegenüber stand, muß jedoch überwunden werden; der bewiesene Heldenmut muß jenen Glauben erzeugt haben, von dem ein Senfkörnchen schon mächtig genug wäre, Berge selbst zu versetzen.

Aber es handelt sich gar nicht um so viel, es muß nur einfach dasjenige hergestellt werden, was sich eigentlich vernünftigerweise von selbst versteht, die Ordnung, die Gerechtigkeit. Darüber sind und waren ja alle Menschenfreunde sich seit jeher klar; die Frage ist nur, wie jetzt etwa, bei dieser Gelegenheit die Neuordnung so vieler Dinge sich vollziehen soll? Wie sind jetzt wenigstens, nach so unerhört vielen Leiden und Verlusten die Menschen, Freund und Feind, endlich zu jener Vernunft, Einsicht und Tatkraft zu bringen, welche dieses Selbstverständliche auch zur Geltung bringt?

Der nächste Weg wäre die Belehrung, die Anweisung, wie alle unter dem überwältigenden Eindruck so vielen



Schadens endlich klug gemacht, herausgebracht werden aus der Torheit und Bosheit; diejenigen aber, die dies nicht tun wollten, die müssen eben gezwungen werden durch die Macht, welche den Siegern in diesem weltgeschichtlichen Kampfe anvertraut sein wird. In der allgemeinen Erschöpfung liegt ein solcher Zwang. Die Besiegten nicht nur, sondern auch die Sieger sind in einer Zwangslage, sobald sie Frieden schließen müssen. Aber besonders für erstere ist sie so überwuchtig, daß sie wenigstens den unmittelbaren Widerspruch und Widerstand ausschließt. Und es käme also nur darauf an, nunmehr die Zwangslage der Besiegten so geschickt auszunützen, daß ihnen für absehbare Zeit die Möglichkeit abgeschnitten ist, jener vernunftgemäßen und menschenfreundlichen Belehrung Trotz zu bieten.

Diese Belehrung kann nur Sätze aufstellen, welche alle auf den Entschluß hinausgehen, dem andern nicht zuzufügen, was man selbst zu dulden nicht gesonnen wäre. Es will doch gewiß niemand getötet, verwundet, gekränkt, beraubt, betrogen und bedrückt werden. All dies wäre also verhütet, wenn sich einfach niemand dazu hergeben würde, um irgend eines ihm dabei etwa in Aussicht stehenden Vorteils willen Mitmenschen zu töten, zu verwunden, zu kränken, zu berauben und zu bedrücken oder auch nur zu betrügen. Hinsichtlich der Tätlichkeiten, der Gewaltanwendung ist wohl auch außer den eigentlichen Verbrecher- und Raubtiernaturen, also ganz rohen und entarteten Menschen, Unmenschen, niemand auf Erden aus eigenem Antrieb geneigt. Jeder halbwegs vernünftige, wenn auch sonst ganz lieblose Mensch wird sich zu Gewalttaten nur im Falle der Notwehr entschließen; und er wird dann vernünftigerweise diese Notwehr so wirksam ausüben, daß dem Angreifer die Lust zur Wiederholung seines Anschlages für lange Zeit vergeht.

Größer aber ist auch bei sonst vernünftigen und vorsichtigen Menschen die etwaige Neigung zur List und zur Schädigung, Beleidigung und Verspottung von Mitmenschen, welche an Geist und Tatkraft so schwach sind, daß sie sich

überlisten oder mit Übermut behandeln lassen. Denn hier ist das Recht und die Entschlossenheit zur unmittelbaren Notwehr nicht so nahe liegend. Und wo sie eine solche und und darüber gelegentlich hinausgehende Rache, Strafe nicht zu fürchten haben, da wagen es lieblose, unedle Menschen nur zu leicht, ihren bösen Gelüsten zu folgen. Und wiederholt sich ihr strafloser Erfolg solcher Bosheit, so werden sie immer frecher und betreiben nun gewohnheitsmäßig Betrug und Diebstahl, Kränkung, Verdächtigung und Verleumdung ihrer Mitmenschen in allen Formen zweckbewußter Lüge und Übervorteilung. Durch diese immer größer und unleidlicher wirkende Anhäufung der Untaten solcher Art werden nicht selten die Beleidigten und Geschädigten, Getäuschten und durch all diese Künste der List Unterdrückten so ungeduldig, daß auch sie endlich losschlagen. Und daraus entstehen dann auch Übergriffe einer sich überstürzenden, unregelmäßigen Notwehr, welche nun erst zu mehr oder minder gewalttätiger Ausschreitung der bisher nur durch List überlegen gewesenen Menschen führen.

Diesen Gang der Entwicklung menschenfeindlicher Handlungen überblickend wird also der Menschenfreund bemüht sein, die Einen abzuhalten von ihrem Übermut, die anderen zu ermutigen zu rechtzeitiger Abwehr nicht nur der offenbaren Gewalt, sondern auch schon der List, der Lüge. Auf die hier in Frage stehenden Maßnahmen zur dauernden Gewinnung des äußeren und inneren Friedens der Völker angewendet, geht daher die Belehrung dahin, daß gelegentlich der Friedensschlüsse und Neueinrichtungen nicht nur gegen die Gewalt, sondern schon gegen die List, gegen Lug und Trug und gegen jene Bedrückung Vorkehr getroffen wird, welche die menschliche Willensfreiheit bedroht.

Von hervorragendster Wichtigkeit für die Dauerhaftigkeit des Friedens ist es demnach unter all den verschiedenartigsten Verhältnissen immer und überall, daß die Mächtigen — also hier zunächst die Sieger, dann aber auch die im Innern künftig Regierenden bei diesen wie bei den Be-



siegten — von ihrem derzeitigen Übergewichte an Macht den richtigen Gebrauch machen. Es ist vor allem nötig, daß sie nicht durch die Gelegenheit zum nunmehrigen Mißbrauch in ihrem Machtbereiche sich verleiten lassen. Daß die Freiheitskriege vor hundert Jahren zwar das korsische Joch zerbrachen, aber dafür fast überall die einzelnen Staaten namentlich Mitteleuropas und auch in Rußland und dem näheren Orient die Gewalthaber ihren Untertanen die so blutig erkämpfte Freiheit vorenthielten, war offenbar verhängnisvoll für Fürsten und Völker. Die Umwälzungen von 1830 und 48 wären ausgeblieben bei richtiger, echter Freiheitsgewährung. Die Restauration (im weitesten Sinne dieses Wortes) hätte sich im Innern — nicht nur Frankreichs — ganz anders vollzogen und eingelebt. Alle Folgeübel wären erspart geblieben, die Revolutionen des 19. Jahrhundert wären verhütet, fruchtbare Reformen wären durchgeführt worden, wenn nach den damaligen Freiheitskriegen in hochherziger Weise wahre Völkerfreiheit überall gewährt worden wäre.

Würde jetzt nicht besser wie durch den damaligen Absolutismus und Scheinkonstitutionalismus der neue Völkerfriede eingeleitet werden, es wäre noch himmelschreienderes Unrecht. Und es würde sich noch fürchterlicher rächen. Denn mehr noch als damals sind die Lasten des Krieges verallgemeinert. Die allgemeine Wehrpflicht hat diesmal die Männer aller Stände und Berufe, die Bauern und Städter, den Adel und die Beamten, wie Arbeiter und Lehrer, Ärzte des Leibes und der Seele unterschiedslos vor die Bajonette und Kanonen gestellt. Die Blüte der jungen Generation, Studierende und Nichtstudierte und was an älteren Leuten noch irgend leistungsfähig war, mußte Leben und Gesundheit opfern. Auch die Frauenwelt war nicht nur bei der freiwilligen Verwundetenpflege überall herangezogen, sondern sie trug in den der Familienväter und Arbeiter beraubten Haushaltungen, Wirtschaften, auch Geschäften und Werkstätten des Mittelstandes, Last, Sorge und Schmerz im reichsten Maße. In Entbehrung und drohender Hungersnot, in

Furcht und Gefahr vor dem völligen Zusammenbruch ihrer Privatexistenz stand jeder einzelne Volksgenosse mit Weib und Kind im Dienste des Vaterlandes. Wenn man nach solchen in jeder einzelnen Familie, in jedem Palast und jeder Hütte geforderten und meist freudig gebrachten Blutopfern nun abermals die von den Schlachtfeldern Heimgekehrten der Willkür und Bevormundung der kleinen Machthaber und herrschsüchtiger Kliquen preisgeben, sie um ihr Selbstbestimmungsrecht betrügen wollte — es wäre schrecklich. Es wäre ein größeres Unrecht als der frevelhafte Kriegsangriff selbst, denn es wäre die Giftsaat neuer Kriege; man käme nie zum Frieden!

Es darf auch nicht vergessen werden, daß zwar unter glorreicher Führung einer gottbegnadeten Nation, aber unter gleich opferwilliger Beteiligung aller Nationen diese Kämpfe auf allen Kriegsschauplätzen geführt werden. Es ist dieser Titanenkampf nicht der Eroberungskrieg einer Nation gegen die andere, sowie er auch nicht ein Religionskrieg nach Art der Kreuzzüge, des Dreißigjährigen und der Türkenkriege war und ist. Sondern alle Nationen und Bekenntnisse haben ihre unvergleichlich tapferen Mannen willig, ja mit Begeisterung in den Kampf gestellt. Wenn dort und da Verrätereien vorkamen, so waren es in ihrer bodenlosen Unwissenheit von gewissenlosen Verführern mißleitete Angehörige dieser oder jener Volksgruppe. Aber weitaus die Mehrzahl auch aller dieser letzteren hat treu dem ihnen gemeinsamen Vaterlande gedient; sollten nun gerade diese ungeheueren Mehrheiten aller solcher Nationen für ihre Treue bedankt werden durch ihre Bedrückung? Die Verräter selbst haben größtenteils bereits am Galgen ihre Frevel standrechtlich gebüßt. Sollen nun die Überlebenden nachträglich auch noch als Mitschuldige bestraft werden für das, was sie selbst vielmehr durch ihre eigene Tapferkeit und Treue, in der Tat am entschiedensten verurteilt, ja mit ihrem eigenen Herzblut gesühnt haben? Schon der Gedanke daran wäre empörend.



Es muß also — bei gutem Willen ist dies gar nicht so schwer[1]) — durch zweckmäßige Nationalitätengesetze (gemäß Grundzügen in einem der allgemeinen Friedensartikel) die Staats- und Vermittlungssprache überall festgelegt, aber der national-kulturellen Entwicklung auch der kleinen Völkerstämme freie Bahn gewährt werden. Es muß mit dem Wahne gebrochen werden, daß überall die politischen Grenzen mit den nationalen übereinstimmen müßten. Wenn es dann unter der Geltung solcher Nationalitätengesetze, die nicht blos auf dem geduldigen Papier bleiben dürfen, „unbefreite Nationen" nicht mehr gibt, dann ist der heuchlerische Vorwand, sie befreien zu wollen, eben gegenstandslos. Und wenn dieser Vorwand auch dann noch von Außen her oder im Innern gemischtsprachiger Staaten zu Störungen benützt werden will, dann kann und soll dieser Nichtswürdigkeit mit unerbittlicher Strenge gegenüber getreten werden im eigenen — und im betreffenden Nachbarlande.

Auch all die fälschlich sogenannten Kulturkampfgesetze müßten überall ein überwundener Standpunkt werden. Die Zerstörung konfessioneller Kultusstätten ist im heutigen Kulturzustande ein Frevel; es gibt auch kein cujus regio, ejus et religio mehr. Zumal die Güterkonfiskation geht immer und überall Hand in Hand mit Gütervergeudung, ja oft mit kriminalistisch faßbarem Diebstahl; wo blieb z. B. in Frankreich die berüchtigte Milliarde? Gerade im modernen Rechtsstaate ist eine solche wie jede andere Eigentumsverletzung zugleich Eingriff in die Freiheit der Person, ebenso schnöde und gemeinschädlich wie jede andere. Das muß jeder vernünftig und gerecht, einfach folgerichtig denkende Mensch einsehen. Auch das Staatsprotektorat im Orient und in überseeischen Ländern ist für den geschichtlich gewordenen Neustaat eine veraltete Einrichtung. Die oberste Fürsorge über heilige Stätten und Missionsstationen ist Sache des von

[1]) Siehe des Verf. Aufsatz im 153. Bande der „Historisch-polit. Blätter" „Der Schlüssel zur Nationalitätenfrage".



allen Staaten unabhängigen Oberhauptes der betreffenden Kirche. Die weltlichen Mächte sind dabei immer in Versuchung, ihre Befugnisse für künftige Eroberungszwecke auszunützen und sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen, und von denen sie nichts verstehen. Missionsstationen und heilige Stätten dürfen nicht der Agitationsherd für profane Zwecke sein, sondern gehören, soweit sie katholisch sind, unter die Obhut des Papstes. Die Ausschließung dieser internationalen Instanz von dem Wienerkongreß 1815 brachte nur Schaden und Unsegen. Sie im Zeitalter der Kolonialpolitik und der Erschließung des Orientes bei Seite zu lassen, wäre ein noch viel verhängnisvollerer Fehler. Bei der Teilung der Arbeit sind geistliche und weltliche Genossenschaften unentbehrlicher als je. Für die nichtkatholischen Kultur- und Kultusstätten wird sich ein billiges Abkommen gleichfalls finden lassen. Auch sie dürfen nicht ausgeschlossen, nicht angetastet, nicht mißbraucht werden, sollen frei und offen teilnehmen an dem edlen Wettkampf für Menschenliebe und Gesittung; das ist auch für sie heute geschichtlich gewordenes Recht. Die Katholiken verlangen kein diesem widersprechendes Vorrecht; sie dürfen aber fernerhin auch keine Bedrückung, Einmischung und Bevormundung dulden. Wird dafür beim Friedensschluß grundsätzlich vorgesorgt, so ist damit wieder ein ganzer Schwarm von Keimen künftigen Unfriedens wie weggeblasen!

Die Kalenderreform, Maß-, Gewichts- und Währungseinheit im Interesse des Welthandels, vernünftige (soziale) Zoll- und Verkehrsgesetzgebung, Abschaffung des Kaperrechtes, d. h. eines aus barbarischen Zeiten stammenden Privilegiums für Seeräuberei, sind ebenso selbstverständliche Dinge. Auch sie müssen im Weltfriedensvertrag ihre grundsätzliche Regelung und in kommenden Jahrzehnten ihre großzügige Ausgestaltung finden. Es gibt ganze Scharen von praktischen Fachleuten, die hierin berufene Ratgeber sind. Es soll ihnen in dieser historisch-politischen, also theoretischen Erörterung nicht vorgegriffen werden. Hier aber ist umso mehr noch



ein ernstes, aufrichtig anerkennendes Wort zu sagen über die Weltfriedensbestrebungen.

Alle Ehre den Friedensfreunden beiderlei Geschlechtes, die es ehrlich meinten; diese Idealisten gehören zu den Menschenfreunden und verdienen auch nicht den billigen Spott der Realisten. Es ist nur schade, daß sie nicht immer entschieden sich wendeten gegen die Wurzel des Übels, gegen jenen Chauvinismus und Machiavelismus, welcher derzeit der eigentliche und unversöhnlichste Feind ist; fast überall haben sie nur die Symptome der Krankheit bekämpft und jenen ihre Beredsamkeit zugewendet, welche ohnehin immer den Frieden wollten. Diesen konnte doch nicht zugemutet werden, sich der Mittel der Notwehr gegen jene zu berauben! Und es kann auch jetzt beim Friedensschluß von eigentlicher Abrüstung nicht die Rede sein, so lange Rachedurst, Scheelsucht und wilde Herrschgier auf die nächste Gelegenheit zu neuen Kriegen lauern. Es kann auch von Schiedsgerichten und Verträgen erst wieder dann die Rede sein, wenn in den einzelnen Ländern wieder die ehrlichen Leute zu Macht gekommen sind. Man kann doch keinen ewigen Frieden mit Leuten schließen, die z. B. noch unterhandeln, wenn sie die Kriegserklärung schon in der Tasche haben und ihr Ehrenwort für ihre Harmlosigkeit verpfänden, während ihre Armeen tatsächlich, wenn auch nicht kriegsamtlich, schon mobilisiert sind. Erst nach Beseitigung solch unehrlicher Staatslenker kann — allenfalls zunächst mit Hilfe der daran am meisten interessierten Neutralen vom Eismeer bis zur Levante und in die Südsee, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Friedensstörer, eine lebendige Schutzmauer geschaffen werden gegen Ost und West.

Ebenso wichtig aber ist im Innern der alten und neueren Staatsgrenzen, daß die nationalen Minderheiten geschützt und die Volksvertretungen so eingerichtet werden, daß sie wirklich ein Bild im Kleinen darstellen von den Interessen- und Parteigruppen ihres Gebietes. Das Mundtodmachen derer, welche nicht die Macht, aber doch immer



das Recht der Selbstbestimmung haben, ist der Keim der Unwahrhaftigkeit, daher des Unfriedens im Innern. Jeder Scheinkonstitutionalismus, zu welchem auch die Klubtyrannei und parlamentarische Streichmacherei gehört, muß aufhören. Das ist eine Vorbedingung inneren Gedeihens und auch äußeren Friedens. Nur wo wirklich unverfälschter Volkswille zum Ausdruck kommt, ist der Streberei politischer Geschäftemacher vorgebaut.

Überall, bei Siegern und Besiegten gab und gibt es sehr zahlreiche und wohlwollende Menschen; ihnen muß der Einfluß anf das öffentliche Leben, der gemeinnützige Wirkungskreis gesichert werden. Damit sind dann schon an und für sich die Friedensfeinde in jedem Lande am besten ausgeschaltet. — Über diese Dinge mit deutscher Gründlichkeit nachzudenken, ist gewiß nicht müßig. Schon jetzt muß daher jeder zielbewußte Menschenfreund sich klar zu werden suchen über die Frage — und dann?

Rudolf Freih. von Manndorff.

XLIV.

Peter von Cornelius.[1])

Herr Max Fürst, welcher nicht allein als Fresko- und Ölmaler seines Amtes oblag, sondern auch gleichkundig das Wort und die Feder führt, hat mit gewandter Hand das Leben und Schaffen des grandiosen Meisters in den Rahmen dieser grünen Hefte gebracht, wobei ihm sein Künstlerauge förderlich assistierte.

Cornelius (geb. in Düsseldorf 24. September 1786, gest. zu Berlin 6. März 1867) als Sohn eines kinderreichen Akademie-Inspektors, war ein lautstimmiges Kind, welches nur

1) Von Max Fürst. München (1915) 22. Heft der „Kunst dem Volke" 20 Seiten. 4° mit 57 Abbildungen.



beschwichtigt werden konnte, wenn man ihm ein angefangenes Bildnis seiner Mutter gab, welches er mit den Händchen hochhielt und schweigend betrachtete; in hellen Mondnächten wurde der Schreihals in den der Wohnung naheliegenden Antikensaal getragen, wo die Gypsabgüsse der alten Götter ihre beruhigende Kraft erwiesen. Vierjährig leistete er allerhand Dienste an der Staffelei; bald darauf ließ ihn der Vater Umrisse nach Marc Anton auf eine Schiefertafel zeichnen, dazu fügte der Junge Jagden und Schlachten aus eigener Erfindung. Mißmutig über das stete Verwischen von Griffel und Kreide, schnitt der Knabe aus weißem Papier seine aufdämmernden Gedanken in Silhouetten-Form, die einem alten Freunde des Hauses das Wort entlockten: „Nehmt mir das Kind in Acht! der überfliegt uns noch Alle!“ Welch' tiefer Ernst liegt doch im kindischen Spiel! in diesem zeitlebends zuwachsenden Schauen, im Erfahren aller Eindrücke und der neidenswerten Kraft selbe festzuhalten und wiederzugeben. Cornelius ergötzte sich auch später noch, als Akademie-Direktor, sein Eigenbild und die Bildnisse seiner gegenübersitzenden oder auch abwesenden Freunde, ohne hinzusehen, seine Hände unter dem Tisch — welche Feinheit belebte diese Fingerspitzen! — mit haarscharfen Konturen, in etwa zweizölliger Höhe zu schneiden, ein den Zuschauer verblüffender Witz, welchen gleichfalls Moriz von Schwind bisweilen verübte, der z. B. das ganze Orchester eines bäuerlichen Hochzeitsfestes in gleicher Art und putziger Form zur Darstellung brachte.[1])

---

1) Gleichfalls ohne alle Anleitung schnitt der kleine Schneiderssohn Johann Rehle (geb. 1814 zu Neuburg a. Donau) mit der ungefügen väterlichen Scheere dreizollhohe Portraitfiguren mit überraschender Ähnlichkeit; verständige Gönner schickten ihn auf die Münchener Akademie, wo er sich zum Zeichner und Genremaler bildete, dann zu der noch ganz in der Wiege liegenden Holzschneidekunst überging und nachmals als Mitbegründer der alsbald weltbekannten xylographischen Firma „Braun & Schneider“ am 20. Dezember 1846 starb. (Vgl. „Allgem. deutsche Biographie“ Lpz. 1888, XXI, 597.) Ebenso der Autodidakt Karl Fröhlich (geb. 8. April 1821 zu Stralsund), welcher sich aus tiefster Armut

Kaum zwölfjährig kam Cornelius an die Akademie; er sah Alles noch so ziemlich durch die Brille des aus Frankreich importierten, verwässerten Klassizism Joh. Peter Langer's; doch war schon Vieles in den Produkten des blutjungen Scholaren, was dem omnipotenten Direktor nicht gefiel. So lange der Vater lebte, ging es noch leidlich. Dann aber brach das Wetter los. „Sie wollen am Ende noch gar ein Rafael werden!" herrschte ihn der hochnäsige Lehrmeister an, worauf der Jüngling mit einem ‚Aut Caesar, aut nihil' prompt parierte. Da nun auch die Sorge um die zahlreiche Familie auf ihn und einen älteren Bruder fiel und von akademischer Seite der Rat erging, sich eher zum ‚Métier' eines Goldschmiedes oder eines handsamen Gewerkes zu wenden, so setzte Cornelius alle Zeit und Kraft daran, durchzudringen. Andersens Dichterwort „Es ist kein Unglück in einem Entenhofe zur Welt zu kommen, wenn man nur in einem Schwanen-Ei gelegen", bewährte sich reichlich. Ein harter Kampf begann. Cornelius übernahm alle, auch die geringfügigsten Aufträge, getreu der väterlichen Lehre, die er ebenso seinen späteren Schülern zu wiederholen nicht ermüdete, daß bei dem ehrlichen Bemühen Alles bestmöglichst zu tun, immer etwas zu lernen sei! Eine goldene Regel und ächter Hecketaler für jede Lebenswanderung.

Cornelius durchkostete viele Phasen. Auch er hatte seine

zum Typographen durchrang und als Verleger seiner eigenen illustrierten Dichtungen am 18. Dezember 1898 in Berlin starb (vgl. Brümmer's „Lexikon" 1913, II, 294); Fröhlich wurde wichtig als Vorbild für den durch anmutende Schönheit und Grazie alle seine Vorgänger übertreffenden Paul Konewka (geb. 5. April 1841 zu Greifswald, gest. 10. Mai 1871 in Berlin), welcher in entzückenden Schattenrissen Göthe's „Faust", Shakespeare's „Sommernachtstraum" und andere Schöpfungen in ganzen Cyklen illustrierte. Als der Künstler auf einem Ball in Berlin dem Grafen von Moltke vorgestellt wurde, schnitt Konewka, in Ermangelung anderen Materials, aus dem seidenen Sackfutter seiner Fracktasche — freilich in auffällig momentan unziemlicher Haltung, während des natürlich en Face geführten Gesprächs — die Profil-Silhouette des großen Schlachtenlenkers zu dessen Überraschung.



Sturm- und Drangzeit, wie selbe kurz vorher den deutschen Dichterwald durchwetterte. Als Gegengewicht zu der blechernen Kraftgenialität erfolgte Wackenrodes süße Klosterbrüderschaft, in welcher anfangs Overbeck sich ansiedelte, auf diesem Gelände erblühte Novalis „Blaue Blume" der Romantik und Ludwig Tieck's minnesingerlicher Osterfrühling, das nach Heideloffs Gothik neukonstruierte „Frauentaschenbuch" de la Motte-Fouqué's und die entsprechend kostümierte nordische Ritterschaft mit wallenden Helmfedern, pauschig geschlitzten Ärmeln und ditto Pumphosen. Nachdem „Goethes" Iphigenie noch im Park von Ettersberg mit Reifrock, Orest und Pylades in seidenen Kniehosen und ditto Strümpfen nebst Schnallenschuhen dilettierte, zeichnete Bildhauer Friedrich Tieck eine Thusnelda vor ihrer Pedalharfe und die drei Schweizer am Rütli (welche Schiller kaum anders dachte) im echten Biedermaier-Kostüm. Cornelius erwählte, nachdem er sich mit den möglichst unmalerische Stoffe bietenden Preisbewerbungen der Weimaraner Kunstschule vergeblich abgequält hatte, Goethes „Faust" und die neuentdeckten „Nibelungen". Goethe nahm die Huldigung seiner Muse herablassend auf (weniger behagten ihm die Nibelungen), empfahl aber dem Maler seltsamerweise das fleißige Studium Dürers, welchem Cornelius längst schon aus ganzem Herzen oblag, dessen Wahrheit und Größe aus jeder seiner Schöpfungen leuchtete. Doch trieb ihn ahnungsvoll die Sehnsucht nach der Schönheit und Größe der Antike über die Alpen. Endlich ermöglichte sich die Wanderung nach dem gelobten Lande Italien, wo ihn der fließende Wohlklang des Urbinaten, die riesige Wucht der Divina comedia und des Michelangelesken Feuergeistes mit congenialer Glut fesselten, während Overbecks Freundschaft wie mildes Öl manch' vulkanischen Sturm glättete. Dieses titanische Ringen und auffsteigende Einlenken in neue Bahnen spiegelte sich in den zu Rom erstandenen neuen Szenen zum „Faust", in dem „Abschied Paulus' von Ephesus" und aufsteigend in den folgenden Fresken der Casa Bartholdy und „Villa Massimi", wobei der mitwirkende Einfluß Overbecks und anderer Freunde ergänzend und förderlich zur Seite ging.



Der Tag, an welchem der treue Ringseis dem „Kronenwürdigen" bayerischen Prinzen Ludwig den Schöpfer des fast gleichzeitig mit Görres „Rheinischer Merkur"[1]) entstandenen Titelblattes zu den „Nibelungen" zuführte, brachte nach Bunsen's wichtiger Aussage „die europäische Blüte Münchens"! Besiegelt wurde das außerordentliche Bündnis durch das am 29. April 1818 in der Villa Schultheis abgespielte „Deutsche Künstlerfest", wobei Friedrich Rückert seine zündende Dichtung sprach.

Doch — überlassen wir die weitere Darlegung unserem Biographen, welcher die grandiosen Freskenzyklen, die Cornelius im Laufe von zwei Dezennien in der Münchener Glyptothek und Ludwigskirche zum Abschluß brachte, in Bild und Wort sattsam dem weiteren Verständnis vermittelt, wobei Herr M. Fürst, in möglichster Kürze, als vermittelnder Interpret sein schweres Amt leistet. Er gibt auch Andeutungen über die Irrungen, Machinationen und Wirren,[2]) die

1) Die früheren Beziehungen dieser beiden Dioskuren, deren jeder „auf seine Sprache und Kunst den Stempel drückte" (und ihrem späteren persönlichen Verkehr in München) sind seither immer noch recht spärlich bekannt. Tatsache ist, daß Cornelius schon 1814, durch Görres' Befürwortung nach Berlin, einen Ehrensold vom preußischen Ministerium erhielt. Vgl. den darauf bezüglichen Brief des Malers an den gewaltigen Wortführer in Coblenz (Riegels „Cornelius" und Sepp's „Görres" 1877 S. 241 ff.), worin Cornelius sein ganzes Programm über die höchste Aufgaben der Kunst aufrollt.

2) In wahnsinniger Weise höhnte Gutzkow in seinen „Rittern vom Geist" (!): „Cornelius mit seinem ganzen jüngsten Gericht eine alte Reliquie von anno Schwartenleder"!! — Unter den zahlreichen Kommentaren, welche diese Leistung des Großmeisters hervorriefen, exegesierte wohl Johannes Schrott dasselbe am zutreffendsten mit seinem Artikel in Nr. 87 der Beilage 57 der „Allgemeinen Zeitung" vom 26. Februar 1887, welcher auch dem Prachtkupferstich von H. Merz im Abdruck beigegeben wurde. — Da bei mehrjähriger Verwahrlosung der Kirchenbedachung die Gewölbefresken arg beschädigt wurden, so restaurierte Herr August Spieß mit rühmenswerter pietätvollster Hand dieselben in erfreulicher Weise (1903), wobei er auch die bisher kahlen Seitenwände des Kreuzschiffes mit congenialen Engelsfiguren und entsprechender Ornamentik schmückte.



geschäftig das tiefe Einvernehmen des königlichen Mäzen und seines Malers unterminierten, welche nach der Trennung in alter unverbrüchlicher Treue und Verehrung verharrten. Die Hauptanklage lautete auf den Maler und Techniker. Daß dieser vollständig derselben mächtig war, beweist die Glyptothek. Daß er in der Ludwigskirche selbe mehr als rezitativartigen Akkord der Zeichnung unterordnete, ist selbstverständlich; sie durfte die scharfe Contur und Idee nur unterstützen, nicht gleichberechtigt zum Ausdruck bringen. Tassos Stanzen wurden gesungen, Dante hat nie einen Tonsetzer gefunden. Dürers „Melancholie" und „Ritter mit Tod und Teufel" nebst seiner „Apokalypsis" können der koloristischen Unterlage gänzlich entbehren, ebenso wie die für den Campo-Santo dahinstürmenden Reiter oder Kaulbachs „Hunnenschlacht". Die überkleide einer mit dem Scheine des realistischen alltäglichen Lebens! Man kann Beethoven (trotz Duncan und anderen) doch nicht tanzen! Sein „Weltgericht" (in München) und die „Erwartung" desselben (als Projekt für den Berliner Campo-Santo) verhalten sich zu ähnlichen früheren und nachmaligen Schöpfungen wie Kaspar Etts „Dies irae" zu Rossinis melodischem Geklingel. Als Cornelius vor August Riedels Genrebildern stand, sprach er das Wort: „Der exzelliert gerade in jener Weise, die ich immer sorgfältigst vermied!"

Cornelius wurde von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der sich längst schon nach dem Maler sehnte, freudigst empfangen und mit ebenbürtigen Projekten betraut, die leider nur ein riesiger Torso blieben, da der Dom und der anstoßende Campo-Santo, deren Wände in sinnreichster Weise die neuen Schöpfungen schmücken sollten, nie gebaut wurden. Nur die gewaltigen Compositionen zeigen in ausgeführten und wohlerhaltenen und behüteten Karton-Formen dieses Opus aere perennius! Wie das kam und sich gestaltete, werden die Leser in diesen „grünen Heften" finden, welche trotz den Kriegszeiten mit jeder neuen Nummer frischen Zuwachs finden. Jam satis irae grandinisque. Immerdar auch auf diesem Gebiete ein herzhaft friedliches Glückauf!

XLV.

Die beiden italienischen Typen katholischer Heiligkeit.

Im Verhältnis von Natur und Gnade ist es begründet, daß man von volkstümlichen Heiligen reden darf, ja muß. Wenn nämlich die katholische Kirche dem Auftrage ihres Stifters gemäß die Heiligung aller Völker der Erde anstrebt, so denkt sie nicht daran, den individuellen Volkscharakter aufzuheben. Ihr einziges Streben ist vielmehr, die natürlichen Anlagen zu reinigen und zur christlichen Vollkommenheit so zu entwickeln, daß die Natur durch die Gnade erklärt erscheint. In den einzelnen Heiligen wird aber der angeborene und anerzogene Volkstypus um so schärfer und freier hervortreten, je mehr sie mit ihrem Lande verwachsen sind und je weniger ihre natürlichen Anlagen durch allgemein menschliche Bildungselemente vermischt werden. Es entsteht dann die wunderbare Erscheinung, daß derart christlich vollendete Individuen als Heilige, über Zeit und Raum erhaben, der ganzen Menschheit verwandt vorkommen und dabei doch in hervorragender Weise Typen ihres Landes und Volkes inmitten ihrer Zeitgenossen werden.

Das Gesagte findet in Bezug auf Italien seine unbestrittene, außergewöhnlich klare Bestätigung in den beiden Heiligen Franziskus von Assisi und Katharina von Siena. Wer ist mehr Italiener als der immerfrohe Sohn Umbriens im selbstgewählten Bettlerkleide? Der „angesehene polnische Katholik“ hatte Recht, der aus Anlaß des empö-

renden Treubruchs der italienischen Regierung in der Wiener „Reichspost“ (27. Mai d. Js. Nr. 245) den Niedergang Italiens in einem Artikel mit der Aufschrift beleuchtete: „Von Franz d'Assisi bis herab zu d'Annunzio“. „Das Volk“ heißt es dort, „dem Franz von Assisi jene Demut predigte, die den Menschen zu den Sternen erhebt, jenen Altruismus, der die Geistesherrschaft bedeutet, fällt lügnerischem Egoismus zum Opfer.“

Und doch ist dieser echte italienische Franziskus nicht blos der Vater eines Weltordens sondergleichen, sondern auch in der jüngsten Gegenwart der Gegenstand modernster internationaler und interkonfessioneller Forschung geworden.[1]) Er gilt als „Der moderne Heilige“, den eine kaum übersehbare Literatur wissenschaftlicher wie populärer Art dem Verständnis der Gegenwart nahe zu bringen sucht. Freilich hat der Heilige dabei die verschiedensten Gestalten annehmen müssen, von denen nicht wenige Zerrbilder sind. Ähnlich wie seinen Herrn und Meister, den Gekreuzigten, haben auch ihn die entgegengesetztesten religiösen und sozialen Parteien zu dem Ihrigen machen wollen. Für jeden ernsten Gebildeten von heute ist es aber eine Art Pflicht, mit dem Franziskusproblem bekannt zu sein.

Fast ebenso steht es mit der wunderbaren Jungfrau von Siena. Sienesin und Kind Toskanas im Trecento durch und durch, hat sie nicht nur auf die ganze Welt ihrer Zeit einen einzigartigen Einfluß ausgeübt; vielmehr suchen heute immer neue Biographien diesen Einfluß zu erklären und sie samt ihren Schriften zur Prophetin der Gegenwart zu stempeln. In England ließ 1878 Mrs. Josephine Butler im Interesse ihres Kreuzzugs gegen die Unsittlichkeit: „Catherine of Siena“ voll aufrichtiger Bewunderung trotz anglikanischer Sondermeinungen erscheinen. Von ihrem nationalen Standpunkt aus bemühten sich heutige Italiener, sie für

1) Vgl. u. a. F. X. Seppelt, Moderne Franziskusverehrung und Franziskusforschung. Hochland. IX. Jahrg., 2. Bd., 346. 1912.

eine moderne Italianissima auszugeben, während neuestens die geschickte deutsche Übersetzerin Annette Kolb [1]) einer ausgewählten Reihe ihrer Briefe sie „modern bis in die Fingerspitzen" nennt. Das Problem, das Katharina, wie Franziskus dem Forscher aufgibt, meint diese begeisterte Verehrerin der großen Friedensstifterin mit dem Satze zu lösen: „Das Überbietende an ihr war die Natur, und man möchte die italienische Volksseele darum beneiden, eine Blüte wie Katharina gezeitigt zu haben".

Die angedeutete Ähnlichkeit und Zusammengehörigkeit beider Heiligen hat ihren bezeichnenden Ausdruck darin gefunden, daß hervorragende Kenner Italiens und Schriftsteller gerade diese beiden zusammenstellen oder gar zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht haben. „Wie Franziskus von Assisi", sagt A. v. Reumont, [2]) „ist Caterina von Siena alsbald eine Volksheilige Italiens geworden, sie gleich ihm die Verklärung des Volkscharakters, mit einem Verein von Eigenschaften, wie es kaum je vorgekommen ist. Demütig und hochherzig, besonnen und kühn, schwärmerisch und in der Wirklichkeit fußend, beschaulich und schaffenstätig, innerlich und keinen Kampf scheuend, standhaft in der Fürsprache und von unerschrockenem Freimut in der Anklage, mit dem klaren Bewußtsein der Notwendigkeit der Reform der Kirche gegenüber der in Avignon mehr noch als in Rom ihr vor die Augen getretenen Verweltlichung der höchsten Stände des Klerus, aber mit dem unverrückten Festhalten an der kirchlichen Einheit, vor Päpsten und Königen, wie vor dem Volke die unermüdete Verkünderin des Evangeliums der Liebe und Gnade Christi — so war die Färberstochter von Siena, welcher Rom und Italien, das Papsttum und die Christenheit so viel verdanken". — Können wir nicht mutatis mutandis hinzusetzen: So war der Kaufmannssohn von Assisi? Von dem Franzosen Chavin de Malan besitzen wir Biographien

1) Die Briefe der hl. Katharina von Siena. Leipzig 1906.
2) Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1877 S. 21.

von Franziskus und von Katharina; ebenso hat der durch seine Katholikenfeindlichkeit bekannte Karl Hase im rationalistischen Geiste beiden seine gewandte Feder gewidmet. Gleichzeitig wenigstens sind auch die beiden jüngsten Arbeiten katholischerseits erschienen, die den Anlaß zu diesen Zeilen geboten haben. Verwandt sind die beiden Arbeiten noch dadurch, daß sie aus der Feder von Frauen kommen. „Ein heiliger Lebenskünstler" von Dr. F. Imle (Paderborn 1914) ist der Titel der sehr beachtenswerten Studie, die „den Gegenwartsmenschen zum Verständnis des mittelalterlichen Lieblingsheiligen durch moderne Ausstattung ‚mitten in unserer heutigen Kultur' verhelfen will." Bertha Pelican, a. o. Mitglied des österreichischen historischen Institutes in Rom, veröffentlichte das „Leben der heiligen Katharina von Siena" (Innsbruck 1914) um „einfachen, edlen Seelen" von heute zu zeigen, wie sie ihre Mutter, „die katholische Kirche, lieben müssen, deren Gewand ihre Feinde, ja selbst ihre Kinder zerreißen können und die doch immer bleibt in unzerstörbarer Schönheit die makellose Braut Christi". — Die Einleitung zu dieser Katharina-Biographie rechtfertigt wiederum die Zusammenstellung dieser beiden Zierden Italiens.

Die Verfasserin beginnt nämlich mit einem auch von Imle zitierten Worte H. Hesses über „Franz von Assisi", um zunächst die Bedeutung des „Poverello" für seine Zeit, wie für die Gegenwart hervorzuheben. Dann leitet sie zu ihrer Heldin über mit den Worten: „Als das Feuer, das Franz entzündet hatte, zu erlöschen drohte, da trat nicht ein Mann, sondern eine Frau auf den Plan. Die Bedürfnisse waren unterdessen unter den Völkern andere geworden. Die Liebe begann zu schwinden, jene Liebe, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht besteht und nicht bestehen kann." Somit ist eine gemeinschaftliche Besprechung von Arbeiten über diese beiden Sterne erster Größe am Heiligenhimmel der Kirche nicht bloß durch zufällige Veranlassung, sondern auch durch innere Geistesverwandtschaft gerechtfertigt.

Indem beide Erscheinungen hier mit kritischem Blicke



vorgeführt werden, dürfte der Stand der Forschung über beide hagiologische Größen zu Tage treten und sich zeigen, wie weit beide Autorinnen das Verständnis ihrer Helden gefördert bezw. ihr Ziel erreicht haben.

1. Die kritisch apologetische Seelengeschichte des hl. Franziskus, wie die Imle'sche Studie genannt werden kann, heimelt schon durch ihren Titel an. Indem nämlich der seraphische Heilige ein „Lebenskünstler" genannt wird, kommt der wahre Charakter des Christentums zum Ausdruck, den J. v. Görres in die Worte gekleidet hat:

„Das Christentum hat wohl eine Wissenschaft, es ist aber nicht die Wissenschaft; es ist vielmehr eine Kunst und zwar die höchste, würdigste und edelste aller Künste, ohne Genie nicht auszuüben. Dies Genie ist aber nicht bloß den Geistreichen zugeteilt; es ist allen gegönnt und versagt sich darum keineswegs dem Klugen; kehrt aber doch lieber noch bei den Einfältigen ein und gibt ihnen die Kraft, mit ihrer einfältigen Weisheit Tausende, die ungesäuert sind, zu säuern." (Athanasius 123.)

Vielleicht hat Görres bei diesen Worten, die sich vorzüglich zum Motto für das Imle'sche Buch eignen würden, an St. Franziskus gedacht, dem er 1826 seine „poesieduftende" von der Verfasserin nicht berücksichtigte Studie: „Der hl. Franziskus ein Troubadour" gewidmet hat.

Ausgezeichnet hat die Verfasserin sodann in der „Vorbemerkung" die Faktoren des Kunstwerkes, dessen Werden sie schildern will, namhaft gemacht. „Der Heilige ist ein Erzeugnis der göttlichen Gnade, aber daneben auch ein mühselig gewonnenes Produkt jenes langen geistig-sittlichen Arbeitsprozesses, den wir Selbstvervollkommnung nennen. Und gerade als Mitarbeiter am übernatürlichen Gnadenwerk, als sittlich Werdender und Ringer ist er uns nah und lieb." Natur und Übernatur, das Erdenleben mit dem Wandel im Himmel nach dem gottmenschlichen Vorbild mit einander in vollen Einklang zu bringen: das ist die ideale Aufgabe jedes Christen zu jeder Zeit und in jedem Lande. Franziskus

steht nun in ganz hervorragender Weise gerade diesbezüglich jedem „ernsthaften Nachfolger Christi“ nahe, denn wie die Verfasserin ihr Thema unterstreichend richtig sagt: „Unser Heiliger hat in seiner naiven Art den Dualismus auf den meisten Gebieten geradezu klassisch überwunden, und er tat es als Kind der katholischen Kirche.“ Folgerichtig und originell zugleich ist nun das Problem der Überwindung dieses Dualismus in fünf Fragen vorgelegt, deren Beantwortung in ebenso vielen Abschnitten den Hauptinhalt des Buches bildet. „Weltflucht oder Weltapostolat? — Lebensverneinung oder Lebensbejahung? — Geisteskultur oder Liebestat? — Idealismus oder Realismus? — Selbstpreisgabe oder Persönlichkeitsentfaltung?“ — Eine kurze präzise Antwort auf jede dieser Fragen hat die Autorin selbst nicht gegeben. Auf Grund ihrer Ausführungen aber kann der Leser nicht zweifeln, wie sie zu lauten hat. Jedesmal besteht sie unter Streichung des Fragezeichens in der Verwandlung des „oder“ in „und“, wobei aber der Nachdruck auf dem jedesmaligen zweiten Teile der fragenden Alternative liegt. Vielleicht noch richtiger würde die entscheidende Antwort auf diese vorgelegten Probleme lauten: Weltapostolat durch Weltflucht usw. Es gehört mit zu dem eigenen Reize des Buches, daß der Leser von der Autorin genötigt wird, selbstdenkend sich die gestellten Probleme zu lösen.

In dem Gesagten ist aber auch für jeden Kenner der Sache die große Schwierigkeit angedeutet, deren Überwindung sich die Verfasserin als Aufgabe gestellt hat. Die restlose Darlegung der Harmonie zwischen Natur und Gnade ist bis heute der theologischen Wissenschaft nicht gelungen. Kaum minder schwierig ist es, das konkrete Zusammenwirken des Heiligen Geistes bezw. der Gnade und des Menschen zur Herstellung eines solchen „Gotteskunstwerkes“, wie es ein wahrer Heiliger ist, anschaulich klar nachzuweisen. Eine solche Vivisektion übersteigt fast immer die menschliche Kraft und Einsicht. Die auf der gnadenvollen Gotteskindschaft

beruhende „Teilnahme an der göttlichen Natur“ [1]) wird nämlich dem vollkommenen oder heiligen Christen zur zweiten Natur. Sein Tun nnd Lassen erscheint trotz seiner übernatürlichen Erhöhung so rein menschlich, natürlich und über äußere Satzung erhaben, daß der Beobachter in Gefahr kommt, die wahre Quelle seines Tugendlebens zu verkennen. Die Schwierigkeit wächst, wenn es sich um ein solches Naturkind und ein solches Gnadenwunder handelt, wie St. Franziskus war. Die Verfasserin hat fortschreitend sich redlich bemüht, ihrer erwähnten durchaus richtigen Vorbemerkung entsprechend, dieses Meisterstück zu leisten; daß das Meisterstück auch durchweg geleistet vorliegt, glaube ich in Abrede stellen zu sollen, obgleich, um dies schon hier zu sagen, aus dem Buche ein solches Meisterwerk nach Menschenmöglichkeit noch werden kann.

Mit großem Nachdruck gibt die Verfasserin wiederholt als Zweck ihrer Schrift an: „Franziskusversteher“ gegenüber „kritiklosen Bewunderern“ zu bilden. Die Menschennatur in ihrem edlen Ringen nach dem höchsten Ziele samt dem „Homo sum, nil humani a me alienum“ soll vor allem zu Tage treten. Unter Anlehnung an eine anerkannte Autorität in der Franziskusforschung bezeichnet sie dies sogar als national deutsche Eigentümlichkeit in der Auffassung der Heiligen. „Für die Masse der Italiener ist ein Heiliger etwas anderes als für die Masse der Deutschen. Ihnen ist er in erster Linie ein wunderbares Wesen . . . . Für uns aber ist der Heilige in erster Linie ein Mensch, der sich durch sieghaftes Ringen zu einer hohen sittlichen Vollkommenheit emporgeschwungen und nun als nachahmungswertes Beispiel vor uns steht.“ In dieser Gegenüberstellung, die sich in so schroffer Verallgemeinerung trotz des darin enthaltenen Wahrheitskörnchens nicht halten läßt, liegt die Gefahr, statt objektiv das harmonische Zusammenwirken von Natur und Gnade im Heiligen zu schildern, einseitig dem angenommenen

1) II. Petr. 1, 4. Vgl. I. Joh. 3, 9.

italienischen Extrem gegenüber das deutsche zum Ausdruck zu bringen.

Dieser Gefahr ist die Verfasserin nicht durchweg entgangen. Zumal in den ersten vier Abschnitten des Hauptteiles tritt der Hinweis auf den übernatürlichen Faktor oft ungebührlich zurück. Der Leser erwartet vergeblich, daß die Verfasserin wiederholt zum vollen Verständnis des „Paulusschülers“ Franziskus auf das Wort des Meisters hinweisen werde: „Gratia dei sum id, quod sum“. Geradezu unangenehm macht sich diese Zurückstellung des Gnadenfaktors in dem einleitenden „Charakterbild“ des Heiligen bemerkbar, das wohl deshalb von allen Abschnitten am wenigsten entspricht. Man erwartet doch unter der Aufschrift „Charakterbild“ eine mehr weniger ausgeführte positive Skizze der von der Gnade verklärten, wesentlich vollendeten Persönlichkeit des Heiligen. Statt dessen begegnet uns eine Polemik gegen die kritiklose Darstellung der Normalheiligen, ein Überblick über die Umwelt des Helden und seine Naturanlagen, während das Wunderbare möglichst ausgeschaltet wird und von der Gnade kaum die Rede ist. Mit Recht mag man dem legendenhaften Wundernimbus sehr skeptisch gegenüberstehen; Görres hat auch diesbezüglich lange vor der modernen Kritik des Mittelalters beachtenswerte Worte geschrieben. (Vgl. die Wallfahrt nach Trier. 1845. S. 103). Jeder unterrichtete Katholik weiß, daß die charismatische Wundergabe (gratia gratis data) den Heiligen nicht macht, obgleich er sich hüten wird, sie grundsätzlich wie Sabatier in Abrede zu stellen. Dagegen ist er auch überzeugt, daß die gleichfalls der übernatürlichen Ordnung angehörige Gnadenkraft zur Bildung des Heiligen unerläßliche Vorbedingung ist. Franziskus nun ist und bleibt, mag man von seiner Wundertätigkeit ganz absehen, doch ein wunderbarer Gnadenmensch erster Klasse, dessen Entwicklung nicht einseitig auf die Naturanlange und die Zeitumstände zurückgeführt werden kann. In dem „Charakterbilde“ der Verfasserin findet dieser übernatürliche Charakter aber kaum den richtigen Ausdruck in den Worten: „Rasch fiel er aus einem Extrem

ins andere, und diese dauernden Seelenkämpfe hätten seine Persönlichkeit wohl schlaff und zersetzt gemacht, wenn nicht ein heiliges Wollen die Antithesen zur Synthese geeinigt und immer wieder über das Chaos sein erlösendes ‚Fiat' gesprochen hätte". In dem „heiligen Wollen" soll wohl die Gnade mit gemeint sein. Im Interesse der Klarheit wäre aber doch eine einfachere Fassung am Platz gewesen. Görres hat hier sicher das Richtigere getroffen, wenn er den Heiligen charakterisiert, als „den Meister, der mit jener Einfalt, die ihm nicht angeboren, sondern die ihm von oben gekommen, seiner Genossen Blicke immer wieder nach oben richtet und mit den Gluten, die ihn verzehren, immer von neuem die Erkaltenden erwärmt". Diese Grundtendenz des Buches, das Natürliche im Heiligen einseitig zu betonen, tritt in den genannten vier ersten Hauptabschnitten immer wieder in einzelnen Äußerungen gewöhnlich mit polemischer Schärfe hervor. Es soll nicht im mindesten geleugnet werden, daß eine gewisse Richtung in der Hagiologie durch das von der Verfasserin bekämpfte Extrem gefehlt hat und fehlt, noch auch verkenne ich, daß das übernatürliche Gnadenelement immer wieder seitens der Verfasserin Erwähnung findet. Was ich beanstande, ist der Mangel an möglichster objektiver Ausgleichung zwischen Natur und Gnade. Angenommen, daß die italienische und die deutsche populäre Auffassung der Heiligen einseitige Antithesen darstellen, so ist es eben Aufgabe des kunstverständigen gebildeten Deutschen und Italieners, die richtige Synthese herzustellen. Vielleicht entschließt sich die Verfasserin, einen neuen Abschnitt an die erste oder letzte Stelle der Fragenreihe mit der Aufschrift zu stellen: „Natur oder Gnade?", worin neben dem „Selfmade man" auch dem: „Non ego autem, sed gratia dei mecum" genügend Rechnung getragen wird.

Liegt dem angeführten Umstande ein gewisser Mangel an theologischer Bildung zu Grunde, so glaube ich hieran überhaupt den Wunsch anschließen zu sollen, daß in einzelnen Ausdrücken mehr Rücksicht auf die theologisch bestimmte Aus-



drucksweise genommen werde. Subjektive Neubildungen sind hier zumal in einem kritisch gehaltenen Werke kaum am Platze. So redet der katholische Katechismus wohl von „Anbetern des Herrn unter Brotsgestalt“, will aber nichts wissen von einem „Herrn im Brote“. Schwerlich wird auch die Dogmatik gestatten, von „einem überkommenen und intuitiv vermehrten Glaubensschatz“ zu reden; mindestens leidet dieser Ausdruck an unklarer Mißverständlichkeit.

Mit der selbstbewußten Sprache, die das Buch charakterisiert, heißt es auf die Frage, wann Franz sich bekehrt habe: „Ich halte sie für unberechtigt, weil ihre Beantwortung ein Attentat auf diesen impulsiven Charakter bedeutet, der keine planmäßig vorbereitete Bekehrung kennt. Ferner möchte ich sie ablehnen, weil es hieße, einen überflüssigen Zwiespalt in Franzens Leben zu schleppen, das weder jemals gottverlassen sündhaft noch später kampflos heilig war“. Hier wird unlogisch und gegen die Erfahrung der Begriff von „Bekehrung“ subjektiv eingeschränkt. Als ob die Bekehrung des Weltapostels „planmäßig vorbereitet“ und alsdann sein Christenleben „kampflos heilig“ gewesen wäre; als ob es nur eine Bekehrung vom Schlechten zum Guten und nicht auch eine vom Guten zum Besseren gäbe. — Die gesunde Theologie kennt ferner wohl eine gewisse Ähnlichkeit des göttlichen dreieinigen Urbildes mit der abbildlichen Menschenseele und ihren Grundkräften, aber nicht mit der Kantischen Dreiheit der Seelenvermögen: „Verstand, Wille, Gemüt“. Dergleichen Ungenauigkeiten, die durch die nichts weniger als einfache Sprache gefördert werden, gibt es ziemlich viele abzustellen.

Im Vorausgehenden sind die gemachten Ausstellungen hauptsächlich auf die vier ersten Frageabschnitte beschränkt worden. Demnach erübrigt für die Behandlung der fünften Frage: „Selbstpreisgabe oder Persönlichkeitsentfaltung?“ eine eigene Besprechung. So viel ich verstehe, hat hier die Verfasserin alle billigen Wünsche erfüllt und ist dem hohen Ideale des Franziskusverständnisses am nächsten gekommen.



Schon am Schluß des 4. Abschnittes hat sie gegen den Unverstand eines protestantischen Kritikers gesagt:

„Das echt katholische Kreuzesopfer des Eigenwillens und der Selbstüberschätzung zu würdigen wird dem Protestantismus überhaupt erklärlicherweise schwer, und doch versteht nur der den Heiligen ganz, der über der Selbstbehauptung und dem individuellen Sichdurchsetzen noch etwas Höheres, Wichtigeres kennt, nämlich die Selbsthingabe, das Sichergeben in die Allmacht und Weisheit Gottes, die durch Kreuz und Martyrium das Ideal zum Siege leiten."

In dem folgenden letzten Abschnitt führt die Verfasserin diesen Gedanken weiter, indem sie die Beziehung des Heiligen zur Kirche darlegt und in ihrer kräftigen Sprache überzeugend zeigt, daß Franziskus und sein Werk nicht trotz der Kirche, sondern dank ihrer Hilfe sich entwickelt hat. „Was wäre aus der Kirche geworden", sagt sie, „wenn der Herr diesen Heiligen nicht erweckt hätte? fragen so viele, und die bange Frage ist berechtigt. Was wäre aus dem Feuergeist eines Franziskus geworden ohne diese Kirche? so kann man mit mehr Recht fragen, um dankbar zu erkennen, wie auch hier Autorität und Freiheit zusammenwirken zur wunderbaren Schöpfung eines vollendet sittlichen Charakters." Sie trifft ferner den Nagel auf den Kopf in den Worten: „Gedankenlos war weder die Frömmigkeit des Mittelalters noch die eines heiligen Franziskus, wohl aber war sie echt katholisch, und das Nichtverstehen des Katholizismus ist der Hauptgrund des vermutlich Rätselhaften, das die andersgläubigen Kritiker im Heiligen entdecken." Wie sie selbst in den bereits angeführten Worten das Gnadenwunder, das in Franziskus unbeschadet seiner Freiheit vor uns steht, anerkennt, so berichtet sie auch am Schlusse dieses Abschnittes sein Wort, das zur Lösung aller Franziskusrätsel unerläßlich ist: „Durch die Gnade Gottes bin ich so innig mit meinem Herrn und Gott vereinigt, daß ich wohl in ihm frohlocken und mich freuen darf."

Gemäß den zitierten Worten über den Mangel an Verständnis außerhalb der Kirche trägt der erwähnte 5. Ab-



schnitt vielfach apologetischen Charakter. Insbesondere ist Sabatiers Grundirrtum schlagend wiederlegt. Gelegentliche Abweisungen der einen oder andern irrtümlichen Meinung finden sich durchweg im Buche. Würde die Verfasserin nicht besser tun, wenn sie ihre grundsätzliche Stellung zu der Franziskusliteratur in einem weiteren eigenen Abschnitt darlegte, etwa unter der Aufschrift: „Verständnis oder Mißverständnis?“ Manche gelegentliche Zitate, die kaum viel zum besseren Verständnis verhelfen, könnten dann wegfallen, die beibehaltenen wären besser begründet, und für die ungehinderte positive Darstellung wäre Raum geschaffen. Insbesondere könnte dann der Unterschied zwischen dem echten und dem unechten Franziskanismus in seiner Bedeutung für die Gegenwart mit Fingerzeigen für die Zukunft klar und scharf vorgeführt werden. Vielleicht korrigiert dann die Verfasserin bei dieser Gelegenheit ihr Wort: „Nicht Franziskusnachahmer brauchen wir, Franziskusversteher brauchen wir.“ Wir brauchen beide oder richtiger, unsere Zeit braucht dringend verständnisvolle Franziskusnachahmer. Was nämlich Paulus mit Nachdruck zweimal in demselben Briefe seinen Christen gesagt hat: „Seid meine Nachahmer, wie auch ich Christi Nachahmer bin.“ (I. Kor. 4, 16; 11, 1.), das konnte und kann auch Franziskus sagen. In seinem Namen hat es Leo XIII. in seiner Enzyklika Auspicato vom 17. Sept. 1882 der katholischen Christenheit von heute zugerufen, um die Übel der Gegenwart durch den wahren Franziskusgeist zu heilen.[1]) „Wir brauchen Franziskusseelen“, sagt Baronin Gamerra in ihrem anziehenden Büchlein: „Dem Lichte entgegen“ (S. 58), „die, von Gottes- und Menschenliebe stigmatisiert, die Welt erneuern.“ In der Kirche und vor allem in den weltumspannenden Zweigen

1) Die Übung der Caritas in verständiger Nachahmung des hl. Franziskus, worauf Dr. M. Faßbender in seiner guten Abhandlung über den „Salutismus“ (Hochland, IX. 2. S. 74) hingewiesen hat, käme hier in Betracht.

des seraphischen Ordens hat es stets hervorragende Franziskusversteher, die zugleich Franziskusnachahmer in der Nachfolge Christi waren, gegeben. Diesem echten wahren Franziskanismus hat der moderne außerkirchliche Franziskanismus manches Gute, aber doch keine wesentliche Förderung gebracht. So viele Anregungen und Studienergebnisse im einzelnen der Begeisterung eines Thode, Sabatier usw. auch zu danken sind, im ganzen ist der modernisierte Franziskus dieser Forscher doch nur eine glänzende Truggestalt. Alle Legendenranken, die das Mittelalter um und über das wahre Franziskusbild verklärend oder auch verdunkelnd hat wachsen lassen, haben der Wahrheit bei weitem nicht so viel Eintrag getan als die angestrebte Naturalisierung des christustrunkenen Seraphs von Assisi durch seine mit der Kirche zerfallenen, zum Teil kaum noch christlichen Bewunderer. Diese moderne franziskanische Gefühlsmystik und Modeheiligkeit entpuppt sich als Selbsttäuschung vor dem wahren Imle'schen Worte: „Franzens ganzes Leben steht im Zeichen des Kreuzes." Mit dem paulinischen und echt franziskanischen „Mundus mihi crucifixus et ego mundo" hat die moderne Franziskusschwärmerei nie Ernst gemacht; daher vermag sie kein wahres christliches Leben zu wecken und verdient auch vom rein historischen Standpunkt die Ablehnung, die ihr u. a. Prof. Seppelt in dem obenzitierten Hochlandaufsatz hat zu teil werden lassen. Manche bäuerliche gewissenhafte Terziarin in einem weltfernen Seitentale Tirols, von Geisteskindern des Heiligen wie Franziska Schervier u. a. ganz zu schweigen, die Assisi nie gesehen und von der Zeit des Heiligen kaum eine Vorstellung hat, wird sicher mehr lebendige „Franziskusversteherin" sein als der modernistische Sabatier mit seinen inneren Erlebnissen. Mit diesem Mode-Franziskanismus ist es doch nicht viel anders bestellt als mit der Landestracht, die sich etwa ein feines Wiener Fräulein gelegentlich der Sommerfrische in den Alpentälern von Steiermark und Tirol anlegt. Ästhetische Würdigung des Älplerinnengewandes mag die Wiener Dame mehr be-



sitzen als die Kinder der Heimat, aber tirolisches Volkstum geht durch das Gewand auf die Wienerin nicht über.

Die Imle'sche Studie ist geeignet, diese heilsame zeitgemäße Unterscheidung zwischen Wahrheit und Täuschung über St. Franziskus gebildeten Kreisen klar zu machen. Diese Eignung wird durch Herstellung der vorgeschlagenen Änderungen und Ergänzungen zunehmen. Die Schrift kann eins der besten Franziskusbücher werden, wenn die christusgläubige Kreuzesliebe des Heiligen klarer und offener als Prüfstein des Franziskanismus betont wird an Stelle recht dehnbarer Begriffe wie: „religiöse Menschheitserhebung und vertiefte Gottesverehrung". Ein Schritt vorwärts würde es diesbezüglich auch sein, wenn die Sprache weniger gesucht sich der Franziskanischen Einfachheit und Klarheit nähern würde; eine ziemliche Anzahl von Fremdworten könnte dabei verdeutscht werden. Ein letzter Wunsch in formeller Beziehung betrifft die Literaturangabe. Die Verfasserin setzt bei ihren Lesern die Kenntnis einer ziemlich großen Anzahl von Arbeiten über den Heiligen voraus und begnügt sich daher, mit einfacher Namensnennung die Autoren zu zitieren. Diese Voraussetzung trifft aber doch nur bei verhältnismäßig Wenigen zu. In keinem Falle ist ein Literaturverzeichnis der benützten Autoren überflüssig.

Die Verfasserin dürfte Recht haben mit der Meinung, daß der heilige Franziskus mit seinem Lebens-Kunstwerk, so lange er kämpfte und lebte, nie ganz fertig geworden ist; sie wird es daher kaum befremdlich finden, wenn ihre schwierige, in der Hauptsache gelungene Arbeit noch nicht fertig genannt wird. Jedenfalls wird ihre geistvolle Studie in der Franziskusliteratur stets eine geachtete Stelle einnehmen.

2. In der Katharinaliteratur wird das Pelican'sche Buch gleichfalls stets als schätzenswerter Beitrag angesehen werden. Im Gegensatz zu der besprochenen Franziskusstudie will es vor allem formell als Biographie die religiös-sittliche Erbauung fördern. Kritische Untersuchungen sind daher fast ausgeschlossen; demnach kann auch unsere Besprechung dieser

zweiten Arbeit sich viel kürzer fassen. Der angeführte erbauliche Zweck ist aber nicht auf Kosten der historischen Wahrheit angestrebt. Erbauung ist hier im edelsten Sinne zu verstehen, die von jedem wahrheitsgetreuen Heiligenleben unwillkürlich ausströmen muß, ohne erst durch subjektive Reflexionen vermittelt zu werden. Das paulinische Wort: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin" stellt die Verfasserin im Vorwort gleichsam als Motto ihrer „Benedetta Popolana" auf. In der Durchführung desselben bemüht sie sich erfolgreich, der Natur zu geben, was der Natur gehört, und der Gnade nicht minder das Ihrige. So hoch Katharina als eines „der größten Wunder der Geschichte auch für den, der nicht an Wunder glaubt", um ein Wort von F. X. Kraus zu brauchen, über den gewöhnlichen Menschenkindern steht, so verliert sie in dieser Biographie doch nie den Boden unter ihren Füßen, auf dem sie als Friedensstifterin ihr Weltapostolat unter ihren Zeitgenossen ausübt. Es ist vielmehr ein besonderer Vorzug dieser Biographie, daß die Zeitverhältnisse und das Eingreifen der Heiligen sehr genau geschildert werden. — Dadurch wird das Buch großenteils zu einer Art Kommentar zu dem Worte des Bischofs P. W. v. Keppler über die Heilige: „Ihre Politik war, der weltlichen Politik eine katholische entgegenzusetzen, die Politik der höchsten Zwecke und der absoluten Uneigennützigkeit; der verschlagenen und verlogenen Diplomatie die der unbedingten Wahrheit und wo nötig Rücksichtslosigkeit". Die heutigen europäischen Verwicklungen infolge der gebrandmarkten unchristlichen Diplomatie haben dem Buche eine besondere Tagesbedeutung gegeben, da wirklich „die katholische Politik" der Heiligen darin anschaulich vorgeführt wird.

Immerhin erhebt sich doch die Frage, ob dieses neue Katharinenleben in Anbetracht der vorhandenen deutschen Literatur nicht entbehrlich gewesen wäre, zumal darin nicht wie in der Imle'schen Studie obschwebende Probleme behandelt werden! Gelegentlich der fünften Säkularfeier von Katharinas Heimgang 1880 hat die englische Dominikanerin

A. Th. Drane den damals vorhandenen mehr als 60 Biographien der Heiligen die ihrige als eine Art Abschluß zugefügt, die heute in 3. Auflage unter dem Titel vorliegt: The History of St. Catherine of Siena and her Companions. Trotz der erwähnten Menge von Büchern hatte sie schwere, unbedingt notwendige, neue Arbeit zu leisten. Den Anforderungen der Gegenwart genügten nicht einmal die beiden besten selbständigen Lebensbeschreibungen von Chavin de Malan und von Kardinal Alphons Capecelatro (1863). Auf Grund eingehender archivalischer Studien lieferte die Verfasserin mit nüchterner Kritik ein Werk, das eine neue Epoche in der Katharinaliteratur begründete. Als Regel stellte sie auf: alle auf Erfindung beruhenden Einzelheiten von ihrer Erzählung auszuschließen und nichts in dieselbe aufzunehmen, wofür nicht ganz unangreifbare Zeugnisse vorliegen. „Wo derartige Zeugnisse für die Ausfüllung von Lücken in unserer Darstellnng fehlen, haben wir diese letzteren lieber unausgefüllt gelassen". Das umfangreiche Werk ist 1887 in deutscher Übersetzung in Dülmen erschienen. Läßt auch die Übertragung in sprachlicher Beziehung manches zu wünschen übrig, so ist sie doch inhaltlich auch heute noch am besten geeignet, das Verständnis der Heiligen, sowohl was ihre zeitgeschichtliche Tätigkeit als auch ihr inneres Leben betrifft, zu vermitteln. Jede neue Arbeit muß von der Drane'schen Arbeit ausgehen. Nun hat erst 1911 Helene Riesch in der Herder'schen Sammlung der „Frauenbilder" ein schön ausgestattetes, gelungenes Charakterbild der Heiligen veröffentlicht, worin in volkspädagogischem Interesse das „einzig Notwendige" durch die Persönlichkeit der großen Sienesin geltend gemacht werden soll.

Das neue Pelican'sche Buch übertrifft diese empfehlenswerte Arbeit an Umfang fast um das Dreifache, ohne sie überflüssig zu machen. B. Pelican hat aber auch gut getan, daß sie sich durch das genannte Charakterbild nicht von einer neuen Darstellung des einzigartigen Lebens abhalten ließ, obwohl ihr Zweck fast derselbe ist. Eine sehr tüchtige Kenntnis



Italiens und des italienischen Volkslebens wie der Geschichte hat die Verfasserin in die Lage versetzt, die Orte des Lebens und Wirkens ihrer Heldin mit lebendiger Anschaulichkeit zu schildern. Den Kunstwerken jener Zeit ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die selbständige ausgiebige Verwertung der kostbaren heute vergriffenen Sammlung der Briefe Katharinas von Nic. Tommaseo, deren billiger Nachdruck durch Miniatelli, nebenbei gesagt, heute das Studium dieser unvergleichlichen Perlen der Mystik in weiteren Kreisen ermöglicht, läßt den Leser tiefe Blicke in das Heiligtum dieser Seele tun, die trotz ihres Wandels im Himmel mit allen irdischen Nöten liebevoll vertraut ist. Die Verfasserin hat auch nicht unterlassen, sich von bewährten Führern wie Prof. Zahn in die christliche Mystik einführen zu lassen. Ohne den schwierigen Problemen des außerordentlichen Seelenlebens ihrer Heldin näher zu treten, hat sie mit feinem Takt in bescheidener Sprache den Leser mit Ehrfurcht vor diesen Geheimnissen zu erfüllen verstanden. Eine reiche Beigabe gut gelungener Bilder ziert wie das Leben von Riesch so auch das von Pelican. Alles in allem verdient die Arbeit von Pelican entschiedene Empfehlung. Ein Hauptvorzug desselben ist, daß es, ohne aufdringlich zu sein, den Leser in der Kenntnis und Liebe der Kirche notwendig fördert. Die gebildete Jugend, die sich zum erstenmal mit der welt- und kirchengeschichtlichen Persönlichkeit der edelsten Tochter Sienas bekannt machen will, findet hier einen durchaus verläßlichen Führer. Aber auch der Kenner dieser ebenso liebenswürdigen wie erhabenen Heldenjungfrau wird dies Buch nicht unbefriedigt weglegen.

In einer Zeit, da italienische Treulosigkeit die christliche Nächstenliebe zumal in den verbündeten Kaiserreichen auf eine sehr harte Probe gestellt hat, ist es fast notwendig daran zu erinnern, daß neben einer verschlagenen italienischen Regierung und einem blindwütig fanatisierten italienischen Pöbel auch ein christlicher italienischer Volksgeist existiert, der in weltumspannender Liebe und heldenmütiger Glaubens-





kraft mit dem Christentum jedes anderen katholischen Volkes wetteifert. In dem seraphischen Dichter des Sonnenliedes, San Francesco, der friedepredigend durch seine Heimat zog und Friedensprediger mit dem Friedensgruße des Evangeliums in die ganze Welt hinaussandte, leuchtet dieser Geist wie eine Sonne. Neben ihm aber glänzt wie milder Mondenschein die nimmermüde Friedenstaube Santa Caterina, obschon sie mit ihrer Losung „Feuer und Blut" ihrem seraphischen Genossen an glühender Kraft nicht nachsteht.. In dem unerschöpflichen Schatzkästlein ihrer unvergänglichen Briefe findet die Welt heute wie im 14. Jahrhundert, wo allein der Friede für den Einzelnen wie für die Völker zu finden ist. Katharina wie Franziskus haben gleichsam wetteifernd in friedeloser Zeit das päpstliche Rom als Friedenshort betrachtet. Der inneren und äußeren Erstarkung der Geistesmacht in Rom, ihrer Reinigung von weltlicher Befleckung und ihrer Unabhängigkeit von irdischer Macht war ihr Apostolat gewidmet. Vom Papste in Rom hat sich Franziskus die Sanktion seines Werkes geholt; den Papst nach Rom zurückzuführen und so die „babylonische Gefangenschaft" zu beenden, war der Triumph Katharinas. Auch in dieser Beziehung sagen die beiden italienischen Typen katholischer Heiligkeit der Gegenwart, was ihr not tut.

Mautern in Steiermark. Aug. Rösler, C. SS. R.

XLVI.

Die Hochgräber von St. Emmeram zu Regensburg.

Von Dr. J. A. Endres.

Im Mittelalter war es eine weitverbreitete Gewohnheit, die Ruhestätten bekannter und verehrter Persönlichkeiten in den Kirchen durch Hochgräber auszuzeichnen. Stellte man nicht den Steinsarkophag selbst mit dem Leichnam frei über dem Boden auf, so kennzeichnete wenigstens ein tumbaähnlicher Aufbau über dem Boden die Begräbnisstätte. Von diesen Hochgräbern für Heilige und Selige, geistliche und weltliche Große, Stifter und Wohltäter[1]) sind viele den Unbilden der Zeit und den Schicksalsschlägen der Kirche erlegen. Aber manche haben sich noch erhalten. Im Bereiche von Süddeutschland treffen wir sie noch in größerer Zahl in der alten Abteikirche von St. Emmeram zu Regensburg. Die Hochgräber von St. Emmeram, die sich teilweise durch besondere kunstgeschichtliche Bedeutung auszeichnen, sind einer eigenen zusammenfassenden Würdigung wohl wert. Sie soll ihnen in den folgenden Zeilen zuteil werden.

Daß dem Titelheiligen der St. Emmeramskirche daselbst dereinst zwei Hochgräber geweiht waren, erklärt sich aus dem Schicksal seiner irdischen Überreste und der Baugeschichte seiner Kirche. Der Wanderbischof St. Emmeram hatte zu Kleinhelfendorf in Oberbayern den Martertod gefunden und war zunächst in der Peterskirche der nahegelegenen herzoglichen Villa Aschheim beigesetzt worden. Aber schon nach

1) Zum kulturgeschichtlich und rechtsgeschichtlich gleich denkwürdigen Begräbnis von Laien und Klerikern innerhalb des Kirchengebäudes siehe U. Stutz, Geschichte des Benefizialwesens I, Berlin 1895 und G. Schreiber, Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert, Stuttgart 1910, II, S. 393 im Register unter „Begräbnis" mit zahlreichen Verweisen.



vierzig Tagen wurde der Leichnam nach der Residenzstadt der bayerischen Herzoge, Regensburg, gebracht und in der außerhalb der Mauern auf einem römischen Begräbnisplatz liegenden St. Georgskapelle ein zweites Mal bestattet. Hier ruhte er, wie der erste bayerische Schriftsteller und Biograph des Heiligen, Bischof Arbeo von Freising, um 770 erzählt, lange, nämlich bis zur Regierungszeit des durch den heil. Bonifatius eingesetzten Bischof Gaubald. Unter Gaubald (739—761) wurde der Leichnam an einen anderen Ort übertragen und in einem neugebauten Marmorgrabe beigesetzt, das die bayerischen Herzoge durch ein kostbares Werk von Gold und Silber, Edelsteinen und mannigfachem Bildwerk schmückten.[1]) Dieser „andere Ort" kann nur der Chor der damals errichteten St. Emmeramskirche gewesen sein, genauerhin der Bereich des Hochaltars daselbst. Die bestimmte Lage des Grabes, ob in oder unter oder hinter dem Hochaltar, ist aus der Schilderung Arbeos nicht ersichtlich. Sie ergibt sich aber aus einer späteren Nachricht und aus Grabungen im Jahre 1894, die zur Feststellung des Grabes führten. Jene Nachricht verdanken wir einem geborenen Regensburger, dem im nahe bei Regensburg gelegenen Karthaus-Prül lebenden Karthäuser Jeremias Grienewaldt, der eine im Jahre 1615 vollendete Chronik und Beschreibung von Regensburg hinterließ. Bei der Schilderung des Hochaltars in St. Emmeram sagt er: „Hinter gedachtem Hoch-Altar findstu ein Marmolsteinern erhebten Sarch, unter demselben ligen des H. Emmerani reliquien und hailsame gebain."[2]) Für unseren Zweck erhellt aus dieser Notiz mit aller Deutlichkeit, daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts über den Reliquien des Titelheiligen der Kirche ein Hochgrab errichtet war, eine „Tumba", wie Grienewaldt an einer

---

1) B. Sepp, Arbeonis vita s. Emmerammi authentica, Anal. Boll., Bruxellis 1889, VIII 38; M. G. Script. rer. Merov. IV, 509.

2) Ratispona, oder Summarische Beschreibung der Uhralten Nahmhafften Statt Regenspurg, Kap. 16, Nr. 11.

anderen Stelle sagt.[1]) Wie sie beschaffen, in welcher Zeit sie errichtet war, entzieht sich gänzlich unserer Kenntnis. Denn nicht lange nach jener Aufzeichnung zerstörte ein verheerender Brand einen großen Teil der Kirche samt ihrer mittelalterlichen Inneneinrichtung. Auch der Hochaltar mitsamt dem Grabmal des hl. Emmeram wurde damals — es war im Jahre 1642 — vernichtet.

Wie oben erwähnt besaß die Emmeramskirche noch ein zweites Ehrengrab des Titelheiligen und dieses erfuhr ein günstigeres Geschick: es blieb bis zur Gegenwart erhalten. Die Umstände, welche zur Errichtung desselben in der gleichen Kirche führten, waren folgende. Ursprünglich waren die Überreste des Heiligen, wie bemerkt, in der Georgskapelle beigesetzt gewesen. Als Bischof Gaubald dem hl. Emmeram eine eigene Kirche erbaute, übertrug er die Gebeine dahin und zwar an den Hochaltar dieser Kirche. Es ist kaum zweifelhaft, daß diese letztere schon eine dreischiffige Basilika war, da sie die Abteikirche des Klosters und, da der Abt zugleich Bischof der Diözese Regensburg war, eine Kathedrale

---

1) Die nicht zu motivierende Annahme, daß unter dieser Tumba Graf Babo von Abensberg († 1001) ruhe, wurde aus einer Stelle bei W. Hund geschlossen, die aber einen solchen Schluß nicht gestattet. Die Stelle lautet nämlich in Metrop. Salisb. *II 252: Babo comes Schirensis et Abenspergensis ibi (= in eccl. s. Emmerami) quoque dicitur humatus secundum Aventinum; ubi, nescitur; extat mausoleum retro altare magnum chori maioris sine inscriptione, quod sine dubio alicuius celebris personae ossa continet. In seinem „Bayerischen Namenbuch" 1598, I 1 sagt Hund, Babo „soll ligen zu Regenspurg bey S. Haymeran. Sein Grab hab ich auff fleißige Nachfrag nit erfahren können; vermayn, das es sey das erhebt Grab hinter dem Choraltar; hat kein Schrift". Daß hier Babo nicht bestattet sein kann, hat Hugo Graf von Walderdorff in seiner in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1895 Nr. 13 ff. erschienenen Besprechung meiner Abhandlung: „Die neuentdeckte Konfessio des hl. Emmeram" Regensburg 1895, überzeugend nachgewiesen (vgl. Separatabdruck der Besprechung S. 29).

neben der in der Stadt befindlichen von St. Peter darstellte. Sicher ist die Emmeramskirche unter Bischof Sindbert († 791) als dreischiffige Basilika im Umfang des jetzigen Bestandes in ihrer größeren östlichen Hälfte vorhanden gewesen. Sicher unter Bischof Sindbert, wenn nicht schon unter Gaubald, ist demnach die ursprüngliche Georgskapelle, die den Raum des jetzigen südlichen Seitenchors einnimmt, in die Emmeramskirche einbezogen worden. Und so geschah es, daß das eine Gotteshaus zwei Ehrengräber desselben Heiligen erhielt. Denn das zweite Hochgrab hält den Ort der ehemaligen Bestattung des hl. Emmeram in der Georgskapelle fest.

Es verlohnt sich, bei der Betrachtung dieses Denkmals kurz zu verweilen. Eine über den Estrich emporragende Steinplatte bietet an den vier Ecken Stützpunkte für vier Säulchen mit reich profilierten Basen und schönen Laubwerkkapitälen, die eine mächtige Platte von rotem Salzburger Marmor tragen. Die sämtlichen figurierten Hochgräber von St. Emmeram zeigen das Bild des Verstorbenen auf der oberen Platte. Anders ist es hier. Der Heilige liegt überlebensgroß im bischöflichen Ornate, den Stab in der Linken, die Martyrerpalme in der Rechten unter der Platte. Das Denkmal erweckt dadurch den Anschein, daß der oberen Platte eine besondere Bedeutung zukommt. Man könnte geneigt sein, an eine Altarmensa zu denken. Allein zu einem Altar ist die Höhe des Monuments nicht ausreichend. Auch fehlen die Weihekreuze auf dem Steine, wie auch das Sepulchrum, welches zu erwarten wäre, da das ehemalige Grab unter dem Monumente seine Reliquien an den Hochaltar der Kirche abgetreten hatte. Ein anderer Gedanke ist der, daß die Platte dazu bestimmt war, die Weihegaben und Opfer frommer Verehrer des Heiligen aufzunehmen. Noch ein Drittes liegt im Bereiche der Möglichkeiten. Bei der Erhebung des hl. Emmeram an jener Stelle durch Bischof Gaubald trug sich ein wunderbarer Vorgang zu mit der mächtigen Steinplatte, die das Grab des Heiligen bedeckt



hatte.[1]) Es darf wohl als sicher gelten, daß der fragliche Stein zu dem Monumente nicht verwendet wurde. Die Salzburger Gegend hat doch erst viel später ihren beliebten Marmor an die oberen Donaugegenden abgegeben. So könnte die mächtige Steinplatte nur zur Erinnerung an das Wunder bei der Erhebung so ostentativ auf das Hochgrab des Heiligen gelegt worden sein.

Die Beurkundung des Monuments trägt der Sockelstein auf den abgefasten Rändern seiner vier Seiten, dahin lautend:

Sanctus Emmeramus Pictaviensis episcopus praedicando verbum dei venit in Wabariam et ibidem in Helffendorf pro Christo passus est anno Domini DCLII et hic primo tumulatus est. Die Inschrift enthält zwei wichtige Angaben, erstens, daß St. Emmeram an dieser Stelle zuerst beigesetzt worden ist, nämlich nachdem sein Leichnam von Aschheim nach Regensburg gebracht worden war. Arbeos Vita s. Emmerammi sagt über diese Beisetzung: Sumpto itaque corpore per manus venerandorum sacerdotum in ecclesiam b. Georgii martyris deferentes ut erat dignum, summo honore sepelierunt.[2]) Wenn Janner[3]) in dieser Grabstätte jenen Platz sucht, an welchen durch Bischof Gaubald die Translation der Gebeine stattfand, so widerspricht das dem klaren Wortlaut der die Emmeramer Tradition fixierenden Inschrift. Richtig ist, daß die Translation durch Gaubald von jenem Platze aus stattgefunden haben muß.

Die zweite Angabe bezieht sich auf das Jahr der Bestattung, also zugleich das Todesjahr des hl. Emmeram. Da das Jahr 652 auf diesem Grabmonument und in einem ungefähr aus der gleichen Zeit wie das Monument stammenden,

1) Cumque a sepulchro humum removissent, erat immensus lapis desuper constitutus, quem cum timore et silentio amoverunt, et stabant hinc et inde per girum etc. Anal. Boll. l. c. 246; M. G. Script. rer. Merov. IV 508.

2) Anal. Boll. 245.

3) Gesch. d. Bischöfe von Regensburg, Regensburg 1883, I 51.

nämlich vor 1340 verfaßten Regensburger Bischofskatalog erstmals nachgewiesen werden kann, so vermutet J. Widemann,[1]) der zuletzt diese chronologische Frage behandelt, daß vielleicht das Jahr 1052 den Ansatzpunkt für diese Berechnung gebildet haben mag. Damals war nämlich Papst Leo IX. in Regensburg und kanonisierte den in St. Emmeram begrabenen Bischof Wolfgang. Vierhundert Jahre zurückgerechnet, hätte das Jahr 652 ergeben. Wie dem immer sein mag, die Inschrift des Hochgrabes gehört zu den ältesten Dokumenten für jenes Datum. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß man zur Zeit der Erneuerung des Monuments um die Mitte des 14. Jahrhunderts in einem vorher schon vorhandenen Denkmal an derselben Stelle gewisse Anhaltspunkte für diese Datierung vorgefunden haben mag.

Als die Zeit der Errichtung des Ehrengrabes wird von den Kunsthistorikern ziemlich übereinstimmend ungefähr das zweite Drittel des 14. Jahrhunderts genannt. Eine sehr eingehende stilistische Würdigung läßt der Figur des hl. Emmeram A. Seyler [2]) angedeihen. Er betrachtet dieselbe im Zusammenhang der gleichzeitigen Regensburger Plastik und stellt den Fortschritt fest, den sie in technischer Beziehung bekundet, wie in der Fähigkeit des Meisters zu individueller Charakteristik. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt für ihn namentlich der Kopf des hl. Emmeram hervorragendes Interesse. Hierin tritt Seyler neuerdings G. von Bezold bei, der nun aber gerade an der Gestalt des hl. Emmeram weitergreifende Zusammenhänge und zwar solche mit der französischen Plastik feststellen zu können glaubt. Nach einer kurzen Übersicht über die verwandten Grabfiguren von St. Emmeram schreibt er:

„Am Schluß der Reihe steht das merkwürdige Denkmal des hl. Emmeram, ein verspäteter Ausläufer der Schule von Reims. Wenn ich sonst der Lehre von den Skizzen-

1) Kleine Beiträge zur älteren Geschichte Bayerns, Oberbayerisches Archiv, München 1915, LIX 5 ff.

2) Die mittelalterliche Plastik Regensburgs, München 1905, 37.

büchern skeptisch gegenüberstehe, so scheint mir hier kein Zweifel möglich, daß eine Zeichnung nach einem Kopfe des Josephsmeisters, sei es des hl. Joseph oder des Apostels, der zu innerst links am südlichen Westportal steht, ungeschickt in Stein übertragen ist. Indem der Bildhauer einzelne naturalistische Züge aufgenommen hat, hat er die Einheit des Gesichts zerstört, es ist fast eine Karikatur." [1]) In der Tat wird eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen dem hl. Joseph links am Hauptportal von Reims und der Physiognomie des hl. Emmeram nicht zu leugnen sein. Sie veranlaßte von Bezold, die Büste des hl. Joseph von Reims und das St. Emmeramsrelief von Regensburg im Germanischen Museum zu Nürnberg zur Vergleichung nebeneinander aufzustellen.

Die Gebeine des hl. Emmeram waren der Lebenskeim, aus dem das Kloster St. Emmeram in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte emporwuchs. Wie lebhaft dieser Gedanke bis in die fernsten Zeiten die Denkungsart der Emmeramer beherrschte, geht daraus hervor, daß, als Abt Cölestin Vogl unter dem Einflusse der Mauriner eine zusammenfassende Geschichte seines Klosters schrieb, er demselben auf dem Titel dieses Werkes Ausdruck verlieh: „Mausoleum oder herrliches Grab des bayrischen Apostels und Blutzeugens Christi s. Emmerami". [2])

Nicht nur lebend wollten sich die Freunde des hl. Emmeram um ihren Hauspatron scharen, sondern auch im Tode ihm möglichst nahe sein. Daher wählten vor allem die Äbte des Klosters, die bis zum hl. Wolfgang zugleich die Diözesanbischöfe waren, in seiner Nähe ihr Grab. Und wie die geistlichen Fürsten taten, so auch eine Anzahl weltlicher Herrscher und Grafen. Von den Regensburger Bischöfen sind fast sämtliche bis tief ins 12. Jahrhundert hinein bei St. Emmeram begraben, und zwar dehnen sich ihre Grab-

---

1) G. von Bezold, Beiträge zur Geschichte des Bildnisses, Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum, Nürnberg 1913, 21.

2) So noch in der vierten Auflage des Werkes vom Jahre 1752.

stätten im rechten Seitenschiff der Kirche, also gegen die Seite des Klosters hin, von Osten nach Westen aus. Wie diese Gräber ursprünglich ausgezeichnet waren, entzieht sich unserer Kenntnis, denn wie Fürstabt Joh. Bapt. Kraus richtig bemerkt: „Das Gottes-Haus S. Emmerami ist öfters durch das Feuer verwüstet worden; da nun selbes wieder hergestellt wurde, haben die beschädigte Grab-Stein deren Bischöffen (wenn anders einige Stein auf die Gräber vorhero gelegt worden) leichtlich beschädigt können werden". [1])

Wenn wir chronologisch vorgehen, begegnet uns nach dem Patron der Kirche selbst ein Hochgrab erst für die Königin Hemma, die Gemahlin Ludwigs des Deutschen, welche zu Regensburg im Jahre 876 starb. Von ihrer Tumba ist jetzt nur mehr das Reliefbild der Herrscherin erhalten, das nunmehr neben dem Dionysiusaltar in die Nordwand der Kirche eingelassen ist. Daß es sich nur um den Überrest eines Hochgrabes handelt und nicht etwa um eine ursprünglich unmittelbar in den Estrich eingefügte Grabplatte, erweist die ganze Gestalt des Bildes als Hochrelief und der Umstand, daß es keinerlei Beschädigungen durch darüber Hinwegschreitende erkennen läßt. Die Königin ist durch Szepter, Reichsapfel und Krone als solche gekennzeichnet. Das anmutreiche Haupt, etwas nach rechts geneigt, ruht auf einem Kissen. Das Bildwerk fesselt durch Adel und Haltung der ganzen Gestalt, durch die Feinheit der einzelnen Teile, wie des Kopfes, der Hände, durch vollendeten Geschmack in der Drapierung und das technische Geschick in der Charakterisierung der verschiedenen Gewandstoffe. [2]) Am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden, steht es ohne eigentliche Vermittlung unter den spärlichen Werken der Zeit. Denn von dem in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit reichem plastischen Aufwand durch die Schotten errichteten

1) Bericht von denen hl. Leibern und Reliquien, welche in dem fürstlichen Reichs-Gottes-Hauß S. Emmerami aufbehalten werden. Regenspurg 1761, 86.

2) Vgl. A. Seyler a. a. O. 32.

Portal von St. Jakob führt keine fortlaufende Entwicklung zu ihm empor, so daß der Künstler wohl auswärts seine Schulung erholte und, wie G. von Bezold annimmt, Anregungen von den Denkmälern französischer Königinnen in St. Denis selbständig verarbeitete. 1) Mit der lebhaften Bautätigkeit, die im 13. Jahrhundert in Regensburg geübt wurde, hatte nämlich die plastische Kunst nicht gleichen Schritt gehalten, zum Teil deshalb, weil die Mendikanten, die als Bauherren der Zeit in erster Linie in Betracht kommen, ihrem Armutsprinzip entsprechend, auf eine plastische Ausschmückung ihrer Kirchen und Klöster verzichteten. Der 1275 begonnene 2) Dom nahm zunächst aber durch Jahrzehnte ausschließlich den Architekten in Anspruch.

Daß die Königin Hemma in St. Emmeram begraben wurde, berichten bereits die Annalen von Fulda und darnach Hermannus Kontraktus. 3) Es wird auch erzählt, daß nach dem Brande von 1166, der die Emmeramskirche zerstörte, ihr Leichnam tatsächlich gefunden worden ist. 4) Da aber auch das Kanonissenstift von Obermünster in Regensburg ihr Grab zu besitzen glaubte, so sprach Aventin die Vermutung aus, daß das der Hemma zugeteilte Königingrab tatsächlich Uta, der Gemahlin des Kaisers Arnulf, angehöre. Es liegt aber in dem gleichzeitigen Anspruch von St. Emmeram und Obermünster auf das Grab Hemmas kein Grund vor, von der fortwährenden Überlieferung des Emmeramklosters abzugehen. Es kam nämlich im Mittelalter häufig vor, wie es ja auch in der Gegenwart noch teilweise üblich ist, daß bei fürstlichen Personen der Leichnam und die Eingeweide oder das Herz an verschiedenen Orten bestattet wurden.

---

1) Mitteilungen des Germ. Nationalmuseums, a. a. O. 20.

2) Gegen eine neuerliche Bestreitung dieser Chronologie s. meinen Aufsatz „Zur Geschichte des Domes in Regensburg", Die christl. Kunst XI (1915) 229 ff.

3) E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Leipzig 1862, I 862; G. v. Walderdorff, Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart, Regensburg 1896, 344 f.

4) Mausoleum 114.

Daraus entstanden mehrfach Berichte von Doppelbestattungen. Die alte Nachricht von der Bestattung Hemmas in St. Emmeram in Verbindung mit dem Bericht von der Auffindung ihres Leichnams um 1166 würde demnach dafür sprechen, daß das eigentliche Grab der Königin in St. Emmeram sich befand, der allein die oben beschriebene Tumba zugedacht war, während in Obermünster, einem seit Agilolfingischen Zeiten bestehenden Kanonissenstift, das Hemma als Kommende innehatte, nur eine Teilbestattung stattgefunden hätte.[1])

Von Mitgliedern des Karolingischen Hauses besaßen in St. Emmeram Ehrengräber Kaiser Arnulf und sein Sohn Ludwig das Kind.

Kaiser Arnulf († 899), dieser große Verehrer des hl. Emmeram und unvergeßliche Wohltäter seines Klosters, fand — und diese Ehre ward ihm als Kaiser zuteil — im Hauptchor der Kirche in nächster Nähe der Emmeramskonfessio und zwar auf der rechten Seite seine Ruhestätte.[2]) Es entsprach nur einer schuldigen Dankespflicht, wenn die Emmeramer Arnulfs Grab schmückten und durch eine Tumba auszeichneten. Von der letzteren wissen wir indes erst aus einem Berichte des 17. Jahrhunderts. Die Art, in der nach demselben die Tumba erscheint, läßt das Hochgrab Arnulfs wohl nicht über das 12. oder 13. Jahrhundert hinaufrücken. Die Tumba war nämlich durch das Bildnis des Herrschers geschmückt, was vor dem 12. Jahrhundert wohl kaum geschehen sein mag. Der genannte Abt Cölestin sagt: Kaiser Arnulf „hat ein herrliche Gedächtnus mit seiner Bildnus auff dem Grab gehabt biß auff das Jahr 1642, in welchem die Kirch abgebrunnen, und alles durch das

1) Vgl. F. Janner I 227, K. G. Schäfer, Die Kanonissenstifte im Deutschen Mittelalter, Stuttgart 1907, 73.

2) Vgl. S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Leipzig 1862, I 417; dagegen E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Leipzig ²1888, III 474. — Über die Gräber Kaiser Arnulfs und Ludwig des Kindes siehe auch E. Guglia, Die Geburts-, Sterbe- und Grabstätten der römisch-deutschen Kaiser und Könige, Wien 1914, 24 ff.

Feuer verwüstet worden".[1]) Nur langsam erholte sich das Kloster St. Emmeram von dem Elend des dreißigjährigen Krieges und des damals doppelt schwer empfundenen Brandunglücks an der Kirche. Als aber diese in ihrer Einrichtung wieder erstand, vergaß man nicht auf die Zierde des alten Kaisergrabes. Nur konnte das alte „Mausoleum", wie J. B. Kraus sich ausdrückt, nicht entfernt durch ein ebenbürtiges Werk ersetzt werden. „Man setzte anstatt desselben hienach ein hölzernes an diesen Platz, so aber bei Renovierung der Kirchen anno 1733 hinweggebracht worden. Diese Gedächtnuß aber muß wieder hergestellt werden".[2]) Über der Ausführung dieser Absicht ist nun freilich nicht nur das alte Reichsstift, sondern auch des alten Kaiserreiches Herrlichkeit zu Grabe gegangen. Was noch geschah, war lediglich, daß Fürstabt Frobenius Forster im Jahre 1786 an der entsprechenden Stelle im Fußboden des Chores — ähnlich am Grabe Ludwig des Kindes — eine Steinplatte mit Inschrift, überragt von der Kaiserkrone, anbringen ließ.[3])

Ludwig das Kind († 911) war mitten im Mönchschor der Emmeramskirche zwischen den beiden Chorstuhlreihen begraben worden, „allwo auch bis anno 1642 ein herrliches Grabmahl zu sehen ware, welches anno 1664 von Abbt Coelestino mit einem hölzernen ersetzt, aber anno 1731 bey Renovirung der Kirchen hinweg geraumt worden, und wiederum hergestellt muß werden".[4]) Auch hier bezeichnet, wie bemerkt, nur mehr ein einfacher Inschriftstein im Boden die Stelle des Grabes.

Den ältesten noch erhaltenen Typus der Hochgräber in St. Emmeram bewahren die Denkmäler des sel. Abtbischofs Tuto (894—930) und des bayerischen Herzogs Arnulf des Bösen (907—937). Beide Monumente bestehen nur aus verzierten, auf Stützen ruhenden Steinplatten. Und

---

1) Mausoleum 120. 2) Bericht von denen hl. Leibern 89.

3) Die auf Kaiser Arnulf und Ludwig das Kind bezüglichen Inschriften neuerdings abgedruckt bei E. Guglia, a. a. O. S. 25.

4) Bericht von denen hl. Leibern 91.

zwar ist der Stein vom Grabe Tutos auf der unteren Seite zwischen den Pfeilerchen giebelförmig ausgezackt, jene vom Grabe Arnulfs an den Seiten mit wechselnden Mustern von Ornamenten versehen. Die dreisträhnigen Bänder, die teils ineinander geschlungene Kreise bilden, teils sich in Blätter auflösen, erinnern an beliebte Motive der Schottenabteikirche von St. Jakob in Regensburg und weisen in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die beiden Denkmäler werden demnach aus der Zeit der Restauration von St. Emmeram nach dem Brande von 1166 stammen. Ihr Typus vererbte sich in Regensburg noch im 13. Jahrhundert fort, bis er eine Weiterentwicklung insoferne erfuhr, als auch das Bildnis des Bestatteten am Grabdenkmal eine Stelle fand. Ein Beleg für jene ältere und einfachere Form ist das nicht mehr vorhandene Grab des Bischofs Konrad IV. von Frontenhausen (1204—1226) in der ehemaligen St. Katharinenkapelle im Dom zu Regensburg. Es war durch zwei Steinplatten ausgezeichnet, von denen die obere auf vier steinernen Stützen ruhte.[1])

Bischof Tuto, der in Mondsee gestorben ist, wurde in St. Emmeram und zwar „circa albam ianuam in monasterio" beigesetzt.[2]) Den Ort der ursprünglichen Bestattung, hält eine Steinplatte im Boden an der Südwand der Kirche, in der südöstlichen Ecke des rechten Seitenschiffes, fest. Seit der Restauration der Kirche von 1731—33 ist die obere Steinplatte, etwas verstümmelt, senkrecht zum Grabe in die Ecke zwischen einem Pfeiler und die Wand gestellt. Als „weiße Pforte" muß entweder eine jetzt nicht mehr vor-

---

1) Eius (Conradi) tumulus in sacello s. Catharinae in cathedrali duobus lapidibus sepulchralibus est obtectus, quorum alter in quattuor columnellas saxas est elevatus, neuter tamen habet inscriptionem. L. Hochwart bei Oefele I 201; Janner II 327.

2) M.G. Necrol. III 327; Chr. Hoffmann sagt (Oefele I 549): Sepultus est in ecclesia s. Emmerami in angulo circa ostium monasterii iuxta aram s. Wolfgangi.

handene Türe bezeichnet worden sein, die vor der Erneuerung des Kreuzzuges im 13. Jahrhundert vom rechten Seitenschiff aus unmittelbar ins Kloster geführt hatte, oder es wurde der Eingang vom rechten Seitenschiff in den südlichen Chor so genannt.

Der Grabstein von Herzog Arnulf befand sich früher und noch zur Zeit des Fürstabts Joh. B. Kraus († 1762) im nördlichen Nebenchor auf der Seite des Eingangs in den Hauptchor und lag nach Kraus' Schilderung unmittelbar auf dem Boden. [1]) Nachdem er zu Anfang des 19. Jahrhunderts von dort in das westliche Querschiff der Kirche verbracht worden war, fand er neuerdings seine Aufstellung und zwar in der Gestalt eines Hochgrabes an dem jetzigen Platze im Jahre 1867. [2])

Wiederum in das südliche Seitenschiff der Kirche leitet uns zurück die Tumba des größten unter den Regensburger Bischöfen in der Frühzeit des Mittelalters, des hl. Wolfgang (972—994). Sein Grab, aus dem er durch Papst Leo IX. in Anwesenheit Kaiser Heinrichs III. am 7. Okt. 1052 erhoben wurde, hatte er ursprünglich nach einem der dritten Auflage des „Mausoleums" beigegebenen Plane im dritten Joche des südlichen Seitenschiffes. Das Hochgrab, welches die Erinnerung an diese Stelle festhielt, sah noch J. B. Kraus [3]) daselbst stehen. Nunmehr ist es westlich vom Tutograbe der Länge nach an die südliche Kirchenwand gestellt. Der Stein mit der Bischofsfigur liegt auf vier spätgotischen, zierlichen Säulchen an den vier Ecken und zwei einfachen Stützpfeilerchen in der Mitte. Der Heilige, dessen Haupt auf zwei Kissen ruht, ist mit dem vollen bischöflichen Ornat angetan. Er hält in der Linken in Schulterhöhe das Pedum, (Bischofsstab), in der Rechten ein Buch mit dem beliebten Motiv des ein-

1) Vgl. Bericht von d. hl. Leibern, 92 f.

2) Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Stadtamhof 1869, XXVI 372.

3) Bericht von den hl. Leibern, 42.

geklemmten Fingers. Die Gesichtszüge sind jugendlich wie bei der seligen Aurelia und dem Herzog Heinrich, aber ohne den gleich ansprechenden seelischen Ausdruck. Dagegen verrät die plastische Wiedergabe des Körpers und der Gewandung eine fortgeschrittenere künstlerische Entwicklungsstufe als das Aureliagrabmal. [1]) Wenn demnach als Stifter des Hochgrabes unter der kleinen knieenden Figur zu Füßen des hl. Wolfgang ein Abt zu denken wäre, so könnte nur der tatkräftige Albert von Schmidmühlen (1324—58) in Betracht kommen. Allein tatsächlich weist nichts an jenem Stifterfigürchen auf einen Abt. Die Kapuze verrät lediglich einen Mönch, sodaß vermutlich ein unter Abt Albert in St. Emmeram lebender Mönch für die Errichtung des Hochgrabes gesorgt hatte. Das Spruchband über ihm trägt die Legende: S. Wolfgange, ora pro nobis!

Als mittelalterliche Eigentümlichkeit hat sich bei diesem Monumente noch erhalten ein in Hausform über die Heiligenfigur gelegtes einfaches Eisengitter. Auch das St. Erhardusgrab in Niedermünster schildert Konrad von Megenburg 1339 als tumulus circumdatus cancellis ferreis, und zu St. Emmeram selbst befand sich vormals im Kreuzgang das Grab des als selig verehrten Abtes Albert († 1171), welches Raderus [2]) bezeichnet als cippus cancellis ferratis circumclusus. Solche Eisengitter mögen in erster Linie dem Schutze der Grabmäler gedient haben, eigneten sich aber auch, wie die Dornen an den Giebelspitzen am Gitter des Wolfgangsgrabes zeigen, zur Anbringung von Weihegaben (Kerzen, Wachs 2c.) unmittelbar am Bilde des verehrten Heiligen. [3])

(Schluß folgt.)

---

1) Eine stilistische Würdigung bei A. Seyler a. a. O. 37.

2) Bavaria Sancta II 288.

3) Diese doppelte Bestimmung wird deutlich ersichtlich an dem Gitter des herrlichen Vischerschen Sebaldusgrabes in Nürnberg.

XLVII.

Deutsche Jesuiten im Kampfe gegen französische Ansprüche in Hamburg um die Wende des 17. Jahrhunderts.

In dem Augenblick, wo französische Katholiken in auffallender Verkennung der Tatsachen den Kampf für einseitig nationale Interessen unter der falschen Flagge des Katholizismus führen, mag es interessant und lehrreich sein, an ein ähnliches Schauspiel zu erinnern, das um die Wende des 17. Jahrhunderts ein französischer Geistlicher in Hamburg bot. Es ist dies der französische Resident in Hamburg, Abbé Etienne de Vidal, der infolge des Friedens von Ryswijk im Jahre 1697 als Envoyé extraordinaire nach Hamburg zurückgekehrt war. Da fand er nun, weil inzwischen die weit geräumigere kaiserliche Gesandtschaftskapelle für den katholischen Gottesdienst in Benützung genommen war, die französische Kapelle nicht wie früher von sämtlichen Katholiken, sondern nur von einigen in Hamburg ansässigen Franzosen besucht. Er gab sich sofort alle Mühe, möglichst viele Katholiken zum Besuche der französischen Kapelle zu bewegen, und als das nicht gelang, begann er einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Hamburger Missionäre, deutsche Jesuiten aus der niederrheinischen Provinz. Der Schauplatz des Kampfes waren außer Hamburg Rom, Paris und Wien; die ganze Diplomatie wurde in Bewegung gesetzt, der deutsche Kaiser und der französische König in Mitleidenschaft gezogen.

Die Hauptzüge dieses Kampfes hat Lebrecht Dreves in seiner Geschichte der Katholischen Gemeinde zu Hamburg und Altona (2. Aufl. 1866) geschildert,[1]) aber eine Reihe von Originalbriefen, die sich unter Papieren der niederrheinischen Provinz in einem Ordensarchiv fanden, ermöglicht es, die

1) Vergl. dazu die von Dreves herausgegebenen Annuae Missionis Hamburgensis 1589—1781. Friburgi 1867 S. 131 ff.

französischen Ansprüche und die deutsche Abwehr genauer darzulegen. Diese Darlegung wirft scharfe Streiflichter auf Vorgänge jüngeren und jüngsten Datums, indem sie zeigt, wie die französische Auffassung, sobald das nationale Moment in Frage kommt, nicht mehr auf der Höhe der ruhigen Sachlichkeit zu bleiben vermag, sondern die eigene und die gegnerische Auffassung mit ganz verschiedenen Maßstäben zu messen scheint.

Am 14. Nov. 1699 wandte sich Abbé Vidal an den General der Gesellschaft, Thyrsus Gonzalez, mit einer längeren Klage über die Missionäre Sultz (Schultz) und Cuniberg (Cunibert), von deren Exzessen er dem König (Ludwig XIV.) habe Mitteilung machen müssen.

Deshalb hat der König für gut befunden, die Abberufung dieser beiden Patres zu verlangen. Die Ausführung dieser Maßregel ist bis jetzt gescheitert an dem Widerstand, den der Provinzial von Seiten der kaiserlichen Minister gefunden hat. Die drei deutschen Patres, die jetzt an der kaiserlichen Kapelle den Gottesdienst besorgen, stehen aber in gleicher Weise unter dem Protektorat des Kaisers wie unter dem der Könige von Frankreich und Spanien. Sie sind also auch in gleicher Weise diesen unterworfen, und es wäre ein furchtbarer Schaden für die Religion, wenn sie sich dem einen oder andern entziehen wollten. Vidal bringt dann eine Reihe von Anschuldigungen gegen die beiden Jesuiten vor. Der Hauptschuldige ist P. Sultz, den man auch in der Oper gesehen und der oft Lutheraner zu Tisch einladet; die Hälfte unserer Katholiken sind Franzosen oder Italiener, die an diesen langen Mahlzeiten Ärgernis nehmen. Ein beiliegendes Zeugnis wird dartun, wie dieser Pater den König behandelt hat. Ich habe geglaubt, es mitteilen zu müssen, bevor ich darüber an den König berichte. (C'est le temoignage d'un Mary et d'une femme qui m'est venu sens que je l'aye cherché et qui pourroit etre confirmé par celuy de plusieurs autres.) Ich bitte also nochmals den P. Sultz abzuberufen, wie Ew. Hochw. (der General) es dem Kardinal de Bouillon versprochen. Selbst



der Kaiser könnte ihn nicht beschützen, wenn er über die Reden dieses Paters unterrichtet wird. Man wird dem entgegenhalten, daß P. Provinzial den Rektor von Hildeskin (Hildesheim) hierhin geschickt hat, aber es muß beigefügt werden, daß dieser sich seiner Kommission schlecht entledigt hat, da er nur den kaiserlichen Residenten, den kaiserlichen Postmeister und mich gehört hat usw.

Das Zeugnis, auf das sich Vidal bezieht, liegt bei. Es gereicht der Kritik des Residenten nicht zur Ehre, denn es bezieht sich auf eine Äußerung, die P. Schultz vor ungefähr fünf Jahren (also während des Krieges mit Frankreich) getan haben sollte, und wird von einem Zeugen abgelegt, der selbst bekennt, nicht gut deutsch zu verstehen.

Das Zeugnis (dat. Hamburg 15. Sept. 1699 ohne Unterschrift) lautet im wesentlichen also: Ich Unterzeichneter erkläre, daß vor ungefähr fünf Jahren P. Sultz, Jesuit und Missionär in dieser Stadt, nach einem Diner bei dem kaiserlichen Postmeister in mein Haus kam, um mir die Neuigkeit von der Niederlage der Türken durch die kaiserliche Armee mitzuteilen. Das verursachte ihm eine unglaubliche Freude, aber zu gleicher Zeit versprach er sich den gänzlichen Ruin Frankreichs, denn wir werden bald, so sagte er, die Niederwerfung dieses Tyrannen, der nach der Universal-Monarchie strebt (Ludwig XIV.) erleben. Da ich nicht gut deutsch verstehe, ließ ich mir erklären, was er gesagt hatte, aber ich könnte nicht behaupten, daß es genau die Ausdrücke sind, deren er sich bediente, da ich sie nur durch die mir gemachte Übersetzung erfahren habe.

Auch der kaiserliche Resident in Hamburg, Graf von Eck, hatte sich am 29. August 1699 an Thyrsus Gonzalez gewandt.

Er habe, so schreibt er, zu seinem Erstaunen gehört, daß der französische Gesandte Abbé de Vidal die Sache der unschuldigen Patres durch den Kardinal von Bouillon in Rom anhängig gemacht und ein Urteil gegen die Patres erlangt habe, ohne daß man die Patres gehört oder gemahnt. Er müsse entschieden für die völlige Unschuld der Patres einstehen: dieselben hätten



durchaus keine Strafe verdient. Ich suche nicht, wie die Gegner, das Verfügungsrecht der Obern über ihre Untergebenen zu behindern, ich werde aber auch nicht dulden, daß ein von seinen Obern für den kaiserlichen Dienst bestimmter Pater aus diesem Dienst entfernt wird, nur deshalb, weil er von andern falsch beschuldigt wird; ich werde den Unschuldigen verteidigen, so lange er unter meiner Protektion steht. Wenn die Gegner so schwere Verfehlungen gegen meine Patres vorzubringen haben, daß sie die Entfernung aus der Reichsstadt, deren Protektor der Kaiser ist, und wo ich der kaiserliche Gesandte bin, und diese Verfehlungen so offenkundig sind, daß sie eines Beweises nicht bedürfen, mögen dieselben mir mitgeteilt werden, und ich werde nicht hindern, daß Ew. Paternität die Schuldigen strafe und aus meinem und dem kaiserlichen Dienst entferne. Ich bin überzeugt, daß der französische Gesandte den ihm von dem Provinzial für seine Kapelle bewilligten Pater nicht aus seinem Dienste entfernen wird wegen einer ungerechten Beschuldigung von meiner Seite, obgleich mir mehr Recht auf diese Stadt zusteht als ihm. Mir könnte es nie beifallen, an einem Orte, der unter dem König von Frankreich steht, solche Ansprüche zu erheben, wie das der französische Gesandte in dieser Stadt tut. Da ich meine und des Kaisers Autorität ebenso geschützt wissen will, wie der französische Gesandte die seine, so hoffe ich, daß Ew. Paternität nichts bestimmen werden, was mir und dem Kaiser abträglich sein könnte.

Thyrsus Gonzalez kam durch das Drängen von beiden Seiten in große Verlegenheit. Auf die französischen Anklagen gegen die beiden Patres Schultz und Cunibert hin, daß sie unruhig, heftig, exotisch und habsüchtig seien, hatte er bereits am 14. Juli 1699 den niederrheinischen Provinzial Heinrich Weisweiler angewiesen, die beiden Patres aus Hamburg zu entfernen und durch geeignetere zu ersetzen. Der Provinzial, der diesen Brief am 7. August erhielt, antwortete am 10. August.

Die Anklagen seien durchaus unwahr, ihr Ursprung sei direkt oder indirekt der französische Gesandte. Zur Zeit des letzten Krieges zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich mußte der französische Resident Abbé de Bidal Hamburg ver-



lassen. Er zog nach dem zwei Tagereisen von Hamburg entfernten auf dänischem Gebiet liegenden Friedrichstadt. Dort wohnte er bei unsern Missionären, von denen einer P. Schultz war. Bei dem täglichen Verkehr konnte es nicht ausbleiben, daß, während Vidal für den französischen König Partei nahm, P. Schultz bei seinem offenen Charakter die Partei des Kaisers gegen den Abbé nachdrücklich verteidigte und weniger angenehme Äußerungen über den König von Frankreich machte, die das Mißfallen des französischen Residenten erregten. Das ist wohl das erste Fundament des ganzen Zwistes. Zur selben Zeit mußte ich den P. Hülsmann, der wegen seiner Tugend und seines Seeleneifers in Hamburg sehr beliebt war, zurückrufen. An dessen Stelle sandte ich den P. Schultz. Durch seine Tüchtigkeit und sein ganzes Benehmen gewann er bald die Herzen, sodaß man die Entfernung des P. Hülsmann leichter ertrug. Sobald nun Abbé Vidal nach Hamburg zurückkehrte, verlangte er von mir einen des Französischen kundigen Pater; ich sandte den P. Cunibert, einen vorzüglichen Religiosen und guten Prediger. Der Resident und alle in Hamburg waren mit ihm sehr zufrieden. Jetzt soll er auf einmal exotisch, unruhig, gewaltsam und habsüchtig sein und wird dessen Abberufung zugleich mit der des P. Schultz verlangt. Nach dem Tode des ältesten Missionars bat der Abbé, ich möchte an dessen Stelle den P. Herm. Klumper schicken, er werde ihn in sein Haus aufnehmen. Ich willfahrte. P. Cunibert verlangte deshalb von dem französischen Residenten seine Entlassung und verabschiedete sich, als P. Klumper um die österliche Zeit eintraf. Mit P. Cunibert zogen dessen französische Beichtkinder gegen 100 und mehr in die kaiserliche Kapelle. Das nahm nun Vidal sehr übel. Er beschuldigte den P. Schultz, als sei er schuld an dem Vorgehen des P. Cunibert. P. Schultz habe das Ansehen des Residenten geschädigt, weil er die Franzosen von der französischen Kapelle abziehe, und deshalb verlange er die Abberufung des Paters, auch erwarte er von mir (dem Provinzial), daß ich jeder Kapelle einen besonderen Pfarrer anweise, und zwar für die Deutschen die kaiserliche, für die Franzosen, Italiener und Belgier die französische Kapelle bestimme.

P. Schultz bestreitet jede Mitwirkung bei der Entfernung des P. Cunibert und der Franzosen. P. Cunibert bestätigt dies. Inzwischen lobt mir der kaiserliche Gesandte Graf von Eck in einem eigenhändigen Schreiben sehr die Missionäre und verbietet deren Abberufung auf das französische Drängen hin. Hier muß bemerkt werden, daß unsere Gesellschaft in Hamburg nur unter der Protektion des Kaisers steht. Auch sind in der Kapelle des kaiserlichen Gesandten die Sakramente gespendet worden und nicht anderswo. Nachdem dann auf Verlangen Vidals der Rektor von Hildesheim nach Hamburg gekommen, um die Streitigkeit beizulegen, und beide Parteien für die Zukunft Stillschweigen versprochen, ließ mich Vidal am 30. Juli wissen, der allerchristlichste König (Ludwig XIV.) verlange die Entfernung des P. Schultz. Ich habe den Befehl des kaiserlichen Gesandten entgegengehalten. In dieser ganzen Sache müssen wir vorsichtig vorangehen, damit wir nicht durch Nachgiebigkeit bei dem einen den anderen verletzen. Wir hängen in Hamburg und fast im ganzen Norden vom Kaiser ab, unter dessen Protektion wir stehen, wir wollen aber auch dem König von Frankreich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, das wäre Undankbarkeit.

Dieser Brief war noch nicht abgegangen, als der Provinzial einen Brief des kaiserlichen Residenten Graf von Eck (dat. 9. August) erhielt, in welchem der Gesandte für die völlige Schuldlosigkeit des Paters eintritt.

Gegen P. Schultz, so schreibt er, bringt man nur Quisquilien vor; die größte Anklage wird von dem Pater geleugnet, und wenn sie auch wahr wäre, hätte die im Frieden von Ryswijk statuierte allgemeine Amnestie sie hinfällig gemacht. Übrigens, so fährt der Gesandte fort, wird auch meine Autorität und die des Kaisers selbst verletzt, da der französische Gesandte ohne mein Wissen, ja gegen meinen Willen die Abberufung eines Mannes verlangt, der nicht allein unter meiner Protektion, sondern in meinen Diensten steht. Würde der französische Gesandte nicht reklamieren und protestieren, wenn Ew. Paternität gegen sein Wissen und seinen Willen auf meine Veranlassung einen seiner Priester, obgleich er nichts verbrochen, als schuldig ab=

berkese? Würde der französische Gesandte nicht unaufhörlich schreien, daß seine und seines Königs Ehre verletzt sei? Wenn der französische Gesandte etwas gegen die Patres hat, wodurch seine Auktorität als Gesandter verletzt worden, so soll er dies — da es sich um eine politische Sache handelt — vor mir beweisen, und wenn die Patres sich nicht verantworten können, werde ich dem Gesandten die Genugtuung nicht verweigern. Wenn aber die Patres ihre Unschuld erwiesen haben, fordert es meine und Ew. Paternität Pflicht die Unschuldigen gegen Gewalt und Verleumdung zu verteidigen, zumal da die Sache durch den Beichtvater schon an den Kaiser gebracht worden ist.

Beichtvater des Kaisers war damals P. Franz Menegatti (aus Wels). Es ist derselbe, den Leibniz in seinen Briefen wiederholt rühmend erwähnt, und von dem er Ende Dezember 1691 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels schreibt: Wenn der Kaiser mir den Auftrag gegeben, ihm einen Beichtvater zu wählen, so hätte ich keinen andern genommen, und ich war um so mehr zufrieden, als ich die Wahl des Kaisers vernahm (Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels 2, 370). Um dieselbe Zeit nun (29. August 1699) berichtete Menegatti dem General:

Im Auftrage der kaiserlichen Majestät soll ich mitteilen, daß der kaiserliche Gesandte in Hamburg, Graf von Eck, gemeldet, der französische Gesandte Abbé Vidal habe in seinem und seines Königs Namen die Entfernung der Missionäre gefordert, die unter dem kaiserlichen Protektorat die Seelsorge bei den Hamburger Katholiken versehen. Da der Kaiser Ew. Paternität die volle Freiheit läßt, über die Mitglieder der Gesellschaft zu verfügen, wünscht er seinerseits, daß Ew. Paternität Untertanen im römischen Reiche im kaiserlichen Dienst nicht von einem Ort an einen andern wegen der Interzession eines auswärtigen Königs versetze. Denn so würde es schließlich geschehen, daß auswärtige Fürsten über Untertanen Ihrer Majestät verfügten, wenn man einmal zugebe, daß sie durch die Ordensobern ihnen Mißliebige entfernen oder Parteigänger befördern



könnten. Sicher erschiene es unpassend, wenn der Kaiser die Entfernung des Praepositus des Pariser Profeßhauses forderte, ebenso unpassend ist es aber, Priester der Gesellschaft aus einer kaiserlichen Stadt zu entfernen, weil sie dem französischen Gesandten mißfallen.

Auf diesen Brief antwortete der General am 19. September 1699:

Er habe geglaubt durch die Entfernung der beiden Patres aus Hamburg auch dem kaiserlichen Interesse zu dienen, in der Annahme, daß die gegen die Patres erhobenen Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten. Die Untersuchung der Anschuldigungen und die Feststellung der Wahrheit pflege er stets den Provinzialobern zu überlassen. Nachdem nun der Provinzial die Unschuld der beiden Patres festgestellt, habe er ihm sofort aufgetragen, dieselben in ihrem Amte zu belassen. Eigenhändig fügte der General diesem Briefe bei, daß es ihm durchaus fern liege, etwas zu verfügen, was irgendwie dem Kaiser mißfallen könne; würde er anders verfahren, so verdiene er in der Tat den Namen eines „Barbaren".

Diese Gegenordre rief dann wieder den französischen Residenten auf den Plan, der, wie wir bereits vernommen, in dem langen Schreiben vom November alle Hebel in Bewegung setzte, um den General umzustimmen.

Diese Situation war nur zu sehr geeignet, den armen General in große Verlegenheit zu bringen. Er wandte sich deshalb am 10. Dezember 1699 an P. Menegatti um Hilfe:

Täglich werden bei mir die Klagen über die Missionäre in Hamburg erneuert. Unter dem Streit der Parteien muß die Tätigkeit der Patres leiden. Auch ist es für uns gehässig und schädlich, wenn unsretwegen Streit zwischen den Residenten der Fürsten entsteht. Wenn Ew. Hochwürden dahin wirken könnten, daß man gestattete, diese Patres wenigstens nach einigen Monaten unter einem ehrenvollen Titel an einen anderen Ort zu versetzen, würden Sie der Gesellschaft und mir einen großen Dienst erweisen. Ich verdamme die Patres nicht als schuldig, sondern möchte für den Frieden sorgen; auch gilt ja eine Versetzung

bei uns nicht als Strafe, sondern entspricht unserm Institut. Wenn ich dies erlange, werde ich von keiner geringen Sorge befreit.

Diese Nachgiebigkeit gegen die französischen Wünsche gefiel dem Beichtvater nicht ganz, denn am 9. Januar 1700 antwortete er dem General:

Er werde tun, was er könne. Er müsse aber sehr sachte vorangehen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob wir die geheimen Intriguen der Franzosen, die überall im Reiche bei den Katholiken die erste Rolle zu spielen suchen, begünstigten. Denn der kaiserliche Gesandte hat einen sehr ehrenvollen Bericht über unsere Missionäre in Hamburg gesandt. Wenn man deshalb fremden Berichten Glauben schenkte, könnte dies größeres Mißfallen erregen, als man durch die Entfernung zu verhindern suche.

Die an und für sich geringfügige Sache hatte sich so zu einem Streit um kaiserlichen oder französischen Einfluß zugespitzt. Dieser Streit war damals am Vorabend des Todes Karls II. und des Weltkrieges um das spanische Erbe überall brennend. So konnte P. Menegatti am 9. Juni 1700 dem General schreiben: Es übersteigt allen Glauben, welche Pläne zum Verderben des Hauses Österreich in der ganzen Welt geschmiedet werden. In dieser Situation wollte man in Wien nicht so leicht nachgeben. Deshalb legte Menegatti am 30. Juni 1700 den kaiserlichen Standpunkt nochmals ausführlich dem General vor.

Der Kaiser kann wegen seiner Autorität nicht dulden, daß seine Untertanen nach Belieben auswärtiger Mächte entfernt und versetzt werden. Da die neuen Anklagen, die gegen die Patres erhoben werden, dieselben sind, die sich durch die Untersuchung als falsch ergeben haben, so glaubt der Hof, daß kein anderes Vergehen der Missionäre vorliege, als daß sie nicht nach der Pfeife des Abbé Bidal tanzen wollen. Eine Abberufung unter einem anderen ehrenvollen Titel werde der Kaiser als eine Willfährigkeit gegen den französischen Gesandten auffassen müssen.



Auch Ludwig XIV. beharrte auf seiner Forderung, die beiden Patres zu entfernen, und um dieser mehr Nachdruck zu verleihen, befahl er die auf französischem Gebiete liegenden Güter des Trierer Noviziats einzuziehen. Darauf bezieht sich Menegatti in der Antwort vom 4. August auf einen Brief des Generals vom 12. Juli, der ihm das Mandat des französischen Königs überschickt hatte.

Der Vizekanzler Graf Caunitz und ich — so schreibt Menegatti — haben an den kaiserlichen Gesandten in Paris, Graf Sinzendorff geschrieben, er möge nicht in seiner Eigenschaft als Gesandter aber als Freund der Gesellschaft beim König und dem königlichen Beichtvater de la Chaise für die Unschuld der Hamburger Patres eintreten; diese Patres seien bereit, zu beweisen, daß alle Anklagen gegen sie unbegründet seien. Ich zweifle, so fährt Menegatti fort, ob der König auf diese Rechtfertigung hin seinen Unwillen ablegen wird. Ich habe deshalb den Kaiser gebeten, Ew. Paternität zu erlauben, die Patres von Hamburg abzuberufen, damit das Trierer Noviziat keinen Schaden leidet. Der Kaiser hat dies gnädig bewilligt, er wünscht aber die Patres so abberufen zu sehen, daß ihre Abberufung als eine Promotion, nicht aber als eine Entfernung in Folge der französischen Drohungen erscheine.

Die Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten in Paris hatten aber doch gegen Erwarten den Erfolg, daß — wie Menegatti am 4. September dem General mitteilte — Ludwig XIV. dem Abbé Vidal befahl, den Patres in Hamburg die Hauptpunkte der Anklage mitzuteilen, damit sie sich rechtfertigen könnten. Deshalb wünscht der Vizekanzler Graf Caunitz Ew. Paternität möchten die Abberufung der Patres noch etwas verschieben, bis dieselben geantwortet und sich gerechtfertigt, damit dann um so klarer werde, die Patres seien nicht auf das Drängen des Königs entfernt worden, sondern weil es der Gesellschaft so gut geschienen habe. Die Rechtfertigung der Missionäre fiel so aus, daß der König sein Mandat zurücknahm.

Abbé Vidal wandte sich nunmehr an die Propaganda



und forderte die Errichtung von zwei Nationalkirchen (duarum ecclesiarum nationalium) und daß den deutschen Missionären in der Folge jede Jurisdiktion in der französischen Kapelle entzogen werde. Diese Sache kam durch den Kardinal Grimani auch an den Kaiser und durch diesen an den Grafen Eck. In einem Gutachten, das dieser von den deutschen Jesuiten forderte, betonen die Patres: abgesehen von den Bedenken, die vom kirchlichen Standpunkte gegen die gesonderten Nationalkirchen zu erheben seien, könne der Kaiser doch nicht dulden, daß Hamburger Bürger deshalb, weil sie in Frankreich oder gar nur von französischen Eltern geboren seien, als Untertanen des Königs von Frankreich (subditi regis Christianissimi) betrachtet würden. Werde dem französischen Gesandten die beanspruchte Vergünstigung zugestanden, so könnten die Gesandten von Spanien und Portugal dasselbe Recht beanspruchen. Die Propaganda verwies darauf die Sache an den apostolischen Vikar des Nordens, der gegen Vidal entschied. Dieser ließ aber nicht nach. Er reichte neue Klagen gegen die Patres in Paris und Rom ein. Noch bevor er aber etwas erreichte, mußten beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges sämtliche französische Gesandte das deutsche Reich verlassen. Auch Abbé Vidal leistete dem vom Senate am 20. Juli 1703 an ihn ergangenen Befehl die Stadt zu räumen, ungesäumt Folge. Damit waren auch die französischen Ansprüche erledigt und der Streit beendet.

XLVIII.

Der Völker- und Kulturkrieg.

Von Dr. Georg Grupp.

Wie vielen Menschen bietet unser Erdglobus Raum? Läßt sich die Gesamtzahl verdoppeln, verdreifachen, so daß die Menschheit auf mehrere Milliarden anwachsen würde? Allzuwenig kümmert uns diese Frage. Wir leben viel zu sehr in den Tag hinein, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Raubwirtschaft, die seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden getrieben wurde, bald aufhöre. Einen Raubbau trieben die Römer und die Romanen, Angelsachsen, Engländer und Nordamerikaner. Zeugen und Denkmäler davon sind die Wüsten und Einöden der alten und neuen Welt. Wird sich die blinde Ausbeutung der unterirdischen Schätze, besonders der Kohlenlager, einst nicht ebenso rächen wie die Waldverschwendung der romanischen Länder? Wird die Industrialisierung der Welt nicht bald an unüberwindliche Schranken stoßen? Eine ungehinderte Volksvermehrung auf dem Grunde der Industrie und des Handels läßt sich nur so lange und so weit durchführen, als es Menschen und Völker genug gibt, die auf einer niederen, weniger einträglichen Wirtschaftsstufe stehen bleiben. Die Industrie wird viel eher an eine Grenze stoßen als die Landwirtschaft. An Land- und Erdarbeitern, an Bauernknechten und Gutstaglöhnern tritt viel eher ein Mangel ein als an Industriearbeitern, und die fortgeschrittenen Völker müssen den Mangel durch Ausländer decken oder Nahrungsmittel einführen. Dieser Zustand ist aber kein idealer, und viel höher steht das Land, das sich selbst genügt und den Boden mit einheimischen Kräften bestellt.[1]) Die Loslösung von der Mutter

1) „Wenn es gelingt", erklärte einmal Bismarck, „die Volksernährung voll und ganz aus heimatlichem Grund und Boden zu beschaffen und das Ausland die Zinsen für unsere ausstehenden Kapitalien und die Dividenden der im Auslande gemachten Anlagen in bar bezahlen muß, dann werden wir bald das reichste Volk der Erde sein." Der „Tag" 1915 Nr. 177 (31. Juli).



Erde ist verhängnisvoll für ein Volk. Die Weltherrschaftsvölker haben die natürlichen Bedingungen ihres Daseins verlassen und sich auf die gewinnreiche Arbeit der Beherrschung und Ausbeutung beschränkt. Typisch ist das Verhalten der Angelsachsen der alten und neuen Welt, die bei ihrer Kolonisierung von kaufmännischen Berechnungen ausgingen und rasch lohnende Großbetriebe einrichteten. Die kleineren Betriebe überließen sie den geduldigeren Deutschen und anderen Völkern. A German grows rich on a farm on which a Yankee would starve, heißt es in Amerika. Der Engländer, der Amerikaner zieht leichten Herzens da ab, wo er nichts mehr ausbeuten kann; er wechselt mit gleicher Leichtigkeit seine Heimat wie seinen Betrieb. Ihm ist alles Geschäft. Business ist sein Schlagwort, das zweite Wort in den Gesprächen und in den Gedanken. Er sucht immer wieder neue Gebiete der „Kultur" zu „erschließen", wie er sich einbildet, um sie bald wieder zu verlassen, wenn er seine Beute ins Reine gebracht hat. Ein solches Verhältnis zur Kultur ist ziemlich äußerlich. Nicht ohne Grund sprechen die fremden Völker alle von Zivilisation, nur die Deutschen von „Kultur" in einem deutlichen, wenn auch unbewußten Anklang an colere, pflegen, hegen, und an die Grundlage aller Kultur, den Bodenbau. Das deutsche Wort hat einen viel tieferen Sinn, einen konservativeren Klang als das ausländische; es bedeutet die Pflege aller Kulturgüter, der höheren und der niederen und weist auf höhere Lebensideale hin. Dagegen hat das Wort Zivilisation, die „Bürgerlichkeit" nur das gesittete Leben, Nebeneinanderleben im Auge. Dieses aber verträgt sich ganz gut mit der Naturvergeudung und schließt auch eine Unterjochung minderzivilisierter Völker und Stämme nicht aus.

Es ist ein Jammer um die Menschheit. Die Engländer und Russen, denen die halbe Welt gehört, haben immer noch nicht genug; sie haben noch nicht genug Länder ausgebeutet und verwüstet und wollen noch mehr ausrauben unter dem schönen Titel der „Kolonisierung". Wie viel hätten



die Engländer in ihrer nächsten Nähe in Irland zu bessern? Wie viel hätten die Italiener in Calabrien zu tun? Wie viel die Russen in Sibirien? Anstatt andere Völker mit ihrer Kultur zu beglücken, hätten sie in ihrem eigenen Hause genug zu tun.

Nächstens kommen auch noch die Gelben mit ihrem Evangelium der Zivilisation. Sie haben schließlich soviel Recht als die Russen auf dieses Schlagwort; haben doch die Europäer an ihnen viel Nachahmungswertes gefunden und manches sklavisch nachgemacht. Ihre Kunst und ihre Sittlichkeit wurde sicher weit überschätzt. Jahrhundertelang haben sie aber wenigstens nur gegen sich selbst gewütet mit Kindstötungen und Aussetzungen, da ihr Land für die ungeheuer rasch wachsende Bevölkerung trotz guter Bewirtschaftung nicht genügend Raum bot. Nachdem die früheren barbarischen Mittel in der Verachtung sanken und die Lebensfürsorge wuchs, fühlen sie sich beengt und bedrohen alte Kulturländer. Der Krieg aller gegen alle, der Völkerkrieg hat begonnen und er wird noch nicht so schnell sein Ende finden. Die urzeitlichen Kämpfe um die Futterplätze kehren wieder. Schon die Art der Kriegführung nimmt vorgeschichtliche Formen an und versetzt uns in das Ringen um Höhlen und Ringwälle. Die Fertigkeit im Schleudern, die Unerschrockenheit im Handgemenge, das Dareinschlagen mit Kolben, mit Eichenkeulen, teilweise sogar der Schild und das Visier kommt wieder zu Ehren und bildet einen eigentümlichen Gegensatz zu den Leistungen der fortgeschrittensten Schießtechnik. Wie einst die Stämme suchen sich die Völker auszurotten und ein tötlicher Haß, eine beispiellose Erbitterung, eine wahre Berserkerwut erfaßt die Krieger. Alle Banden der Menschheit scheinen gelöst zu sein; ihre Abgründe liegen offen und das Völkerrecht wird mit Füßen getreten gerade von jenen, die in seinem Namen in die Schlacht auszogen. Die früheren Kabinetskriege waren Idyllen dagegen. Es ist eine große Täuschung zu meinen, die Demokratien seien friedlicher als die Monarchien; die rote Internationale hat

versagt. Ein Monarch allein konnte auf seine Verantwortung hin nicht so viel wagen als eine rücksichtslose Vertretung eines demokratischen Gemeinwesens. Der Völkerkrieg, der Rassenkampf, vergiftet durch Rassenhaß, nimmt gigantische Formen an und häuft Berge von Trümmern und Leichen auf. Der Kampf um die Kultur wird nahezu ein Kampf gegen die Kultur. Wo bleibt die Kultur, wo die Humanität, wo die Religion? Das Christentum hat versagt, erklären viele. Doch nein, nicht das Christentum, nicht die echte Religiosität hat versagt, sondern die Ochlokratie, der Massengeist. Einen Halt gibt es nur da, wo noch die Autorität aufrecht steht, eine wahre Autorität, keine Scheinautorität wie die des russischen Kaisers. Denn auch hier bedeutet der Kaiserwille wenig gegenüber der Rassenleidenschaft, dem Panslavismus, den die großfürstliche Oligarchie aufstachelte und zu ihren Zwecken mißbrauchte.

Der Cäsarismus hat sich in der Geschichte schlecht bewährt. Wie wenig hielt er einst Stand gegenüber den heranflutenden „Barbaren“! Heute befinden sich die „Barbaren“ in der umgekehrten Lage von damals. Vor fünfzehnhundert Jahren umzog das römische Reich an allen gefährdeten Stellen ein Grenzwall, der Limes, gegen den die Germanen, Parther, Skoten, Berber anstürmten. Nun ist es Germanien, das von allen Seiten erdrückt zu werden droht und unsere Feinde haben, um mit der hl. Schrift zu reden, einen Wall aufgeworfen, um uns von allen Seiten zu schrecken (Luk 19, 43). In banger Sorge blickten wir um uns und fragten, wie es uns wohl ergehen würde? Ist Deutschland wirklich dem römischen Reiche vergleichbar oder beginnt ein neuer Aufstieg? Hinter uns liegen keine vier Jahrhunderte eines üppigen Genußlebens, geführt auf Kosten eroberter Länder. Die Entvölkerung hat uns nicht wie diese gezwungen, von fremden Völkern Söldner zu werben. Im Gegenteil; die Übervölkerung drängt wie damals die Deutschen hinaus über ihre Grenzen; sie wollen nicht mehr wie Jahrhunderte lang den Kulturdünger aller Völker abgeben. Die Deutschen glauben



noch in der Welt einen Beruf zu haben; sie haben ihre Mission noch keineswegs erfüllt und ihre Lebenskraft erschöpft. Die römische Herrschaft und Kultur hatte im vierten Jahrhundert ihre Aufgabe gelöst. Allerdings hatte das Christentum neue Ziele und Fragen gestellt und ein belebender Hauch war von ihm ausgegangen, aber es hatte den Zusammenbruch nicht verhindern können. Mit welch ganz anderer Energie als das römische Volk hat dagegen das deutsche Volk die Aufgaben der Zeit erfaßt. Es steckt in ihm eine ganz unerschöpfliche Lebenskraft, eine alle Welt in Erstaunen setzende Unternehmungslust, ein Mut, der es wie ein Wirbelwind erfaßte und über alle Grenzen hinausführte. Einer ganzen Welt von Neidern und Feinden hielt es bis jetzt in wunderbarer Zähigkeit stand, und es steht fest, daß es seine Eigenart bewahren und durchsetzen, seine überlegene Kultur weiter ausbauen und ausdehnen wird. „Am deutschen Wesen soll die Welt noch genesen", sagte schon Geibel und Kaiser Wilhelm wiederholte das Wort. Der Krieg, der große Zerstörer, der Feind aller Kultur, ist zugleich der Erzeuger neuer Lebenskräfte und neuer Kulturwerte. In ihm bewährte sich, was schon zuvor die Stärke der Deutschen war, ihr Organisationsgeist, ihr Ordnungssinn, ihre innerliche Religiosität, ihr wissenschaftliches Streben. Eine viel tiefere Kulturtätigkeit, als sie bisher die Welt kannte, soll von Deutschland ausgehen, die Völker emporheben und ein neues Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit anbrechen. Der deutsche Heldengeist soll den Händlergeist besiegen, der die ganze Welt zu überfluten droht; die tiefere deutsche Kultur soll eine oberflächliche Zivilisation überwinden, die innere Kolonisation die äußerliche Expansion ablösen.[1]) Mögen die Deutschen das in Wahrheit werden, was man sie ironisch

1) Vgl. Werner Sombart, „Händler und Helden", worin mit Recht die moderne Geringschätzung der Landwirtschaft als charakteristisch für den Händlergeist festgestellt wird, und Ernst Müller-Holm „Der englische Gedanke in Deutschland", eine Gegenschrift gegen den Imperialismus eines Rohrbach (s. oben S. 345 ff.).

genannt hat, die Schulmeister der Welt! Keine Schulmeister in dem Sinne, daß sie alle Völker in eine einförmige Zivilisationsjacke stecken und ihnen ihren Geschmack und ihr Gehaben aufzwingen, sondern daß sie ihre Eigenart liebevoll pflegen, sie entfalten und mit innern Werten bereichern. „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte", sagt Schiller, „doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit".

XLIX.

Die deutschen katholischen Missionen im ersten Kriegsjahr.

Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin.

In vielen Jahresrückblicken hat unsere Tages- und periodische Presse sich und ihren Lesern Rechenschaft gegeben über Deutschlands Taten und Geschicke im verflossenen Kriegsjahr, damit verbunden auch über deren Stand und Ergebnis in der Gegenwart. Aber wie die deutsche Heimat und mit ihr die Kirche, so hat auch deren Projektion in der Außenwelt, die deutsche Heidenmission, Freud und Leid mit unserem Volk und Heere geteilt; und so kommt es, daß ihr Schicksal und ihre Zukunft untrennbar mit dem deutschen Kriegslos überhaupt verknüpft ist. Wo wäre also ein guter Deutscher und ein guter Katholik, der für diese Seite unserer „historisch-politischen" Entwicklung im gegenwärtigen Völkerdrama kein Interesse hätte? Auf Grund des authentischen Materials, das mir von verschiedenen Seiten, meist auf Umwegen über das neutrale Ausland, zugekommen ist, möchte ich hier ein Bild davon entwerfen.[1])

---

1) Für die Quellen und Details verweise ich auf die Rundschauen des laufenden Jahrgangs der bei Aschendorff in Münster vierteljährlich erscheinenden „Zeitschrift für Missionswissenschaft" (Abonn. 6 Mk.). Ausführlicher und für einen weiteren Leserkreis habe ich



1. In den deutschen Kolonien.

Der enge Zusammenhang zwischen der deutschen Missions- und Kolonialentwicklung brachte es mit sich, daß weitaus die Mehrheit unserer Missionsgesellschaften, einzelne von ihnen sogar ausschließlich in den erst seit den achtziger Jahren vom Reich erworbenen Schutzgebieten wirken, für deren Missionierung ihnen überhaupt erst Niederlassungen und Missionsanstalten in Deutschland bewilligt wurden. Dank ihrer aufopfernden Tätigkeit und der regen Unterstützung durch die deutschen Katholiken, gelang es ihnen binnen einer Generation, unter Überflügelung selbst der protestantischen Missionen nicht blos viele Eingeborenen (230,000) zum Christentum zu bekehren und für ihre kulturelle Hebung gegen zweitausend Schulen zu errichten, sondern auch einer völligen Christianisierung dieser ehedem so wilden Völkerschaften in absehbarer Zeit die Wege zu bahnen. Diese vom religiösen wie vom allgemein menschlichen Gesichtspunkt aus so hocherfreulichen Früchte einer jahrelangen angestrengten Missionsarbeit sind nun mit einem Male, vielleicht für immer dadurch in Frage gestellt, daß unsere Feinde trotz der entgegenstehenden internationalen Abmachungen (besonders der Kongoakte) die deutschen Kolonien überfielen und auch die dortigen Missionen schonungslos zerstörten oder doch die Missionare daraus vertrieben bezw. in ihrer Bewegungsfreiheit empfindlich hemmten. Mit Recht haben daher die katholischen und die evangelischen deutschen Missionsgesellschaften gegen diese Frevel am Christentum wie an der Zivilisation in einem fürs Ausland berechneten Notschrei feierlich protestiert.

Unsere größte Kolonie Deutschostafrika bildet insofern eine Ausnahme, als es hier unseren Gegnern trotz ihrer Anstrengungen und ihrer Überzahl während eines ganzen Jahres nicht gelungen ist, unsere heldenmütigen Schutz-

den Gegenstand behandelt in meiner Broschüre über „Die christliche Weltmission im Weltkrieg" (Volksvereinsverlag München-Gladbach 1.20 Mk.).



truppen zu überwältigen oder auch nur größere Teile des Schutzgebiets in Besitz zu nehmen. Infolgedessen sind die dortigen Missionen durch die deutsche Militärgewalt völlig geschützt und in ihrem Wirken ungestört geblieben, können sogar noch mitten im Kriege Fortschritte machen und ihre Christenzahl erheblich vermehren. So setzen die Benediktiner von St. Ottilien im Süden (Daressalam) ihre Arbeit unvermindert fort und befinden sich wohl, wenn auch die materielle Notlage sie zur Einstellung oder Einschränkung mancher Werke zwang. Ebenso erfahren wir von den Vätern vom hl. Geist im nördlichen Küstengebiet (Bagamoyo und Kilimandscharo), es gehe ihnen gut und die Mission wie früher weiter, sie hätten sogar bei Bagamoyo 10 neue Schulen gründen können. Ähnlich lauten die Nachrichten der Weißen Väter aus den vier Binnenvikariaten an den großen Seen. Nach ihren Berichten ist auch die Haltung der Eingeborenen, der christlichen wie der mohammedanischen, loyal und patriotisch: viele Christen zogen begeistert in den Krieg und schlagen sich tapfer; ja auch die Zurückgebliebenen strömen in Scharen zu dem Missionar, damit er für ihre Rekrutierung sich verwende; in allen katholischen wie evangelischen Kirchen flehen sie täglich für Deutschlands Sieg.

Auch in Kamerun gelang es der unvergleichlichen Tapferkeit des kleinen deutschen Kolonialheeres, wenigstens das Innere des Landes zu halten und damit auch die dortigen Pallottinermissionen bis zur Stunde vor den Kriegsgreueln zu bewahren. Eifrig fahren die Patres in den ihnen noch verbliebenen drei Stationen Jaunde, Minlaba und Ngowayang fort die Bevölkerung wie die Truppen zu pastorieren. Ja infolge des siegreichen Wiedervordringens der Unsrigen konnten sie in ihre Station von Dschang zurückkehren, wo die Engländer zu Beginn des Jahres alles ausgeplündert und räuberische Bewohner nach ihrem Abzug das Zerstörungswerk fortgesetzt hatten, während das ebenfalls wiederbesetzte Andreasberg mittlerweile abermals in die Hände der Feinde gefallen ist. Geradezu barbarisch hausten Engländer wie Franzosen in



den schon letztes Jahr von ihnen überfallenen zahlreichen Küstenstationen der Pallottiner. In der Hauptstadt Duala, die mit Hilfe der verräterischen Bevölkerung Ende September von den Verbündeten erobert wurde, raubten die französischen Kolonialsoldaten die katholische Mission gänzlich aus und sollen sogar die Kathedrale in einen Pferdestall verwandelt haben; in Edea zertrümmerten sie Ende Oktober Altäre, Tabernakel, Statuen, Beichtstühle, Harmoniums und griffen die Schwestern selbst tätlich an; ein verwandtes Schicksal erlitten Ende November vier weitere Stationen. Die Missionare wurden wie Verbrecher unter der schmachvollsten Behandlung teils gefangen nach Dahomey oder England abgeführt, von wo sie dank diplomatischer Intervention in ihre Heimat zurückkehren durften, teils nach dem spanischen Fernando Poo ausgewiesen, dessen Patres ihnen liebevolle Aufnahme gewährten. Unter ähnlichen ganz unwürdigen Begleitumständen wurden drei Sittarder Missionare aus der neuerrichteten Präfektur Adamaua von Ossing nach Lagos transportiert, von wo sie ebenfalls nach Fernando Poo gelangten, während die Väter vom hl. Geist aus Butika in Neukamerun bei ihren Ordensgenossen in Gabon Unterkunft fanden und ihr Superior unter der Bedingung bleiben durfte, daß er einen französischen Mitbruder zu sich nahm. Der verwaisten Christen Kameruns nimmt sich ein Lyoner Missionar von Lagos an, der in Duala für die Umwohner Gottesdienst hält und ihnen das wärmste Lob spendet. Scharenweise strömen sie zur Messe und zu den Sakramenten herbei, und die einheimischen Katechisten halten sie gut in Zucht. Mit rührender Treue hängen sie an ihren verbannten Vätern im Glauben, wie ihre Briefe beweisen. Auch der deutschen Sache sind die unterjochten Küstenchristen wie die des noch unokkupierten Binnenlandes im Herzen durchweg treu geblieben, während die heidnische und zum Teil selbst die protestantische Bevölkerung vielfach mit den fremden Räubern konspiriert. Diese über alles Erwarten hinausgehende Bewährung in der Prüfung ist gewiß der süßeste Trost für unsere schwer

heimgesuchten Glaubensboten und der glänzendste Beweis dafür, wie solide sie im Dienste ihrer Kirche wie ihres Vaterlandes gearbeitet haben.

Nicht gar so schlimm ging es den Steyler Missionaren in Togo, als schon im August vorigen Jahres unsere Feinde sich in den Besitz dieser Musterkolonie teilten. Zwar kam es auch da vor, daß Missionsstationen beschädigt und einzelne Patres gefangen gesetzt wurden, aber im großen ganzen konnten sie auf ihren Posten bleiben und weiterwirken, wenn auch unter mannigfachen Beschränkungen. Am leidlichsten ist ihre Lage in dem englisch gewordenen Westen, wo sie dank der Verwendung des gut katholischen Gouverneurs der Goldküste Katechese und Schularbeit fortsetzen konnten, während das Predigen ihnen verboten wurde. Viel gedrückter ist ihr Apostolat im östlichen Anechobezirk unter der französischen Herrschaft, auf deren Anordnung die Missionsschulen meist geschlossen und die missionarische Tätigkeit streng auf die Kirche eingeengt, die Außenstationen (der Busch) vollkommen davon ausgeschlossen wurden. Die Haltung der Eingeborenen und Gemeinden ist verschieden: während die Christen in Lome und Anecho an der Küste den Patres treue Sympathie und Fürsorge erweisen, legen sie auf den Stationen des Innern unter dem Einfluß der heidnischen Umgebung Interesselosigkeit und Nachlässigkeit im Schulbesuch an den Tag.

Inzwischen ist auch Deutschsüdwestafrika nach fast einjährigem heroischen Todeskampfe kraft der Kapitulation vom 9. Juli eine Beute der Engländer geworden. Näheres über den Rückschlag dieser Besitzergreifung auf die Missionen haben seitdem weder die Hünfelder Oblaten aus der nördlichen Präfektur, noch die Oblaten des hl. Franz von Sales aus der südlichen erfahren. Aber wir können es wohl einigermaßen erschließen aus dem Los des P. Hetzenecker von Lüderitzburg, der nach Einnahme dieser Stadt mit zwei Brüdern als Kriegsgefangener nach dem Konzentrationslager



von Pietermaritzburg geschleppt wurde, wo er die Seelsorge der internierten Deutschen übernahm.

Anständiger scheinen sich die Engländer in der seit einem Jahre zwischen ihnen und den Japanern aufgeteilten deutschen Südsee gegen die Missionen und Missionare benommen zu haben. Die Steyler in Deutschneuguinea (Kaiser-Wilhelmsland) werden im allgemeinen von den neuen australischen Herren nicht belästigt, wenn auch ihre Zentralstation St. Michael bei Alexishafen durch den Zusammenstoß vorübergehend in Gefahr geriet und ihre erzieherischen und wirtschaftlichen Werke bedeutend reduzieren mußte; dem schönen Missionsdampfer Gabriel gelang es, vor der feindlichen Raubgier glücklich nach einem niederländischen Hafen zu entweichen. Auch die Hiltruper Missionare vom heiligsten Herzen in Neupommern dürfen ihrem Berufe ungestört nachgehen und haben nun auch ihre materielle Krisis überwunden. In einem eigenen Schreiben an die Missionsleitung hat das Kolonialamt dankbar die Mitwirkung der Patres bei Aufrechthaltung der Ordnung zu Beginn des Krieges bezeugt, und als die Engländer vom Bischof (Franzose) die Angabe der Zufluchtsstätte des deutschen Gouverneurs verlangten, gab er die stolze Antwort: „Fesseln könnt ihr mich, aber niemals werde ich ein Land verraten, dessen Gastfreundschaft ich fünfundzwanzig Jahre lang genossen habe.“ Unter dem Einfluß der Missionare nahmen auch die katholischen Eingeborenen in Neupommern und in Deutschneuguinea eine korrekte Haltung ein, im Gegensatz zu den protestantischen, die gleich ihren australisch-wesleyanischen Missionaren mit den Eroberern offen sympathisierten und ihnen die Wege zum Überfall auf die Deutschen zeigten. Wie die Steyler und Hiltruper in Neuguinea können sich auch die Maristen in Samoa ihren Werken widmen, auch in den wiedereröffneten Schulen, obschon ihre Finanzlage sehr gedrückt ist. Ebenso leiden die Hiltruper Missionare und Schwestern auf den Marschallinseln stark unter der finanziellen Notlage, wurden aber von den Japanern auf ihren Stationen be-



lassen und ihr Eigentum nicht angetastet. Geradezu begeistert schildern uns endlich die rheinisch-westfälischen Kapuziner auf den Karolinen und Marianen, wie freundlich sie von den japanischen Eroberern behandelt würden und wie ruhig sie unter ihrem Schutze fortarbeiten könnten, wenngleich auch sie wegen der Proviantzufuhr in großer Verlegenheit sich befinden.

Weniger galant gingen die gelben Japs nach dem Fall von Tsingtau und der Eroberung unserer chinesischen Kolonie Kiautschou am 7. November mit den Missionen um. Wacker waren die katholischen Missionare von allen Seiten zur Verteidigung dieses deutschen Bollwerks im fernen Osten herbeigeeilt und hatten sich direkt oder indirekt daran beteiligt, soweit sie nicht vom Gouverneur unter weitherziger Rücksichtnahme auf das Missionswerk zurückgeschickt worden waren. Während die Waffentragenden unter ihnen als Gefangene nach Japan kamen und die übrigen nach Hause entlassen wurden, durften die ansäßigen Steyler in der Stadt verbleiben, allerdings unter mannigfachen Erschwerungen und Schädigungen. Bei der Belagerung wurde ihre Wohnung von Granaten überschüttet, während Patres und Schwestern im Keller beteten, nach der Übergabe das Haus von den eingedrungenen Japanern von oben bis unten durchstöbert. In der Stadt Kiautschou internierten sie zeitweilig die Missionäre und nisteten sich frech in der Mission ein, deren Türen und Fenster sie in Stücke schlugen, doch konnten nach ihrem Abzug Patres und Schwestern zurückkehren und sich wieder frei bewegen. Mehrere Monate hindurch war die Missionsarbeit im Tsingtauer Operationsgebiet völlig lahmgelegt, ihre Gemeinden nicht mehr von Priestern besucht und ihre Schulen aufgelöst, wie der apostolische Bischof Henninghaus klagt.

2. Auf nichtdeutschem Boden.

Waren unsere Glaubensboten in den deutschen Gebieten dem völkerrechtswidrigen Überfall unserer rohen Widersacher ausgesetzt, so mußten sie in den fremden Kolonien nicht minder



allen internationalen und menschlichen Grundsätzen zum Trotz die ärgsten Unbilden der haßerfüllten Zwingherren über sich ergehen lassen. Namentlich das perfide und hinterlistige Albion, das sonst von heuchlerischen Frömmigkeitsbeteuerungen zu triefen und als Schutzmacht der christlichen Missionen aufzutreten pflegt, hat sich durch sein schmachvolles Vorgehen gegen die auf seinen Territorien zum Wohl des Landes und Volkes seit vielen Jahren tätigen Missionare für alle Zeiten ein unvertilgbares Brandmal aufgedrückt.

Tragisch entwickelte sich besonders das Kriegsgeschick der deutschen Missionen und Missionare in Indien. Zunächst nahm die Kolonialbehörde eine tolerante Stellung ein und begnügte sich mit einer allerdings sehr lästigen Polizeiaufsicht und täglichen Meldepflicht, aber ihre Maßregeln nahmen und nehmen immer schärfere Formen an. Schon im Dezember hörte man auf Umwegen, daß eine große Zahl deutscher Jesuiten aus Bombay, wo sie an der Spitze ihres hochangesehenen Kollegs bisher so segensreich gewirkt hatten, in das Gefangenenlager von Ahmednagar gebracht worden waren. Bald gesellten sich deutsche Millhiller und Salvatorianer zu ihnen, bis zur Stunde in der schärfsten und strengsten Abteilung, in der sonst nur die gefährlichsten und verdächtigsten Gefangenen untergebracht sind, während die Jesuiten beim britischen Botschafter in Rom eine Versetzung ihrer Patres in einen mildern Camp erreichten. Später wurden auch die deutschen Oblaten auf Ceylon und die Salvatorianer in Assam interniert, nachdem sie zuerst als Kriegsgefangene im weitern Sinne auf ihren Stationen belassen worden waren. Selbst Schwestern in Bangalore sollen vom Gefangenenlos ereilt worden sein. Dagegen scheinen die deutschen und österreichischen Mitglieder der Millhiller Kongregation in Britisch-Borneo noch immer auf ihrem Arbeitsfeld zu weilen, freilich nicht ohne allerhand beengende Verpflichtungen und Beschränkungen. Unter dem Eindruck der maßlosen Hetze seitens der englischen Landespresse ist nun die Regierung anscheinend vollends entschlossen, im September oder Oktober sämtliche

deutsche Missionare einschließlich der Schwestern gefangen-zusetzen. Tröstlich wirkt in diesem trüben Bild die zuvorkommende Hilfeleistung der anderen indischen Diözesen, wodurch auch die deutschen Jesuitensprengel Bombay und Poona in Stand gesetzt sind, das Bestehende auf dem Gebiet der Schulen und Heidenmissionen über Wasser zu halten.

Im englischen **Afrika** wird das deutsche und österreichische Missionspersonal ungleichartig behandelt je nach den lokalen Verhältnissen und der Gunst der Einzelverwaltungen. In Britisch-Sansibar, aus dem der Missionsobere von Bura in das indische Konzentrationslager kam, sind selbst die elsässischen Väter vom hl. Geist, die nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis ihres Bischofs noch französischer als die Franzosen waren, ja Tag und Nacht für die Niederlage Deutschlands beteten, ohne Erbarmen als möglicherweise deutsche Verräter und Spione eingekerkert worden! Kriegsgefangen schmachten ferner im südafrikanischen Lager von Pietermaritzburg neben P. Hetzenecker aus Deutsch-südwest zwei Oblaten aus Natal und ein Jesuit aus Sambesi, während die Marianhiller aus der Gefangenschaft befreit worden sind und in Natal wieder ungehemmt arbeiten können. Die Elsässer aus der Lyoner Gesellschaft in Britisch-Westafrika sind zwar ebenfalls interniert und müssen sich periodisch vorstellen, aber sie üben sonst frei ihre Amtstätigkeit aus und sollen es bei ihren Meldebesuchen sehr gemütlich haben. Auf völlig freiem Fuße scheinen die Tiroler Serviten in Swasiland (Südafrika) und die Sudanmissionare in Chartum (Obernil) zu stehen, außer den Missonaren von Assuan, die nach Alexandrien überführt wurden; doch sind beide Missionen durch finanzielle Not aufs schwerste bedrängt. Die galizischen Jesuiten in Britisch-Sambesi verrichten gleichfalls ihre Arbeit in Mission und Schule weiter, wenngleich sie unter Kriegsrecht gestellt sind. Auch auf die Steyler in Portugiesisch-Sambesi (Mozambique) griff die Verfolgung zeitweilig insofern über, als sie im Januar aus ihrer Mission Angonia vertrieben und ihr Güter in Boroma besetzt wurden, unter dem nichtigen



Vorwand, die Deutschen hätten einen Eingeborenenaufstand angezettelt; indes bewirkte die Furcht vor dem deutschen Namen eine Aufhebung dieser unfreundlichen Maßnahmen. Auch den deutschen Sittardern an den Stanleyfällen in Belgisch-Kongo ist bis jetzt kein Leid widerfahren. Unbehelligt scheinen ebenso bis auf Weiteres die deutschen Pallottiner in Australien und die deutschen Oblaten in Kanada geblieben zu sein.

Weit nobler und humaner verfuhr das heidnische Japan mit den in seinem Inselreiche arbeitenden deutschen Glaubenspionieren. In der Hauptstadt Tokyo durften die deutschen Jesuiten nicht blos ihre neugegründete Hochschule weiterführen, sondern auch im Auftrag der Regierung an der Reichsuniversität Vorlesungen über deutsche Literatur eröffnen. Die Steyler in der jungen Präfektur Nigata wurden gleich ihren Schwestern nachdrücklich von der Polizei in Schutz genommen und erfreuen sich des Wohlwollens der Bevölkerung, indes ist ihre Wirksamkeit im öffentlichen Auftreten und in den Bekehrungsversuchen durch die Kriegsstimmung unterbunden. Ähnlich verhält es sich mit den thüringischen Franziskanern in Sapporo, das während des Krieges zur apostolischen Präfektur errichtet worden ist; auch sie setzen unter dem Wohlwollen der Behörden Heidenmission wie Christenpastoration fort, werden aber doch überwacht und der Besuch der Außenposten an die obrigkeitliche Erlaubnis geknüpft. Angelegentlichst versicherte ebenso der japanische Generalgouverneur von Korea die Benediktiner von St. Ottilien in der Abtei Seoul seines größten Entgegenkommens und stellte der Wiedereröffnung ihrer Gewerbeschule nichts in den Weg, nur verdunkeln schwere Geldsorgen den Horizont des unermüdlichen Abtes. Gut und freundlich geht man endlich mit den drei von Tsingtau her gefangenen Brüdern des Hauses in den deutschen Gefangenenlagern Japans um.

Vollends frei kann sich das deutsche Missionswerk in China entfalten, wo es sich in der letzten Zeit immer erfolgreicher einwurzelt. Zwar mußte das Steyler Vikariat Südschantung, das unter der zielbewußten Leitung von



Mgr. Henninghaus binnen eines Menschenalters innerlich wie äußerlich zu einer der blühendsten Missionen im Reich der Mitte erstarkt war, wegen der lähmenden Rückwirkungen des japanischen Feldzugs alle Neubauten absagen, die Anstalten und Betriebe verkleinern, viele Pläne aufgeben und mehrere Posten unbesetzt lassen; aber die deutschen Missionare wurden nicht verjagt, wie man anfangs befürchtete, und bald konnten sie sich auch von der wirtschaftlichen Krisis erholen, ja in diesem Schicksalsjahr ihre gelichteten Reihen durch fünf neugeweihte eingeborene Priester ergänzen. Ähnlich sahen sich die sächsischen Franziskaner im Vikariat Nordschantung genötigt, ihren Betrieb stark einzuschränken und zu seiner Aufrechterhaltung in China selbst eine Anleihe aufzunehmen; beim Einrücken der Japaner in der Haupt- und Residenzstadt Tsinanfu mußte die dortige vielversprechende Missionsschule geschlossen werden und suchten japanische Händler die Missionsgebäude in Beschlag zu nehmen. Nicht minder schien die am Vorabend des Krieges gegründete deutsche Dominikanermission in Fukien durch den materiellen Rückschlag schwer erschüttert, hat sich jedoch ebenfalls wieder zu stetig fortschreitender Arbeit aufgeschwungen. Einen harten Schlag bedeutete indirekt der Weltkrieg auch für die Steyler Missionen auf den Philippinen und den Sundainseln, da die Zufuhr an Kräften wie an Mitteln ausblieb, doch gehen auch diese Werke ohne äußere Belästigung voran.

Noch günstiger natürlich sind die politischen Umstände und Wechselfälle für die wenigen deutschen Missionsanstalten im nahen Orient, obschon auch sie anfangs durch das Einrücken einzelner Mitglieder und die finanziellen Schwierigkeiten in Bedrängnis gerieten. Der Verein vom hl. Lande konnte seine Schulen in Galiläa und die Mädchenschule in Jerusalem, nicht aber sein dortiges Lehrerseminar wiedereröffnen. Die deutschen Missionshospitäler und Borromäerinnen haben sich dem türkischen Lazarettdienst zur Verfügung gestellt.



3. Die heimatlichen Missionsgrundlagen unter den Kriegswirkungen.

Der unentbehrliche Ausgangspunkt des Missionswesens, auch des deutschen, sind die Gesellschaften, Vereine und sonstigen Veranstaltungen, welche die heimatlichen Hilfsquellen an Personal und Geld erschließen und organisieren. Darum ging Hand in Hand mit dem Aufblühen unserer auswärtigen Missionen oder bildete vielmehr ihre Voraussetzung eine reiche Entfaltung ihrer Wurzeln in der Heimat, wo gerade vor Kriegsausbruch eine jugendfrische Missionsbewegung die deutschen Katholiken erfaßt und neben den zahlreichen blühenden Missionsgenossenschaften und Missionsvereinen neuere, wissenschaftliche wie praktische Missionsorganisationen geschaffen 'hatte. Darum aber auch wurden besonders die deutschen Missionen auf ihren Arbeitsfeldern aufs empfindlichste gestört durch den jähen Abbruch ihres Verkehrs mit der Heimat, durch die physische und moralische Abschneidung von ihr, durch die Sperre hinsichtlich der Nachrichten wie des Zuzuges an Kräften und Mitteln im Gefolge dieses für unsere überseeischen Positionen vorläufig so destruktiven Krieges. Darum endlich drohte in und mit den heimatlichen Missionsunternehmungen das Missionswerk selbst durch den gegenwärtigen Völkerkonflikt schwer betroffen zu werden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Lähmung und Erschütterung, welche sich auf die Missionsaufwendungen Deutschlands an Berufen und Geldmitteln, ja auf die ihnen zu Grunde liegende Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit legte, den Fortbestand und Fortgang der Missionstätigkeit ihrerseits stark bedrohte und gefährdete.

Schwer treffen zunächst die Kriegslasten und Kriegsopfer unsere Missionsgesellschaften, die für die Lieferung und Heranbildung des missionarischen Nachwuchses zu sorgen haben. Mit hinreißend heroischer Gesinnung stellten sie ihre Mitglieder und ihre Häuser schon seit den ersten Tagen des Krieges dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung, ein unvergängliches Ruhmesblatt für ihren Patriotismus und



Opfergeist; ihre Anstalten gaben sie als Lazarette, ihre Patres als Feldgeistliche und Krankenpfleger, ihre Brüder und Alumnen der Mehrzahl nach für den Waffendienst her. Eine unausbleibliche Folge war aber auch, daß nicht wenige dieser Schulen, besonders die theologischen, entvölkert und geschlossen, viele Angehörige auf dem Feld der Ehre getötet, verwundet oder gefangen genommen wurden. So hat allein die Steyler Gesellschaft des göttlichen Wortes bis zum Jahrestag des Kriegsbeginns 728 Väter und Brüder in den vaterländischen Dienst gestellt, 58 als Feld-, Lazarett- oder Gefangenenseelsorger, 188 als Sanitäter, 242 im Felde stehende und 161 in der Ausbildung begriffene Soldaten, wozu noch 79 Gymnasiasten und 107 Landsturmrekruten kommen; gefallen sind davon bereits 19, verwundet 46, vermißt 15, ausgezeichnet 24; in fünf Häusern sind bisher 3122 Krieger verpflegt worden. Entsprechende Ziffern weisen auch die übrigen Genossenschaften auf, die dem Heidenapostolat gewidmet sind (die Limburger Pallottiner z. B. im Ganzen 249, die Hünfelder Oblaten 196 dem Vaterlande dienende Angehörige). Sehr zurückgegangen sind naturgemäß infolge der Abnahme der Missionsalmosen auch die Finanzen dieser Gesellschaften und Häuser.

Wie für die Missionsgesellschaften so schien auch für die deutschen Missionsvereine, welche die Missionsfinanzen aufzubringen bestimmt sind, der ausgebrochene Weltkrieg zur Katastrophe werden zu sollen, da er beim Beginn die ganze Aufmerksamkeit und Leistungskraft unseres Volkes gefangen nahm. Aber auch hierin bestand Deutschland, speziell das katholische Deutschland die harte Probe großartig: weder in den allgemeinen Missionsvereinen (Glaubensverbreitung, Kindheit Jesu, Ludwigsverein) noch in den besonderen (Afrikaverein, Claversodalität usw.) war ein merklicher Rückgang oder Stillstand festzustellen, ein schlagender Beweis einerseits für die unerschütterte Wirtschaftslage unseres Vaterlandes, andererseits für den unverwüstlichen Missionssinn der deutschen Katholiken. Einzelne dieser Vereine, vor allem die Missions-

vereinigung katholischer Jünglinge Deutschlands, die Missionsvereinigung katholischer Frauen und die St. Petrus-Claver-Sodalität entwickelten sogar mitten im Kriege eine rege Missionspropaganda durch Andachten, Vorträge, Flugblätter u. dgl., boten zum Teil auch ihre Dienste der Feldseelsorge an. Am stärksten litten unter den Kriegsfolgen die noch sehr jungen modernen Einrichtungen und Unternehmungen, sowohl die wissenschaftlichen wie das missionswissenschaftliche Seminar und Institut in Münster, als auch die missionspraktischen, wie die unter dem Klerus und der Akademikerwelt. Immerhin konnte wenigstens der akademische Missionsverein in Münster zwei vornehme Semesterversammlungen halten und zwei Kriegsnummern der „akademischen Missionsblätter" an die Studenten in der Front hinausgehen lassen.

Tief darnieder liegt überhaupt immer noch die allgemeinere Werbetätigkeit für die Missionssache, die gerade vor Kriegsausbruch in Deutschland so großzügig eingesetzt hatte. Größere Missionsversammlungen und Missionsfeste verschwanden fast ganz von der Bildfläche. Und während sie im protestantischen Lager schon nach dem ersten Kriegsmonat wiederkehrten und neue Früchte begeisterter Opferwilligkeit zeitigten, gelang es katholischerseits nur schwer und langsam, solche Missionsveranstaltungen wachzurufen. Abgesehen von den Missionspredigten und Missionsvorträgen einzelner Missionare, Gesellschaften und Vereine, kamen Missionsversammlungen im großen Stil nur im rheinisch-westfälischen Industriebezirk (Dortmund, Bochum, Essen, Krefeld) während des Sommers zustande. Um so freudiger buchen wir den von Prof. Zahn in Würzburg kühn und erfolgreich angeregten Missionsabend und Missionskursus im Mai. Auch im gewöhnlichen Volke erhielt sich vielerorts ungeschwächt und teilweise noch verdoppelt die opferfreudige Freigebigkeit für das Missionswerk, ja dokumentierte sich selbst unter unseren braven Soldaten in den Schützengräben durch Gaben und Sammlungen.

Angesichts so vieler zerstörenden Wirkungen, welche der



unselige Weltkrieg in unserem Missionswesen daheim wie draußen ausgeübt hat, ist es unsere desto dringendere Pflicht, dieser für unsere ganze kirchliche und nationale Zukunft so wichtigen Sache das vollste Interesse zu wahren und es auch in unserer Umgebung zu pflegen. In vielen Fällen können wir jetzt schon, während des Krieges, den Missionen zu Hilfe kommen, zunächst jenen, welche von uns nicht abgeschnitten sind, dann vor allem den heimatlichen Missionsveranstaltungen, deren Erhaltuug und Stärkung notwendige Bedingung jeder gedeihlichen Missionsarbeit ist. Namentlich aber sollen wir uns und andere für die zahlreicheren und größeren Missionsaufgaben, die sich dem katholischen Deutschland nach dem Kriege eröffnen, bereit halten und fähig machen. In der Heimat stellt uns das rapide Zurückgehen Frankreichs, der bisherigen katholischen Missionsvormacht auf dem Missionsfeld, nicht blos unser hoffentlich bald wiederhergestelltes und vermehrtes Kolonialreich, sondern auch der Orient und China vor neue Missionsziele, die viele und tüchtige Kräfte und Mittel von uns fordern werden. Hoffen wir, daß die providentielle Völkergeißel, die gegenwärtig so gewaltig auf uns liegt, dazu beitragen wird, unsern Blick und unser Herz für die christliche Weltmission zu erweitern und zu ihrer Vollbringung zu befähigen! Dann wird zweifelsohne eine noch herrlichere Aera für das schwergeprüfte deutsche Missionswesen, damit aber auch für unsere Kirche wie unser Vaterland beginnen.

L.

Polen, Juden und Ruthenen.

— 23. September.

Am 12. September, dem 232. Jahrestag der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung, welche Befreiung wesentlich der Hilfe des Polenkönigs Sobieski zu verdanken ist, hat Graf Julius Andrassy in der Wiener „Neuen freien Presse" einen Artikel über „Die polnische Frage" veröffentlicht. Graf Julius Andrassy ist der Sohn jenes Grafen Julius Andrassy, welcher mit Bismarck den seither welthistorisch gewordenen deutsch-österreichischen Bündnisvertrag verhandelt und abgeschlossen hat; er ist auch selber schon Minister gewesen, freilich nicht Minister des Äußern, sondern nur einfach ungarischer Minister, und er will und hofft auch wieder ungarischer Minister, eigentlich ungarischer Ministerpräsident zu werden, denn innerpolitisch ist er der hervorragendste Rivale des jetzigen ungarischen Ministerpräsidenten Tisza. Diese seine Eigenschaften möchten wohl zur Annahme berechtigen, daß er von der heutigen Weltlage etwas mehr wissen könnte als wir anderen Menschenkinder, die ausschließlich auf die von den amtlichen Zensoren sorgfältig gesiebten Zeitungsmitteilungen angewiesen sind. Diese Annahme scheint auch noch durch die Tatsache kräftig unterstützt zu werden, daß der Verfasser von einer Anzahl hervorragendster polnischer Politiker begeisterte Zustimmungsschreiben erhalten hat. An der Spitze dieser Beifallspender steht kein Geringerer als der vormalige österreichische Minister des Äußern Graf Agenor Goluchowski; dann folgt sogar auch ein aktiver österreichischer Minister, nämlich der jetzige polnische, wie man in Österreich sagt, Landsmannminister R. v. Morawski und daran schließen sich der galizische Landmarschall R. v. Niezabitowski, dann der frühere polnische Landsmannminister v. Dlugosz usw. Alle diese politischen Notabilitäten also finden es schon jetzt



an der Zeit und angebracht, die sogenannte polnische Frage öffentlich zu diskutieren und deren Lösung nach einer bestimmten Richtung zu empfehlen. Wir werden uns nicht anmaßen, mit solchen Politikern in Konkurrenz zu treten und etwa ebenfalls einer bestimmten Lösung das Wort zu reden, es kann uns aber nicht verwehrt sein, auf einige wichtigere Momente hinzuweisen, welche bei dieser Lösung in Betracht kommen oder wenigstens dabei nicht übersehen werden sollen.

Selbstverständlich geht Graf Andrassy von der Voraussetzung aus, daß die Zentralmächte im jetzigen Krieg endgiltig die Oberhand behalten und also beim Friedensschluß das entscheidende Wort über die polnische Frage werden sprechen können. Da meint er nun, Russisch-Polen dürfe beim Friedensschluß keinesfalls mehr an Rußland zurückgegeben werden, es dürfe aber auch nicht zwischen Österreich und Deutschland geteilt werden, sondern es solle zu einem mit weitgehender Selbstständigkeit ausgerüsteten, aber allerdings nicht völlig souveränem neuen politischen Gemeinwesen konstituiert werden. Über das Verhältnis, in welchem dieses neue Polen zu Deutschland und Österreich stehen solle, spricht sich Graf Andrassy nicht näher aus, sondern er bemerkt in dieser Beziehung nur, daß, wenn es an Österreich angegliedert werden sollte, es mit Galizien zusammen einen einheitlichen Körper zu bilden hätte.

Man sieht auf den ersten Blick, daß Graf Andrassy gerade mit dem delikatesten Momente hinter dem Berge hält, nämlich keine Lösung dafür vorschlägt, was in dem von ihm supponierten Falle mit Preußisch-Polen zu geschehen hätte, und umgekehrt, was mit Galizien, wenn Russisch-Polen nicht an Österreich, sondern an Deutschland angegliedert werden sollte. Wir möchten schon aus dieser auffallenden Lücke des Projektes eher auf den rein privaten Charakter desselben schließen, als daß wir annehmen könnten, daß ihm maßgebende politische Informationen auch nur beigemischt wären. Und nach einer anderen Richtung ist die Lücke noch größer. Denn was ist Russisch-Polen? Im russischen Sinne genommen,





nämlich in dem Umfange, in welchem es bis 1866 einen selbständig verwalteten Teil des russischen Reiches gebildet hat, umfaßte es zuletzt die zehn Gouvernements: Kalisch, Bielce, Lomscha, Lublin, Petrokow, Plozk, Radom, Siedlce, Suwalki und Warschau. Nun sehe man sich dieses Gebilde auf der Karte einmal näher an und frage sich, ob diese Grenzen überhaupt möglich sind. Da würden nämlich gerade die Festungsstädte Kowno, Grodno und Brest-Litowsk in russischem Besitz verbleiben und, weil sie just an der Grenze liegen, eine beständige russische Bedrohung dieser Grenze bilden. Schiebt man aber die Grenze weiter nach Osten, so gelangt man eben aus Russisch-Polen heraus und (im Norden) auf litauisches und (im Süden) auf ukrainisches Gebiet hinein. Wo will man nun da die Grenze ziehen? Soll nur Polen nicht geteilt werden, Litauen und die Ukraine aber ja? Ist, was den Polen recht, nicht den Litauern und Ukrainern billig? Auch darauf, wie gesagt, gibt Graf Andrassy keine Antwort, und so glauben wir auch aus diesem Umstande schließen zu sollen, daß das Projekt ausschließlich dem Privatfleiß des Grafen Andrassy seine Entstehung verdankt.

Übrigens ist das Projekt auch nicht neu; neu ist nur, daß Graf Andrassy es zu seinem eigenen gemacht hat, und neu, wenn man die Anwendung alter Grundsätze auf neue Verhältnisse so nennen will, sind namentlich auch einige sehr beachtenswerte politische Gesichtspunkte, die er bei dieser Gelegenheit aufstellt und die in der Hauptsache dahin gehen, die neuen Verhältnisse müßten so geordnet werden, daß sie weder die Revanche-Lust der Russen erwecken, noch den Zentralmächten etwa neue Schwierigkeiten bereiten, im Gegenteil natürlich sollten die neuen Einrichtungen sich den Interessen dieser Mächte harmonisch einfügen. Der Vorschlag ist, soweit wir die öffentlichen Blätter verfolgen konnten, zuerst auf einem Polentag in Petrikau ausgesprochen worden. Nach einem Mitte Juli in verschiedenen Blättern erschienenen Bericht hat in der ersten Juli-Hälfte in Petrikau ein Kongreß von Vertretern Russisch-Polens und Galiziens statt-

gefunden, an welchem auch ein Mitglied des Obersten Polnischen Nationalkomités, ferner Abgesandte der Polen aus Amerika und einzelne polnische Duma-Abgeordnete teilgenommen haben. Da wurde zuerst erklärt: „Unser Massenaufstand ist wesentlich durch die Garantie eigener Staatssouveränität der polnischen Nation bedingt, wir scheuen aber keineswegs vor einem Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn unter der habsburgischen Dynastie zurück". Da haben wir also bereits den Andrassy'schen Gedanken der Angliederung Russisch-Polens an Österreich. Es wurde aber auf diesem Kongreß auch ein Memorandum mitgeteilt, welches vom Obersten Polnischen Nationalkomité kurz vorher (am 3. Juli) dem österreichischen Minister des Äußern Baron Burian überreicht worden war und welches folgende Mindestforderungen enthielt: 1. Verbürgung der politischen Unteilbarkeit polnischer Gebiete, 2. Ausgestaltung der polnischen Legionen zu einer polnischen Armee an der Seite Österreich-Ungarns, 3. Gewährung der im Rahmen der strategischen Rücksichten möglichen Selbstverwaltung der besetzten Gebiete Polens. Auch diesem Memorandum liegt, wie man sieht, schon derselbe Gedanke zugrunde. Baron Burian hat auf dieses Memorandum am 20. Juli, also erst nach dem Petrikauer Tag, mit einem Schreiben geantwortet, aus welchem unseres Wissens bisher blos der folgende Passus bekannt gegeben worden ist:

„Die Polen Österreichs haben der Regierung Seiner k. und k. Apostolischen Majestät stets loyales Vertrauen entgegengebracht und hatten es nicht zu bereuen. Sie mögen auch in diesen historischen Momenten ihrem Schicksal mit Zuversicht entgegensehen. Die Entwicklungsmöglichkeiten, die ihnen bis jetzt geboten worden sind, werden nach einem glücklichen Krieg gewiß vervielfacht werden. Die großen Opfer, die in diesem Krieg an Gut und Blut für das Vaterland gebracht worden sind, werden bestimmt ihre Früchte tragen."

Baron Burian hat also die Polen in ihren ausgesprochenen Hoffnungen im Allgemeinen wohl ermutigt, es aber sorgfältig vermieden, irgendwelche bestimmte Zusicherungen zu geben, im



Gegenteil hat er fast demonstrativ von der Vervielfachung der Entwicklungsmöglichkeiten gesprochen, die nach glücklich beendetem Krieg eintreten werden. Ob nun die eine oder die andere Möglichkeit sich realisieren mag, die nun gebrachten Opfer werden in jedem Fall ihre Früchte tragen, denn mindestens in den zwei wichtigsten Punkten: in dem freien Gebrauch ihrer angestammten Sprache in Schule und Amt und in der Freiheit der Ausübung ihres angestammten katholischen Glaubens werden die den Polen bisher auferlegten Fesseln für immer gefallen sein. Auch den an sich gewiß berechtigten Wünschen nach politischer Autonomie wird sicherlich nach Möglichkeit zu entsprechen gesucht werden. Nur legt in dieser Beziehung das öffentliche Auftreten der Polen selber die Bemerkung nahe, daß die Autonomie natürlich nie Selbstzweck sein kann, sondern daß den öffentlichen Rechten immer auch öffentliche Pflichten gegenüberstehen, die in demselben Maße erfüllt, als die ersteren ausgeübt sein wollen.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit den Polen? Die Geschichte der Polen ist bekannt, ihre Uneinigkeit geradezu sprichwörtlich. Allerdings hat sich das wenigstens bei den österreichischen Polen in den früheren Jahrzehnten ganz wesentlich geändert und gebessert. Der Polenklub im Wiener Reichsrat war lange Jahre hindurch das Muster politischer Disziplin und auch fruchtbarer Arbeit. Aber heute? Heute ist derselbe Klub wieder das anerkannte Muster der Uneinigkeit, der schleichenden Intrigue, der zersetzenden Mißgunst und — wie oft behauptet worden ist — auch rein persönlicher Streberei. Wenn früher Grocholski oder (nach dessen Tode) Jaworski sich im Abgeordnetenhause erhob, da sagte und wußte Jedermann: Jetzt spricht der Polenklub. Wenn aber heute der Obmann des Polenklubs das Wort ergreift, so zweifelt Jedermann, ob dieselbe Person auch am nächsten Tage noch Obmann des Klubs sein werde, und vom Obmann des nächsten Tages weiß man nicht, ob er nicht schon am selben Abend noch demissionieren wird. Und kaum jemals ist der Grund dieser raschen Wechsel zu erfahren. Was heißt

es dann, wenn man einer solchen Repräsentanz Autonomie garantieren soll? Das könnte nur die garantierte Autonomie der Zwietracht, der Intrigue, der persönlichen Streberei sein. Darum werden die Regierungen Deutschlands und Österreichs sich gewiß zuerst darum umsehen, wo die Garantien einer gedeihlichen Wirksamkeit der gewünschten Autonomie zu finden sind, sonst müßten die neuen Dinge ja noch schlimmer werden, als die alten es gewesen. Allerdings soll auch nicht verschwiegen werden, daß die Polen nicht so uneinsichtig sind, diesen Jammer nicht selber zu erkennen; sie beklagen diesen Zustand lebhaft, vermögen ihn aber nicht zu ändern. So scheint es fast, als wäre ihre Zeit doch noch nicht gekommen, als wäre ihnen der richtige Führer noch nicht gesandt. Vielleicht auch steht derselbe schon vor der Tür.

Aber wir haben noch ein anderes Moment hervorzuheben, das bei der Neugestaltung der Verhältnisse in den betreffenden Gebieten eine große Rolle zu spielen berufen ist. Die Polen sind in Russisch-Polen allerdings die zweifellose Majorität. Aber gerade sehr erdrückend ist diese Majorität doch nicht. Die Statistiker reden von ungefähr 65 Prozent der Gesamtbevölkerung. Erst mit Zurechnung der bekanntlich in Polen unverhältnismäßig zahlreich vertretenen Juden (etwa 13 Prozent) kommt man auf 78 Prozent. Ob die Juden auch im neuen Polen noch zur polnischen Umgangsprache sich bekennen oder lieber der deutschen Sprache sich zuwenden werden? Doch bestehen wir auf diesem Punkt um so weniger, als die statistischen Ziffern hier wenig Verläßlichkeit bieten. Ungleich wichtiger erscheint die Frage der öffentlichen Stellung der Juden. Bekanntlich hat die russische Regierung die Juden sowohl hinsichtlich der Wahl ihres Aufenthaltes wie des Erwerbes und Besitzes großen Beschränkungen unterworfen. Wie wird das geplante und gewünschte autonome Polen sich zu dieser Frage stellen? Darüber hat der Präsident des Obersten Polnischen Nationalkomitées Ritter v. Jaworski (nicht zu verwechseln mit dem vorhin genannten Obmann des Polenklubs) eine Erklärung veröffentlicht, worin er eine



große Besorgnis vor dem Antisemitismus bekundet und sich nachdrücklich zur sogenannten Assimilierungstheorie bekennt. Die Assimilierungstheorie ist, wie man weiß, nur eine verschämte Umschreibung der Gleichberechtigungs-Theorie schlechthin. Nun gibt es, wie der Franzose sagt, Gleichberechtigung und Gleichberechtigung. Richtig verstanden ist gegen die Gleichberechtigung nichts einzuwenden und selbstverständlich darf das russische System auch gegen die Juden nicht weiter zur Anwendung kommen. Gewöhnlich aber wird die Gleichberechtigung dahin aufgefaßt, daß Christentum und Judentum, also alter und neuer Bund gleichzustellen seien, was sich dann in der Praxis in der Weise gestaltet, daß in allen staatlichen Belangen die neutestamentliche Sittenlehre so lange beschnitten wird, bis sie ganz auf das Niveau der alttestamentlichen Lehre und talmudische Auffassung gekommen ist. Das ist dann ja allerdings auch eine Gleichberechtigung, aber eine solche, von der man gewiß nicht sagen kann, daß sie der Anerkennung und dem Schutze des Christentums dient. Wäre dazu die Autonomie notwendig? Oder glaubt man gar, erst durch eine solche Behandlung des Christentums dem polnischen Volk geistige Hebung und materielle Wohlfahrt sichern zu können? Vielleicht hängt das Wohl und Wehe der polnischen Nation in weit größerem Maße von der richtigen und glücklichen Lösung dieser und ähnlicher Fragen ab, als von den Fragen der blos äußeren politischen Formen, die man so gerne in den Vordergrund schiebt.

Endlich die Frage der Ruthenen. Sie wird vom Grafen Andrassy kaum andeutungsweise und nur ganz nebenbei gestreift. Auch in den oben erwähnten Kundgebungen des Petrikauer Polentages wird sie nicht ausdrücklich erwähnt. Etwas deutlicher lautete erst eine im heurigen August veröffentlichte Kundgebung des vom schon genannten Ladislaus Leopold v. Jaworski geführten Obersten Polnischen Nationalkomités. Hier wird als Prinzip verkündet: „Vereinigung des ungeteilten Königreichs (Polen) mit dem ungeteilten Galizien.“ Also das ungeteilte Galizien. Bekanntlich ist



schon der Name Galizien ruthenischen (altrussischen) und nicht polnischen Ursprungs. Wie groß auch die Fortschritte sein mögen, welche das Polentum in Folge seiner langjährigen Herrschaft in den altrussischen oder ukrainischen Gebieten gemacht hat, so bleibt es doch unbestreitbar, daß Ostgalizien weit überwiegend ruthenisch ist. Selbst für das engere Polen, das Russisch-Polen im Eingangs erwähnten Umfang, ist es nicht wenig bezeichnend, daß der Bund zur Befreiung der Ukraine aus Anlaß der Einnahme von Cholm an Kaiser Wilhelm und General-Feldmarschall Mackensen begeisterte Glückwunsch-Telegramme gerichtet hat, die auch dankend zur Kenntnis genommen worden sind. In dem Telegramm an den Kaiser wird Cholm „die altertümliche Residenzstadt des ukrainischen Königs Danylo und die Hauptstadt des westlichsten von den Ukrainern bewohnten Gebietes", im Telegramm an Marschall Mackensen „die ehemalige Hauptstadt des ukrainischen Königreichs Lodomirien" genannt. Mit Cholm, das nicht wesentlich östlicher liegt, wie Przemysl, beginnt also schon die ruthenische Frage und mit dem ungeteilten Galizien befindet man sich bereits mitten darin. Nein, das wird mit den Ruthenen (Ukrainern) so einfach nicht gehen und darf vor Allem nicht blos so nebenbei behandelt werden, wie Graf Andrassy es tut. Man ist versucht zu sagen: lieber gar keine polnische Autonomie als die Aufrollung der ruthenischen Frage auf *diesem* Wege! Es ist sehr zu besorgen, daß dieses Vorgehen in Galizien und an den galizischen Grenzen einen Kampf entfesseln und einen Herd der stürmischesten Agitationen schaffen würde, die für Österreich noch gefährlicher und bedenklicher werden könnten, als selbst die bisherige unmittelbare russische Nachbarschaft es gewesen. Zwischen den Polen und den in Ungarn herrschenden Magyaren bestehen ja allerdings alte historische Beziehungen. Es bestehen zwischen ihnen auch gewisse gemeinsame Interessen, vielleicht richtiger gesagt: gemeinsame nationalpolitische Auffassungen. Aber diese Interessen sind doch nur einseitige und dürfen keinesfalls *allein* den Ausschlag geben. Zuviel vielleicht ist diesen



einseitigen Interessen schon geopfert worden. Daran haben uns erst in den letzten Monaten die Kriegsberichterstatter deutscher Blätter wieder erinnert. In unbefangenster Aufrichtigkeit haben diese Herren uns die, milde gesagt, sehr primitiven Zustände geschildert, die sie in den ruthenischen Gegenden Ungarns — denn auch in Ungarn gibt es Ruthenen — und Galiziens vorgefunden haben. Ein väterliches Regime hat da offenbar nicht gewaltet, höchstens ein stiefväterliches. Wir können in unserem heutigen Rahmen auf die verwickelten Verhältnisse, die hier in Betracht kommen, nicht näher eingehen, sondern eben nur im Allgemeinen betonen, daß es nicht gerecht und schon gar nicht klug, sondern wahrscheinlich sehr gefährlich wäre, das ruthenische Element auch weiterhin nur so als Anhängsel der Polen und Magyaren zu betrachten und zu behandeln.

Unser Schluß geht also dahin, daß die Regierungen Deutschlands und Österreichs, wenn sie, wie wir ja zuversichtlich hoffen und innigst wünschen, in die Lage kommen, über die Frage der Wiederherstellung eines selbstständigen Polenreiches endgiltig zu beschließen, diese Frage gewiß in wohlwollendste Erwägung ziehen, daß sie aber dabei ebenso sorgfältig auch alle anderen Umstände berücksichtigen werden, von welchen nach Lage der Dinge und nach menschlicher Voraussicht die Erreichung des obersten Zieles abhängig ist. Dieses oberste Ziel kann, wie auch Graf Andrassy selber hervorhebt, nur das sein: in den vom russischen Joch befreiten Gebieten solche Einrichtungen und Zustände zu schaffen, welche die Wohlfahrt, die Ruhe und den Frieden sowohl der befreiten Länder wie auch Europa's verbürgen.

J—l.



LI.

Berichtigung und Erwiderung.

Herr Bürgermeister Emil Prüm in Clerf im Großherzogtum Luxemburg, so viel bekannt, der frühere politische Führer der katholischen Rechten in Luxemburg, hat gegen meine, im 4. Heft dieses Jahrganges der „Histor. polit. Blätter“ unter dem Titel „Gibt es ein Völkerrecht im Weltkriege?“ auf Seite 273 stehende, das Verhalten des Kaisers aller Reussen betreffende Ausführung einen Angriff gerichtet. Dieser Angriff ist erschienen in dem von Herrn P. gegründeten Blatte „Clerfer Echo.“ Unter der Überschrift, „Der Witwenstand der Wahrheit“ hat Herr P. eine Reihe von Artikeln veröffentlicht. Auf den Inhalt dieser Artikel, in denen unter u. a. gegen das Buch von Rosenberg polemisiert, an der bekannten Schrift der französischen Katholiken nichts ausgesetzt wird, in denen bestritten wird, daß staatliche serbische Behörden und Personen an der gegen Österreich-Ungarn gerichteten großserbischen Bewegung beteiligt gewesen seien 2c. 2c., näher einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieser Ausführung. Hier interessiert folgende in Nr. 67 des „Clerfer Echo“ sich findende Bemerkung:

„Wie die Tatsachen entstellt werden, beweist eine Abhandlung, die soeben in der sehr angesehenen Zeitschrift „Hist. pol.-Blätter“ veröffentlicht wird unter der Aufschrift „Gibt es 2c.“ Es wird in derselben das auf dem Haager Friedenskongreß getroffene Abkommen besprochen, gemäß welchem die Feindseligkeiten nicht vor der förmlichen Kriegserklärung begonnen werden dürfen. Es heißt darin wörtlich“ — es folgt jetzt meine, am angegebenen Orte befindliche Ausführung. Herr P. fährt fort:

Es steht durchaus fest (Orangebuch Nr. 76), daß Deutschland durch seinen Gesandten Pourtales am 1. August 1914 Abends um 7 Uhr 10 M. zu Petersburg den Krieg an Rußland hat erklären lassen. Wie können nun die „Histor. polit. Blätter“ behaupten, Rußland habe sich eines Bruches des Völkerrechts schuldig gemacht, weil angeblich an dem Tage nach der Kriegs-

erklärung am 2. August russische Truppen die deutsche Grenze überschritten hätten? Wittwenstand der Wahrheit."

Nach Einsicht der Aktenstücke zum Kriegsausbruch, herausgegeben vom auswärtigen Amte zu Berlin, und des Kriegstagebuches von Engel, Berlin 1914, Westermann, ist Folgendes festzustellen: Am Sonnabend den 1. August 1914, Nachmittags ist auf deutschem Boden eine bei Prostken in Ostpreußen befindliche Patrouille von einer russischen Patrouille beschossen worden und am 2. August 1914 ist in Eydtkuhnen eine russische Patrouille eingeritten und das deutsche Postamt in Bilderweitschen von den Russen zerstört worden. Herr P. gibt an, die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland sei am Abende des 1. August 1914 erfolgt. Es ist aber noch Folgendes anzuführen: Der deutsche Kaiser hat am 1. August 1914 um 5 Uhr Nachmittags die Mobilmachung angeordnet. Der deutsche Botschafter in Petersburg hatte den Auftrag erhalten, falls die russische Regierung nicht innerhalb der gestellten Frist eine befriedigende Antwort erteilen würde, ihr zu erklären, daß das deutsche Reich nach Ablehnung der gestellten Forderung als sich im Kriegszustande mit Rußland befindlich betrachten werde. Ehe jedoch eine Meldung — so heißt es in dem amtlichen deutschen Schriftstücke weiter — über die Ausführung des Auftrages einlief, überschritten russische Truppen und zwar am Nachmittage des 1. August die deutsche Grenze und rückten auf deutschem Gebiete vor, obwohl der russische Kaiser an demselben Nachmittage an den deutschen Kaiser folgendes Telegramm gerichtet hatte:

„Ich habe Dein Telegramm erhalten, ich verstehe, daß Du gezwungen bist, mobil zu machen, aber ich möchte von Dir dieselbe Garantie haben, die ich Dir gegeben habe, nämlich, daß diese Maßnahmen nicht Krieg bedeuten und daß wir fortfahren werden, zu verhandeln, zum Heile unserer beiden Länder und des allgemeinen Friedens, der unseren Herzen so teuer ist. Unserer langbewährten Freundschaft muß es mit Gottes Hilfe gelingen, Blutvergießen zu verhindern. Dringend erwarte ich voll Vertrauen Deine Antwort."

In Beantwortung dieses Telegramms verlangt der deutsche



Kaiser, daß unverzüglich der Befehl gegeben werde, daß unter keinen Umständen eine Grenzverletzung stattfinde.

Ob hiernach der von mir dem Kaiser aller Reussen in der bezeichneten Abhandlung gemachte Vorwurf aufrecht erhalten werden kann oder nicht, wird zu prüfen sein, auch evtl. ob ihm ein anderer Vorwurf zu machen ist. Ich muß aber in Anspruch nehmen, daß ich auf Grund der damals vorliegenden Mitteilungen subjektiv wahrheitsgemäß mich habe äußern wollen und mich geäußert habe. Herr P. wirft mir Entstellung vor, also daß ich gegen besseres Wissen einer nicht wahrheitsgemäßen Darstellung mich schuldig gemacht hätte. Ein solches Vorgehen ist nicht vereinbar mit dem 8. Gebot Gottes! vergl. 1. Cor. 13.[6] Math. 7.[1] Ps. 33. 14. Math. 12. 36. Ich erwarte von der katholischen Gesinnung des Herrn P. eine entsprechende Handlungsweise.

Münster im Sept. 1915. Herm. Tophoff, Landgerichtsrat a. D.

LII.

Kürzere Besprechung.

Mehr als sonst in ruhigen Tagen sind mit Italiens verräterischem Eintritt in den Weltkrieg die Augen und Herzen der ganzen katholischen Christenheit nach Rom, dem Mittelpunkt der Welt, gerichtet und von banger Sorge für die Zukunft und für Wohl und Wehe des heiligen Vaters erfüllt, der trotz der Unsicherheit seiner Lage ungebeugten Mutes seine Stimme erhebt als Friedensfürst, die Lenker der Staaten und die Völker beschwörend dem entsetzlichen Gemetzel Einhalt zu tun. Gleich nach seinem Regierungsantritt schon am 8. September 1914 erließ Papst Benedikt XV. die erste Friedensbotschaft und ruhte nicht in seinen Bemühungen bis zum heutigen Tage, indem er wieder neuerdings am Jahrestage des Kriegsbeginnes in eindringlichen Worten zum Frieden gemahnt hat. So beweist auch unser gegenwärtiger heiliger Vater abermals den alterprobten Satz, daß das Papsttum der Träger des Weltfriedens ist.



Es war daher eine dankbare Aufgabe für Dr. Hans Wehberg, der bereits eine Reihe von Schriften und Aufsätzen über die internationale Friedensbewegung, über die Haager Friedenskonferenzen und völkerrechtliche Schiedsgerichtsbarkeit hat erscheinen lassen, unter dem Titel das „Papsttum und der Weltfriede“[1]) „die Stellungnahme des Papsttums zur Friedensidee in den letzten 25 Jahren zu beleuchten und das zur Würdigung dieses Problems bedeutsame Material zusammenhängend zu veröffentlichen“ (S. 7). Er beleuchtet zunächst die Stellung des Papstes im Völkerrecht von der französischen Revolution bis zum Zusammenbruch unter dem sogen. Garantiegesetz, dessen innerer Widersinn gerade durch die jetzigen Ereignisse in grellstem Lichte erscheint. In einem weiteren Abschnitte wird „das Papsttum und die internationale Verständigung“ erläutert durch die Stellungnahme der Päpste der früheren Jahrhunderte von Leo IV. an und besonders der Päpste Leo XIII., Pius X., Benedikt XV. „Zieht man das Fazit aus den zahlreichen Aussprüchen der Päpste seit Leo XIII. zu Gunsten der Friedensidee, so muß man die Entschiedenheit bewundern, mit der in zahllosen Erklärungen immer wieder die Aufrechterhaltung des Friedens als eine der wesentlichsten Aufgaben des Papsttums hingestellt wird. Nicht der geringste Vorbehalt, nicht das kleinste Zugeständnis an chauvinistische Strömungen findet sich in all diesen Äußerungen“ (S. 93). Zu der Ausschließung, welche dem heiligen Stuhle von der ersten Haager Friedenskonferenz widerfahren ist, sagt der Verfasser, „die Gründe, die gegen die Teilnahme Leos XIII. angeführt worden sind, können einer ernsten Prüfung nicht standhalten“ (S. 107). Dem Papste, „der in den trüben Zeiten dieses Krieges der armen Menschheit die leuchtende Hoffnung vorangetragen hat, daß es dennoch einmal möglich sein werde, den Krieg restlos zu überwinden, gebührt ein Ehrenplatz bei dem Zusammentritt der dritten Haager Konferenz“ (S. 110).

Mit einem „Wort an die deutschen Katholiken“: „Und eine der schönsten Aufgaben auch für den deutschen Katholizismus wird es sein müssen, dafür einzutreten, daß nach dem Kriege die Grundlage für ein neues Zusammenleben der Staaten auf dem Wege einer internationalen Organisation geschaffen wird“ — schließt die lesenswerte Broschüre, die ein reiches Quellenmaterial angibt und mit Personen- und Sachregister versehen ist.

---

1) Volksvereinsverlag M.-Gladbach 1915, Preis M. 1.80.

LIII.

Die Hochgräber von St. Emmeram zu Regensburg.

Von Dr. J. A. Endres.

(Schluß.)

Von weltlichen Herren waren in St. Emmeram noch durch Ehrentumben ausgezeichnet Herzog Heinrich der Zänker († 995) und Graf Warmund von Wasserburg († 1010). Beider Hochgräber sind jetzt an die Nordwand der Kirche gelehnt, das des ersteren im zweiten, das des letzteren im dritten Joche der linken Nebenchorpartie. Das Bild des Herzogs stimmt mit dem Aurelia- und Wolfgangsgrab in der jugendlichen Auffassung des Dargestellten überein. Es dürfte zeitlich, wie meist angenommen wird, zwischen dem Relief der Hemma und Aurelia stehen. Zum Zwecke genauerer Datierung ist das Herzogsmonument in die nächste Beziehung gebracht worden zu dem Grabstein des Ritters Konrad von Paulsdorf († 1296) aus der Minoritenkirche zu Regensburg, nunmehr im bayerischen Nationalmuseum zu München. Ja es wurde die Vermutung geäußert, daß beide Werke wohl von der Hand desselben Meisters stammen.[1]) Es ist bisher nicht beachtet worden, daß eine Skulptur vorhanden ist, welche noch eine innigere Beziehung zum Hochgrab des Herzogs Heinrich des Zänkers aufweist, nämlich das Grabmal des Ritters Ulrich von Schmalenstein in der Pfarrkirche zu Hofendorf bei Neufahrn in Niederbayern.

---

1) Seyler, a. a. O. S. 33 f.

Die Darstellung dieses Ritters ist fast identisch mit der des Herzogs, nur daß der Nimbus selbstverständlich fehlt und die Lehensfahne des Herzogs durch das Schwert ersetzt wird. Als Datum bietet der Hofendorfer Grabstein das Jahr 1323 in der Inschrift: Anno Domini MCCCXXIII obiit Vlricus miles dictus de Smalenstain quarto kalendas aprilis. Da der gleichnamige Sohn des Ritters Ulrich von Schmalenstein bereits 1320 Stiftsdekan von St. Johann in Regensburg war, so erklärt sich, wie ein in Regensburg arbeitender Bildhauer zu einem Auftrage für das übrigens nicht ferne und in der Diözese gelegene Hofendorf gekommen ist.[1]) Das Regensburger Monument zeigt die folgende Gestalt:

Herzog Heinrich hält in der Rechten die Lehensfahne, in der ausgestreckt angelegten Linken einen mäßigen Wappenschild, der nicht an den Boden hinabreicht. Das auf ein Kissen gebettete, etwas nach rechts geneigte Haupt verrät mädchenhaft weiche Züge. Die Stirnhaare sind kurz geschnitten. Dagegen umrahmen volle, streng symmetrisch geschwungene Locken Schläfen und Wangen. Während auf den übrigen Ehrengräbern des Emmeramsstiftes selbst die kanonisierten Heiligen Emmeram und Wolfgang ohne Nimbus gelassen wurden, umgibt das Haupt des Herzogs ein großer tellerförmiger Nimbus. Die Darstellung verfolgt offenbar eine apologetische Absicht, so in der Lehensfahne und im Nimbus und nicht minder in der beigegebenen Inschrift, deren jetzige Züge allerdings erst dem 16. Jahrhundert angehören, die aber ihren mittelalterlichen Ursprung nicht verläugnen kann. Letztere lautet:

---

1) Vgl. W. Schratz, das Geschlecht der Schmalensteiner und dessen Wappen, Verhandlungen des hist. Vereins für Niederbayern, Landshut 1891, XXVII 97 ff., wo auch die oben angeführte Grabschrift mitgeteilt, aber der Zusammenhang des Hofendorfer Grabmals mit Regensburg nicht erwähnt ist. Zu dem urkundlichen Material bei Schratz ist nachzutragen, daß „her Ulreich der Swop von Smalenstein" siegelt in einem Regensburger Kaufvertrag vom 15. April 1318 (Regensb. Urkundenbuch, München 1912, I n. 351).

Heinricus regis pater et defensio legis
Bavariae cultus pius est hic duxque sepultus.

Herzog Heinrich II. hat nach dem Zeugnisse der Emmeramer in seiner letzten Lebensjahren seine Gesinnung gänzlich geändert, ist aus einem Henricus rixosus ein Henricus pius geworden. Noch auf dem Sterbebette gab er vor seinem Erstgeborenen der Reue über seine dereinstige Empörung gegen Otto II. Ausdruck und ermahnte ihn zur Treue gegen seinen König und Herrn.[1]) „In Gottes Hand seyn die Königreich, von deme muß mans empfangen und wider seinen Willen nit erzwingen", läßt ihn das Mausoleum[2]) bekennen. So gewinnen Lehensfahne und Nimbus eine prägnante Bedeutung auf unserem Bildnis. Von seiner Frömmigkeit wußten besonders die Emmeramer zu erzählen. Wenn der Herzog auf seiner nahen Burg Abbach residiert habe, sei er oft zur Frühmette in die Kirche des von ihm hoch verehrten St. Emmeram gekommen. Sei er dann zu früh daran gewesen, dann habe er in dem steinernen Stuhl vor der Tür gerastet, der noch heutzutage der Heinrichsstuhl heißt.[3])

---

1) S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. Berlin 1862 I 176.

2) S. 124.

3) A. a. O. R. Zirngibl, Beiträge zur Geschichte Heinrichs des Heiligen. Histor. Abh. d. k. bayer. Akad. d Wiss., München 1807, 351 macht aus seinen Bedenken gegen diese Legende kein Hehl. Von dem steinernen Stuhl, welcher nunmehr seit 1894 in der Wolfgangskrypta steht, meint er, er habe dem Priester gedient, der die Jugend und das Volk katechisierte. Daß er indes eine bischöfliche Kathedra ist, dürfte jetzt kaum mehr bezweifelt werden. Er ist fast identisch mit dem noch an seinem ursprünglichen Platze stehenden Bischofsstuhl im alten Westchor des Augsburger Domes. Zwei Löwen an den Seiten und eine Platte dazwischen tragen den Sitz mit der halbrunden Rücklehne. Die Datierung des Augsburger Stuhles schwankt zwischen dem 7.—12. Jahrhundert. Für den Regensburger Steinsessel, welcher nachweislich schon 1615 vor dem Portale stand, halte ich, falls er bischöfliche Kathedra ist und nicht etwa zu Gerichtszwecken diente, das 12. und selbst

Die Beziehungen zum Kloster St. Emmeram und Heinrichs Verehrung für den Patron des Hauses werden den entfernteren Anlaß zu der Errichtung des Hochgrabes gebildet haben. Denn gestorben ist er in Gandersheim, wo auch seine eigentliche Beisetzung stattfand.[1])

Nicht mit Recht geschieht es uns aber, wenn G. von Bezold mit Rücksicht auf die erst spät angebrachte Inschrift und den Nimbus, der der Figur Heinrichs des Zänkers widerspreche, der Emmeramer Überlieferung entgegentritt und das Grabmal Kaiser Heinrich II. dem Heiligen zuteilen möchte. „Sollte nicht Heinrich II.", meint er, „mit diesem Denkmal geehrt sein? Er hat nach dem Brande von 1020 den Neubau der Kirche kräftig unterstützt und war schon 1145 kanonisiert." [2]) Bezold ist so sehr von der Richtigkeit dieser seiner Annahme überzeugt, daß er unter die Abbildung des Denkmals unbedenklich den Namen Heinrichs II. des Heiligen setzt.[3])

Nun ist Kaiser Heinrich II. tatsächlich durch Geschichte und Sage kaum minder eng mit St. Emmeram verbunden als sein Vater. Und dennoch ist kein ausreichender Grund vorhanden, von der Überlieferung des Klosters bezüglich des Monumentes abzugehen. Denn wenn die Inschrift auch nicht schon ursprünglich oder, wie R. Zirngibl annimmt, im 13. Jahr-

---

noch das 11. Jahrhundert für zu spät gegriffen. Denn durch die Trennung von Kloster und Domstift durch den hl. Wolfgang († 994) schwand für St. Emmeram der Charakter einer Kathedralkirche mehr und mehr. Nach dem hl. Wolfgang wäre vermutlich in der Emmeramskirche eine derartige Kathedra nicht mehr hergestellt worden.

1) Hirsch a. a. O. 175.

2) Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum, Nürnberg 1913, 21.

3) A. a. O. Tafel II. — Im Jahre 1802 hatte ein jüngerer Mitbruder R. Zirngibls, Bernhard Stark, bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften eingereicht eine „Abhandlung über das in der Kirche zu St. Emmeram in Regensburg befindliche Grabmal Herzogs Heinrichs I." Sie wurde jedoch von der Akademie nicht zum Drucke befördert und befindet sich noch handschriftlich in Starks Literarischem Nachlaß, Bd. XII Fol. 326 ff. im histor. Verein von Oberbayern. Starks Ansicht fand keine weitere Beachtung.



hundert an der gleichen Stelle an unserem Denkmal angebracht wurde, so ist sie doch schon im 14. Jahrhundert wenigstens nachweisbar und zwar in „Aufschreibungen, die in der Absicht gemacht zu sein scheinen, die hervorragendsten Grabstätten zu St. Emmeram aufzuzählen." [1]) Sie muß also schon im 14. Jahrhundert und demnach nicht lange nach dem Ursprung des Monuments, wenn nicht bei der Errichtung desselben selbst, mit ihm in Beziehung gestanden sein. Es war sodann aber nur von Heinrich dem Zänker bei den Emmeramern der Glaube verbreitet, daß er in ihrer Kirche ruhe, weshalb sie ihm ein Ehrengrab widmeten.

Was ferner den Nimbus bei Heinrich dem Zänker anlangt, an dem sich Bezold vor allem stößt, so ist ihm entgangen, daß die Skulptur in St. Emmeram hierin nicht allein steht. In dem ehemaligen Regelbuch von Niedermünster, jetzt Cod. Ed. II, 11 der k. Bibliothek in Bamberg, der aus den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts stammt und in Regensburg, vielleicht in St. Emmeram geschrieben wurde, zeigt das erste Bild einen Fürsten, den ein zugehöriges Gedicht als Heinrich den Zänker ausweist. [2]) Er trägt einen kurzen Leibrock und enge anliegende Beinkleider, über dem Rock einen etwas längeren Mantel. Als Fürsten kennzeichnet ihn das lange, bis auf den Boden herabreichende Szepter in seiner Rechten, während die Linke das Regelbuch hält, das er stiftet. Das Haupt ist unbedeckt, aber von einem Nimbus umgeben, was um so auffälliger erscheint, als Heinrich wie Swarzenski vermutet, vielleicht noch lebte, jedenfalls nur kurz vor seiner Vollendung gestorben sein kann. Swarzenski gibt für den Nimbus folgende befriedigende Erklärung: er „soll keine Heiligkeit ausdrücken, ist ihm aber gewiß in

1) G. Leidinger, Fundationes monasteriorum Bavariae, Neues Archiv XXIV (1899) 699. Gemeint ist die ehemalige St. Emmeramer Handschrift, jetzt clm 14594 Fol. 62 s, in der die letzten Einträge vom Jahre 1388 stammen.

2) Vgl. G. Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts, Leipzig 1901, 46 ff. und Tafel II, 4.

Anbetracht frommer Verdienste erteilt worden; denn die alte Tradition des nimbierten Fürstenbildes ist in dieser Zeit, wenigstens in Deutschland, nicht mehr konventionell".

Endlich aber schließt die ganze Wiedergabe des Dargestellten auf dem Monument der Emmeramskirche endgiltig den Gedanken an Kaiser Heinrich II. aus. Sowohl die Emmeramer als ein Künstler von der Qualität des in Frage kommenden Meisters hätten die Gestalt eines Kaisers zu kennzeichnen gewußt. Aber von den Attributen des Kaisers: Szepter, Krone, Reichsapfel fehlt jede Spur. Dagegen gibt die Lehensfahne sehr wohl den Herzog zu erkennen.

Zu allem Überfluß wird das Heinrichsdenkmal gleich bei der ersten nachweisbaren Erwähnung als solches des Herzogs Heinrich eingeführt. Das Ausgabenverzeichnis von St. Emmeram für das Rechnungsjahr 1354—1355 beweist, daß damals das Interesse für das neugeschaffene Werk noch in voller Frische bestand, was dazu führte, daß außer dem Bildhauer nun auch der Maler zur Verherrlichung des Andenkens des Herzogs herangezogen wurde. Leider finde ich die Skulptur selbst in den Klosterrechnungen, die für jene Zeiten nicht vollständig erhalten zu sein scheinen, nicht erwähnt. Dagegen sind für die Malerei folgende Posten vorgetragen, die samt den erklärenden Zusätzen des St. Emmeramer Archivars Zirngibl hier ihre Stelle haben sollen:

„Super picturam in monumento iuxta sepulchrum sancti Heinrici ducis: pro calce, sabulo et vectura (für Kalk, Sand und deren Zufuhr) 28 d.

Item facienti cementum (demjenigen, welcher den frischen Mörtl zum Freskogemählde aufzog) 4 d.

Item magistro Wolfhardo facienti Tünch 4 diebus 28 d.

Item servo suo 12 d.

Item duobus portantibus terram ad murum in cimiterio (zweyen Tagwerkern, welche die Erde und Beschütt wegräumten und zu der Freyhofmauer hintrugen) 2 d."

Zirngibl macht dazu die Bemerkung: „Unter dem Tünch muß man die Mahlerry selbst verstehen, und zwar



aus dem Grunde, weil Wolfhard ein Magister, Meister, welchen Vortitel ein Maurer zu dieser Zeit nicht verdiente, genennet wird. Wolfhard wurde für seine Kunst und Arbeit mit täglichen 7 Pf. nicht nach Verdienst belohnet." [1])

Von dem Gemälde ist gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden. Denn an der Wand über dem Heinrichsmonument wurde eine Ölberggruppe zur Erinnerung an Hans Pfollenchofer († 1429) und seine Gemahlin Kunigunde angebracht. Da die Verse Heinricus regis pater etc. zuerst wahrscheinlich ebenfalls an die Wand aufgetragen waren, so lag in der Beseitigung des Gemäldes und der Inschrift wohl der Anlaß, die Verse später am Grabmal selbst einzumeißeln.

Schließlich möge hier noch eine Vermutung Platz finden, wie etwa die Sage von der Bestattung Heinrichs des Zänkers zu St. Emmeram entstanden sein mag. Es war vorhin von Aufschreibungen in clm 14594 die Rede, die eine Art Kompendium der hervorragendsten Gräber von St. Emmeram darstellen. Sie enthalten die folgende, auf das Grab Heinrichs des Zänkers bezügliche Notiz:

Anno 995. Kal. Novembris obiit Heinricus primus dux Bavariae ad s. Emmerammum sepultus Ratisbone in latere aquilonari. Heinrici (!) regis pater et defensio legis — Bavariae cultus pius est hic dux H sepultus.[2])

Die Notiz verrät eine ganz merkwürdige Verwirrung. Sie verbindet mit dem Todesjahr Heinrichs des Zänkers den Todestag Herzog Heinrichs I. von Bayern, der am 1. Nov. 955 starb, nennt dann tatsächlich Heinrich I. (Heinr. primus)

1) Archival- und andere Urkunden, welche sich auf den St. emmeramischen Abt Albert vom Jahre 1324 bis 1358 beziehen. Ein Beytrag zur baierischen, Stadt regensburgischen und St. emmeramischen Klostergeschichte von Roman Zirngibl, Kapitularn des fürstl. Reichsstifts St. Emmeram, kurpfalzbaierischer, wirkl. geistl. Rath, aufgesucht und zusammengetragen im Jahre 1802. Handschrift der k. Kreisbibliothek in Regensburg, Ep. et. cl. Nr. 418 I 451 f.

2) Vgl. Leidinger, a. a. O. 699.



und läßt ihn zu Regensburg in St. Emmeram begraben sein, während er in Wirklichkeit in Niedermünster bestattet wurde. Der metrische Rest bezieht sich dann wieder auf Herzog Heinrich II. Die Konfusion wird um ein Merkliches geringer, wenn wir Heinricus primus aus Heinricus pius,[1]) wie unten im Metrum steht, und wie die Emmeramer Heinrich den Zänker bezeichneten, verlesen denken. Allein dann bleibt immer noch der Todestag Heinrichs I. (1. Nov.) für den richtigen, 28. August, Heinrichs II. stehen. Sollte aber vielleicht gerade hierin der Schlüssel zu der Erklärung der irrigen Meinung der Emmeramer von der Bestattung Herzog Heinrichs II. in ihrer Kirche stecken?

Um 1150 wurde in St. Emmeram ein neues Nekrologium für den Gebrauch im Chore hergestellt, das bis zum 15. Jahrhundert tatsächlich benützt wurde.[2]) Hier findet sich nun beim 1. November der Eintrag: Henricus dux Baioarie hic sepultus.[3]) Indem man bei diesem Datum, wie die obige Notiz lehrt, an Heinrich den Zänker dachte, und das hic, das ursprünglich die Stadt Regensburg meinte, in dem speziellen Sinne von St. Emmeram verstand, war die Annahme der Bestattung Herzog Heinrichs II. nach Aussage des Nekrologiums fertig. Grund genug für eine Zeit, die sich durch den Namen Aurelia auf einem römischen Sargdeckel zu einem frommen Roman und seiner Verherrlichung in Stein veranlaßt sah,[4]) auch diesem vermeintlichen Ruhmestitel des alten Gotteshauses monumentalen Ausdruck zu verleihen. Es wird wohl kaum zufällig sein, daß die Notiz des Nekrologiums in der metrischen Inschrift am Grabe Heinrichs des Zänkers Wort für Wort wiederkehrt:

Henricus dux Baioarie hic sepultus.	Heinricus regis pater et defensio legis Bavariae cultus pius est hic duxque sepultus.

1) Diese richtige Lesung findet sich bei Andreas von Regensburg, ed. Leidinger S. 48.

2) Cf. M. G. Necrol. III 301.

3) L. c. 329. 4) S. unten S. 527.



Die Tumba des Grafen Warmund von Wasserburg befindet sich ebenfalls an der Nordwand der Kirche in der Nähe der Verbindungstüre zwischen der Abteikirche und der im Norden unmittelbar angebauten zweischiffigen Pfarrkirche St. Rupert. Der Unterbau des Grabmals rührt aus der neueren Zeit her, die Reliefplatte selbst aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Waren die Meister der übrigen Bildnisse augenscheinlich von Werken statuarischer Art ausgegangen, so scheint der Verfertiger dieses Bildnisses wohl in erster Linie durch Reliefbildnisse für Grabmäler in Anspruch genommen gewesen zu sein. Der Idealismus jener älteren Meister ist ihm nicht mehr zu eigen. Er verrät eine mehr handwerksmäßige Art und ausgesprochenen Naturalismus. Den Dargestellten faßt er als Leiche auf, die starr auf dem Lager ruht. Die Rechte legt sich auf den Schwertgriff, die Linke hält die Stange mit dem Banner, das sich unter dem Kopfe hin ausbreitet. Dieser ist mit einem hohen, pelzverbrämten Hute, ähnlich den Herzogshüten, bedeckt. Am auffälligsten macht sich der Naturalismus des Bildhauers in den Gesichtszügen bemerklich, so in den tiefliegenden geschlossenen Augen, den eingefallenen Wangen, den hervortretenden Backenknochen und dem geöffneten Munde, der die oberen Vorderzähne erkennen läßt.[1])

Den Anlaß für die Emmeramer, Graf Warmund ein Denkmal zu widmen, lag in der Schenkung von Vogtareut am Inn an das Kloster, welche Otto I. im Jahre 959 bestätigte.[2]) Warmund soll nach Aventin 1010 gestorben sein. Sein Grab fand er in der Benediktuskapelle zu St. Emmeram, deren Existenz am Ende des zehnten Jahrhunderts durch Arnold von St. Emmeram feststeht.[3]) Sie scheint im 11. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt worden zu sein, der nach Ausweis der Weiheinschrift[4]) von

1) Vgl. Seyler a. a. O. 41 f.

2) Janner I 338. 3) MG. SS. IV 566.

4) Gedruckt in MG. SS. XVII 573.

Bischof Otto von Regensburg (1061—1089) im Jahre 1064 die Weihe empfing. In dieser Kapelle war nun tatsächlich das Grabdenkmal Warmunds ehemals aufgestellt und wurde erst in die Abteikirche übertragen, als die Benediktuskapelle 1666 einem Erweiterungsbau des Klosters weichen mußte.[1])

Ein Zeitgenosse des Grafen Warmund war der berühmte, vom hl. Wolfgang aus Trier nach St Emmeram berufene Abt Ramwold, der in diesem Zusammenhange Erwähnung verdient. Er wurde nämlich nach seinem 1001 erfolgten Tode in der von ihm erbauten Krypta, so nennt Prior Arnold von St. Emmeram den an der zirkulären Konfessio im Osten der Abteikirche errichteten Anbau, seinem Wunsche gemäß beigesetzt. Bei der Erneuerung der 1642 abgebrannten Emmeramskirche ließ Abt Cölestin Vogl das Ramwoldsgrab öffnen. Seiner Meinung nach war das die erste Lustration desselben nach der Bestattung Ramwolds. Allein die Beschreibung des Befundes[2]) legt die Vermutung nahe, daß schon früher einmal eine Änderung am Grabe geschehen sein muß.[3]) Die Gebeine Ramwolds wurden nämlich nicht unmittelbar in dem aufgefundenen Steinsarg angetroffen, sondern lagen in einer eisenbeschlagenen, mit Schloß versehenen, eichenen Truhe in demselben. Damals wurde, wenn es nicht schon früher geschehen war, das Kranium des Seeligen gesondert aufbewahrt.[4]) Vom ursprünglichen Grabe war damals noch übrig eine große Steinplatte mit einer mit Blei ausgegossenen Inschrift, welche den Bestattungsraum wieder bedeckte bis zur Restauration der ganzen Krypta in den Jahren 1773—1774. Bei dieser Restauration wurde

1) Mausoleum 126. 2) Mausoleum 105.

3) Vermutlich schon vor 1355, da für dieses Jahr eine zu Ehren des hl. Ramwold „gestiftete Wochenmesse" feststeht. R. Zirngibl, Archival- und andere Urkunden II 523. Auch wurden am Ramwoldstage ähnlich wie an andern bevorzugten Festtagen im Kloster besondere Präbenden ausgeteilt. A. a. O. 608.

4) A. a. O. 107; Bericht von d. hl. Leibern 49.

die Steinplatte in der Nähe des Grabes an die Wand gefügt.[1]) Nach der Säkularisation des Klosters war die etwas entlegene Ramwoldskrypta lange Zeit vernachlässigt. Erst 1887 wurde sie wieder instand gesetzt. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Sarkophag des sel. Ramwold erhoben wurde und auf dem Estrich über dem ehemaligen Grabe seine Aufstellung fand. Der Sarkophag wurde wohl etwas überarbeitet. Er ist durch eine schwach gewölbte Platte verschlossen, die in den kleinen Halbkugeln an den vier Ecken eine antike Reminiszenz aufweist. Ihr sonstiger Schmuck ist ein Kreuz.

Wir schließen die Reihe der Regensburger Hochgräber mit dem der seligen Jungfrau und Reklusin Aurelia. Als ihr Todesjahr wird 1027 genannt. Die Poesie des Mittelalters schwebt schöpferisch über dem Leben dieser Königstochter. Ihr Hauch beseelte auch den edlen Meister, der in ihrem Bilde eines der besten Werke mittelalterlicher Plastik schuf. Auf der breiten Steinplatte ruht die zarte Gestalt der Jungfrau in nur wenig hervortretendem Hochrelief. Das etwas geneigte Haupt trägt einen verzierten Kronreif, unter dem die Haare hervorquellen und in symmetrischer Wellung sich bis über die Schultern ergießen. Das Kleid bedeckt ein bis an die Knie reichender Mantel, über der Brust durch ein Band zusammengehalten und durch die gebogene Linke etwas emporgehoben, so daß lebhafteres Gefältel auf dieser Seite mit dem sonstigen ruhigen Linienzug kontrastiert. Die freie Rechte legt sich schlicht an die Seite. Sie ist wie die Linke ohne Attribut. Ein solches bildet allein das Krönchen auf dem Haupte und das Ornament zu ihrer Rechten, ein feines Weingeranke, das wie eine steinerne Randglosse sagen will: Vinum germinans virgines (Zach. 9, 17).

Abt Cölestin Vogl berichtet über die selige Aurelia aus der Überlieferung seines Klosters das folgende. Hugo Kapet,

---

1) R. Zirngibl, Epitaphia, Handschr. der k. Kreisbibliothek Regensburg, ep. et. cl. Nr. 409, p. 152.



Graf von Paris, hatte eine liebreizende Tochter, namens Aurelia. Dieses Königskind hatte sich insgeheim in früher Jugend schon Christus allein zum Bräutigam erwählt. Als die Jungfrau daher nach dem Willen ihrer Eltern dem Älius Juvianus die Hand reichen sollte, floh sie weit fort von Eltern und Heimat und stand eines Tages, Almosen heischend, an der Pforte von St. Emmeram, wo Sankt Ramwold als Abt waltete. Dieser erkannte im Geiste die ungewöhnliche Bettlerin und nahm sie auf in eine Klause des Klosters, St. Andreas geweiht, die sich an ein Tor der Stadtmauer von Regensburg lehnte. Daselbst lebte sie nun mit Fasten und Beten in die zweiundfünfzig Jahre, bis sie selig verschied 1027. Begraben ward sie im Kreuzgang des Klosters nächst der Georgenkapelle und hatte anfänglich ein schlichtes Grabmal. Hernach aber ließ Lautwinus Gamered, Domscholaster von Regensburg, ihr Bild aus Stein entwerfen, wie man es heute noch sieht, und verfaßte dazu die Inschrift:

Hic pia florescit Aurelia virgo sepulta,
Quae poenas nescit coeli dulcedine fulta.

Unter dem Schemel, auf dem die Füße der Seligen ruhen, nennt eine Inschrift den Stifter: Lautwinus Gameredus canonicus et scolasticus maioris ecclesiae. [1])

Abt Cölestin Vogl, der in seinem Mausoleum die vollentwickelte Legende von der seligen Aurelia mitteilt, war der Meinung, daß dieselbe sich bereits bei einem jüngeren Zeitgenossen der Seligen, dem um 1030 schreibenden Prior Arnold von St. Emmeram, finde. Mit dem Hinweis auf Arnold glaubte er den Bedenken begegnen zu können, die gegen die Existenz einer seligen Aurelia in der deutschen Ausgabe der Werke Aventins vom Jahre 1580 S. 162 erhoben worden waren. Aber Fürstabt Johann B. Kraus, der im Jahre 1752 die vierte Auflage des Mausoleums besorgte, mußte seinen Amtsvorgänger Cölestin richtig stellen. Bei Arnold finde sich tatsächlich nichts über die selige Aurelia.

1) Vgl. Mausoleum 108 f.; Raderus, Bavaria Sancta II 166.



Die erste Spur der seligen Aurelia unter den literarischen Schätzen von St. Emmeram weist Kraus nach in dem ehemaligen Kodex Nr. 515, jetzt clm 14879, in welchem nach den unvollständigen Werken Arnolds die Areopagitika des Hilduin stehen, sodann chronologische Notizen über St. Emmeram, die bis 1409 reichen. Unter diesen nun findet sich auch der folgende Eintrag:

Notandum est, quod temporibus Ramvoldi abbatis, patruelis s. Wolfgangi, quaedam puella, filia regis Franciae, Aurelia nomine, fugiendo coniugale commercium profuga venit ad monasterium s. Emmerami Ratisponae. Quam s. Ramvoldus abbas praedictus eleemosinam petentem adesse cognovit in spiritu eamque locavit ad unam solitudinem, quae nunc vocatur capella s. Andreae, ubi vigiliis et orationibus LII annis vixit, migravit ad dominum.

Andreas Ratisbonensis verleibte diese ganze Stelle seiner im Jahre 1422 abgeschlossenen Chronica pontif. et imper. Romanorum[1]) ein mit der Ergänzung am Schlusse:

Id. Octobris et in ambitu s. Emmerami ad partem australem monasterii est sepulta.

Leidinger, der Herausgeber der Werke des Andreas, führt als Quelle des Andreas den jetzigen Münchner cod. lat. 14594 an, der im Katalog als noch aus dem 14. Jahrhundert stammend genannt ist.[2]) Eine ältere Erwähnung der sel. Aurelia scheint sich nicht ausfindig machen zu lassen, so daß es sich trifft, daß die älteste uns bekannte schriftliche Fixierung ihrer Legende aus dem nämlichen Jahrhundert stammt, wie die künstlerische Gestaltung ihres Hochgrabs.[3])

---

1) Andreas von Regensburg, Sämtliche Werke herausgegeben von G. Leidinger, München 1903, 48.

2) Eine genaue Beschreibung der Handschrift gibt Leidinger, Fundationes monasteriorum Bavariae, Neues Archiv 24 (1899) 671 ff., wo als Entstehungsjahr der Handschrift 1388 genannt ist.

3) Im Nekrologium von St. Emmeram findet sich beim 15. Okt. der Eintrag: Aurelie virginis, sepulte in ambitu ante chorum

Darin dürfte vielleicht ein Fingerzeig dafür erblickt werden, daß die Legende nicht allzufern vor jener Zeitperiode ihren Ursprung hat, eine Annahme, welcher sogleich zu erwähnende Umstände günstig sind. Es steht nämlich außer allem Zweifel, daß die Inschrift am Rande des Deckels eines römischen Sarkophages die Grundlage bot für die Ausgestaltung der Aurelialegende. Dieser Sargverschluß wird jetzt im St. Ulrichsmuseum zu Regensburg verwahrt und ruht daselbst auf einem römischen Sarg, zu dem er ursprünglich nicht gehörte, der aber wahrscheinlich auch aus St. Emmeram stammt. Er lag dereinst auf dem Grab der angeblichen seligen Aurelia im Kreuzgang von St. Emmeram, nahe beim östlichen Eingang vom Kreuzgang aus in den südlichen Seitenchor der Kirche. Hier muß er vormals den Estrich nur wenig überragt haben. Denn zu beiden Seiten der Dachschrägen finden sich gegen die Giebel zu je zwei Einkerbungen oder Vertiefungen, die sich wohl nur als Standort des von Lautwin Gamered darauf errichteten Hochgrabes erklären lassen. In der Tat redet J. B. Kraus in seinem „Bericht von denen hl. Leibern" S. 53 f. von einem „oberen Stein" mit den mittelalterlichen Hexametern und dem Bilde Aurelias und einem „unteren Stein" mit der römischen Grabschrift.[1])

Die Inschrift auf dem Sargdeckel besteht aus zwei Zeilen und lautet folgendermaßen:

(cf. Necrol. Germ. III 327), doch stammt derselbe erst aus dem 15. Jahrhundert. Es taucht also im Nekrologium und in der oben erwähnten Emmeramer Handschrift, jetzt clm 14594, der 15. Okt. als Todestag Aurelias ungefähr gleichzeitig auf. Dieses Monatsdatum hat aber keinen anderen Grund als eine Confundierung der Regensburger Aurelia mit einer Straßburger Heiligen desselben Namens, die im Straßburger Martyrologium beim 15. Okt. aufgeführt ist (cf. Acta SS. Boll. t. VII oct. p. 27 ss.).

1) Vergl. auch den in den Act. SS. Boll. l. c. p. 30 mitgeteilten Bericht Mabillons.

D · PERPETVAE · SECURITATI · ET · MEMORIAE ·
DVLCISSIMAE · AVRELIAE · M ·
AVRELIAE · P · AEL · . . . VANVS · CONIVGI ·
INCOMPARABILI ·

So teilt dieselbe mit diplomatischer Genauigkeit J. Dahlem[1]) mit. Cölestin Vogl und J. B. Kraus[2]) folgen in der Wiedergabe der Inschrift der Chronik Aventins mit dem Unterschiede, daß der Name Aurelia im Mausoleum nur einmal vorkommt und auch das zwischen dem zweimaligen Aureliae stehende M unterdrückt wird. So liest auch noch Rom. Zirngibl (s. u.), während Mabillon seinerzeit bei seiner Anwesenheit in St. Emmeram sich selbständig um den richtigen Text bemüht hatte. Er ist zu folgendem Ergebnis gekommen: O. M. et perpetuae securitati et memoriae dulcissimae Aureliae M. Aur. filiae P. Ael. Silvanus coniugi incomparabili.[3])

Daß nun diese Inschrift und zwar in ihrer älteren Aventin geläufigen Lesung die Grundlage für die Aurelia-

1) Das mittelalterlich-römische Lapidarium und die vorgeschichtlich-römische Sammlung zu St. Ulrich in Regensburg, Regensburg 1890, 19. In der Neuauflage des Museumskatalogs von G. Steinmetz ist die Zweizeiligkeit nicht betont, so daß die Inschrift im Drucke tatsächlich, wie auch im obigen Texte, vier Zeilen in Anspruch nimmt. Dadurch ist die Bedeutung des M nach dem ersten AVRELIAE nicht so unmittelbar ersichtlich. Das VANVS ergänzt Steinmetz in (SIL)VANVS. Es ist von Wichtigkeit zu bemerken, daß die Inschrift in Aventins Chronik anders gelesen ist und willkürlich geändert erscheint, soferne statt des D am Anfang I. O. M. ET steht. Der Name ist hier ergänzt in IVVIANVS. Das M nach dem ersten AVRELIAE wird dann im Texte gedeutet auf matris, und erklärt, daß die Inschrift eine „Schwieger und Schnur" zum Gegenstand habe. Tatsächlich ist das M am Schluß der ersten Zeile auf das D am Anfang derselben zu beziehen. Die Zusammengehörigkeit von D M (= Dis Manibus) ist nur auf den ersten Blick durch den weiteren Abstand an den Zeilenenden nicht unmittelbar erkenntlich.
2) Mausoleum S. 109; Bericht von den hl. Leibern S. 54.
3) Cf. Acta SS. Boll. l. c. p. 30.



legende bildet, geht schon daraus zur Evidenz hervor, daß die Emmeramer als den Bräutigam Aurelias den Älius Juvianus nennen. So sagt das Mausoleum: „Dieser Königlichen Tochter (=Aurelia) mit ihrem Gespons Christo vorhabende Vermählung war so geheim, daß sogar ihre Eltern nichts davon wußten; dahero sie sich um ein Tochter-Mann beworben, und einen Aelianum (!) Juvianum mit Nahmen erküset." [1]) Im übrigen scheint sich die Legende mit einer Ausnahme hauptsächlich an dem Namen Aurelia emporgerankt zu haben. Jene Ausnahme betrifft die Angabe, daß Aurelia bei St. Emmeram 52 Jahre lang Klausnerin gewesen ist. Woher diese Angabe sich leitet, vermag ich nicht zu sagen. Daß nun aber die Zahl 52 zur Berechnung des Todesjahres Aurelias verwendet wurde, wird kaum zu bezweifeln sein. Es wurde nämlich ihre Ankunft in Regensburg unter der Regierung Ramwolds unmittelbar in das erste Jahr 975 dieser Regierung verlegt, was als Todesjahr Aurelias 975 + 52 = 1027 ergab. Der Name Aurelia mußte nun aber für Herkunft und Stand Aufschluß erteilen. Seit frühen Zeiten waren die Blicke der Emmeramer nach dem Westen, nach Frankreich, gerichtet. St. Emmeram selbst soll von Poitiers stammen. Als sich bei einem Anbau im Westen ihrer Kirche der Sarkophag eines Dionysius, wie man annimmt, [2]) vorfand, dachten sie an den berühmtesten christlichen Träger dieses Namens, an den Areopagiten und machten ihren Ordensgenossen von St. Denis bei Paris den Besitz der Reliquien des Pseudoareopagiten streitig. Nicht nur in Paris sollte es einen Montmartre geben, auch ihr Kloster, so sagten sie, sei auf einem Mons Martyrum erbaut. Nunmehr mußte auch die selige Aurelia die Verbindung mit dem Westen aufrecht erhalten. Denn was lag näher, als beim Namen Aurelia an Orléans (Aurelia, Aurelianum) zu

1) A. a. O. 108. Bei Raderus heißt der Name des Bräutigams Eluvianus.

2) Vgl. Janner I 533.

denken. Das war aber die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums und der alten Kapetingischen Grafschaft. Und so mußte der berühmte König Hugo Kapet (938—996) Vater der Emmeramer Aurelia und Schwiegervater des Älius Juvianus sein.

Die selige Aurelia steht für die Emmeramer an der Spitze jener Klausnerinnen, die das Mittelalter hindurch an der St. Andreas-Kapelle im Bereiche des Klosters wohnten.[1]) Diese Kapelle „haben hernach," sagt das Mausoleum,[2]) „unterschiedliche fromme Persohnen bewohnt, und Zeit ihres Lebens Gott darinn eyffrig gedient". Daß bei St. Emmeram tatsächlich weibliche Reklusen lebten, geht aus dem Nekrologium hervor.[3]) Die Andreaskapelle ist indes erst im Jahre 1060 von Bischof Gundekar von Eichstätt geweiht worden.[4])

Es ist oben der Gedanke ausgesprochen worden, daß der Ursprung der Aurelialegende wahrscheinlich nicht allzuweit abliegt vom Zeitpunkt ihrer nachweisbaren ersten Aufzeichnung und von der Errichtung des schönen Hochgrabs in St. Emmeram. Da das Aureliagrab bis zum Jahre 1812 im Kreuzgang von St. Emmeram lag, so werden wir der Geschichte dieses Kreuzganges nachgehen müssen, um Anhaltspunkte für die Geschichte des Grabes zu finden. Die drei ältesten noch vorhandenen Joche desselben, unmittelbar an den südöstlichen Teil der Kirche anschließend, stammen noch aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts setzte dann jene langandauernde Bautätigkeit an diesem Teile des Klosters ein, die den Kreuzgang von St. Emmeram wohl zum größten und einem der reichsten Deutschlands ausgestaltete.[5]) Damals nun muß der Sarko-

1) Zur Geschichte der Inklusen vgl. neuerdings A. Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter², Leipzig 1913, S. 191 f.

2) A. a. O. S. 111. 3) MG. Necrol. III 302 ss.

4) Notae s. Emmerami, MG. SS. XVII 572 s.

5) G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Berlin 1908 III 405.

phagdeckel mit der Inschrift der Aurelia die Aufmerksamkeit der Klosterbewohner auf sich gelenkt und ihre Phantasie zuerst beschäftigt haben. Aber erst nachdem der Bau des Kreuzgangs, der am Ende des 14. Jahrhunderts zum Abschluß kam, bereits hundert Jahre im Gange war, und nachdem durch die Pracht des Kreuzganges selbst wie durch zahlreiche sonstige Unternehmungen in der Stadt die Lust zu künstlerischem Schaffen sich gesteigert hatte, entsprang dem alten Römerstein gleichsam der Funke, dem ein edles Werk der Zeit sein Dasein verdankt. Zum Stifter wurde ein Freund des Klosters, Leutwin Gamered von Sarching, Kanonikus und Scholastikus der Domkirche. Er gehörte jener gleichen Patrizierfamilie an, die sich vor ihrem Aussterben verewigte durch das Prunkportal des Regensburger Domes, das zu beiden Seiten ihr Wappen zeigt. Der berühmte Archivar von St. Emmeram Roman Zirngibl kommt auf Leutwin zu sprechen bei der Erwähnung eines Jahrtags, den dieser an der Kirche von St. Emmeram stiftete, und sucht hiebei das Denkmal, die Legende und die Auffindung des Sarkophags der Aurelia ganz auf die Schultern des Scholastikus vom Dome abzuwälzen. Er schreibt:

„Dieser Gamried . . . ist's, der im Kloster St. Emmeram einen uralten gewölbten Stein mit der Inschrift; I. O. M. et perpetuae securitati et memoriae dulcissimae Aureliae P. Juvianus coniugi incomparabili fand. Es schien ihm dieser der Leichenstein einer königlichen französischen Prinzessin zu seyn, die vor 800 und etlichen Jahren zu St. Emmeram in Regensburg angekommen und unter der Anleitung des frommen Abts Ramwold in einer abgesonderten Klause den Werken der Frömmigkeit sich ganz überlassen haben soll. Aus dieser irrigen Meinung verleitet, ließ er über diesen römischen Grabstein, der noch sehr wohl bewahrt und ohne mindester Verletzung existiert, noch einen herrlichen Stein, der auf 4 Säulen ruhet und aus welchem in Mannesgröße das Bild einer königlichen Prinzessin herausgehauen ist, setzen . . . Bei den Füßen des Bildnis ist

rückwärts die Figur eines betenden Kniches (= Kanonikus) zu sehen mit der Inschrift: Leutwinus etc.[1])

Leutwin Gamered starb im Jahre 1335. Sein Name ist im Nekrologium von St. Emmeram beim 15. Juli eingetragen.[2]) Der Zusatz des Sterbejahres zu dem Namen des Stifters des Aureliadenkmals oder vielleicht auch der Umstand, daß R. Zirngibl zu der Meßstiftung Gamereds im Jahre 1335 die Nachricht von der Stiftung auch des Aureliagrabes fügt, mögen es verursacht haben, daß man das Hochgrab selbst auf das Jahr 1335 ansetzt. Ein zwingender Grund zu dieser Datierung ist indes nicht vorhanden. Als Spielraum für die Errichtung des Denkmals eröffnet sich vielmehr durch die Inschrift an demselben, auf der Leutwin Scholastikus genannt ist, von 1322, in welchem Jahre ich Leutwin erstmals als Scholastikus erwähnt finde[3]), bis zu seinem Tode. —

Aurelia genoß in St. Emmeram nie eine eigentlich liturgische Verehrung. Aus einem Bericht von Wolfgang Selender wissen wir vielmehr nur, daß zu seiner Zeit, im 17. Jahrhundert, der Brauch bestand, an ihrem vermeintlichen Todestag (15. Oktober) das Grab durch einen Wandteppich zu schmücken und Kerzen dabei anzuzünden.[4]) Allem Anschein nach fand im Mittelalter nie eine Lustration ihres Grabes statt. Erst kurz bevor die Emmeramer die ehrwürdigen Hallen ihres Klosters endgiltig verließen, richtete sich die Aufmerksamkeit des bekannten Archäologen P. Bernhard Stark[5]) noch auf das Aureliagrab.

Roman Zirngibl berichtet in seinen Diarien beim Jahre

---

1) Archival- und andere Urkunden, I 451 f.

2) MG Necrol. III 319.

3) Ried, Codex chronolog.-diplomaticus episc. Ratisb. II p. 795.

4) Acta SS. Boll. l. c. 30.

5) Über ihn s. Aug. Lindner, Die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Bened.-Ordens in Bayern, Regensburg 1880, I 97.

1811 das Folgende:[1]) „Den 9. Maii eröffnete H. Stark den Deckel der römischen Aurelie. Man fand unter diesem Deckel keinen Sarcophagus, sondern einen andern mit einem Gebein und zwei Trümmern von Schädeln angefüllten Deckel. Dann wurde auch der daran liegende Stein weggewälzt. Man fand unter demselben einen Sarkophag, der mit Gebein von einem Weibsbild angefüllt war, wie es scheint. Das Haupt hatte eine ordentliche ausgehauene Liegerstatt. Sind es Weibsbildergebeine, so halte ich diese für die Gebeine Aureliae, im widrigen Falle für die Gebeine eines Bischofs oder Abtes, Nachfolgers des Abts Ramvolds."

Das Ergebnis war also merkwürdig genug. Statt eines Begräbnisses fand man deren zwei. Zum oberen waren zwei gegeneinander gekehrte römische Sarkophagdeckel benützt, das untere hatte einen eigenen Steinverschluß. Für das obere erweckt die Schilderung Zirngibls die Vermutung, daß es nicht einer ursprünglichen Bestattung, sondern der Sammlung von Gebeinen („Trümmer von Schädeln") gedient hatte. Ob die im eigentlichen Sarkophag gefundene Leiche einer Frau angehörte, läßt Zirngibl unentschieden. Es ist in der Tat sehr unwahrscheinlich, daß ganz in der Nähe des Eingangs vom Kreuzgang in die Kirche einmal einer Klausnerin von St. Emmeram das Grab angewiesen worden wäre. Dagegen standen weiter nach Osten hin an der gleichen Kreuzgangswand die Grabmäler zweier Äbte von St. Emmeram, das eines Albert und eines Adalbert.

---

1) Auf die Diarien R. Zirngibls nnd B. Puchners, welche A. Lindner bei seinen Literaturangaben gänzlich entgangen sind, habe ich zuerst in meiner Schrift: „Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg", Freiburg 1900, 90, 108 ff. aufmerksam gemacht. Sie sind unterdessen aus dem Besitz des verstorbenen Domdekans Dr. G. Jacob in das bischöfliche Ordinariatsarchiv in Regensburg übergeführt worden. Die Zirngiblschen Diarien umfassen in zehn Faszikeln die Jahre 1788—1790, 1797, 1798, 1805, 1807, 1808, 1810, 1811, 1813—1815. Die Puchnerschen Diarien reichen von 1768—1822. Doch fehlen einige Jahrgänge.

Nachdem Regensburg 1810 an Bayern übergegangen war, wurde das Kloster St. Emmeram im April 1812 durch König Max I. gänzlich aufgehoben und die Klostergebäude an das fürstliche Haus Taxis verkauft. Am 29. Oktober 1812 wurde eine Anzahl von Monumenten aus dem Kreuzgang und der St. Kolomannskapelle in die Kirche von St. Emmeram übertragen. Zirngibl verfaßte darüber einen an L. Westenrieder gesandten Bericht: Specificatio illorum monumentorum, quae 29. Oct. 1812 ex ambitu monasterii s. Emmerami et ex capella s. Colomanni interea ad ecclesiam eiusdem monasterii transportata sunt.[1]) In der Kirche ist nunmehr noch das von Leutwin Gamered gestiftete Hochgrab der Aurelia zu sehen. Der römische Sarkophagdeckel mit der auf die Aurelia bezüglicheu Inschrift wird, wie erwähnt, im Lapidarium des St. Ulrichsmuseums aufbewahrt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt keines der St. Emmeramer Hochgräber, weder die jetzt noch erhaltenen, noch die ehemals vorhandenen, aus der Zeit der ersten Bestattung der durch sie geehrten Personen. So kommt es, daß sie, wie die Monumente Heinrichs des Zänkers oder der seligen Aurelia, nicht durchaus als Belege geschichtlicher Wahrheit betrachtet werden können. Auch sonst vermag die Ausstattung des ehrwürdigen Münsters vor dem Forum geschichtlicher Kritik nicht in alleweg zu bestehen, so wenn es den Eintretenden an seiner rätselhaften Doppelpforte mit dem Bilde des Pseudoareopagiten begrüßt und durch die beschriebenen

---

1) Wenn A. Lindner, a. a. O. 79, diesen Bericht bei den Manuskripten Zirngibls aufführt und dazu bemerkt: „Ein kurzes Verzeichnis dieser Grabmonumente ist zu lesen in Westenrieders Denkschrift auf R. Zirngibl", so laufen hier ein paar Irrtümer mitunter. Jener Bericht ist tatsächlich gedruckt. Er wurde nämlich von Westenrieder in seinem vollen Umfang seiner Denkschrift auf R. Zirngibl einverleibt. Die Denkschrift erschien in: Historische Schriften von L. Westenrieder I, München 1824. Die Specificatio steht hier S. 95—99.

Ziegelsteine seines Schatzes den Übergang der Reliquien dieses berühmten Apostelschülers vom Kloster St. Denis an St. Emmeram bezeugen möchte, oder wenn das große Plafondgemälde von Kosmas Damian Asam im Hauptschiff der Kirche die Exemption des Klosters durch Papst Leo III. erzählt. Und trotzdem gehören auch diese Dinge zum geschichtlichen Gesamtbild des berühmten Gotteshauses, geradeso wie jene wertlosen Glasflüsse zu den kostbaren Theken mittelalterlicher Kleinodien, die hier zuweilen zwischen Perlen und Edelsteinen in goldener Fassung prangen.

LIV.

Bildende Kunst und schöne Literatur.

Elementare Unterscheidungen.

Wie jede geistige Betätigung bedarf auch die wissenschaftliche Behandlung des weiten Reiches der Kunst eines einheitlich aufgebauten Systems, einer logisch vorgehenden Methode und fester, bestimmt abgegrenzter Begriffe. Die wissenschaftliche Ästhetik hat alle Unklarheiten, alle Widersprüche, alle verschwommenen Begriffe und nicht zuletzt alle dunklen, des Bürgerrechtes noch entbehrenden und nichts erklärenden Modeausdrücke zu vermeiden. Sie darf vermeintliche oder wirkliche Kunstgesetze nicht ohne sachliche Begründung generalisieren, sie nicht gewaltsam oder gedankenlos auf alle Künste anwenden, „denn der schönste Zweig, welcher der Wurzel Vernunft entsproßt", sagt Dante in seinem ‚Convivio', „ist die Unterscheidungsgabe".

Diese Unterscheidungsgabe oder den Unterscheidungswillen vermissen wir bei hundert Studien über moderne Kunst und moderne Kunstprobleme. In zahlreichen Fällen werden gewisse Aufstellungen, die nur für eine Kunstgat-



tung zutreffend sind, gleichmäßig auf bildende Kunst wie schöne Literatur angewandt, oder man kann nicht darüber klar werden, welches Kunstgebiet der Verfasser eigentlich im Auge hat.

Ist die Schwäche des einzelnen Ästhetikers vielfach das wenig ausgebildete und geübte Unterscheidungstalent, so ist die unverschuldete, jene vermehrende Schwäche der modernen Ästhetik ihre riesige Ausdehnung, welche die ganze sicht-, hör- und fühlbare Welt, die das große Reich der Natur und jenes der Kunst umfaßt: Dinge, die nicht selten in keiner Hinsicht etwas Gemeinsames haben. Mit Recht fordert daher Konrad Lange in seiner „illusionistischen Kunstlehre“ [1]): endlich mit der Trennung von Natur und Kunst — die nur der heute noch nicht befriedigend definierte Begriff des Schönen einigt — Ernst zu machen.

Ergibt sich die elementare Notwendigkeit, die Kunstlehre von der Gesamtästhetik zu trennen, so ist es kaum minder nötig, zwischen der zu sehenden und der zu hörenden Kunst strenge zu unterscheiden. Bildende Kunst und Poesie haben in ihrem Wesen und in ihren Zielen gewiß vieles Gemeinsame; aber die Mittel, mit denen sie arbeiten, die Formen, in welchen sie sich darbieten, die menschlichen Sinnesorgane, die zu ihrer Aufnahme und mittelbar zur geistigen Erfassung bestimmt sind, diese sind so verschieden, daß die beiden Kunstgebiete in drei- oder mehrfacher Hinsicht eine scharf gesonderte Betrachtung erheischen.

Bildende Kunst als solche ist ästhetische Gestaltung für das Auge, nicht für den Verstand, Poesie für Ohr und Phantasie. Wenn dem gegenüber neuerdings vielfach betont wird, daß es bei einem Kunstwerke nicht auf die Formvollendung, auf das Sicht- und Hörbare, sondern auf die ihm zugrunde liegende Idee, auf das „Seelische“ ankommt, daß aus diesem Grunde z. B. die alte, mehr innerliche deutsche

---

1) Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre. 2. Aufl. Berlin 1907. S. 9 f.

Kunst die alte, mehr äußerliche italienische Kunst überragt usw., so enthält diese Behauptung höchstens eine Teilwahrheit. Der geistige Inhalt ist nicht die Kunst und noch viel weniger die in die Erscheinung tretende künstlerische Form. Die Forderung eines tiefen Inhalts des Kunstwerkes ist berechtigt, berechtigt aber nur in dem Sinne, wie es ein Zitat aus Shakespeares „Hamlet“[1]) ausdrückt: „Mehr Inhalt, weniger Kunst!“

Die gewagte Behauptung bezüglich der „Überlegenheit“ der tieferen deutschen Kunst über die italienische kann vielleicht als zutreffend erachtet werden bezüglich eines Teiles der schönen Literatur und der Malerei, niemals aber bezüglich der ganzen bildenden Kunst. Denn der tiefere Inhalt ist gerade bei dieser Kunst nicht das Entscheidende. Man wird zweifelsohne die monumentale Architektur, die größte und wirksamste von Menschenhänden geschaffene Außenerscheinung, heute noch zur Kunst rechnen. Was hat nun mit der Baukunst, z. B. mit einem Palaste der italienischen Renaissance, das Innerliche, Seelische zu tun? Die Idee oder der Zweck eines Monumentalbaues ist in der Mehrzahl der Fälle ein recht prosaischer: geeignete Räume für das Wohnen, für die Bureauarbeit, für die Aufbewahrung von Effekten u. a. zu schaffen, denn Architektur ist in erster Linie „Raumkunst“. Und doch kann ein derartiges Gebäude zu den bewunderten Meisterwerken der Baukunst zählen. — Entscheidend kann also bei der Bewertung der Architektur nur die Form im weitesten Sinne des Wortes, d. i. samt ihrer in gewissem Sinne Geistiges in sich schließenden Proportion, sein.

Auch bei der zur Wiedergabe einer geistigen Idee am meisten befähigten bildenden Kunst, bei der Malerei, ist hinsichtlich ihrer rein künstlerischen Beurteilung in erster Linie die Form- und Farbenvollendung, nicht ihr idealer Inhalt entscheidend, denn ein Bild wird, wie bereits angedeutet, vor allem für das betrachtende Auge und nicht für den

1) Akt 2, Szene 2.



reflektierenden Verstand gemalt. Die malerische Gesamt- wie Einzelform muß nur dem Inhalte adäquat sein. Wenn — um bei Gesagtem zu bleiben — im allgemeinen richtig behauptet wird, daß die deutsche Malerei des späten Mittelalters innerlicher, geistiger, seelischer als die gleichzeitige Malerei der italienischen Frührenaissance sei, so wird von der fachmännischen Kunstliteratur ebenso wahr betont, daß die italienische Malerei als Malerei der deutschen in hohem Grade überlegen ist. Diese Überlegenheit ist in ihrer meist monumentalen, großen Komposition und in ihrer Formschönheit, in ihrer „Äußerlichkeit" begründet.

Als lehrreiches Beispiel mag hier Albrecht Dürer, der Künstler der sich auslebenden Gotik und der beginnenden Renaissance, genannt werden. Dürer zeichnet sich in seinen Skizzen, Stichen und Gemälden durch deutsche Gemütstiefe, durch eine seltene, der kleinsten Form sich liebevoll zuwendende Empfindung, durch minutiöse Durchbildung aus. Allein in dieser peinlich genauen Durcharbeitung zeigt sich nicht selten eine gewisse Schwäche bezw. Kleinlichkeit seiner Kunst. Seine vielleicht besten Gemälde sind die zwei Apostelbilder in der alten Münchener Pinakothek, welche einen einfachen Gegenstand behandeln, die aber bedeutend sind in formaler Hinsicht, in der ebenso einfachen wie großzügigen Behandlung speziell der Draperie, die italienischen Einfluß vermuten läßt.

Die formale Seite eines Kunstwerkes darf bei keiner Kunst unterschätzt werden. Aber es muß zugleich beachtet werden, daß das Verhältnis von äußerer Form zum Inhalte eines Werkes bei der bildenden Kunst ein wesentlich anderes ist als bei der schönen Literatur. Die bildende Kunst, deren Schwerpunkt in der äußeren Erscheinung liegt, vermag ein großes und bewundernswertes Werk zu schaffen ohne tiefen Gedanken; bei der schönen Literatur ist diese Möglichkeit niemals gegeben, denn ein Literaturprodukt darf bei aller sprachlichen Schönheit nicht seicht sein. Der Gedanke selbst muß schon ohne die sprachliche Form etwas Poetisches an sich haben. Die Poesie kann ferner auch eine häßliche



Szene oder eine häßliche Gestalt künstlerisch schön gestalten, weil sie diese Gestalt nicht wirklich, sondern durch den Schleier der Phantasie schaut; die bildende Kunst vermag dagegen einer häßlichen Gestalt, z. B. einer menschlichen Mißgeburt, keine Schönheit zu verleihen, und wenn diese Mißgestalt in einem Gemälde wirklich einen schönen Eindruck erweckt, dann ist es nicht die Gestalt selbst, sondern die künstlerische Beigabe, die technische Behandlung in Zeichnung und Farbe, welche diesen Eindruck hervorruft oder richtiger: vortäuscht.[1]) Dagegen kann, wie betont, die schöne Literatur auch häßliche Szenen als solche künstlerisch darbieten, weil dieselben nicht in der abstoßenden Wirklichkeit, sondern in einem Phantasie-Bilde präsentiert werden, nur darf sie diese Szenen nicht häufen, nicht das interessante Häßliche zum bevorzugten Objekte ihrer Darstellung machen. Auf den öfter erhobenen, nicht völlig unberechtigten Tadel, „daß Handel-Mazzettis Phantasie zu gerne im Grausamen und Gewalttätigen schwelge, erwidert die Dichterin: ‚Karl Busse hat mir einmal vorgeworfen, meine Romane offenbarten eine Neigung zu Greuelepochen; wenn ich aber in meinen Dichtungen den Haß versunkener Jahrhunderte und seine Zerstörungstaten immer wieder schildere, so geschieht dies niemals aus Lust am Bösen, sondern nur, um im schwebenden Dunkel jener Mordnächte das Licht der katholischen Liebe um so wunderbarer aufstrahlen zu lassen. — Hätte ich die blutigen Geschichten, die ich geschildert habe, mit meinen leiblichen Augen anschauen müssen, sie hätten mich innerlich zerbrochen und zermalmt . . .‘“[2])

Verschieden sind schöne Literatur und bildende Kunst auch hinsichtlich eines Grundgesetzes der Schönheit, dem

---

1) In den von ersten Künstlern illustrierten Zeitschriften wurden neben farblosen Kriegsskizzen prächtige Aquarelle von zerstörten Orten, Schützengräben, durch Granaten demolierten Unterständen usw. veröffentlicht. So schön jedes einzelne dieser Aquarelle ist, so häßlich ist die Wirklichkeit: das ihm zugrunde liegende Motiv. Das Bild ist eben nur eine Farbenzusammenstimmung.

2) Historisch-politische Blätter, Bd. 155, S. 377 f.

der Proportion oder des Maßes. Wohl muß auch das Literaturwerk, wie ein Architekturwerk, eine Skulptur, gut aufgebaut und proportioniert sein; allein während es sich bei letzteren dabei um ein räumliches Nebeneinander handelt, handelt es sich bei ersterem um ein zeitliches Nacheinander. Nur ein Bilderzyklus, ein fortlaufender, erzählender Fries kann mit einem Drama, einem Roman, einer Novelle usw. einigermaßen in Parallele gestellt werden.

Kunst im allgemeinen ist nicht Wissenschaft und nicht Technik, sie ist im einzelnen Falle nicht die Idee oder das Ideal: sie ist nie etwas Abstraktes oder rein Geistiges. Die Kunst arbeitet mit sinnlichen, sicht- oder hörbaren Mitteln, und dient mit diesen Mitteln und Formen der Idee und dem Ideale; sie ist aber niemals letzteres selbst. Wie man bildende Kunst von Tonkunst, Literatur usw. zu unterscheiden hat, so hat man auch bei jeder einzelnen Kunst zwischen Form oder Mittel und Inhalt zu unterscheiden. Das ergibt sich schon aus der alten Definition der Kunst: Darstellung einer Idee in einer sinnlich schönen Form (F. X. Kraus). Am wenigsten wird gewöhnlich diese Unterscheidung bei der schönen Literatur gemacht, daher zum Teile die vielen Unklarheiten[1]) und Verschwommenheiten in der Literaturkritik und in mancher Literaturgeschichte.

Ist die geistige Idee nicht das Kunstwerk und auch nicht dessen künstlerisches Wesen, so adelt und verklärt aber die Idee, richtiger das Ideal, das Werk. Die formvollendetste Kunst ist: volle Beherrschung der Form, der Technik und des Materials, und die höchste Kunst ist diese an sich äußerliche Kunst, wenn sie der höchsten, der religiösen, der

1) Als derartige Unklarheiten oder unnötige Neuerungen betrachten wir auch Worte und Sätze wie „Ausdruckskultur", „Ausdruckskunst", „im Seelischen liegt das Wesen der deutschen Kunst" usw. Unverständnis gegenüber den ewig gleichen Gesetzen und Bedingungen der Kunst zeigt auch die mehrfach publizierte Hoffnung, daß uns der gegenwärtige Völkerkrieg eine völlig neue Kunst und neue Kunstwerte bringen werde.

göttlichen Idee dient. Die religiöse Kunst, von der Antike bis zur Barokperiode, ist der forttönende Hochgesang der Kunst, ist die Kunst der verklärten, himmelanstrebenden Schönheit.

Weil der geistige Inhalt stets auch die äußere Form beeinflußt, ihr zum großen Teile die charakteristische Gestalt verleiht, darum wird jede Weltanschauung, und in erster Linie die katholische, der äußeren Erscheinung der Gesamtkunst ein bestimmtes Gepräge geben. Aber immer ist der religiöse Kern nicht die sinnliche künstlerische Hülle, so wenig die Seele der Leib ist. Wie jedoch nicht der Geist dem Leibe, sondern der Leib dem Geiste unterworfen sein muß, so muß auch die Kunstform dem idealen Gedanken dienstbar und ihm in ästhetisch-gesetzmäßigem Aufbau, in vollendeter Art und Technik angepaßt sein.

Die Kunst hat ihr letztes und höchstes Ziel in Gott. Wie jede irdische Tätigkeit muß auch die künstlerische auf Gott in direkter oder indirekter Weise hingeordnet sein. In diesem letzten Ziele sehen wir den wichtigsten Einigungspunkt der verschiedenen Künste. Aber dieses einigende, konzentrische Ziel darf uns die wesentlichen Unterschiede der Künste nicht übersehen oder unterschätzen lassen. Das scholastische „Distinguo" hat auch hier seine elementare Bedeutung. Daß man diese Unterschiede vielfach ignorierte, daß man zwischen Form und Inhalt, Mittel und Zweck, daß man zwischen den einzelnen Kunstgebieten nicht strenge unterschied, das ist einer der wesentlichen Gründe, warum der sogenannte katholische Literaturstreit kein greifbares, befriedigendes Resultat zeitigte und nicht die wünschenswerte Klarheit brachte.

R. F. X. H.



LV.

Joseph Seebers „Christus". [1])

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

Als wir vor zehn Jahren in dieser Zeitschrift das Dichterporträt Joseph Seebers zu skizzieren versuchten, mußten die Ausführungen mit dem bedauernden Hinweis auf das anhaltende schlimme Augenleiden schließen, das den wackeren Tiroler Dichter seit langem zu keinem intensiven Schaffen kommen ließ. Verschiedene Entwürfe beschäftigten zwar immerfort den unermüdlichen Geist; allein nur weniges gelangte zu fragmentarischer, gar nichts von jenen Plänen zu voll gerundeter Ausführung. Schon damals beschäftigte unseren Dichter das evangelische Thema. „Maria Magdalena" und auch der Gedanke, Christus selbst in den Mittelpunkt einer erzählenden Dichtung zu stellen, ist ein alter, wie eine Anmerkung am Schlusse des neuen Werkes besagt. Wir freuten uns bei der ersten Nachricht, daß es dem Sänger des „Ewigen Juden" gelang, außer den kleineren Fragmenten seinen kargen Arbeitsstunden auch wieder einmal eine größere, fertige Dichtung abzuringen. Er nennt sein Werk anspruchslos „episches Gedicht". Es ist wahrlich nichts Geringes, wenn sich Seeber gerade an den tiefsten und erhabensten Stoff der Weltliteratur wagte, bei dem so viele Imponderabilien für den schaffenden Dichter so gut wie für den Leser in Betracht kommen, daß es manche Kritiker schon für aussichtslos erklärten, daß je noch eine annähernd befriedigende Christusdichtung gelingen könne. Jeder neuere deutsche Dichter, der sich an diesem Gegenstand versucht, scheint obendrein mit den berühmten Werken älterer Zeit

---

1) Christus. Episches Gedicht von Joseph Seeber. Herdersche Verlagshandlung. Freiburg i. Br. 272 S. Preis 4 Mark. — Über den Dichter vgl. diese Zeitschrift. Band 134. (1904).

wie dem „Heljand" oder Klopstocks „Messias" in Wettstreit zu treten und so den Vergleich mit diesen Vorgängern und auch mit dem bei den Katholiken hochgeschätzten, aber wenig gelesenen F. W. Helle herauszufordern. Lassen wir zunächst alle theoretischen Wünsche und literarhistorischen Vergleiche bei Seite, sehen wir Seebers Werk selbst an und lassen wir dasselbe bei bedachtsamem Lesen auf unser Gemüt wirken.

Nach dem Titel „Christus" könnte man eine poetische Darstellung des gesamten Lebens Jesu erwarten, wie sie ältere und neuere Evangelienharmonien enthalten. Seeber nahm jedoch aus dem heiligen Berichte nur das große Drama der Leidensgeschichte allein heraus, ungefähr in dem Umfange, wie es verschiedene alte Passionsdramen und später Klopstock in seinem „Messias" behandeln. Die Wahl dieses Höhepunktes des Erlösungswerkes, die eine strengere künstlerische Geschlossenheit mit manchen Ausblicken in die Vergangenheit und Zukunft ermöglicht, ist eine glückliche. Außerdem tritt gerade im Leiden des Herrn das Menschliche gegenüber dem Übernatürlichen und Göttlichen so stark in den Vordergrund, daß es die Aufgabe des Dichters wesentlich erleichtert. In fünf mal drei nicht allzulangen Gesängen, die etwa fünf dramatischen Akten entsprechen, wird der ganze Inhalt entwickelt. Die drei ersten Gesänge umfassen die Exposition, die uns über die Weltlage, über die Zeit Christi und die sie beherrschenden geistigen Strömungen orientiert und darnach gleich Christus selbst auf dem Schauplatz erscheinen läßt. Der Einzug in Jerusalem, die Austreibung der Tempelschänder und die Zinsgroschenszene zeigen den Heiland in bezeichnender Tätigkeit. Im zweiten Abschnitt (Ges. 4—6) steigert sich die Handlung, indem neben dem gnadenreichen Lehren und Wirken des Erlösers bereits Judas sein Verräterwerk bei den haßerfüllten Feinden Christi beginnt. Das Abendmahl bildet einen feierlichen Schlußakkord. Die Vorgänge von der Ölbergszene bis zum Ecce homo und Crucifige füllen die drei Gesänge des dritten Abschnittes, Kreuztragung, Kreuzigung und Grablegung den vierten. Den



Schlußakt bilden die feierlichfrohen Osterereignisse, die Demütigung der Feinde Christi (Kaiphas wird wahnsinnig, Pilatus verübt Selbstmord) und die triumphierende wunderbare Himmelfahrt. —

Gegenüber verschiedenen Romanen und Dramen, die in den letzten Jahrzehnten auf nichtkatholischer Seite erschienen und die an den evangelischen Stoff mit der nämlichen subjektiven Willkür herantreten wie etwa an eine beliebige Volkssage von Faust oder Ahasver, ist es nicht unnötig zu betonen, daß Seeber mit seiner Auffassung den für den Katholiken und gläubigen Christen einzig richtigen Weg einschlägt, wenn er den evangelischen Bericht, die Lehre der Kirche und die Anschauungen des gläubigen Volkes in jeder Hinsicht heilig hält, wie es vor ihm die mittelalterlichen Bearbeiter des Erlöserlebens und F. W. Helle taten. So bleibt die Person Christi auch in Seebers Werke die gottmenschliche Erscheinung, wie sie uns von jeher in der kirchlichen Lehre und Kunst vorgeführt wurde und wie sie unsterblich in jeder gläubigen Seele lebt. Das nämliche gilt auch von den wichtigeren heiligen Nebenpersonen, die sich um Christus gruppieren. An den feindlichen Gegenspielern (Annas, Kaiphas, Judas, Pilatus), an einzelnen vom Dichter neu eingeführten oder nach den biblischen Andeutungen weiter ausgestalteten Nebenpersonen wie Stefanus und Saulus, auch in der Verbindung und Begründung mancher Vorgänge konnte der Erzähler freier den Eingebungen seiner Phantasie folgen.

Wenn in einem solchen poetischen Werke Evangelium und Dogma nur den Grundton und alles Wesentliche am Inhalt bestimmen, dann mögen noch immer verschiedene Farbentöne für das Bild aus eigener Erfindung, aus legendarer Überlieferung und aus kontemplativer Versenkung in den mystischen Sinn der Erlösungsgeheimnisse zu Hilfe genommen werden. Auch die gelegentlichen chronologischen Verschiebungen und sonstigen kleinen Abweichungen vom originalen Berichte stören in diesem Falle nicht mehr. Nach mo-



dernen Begriffen mag man den willigen Anschluß an die Tradition ja wenig originell finden. Allein wir dürfen nie vergessen, daß das heilige Erlösungswerk ein ganz einzig für sich dastehendes Problem ist, das seinem Wesen nach eine pietätvolle Behandlung fordert. Die Heilstatsachen sind ein fester heiliger Besitz jeder gläubigen Seele, die einen gewaltsamen Eingriff in denselben schmerzlich empfindet. Subjektive Willkür und verwegene Originalitätshascherei vermögen daher wohl Sensation oder einen Literaturskandal zu erregen; sie haben jedoch noch nie weder in der bildenden Kunst noch in der Poesie eine dauernde tiefere Wirkung erreicht. Schließlich entspricht es auch noch besonders dem Geiste der besten Epik, wenn alte, volkstümliche Überlieferung und neue lebendige Erfassung derselben sich in freundlicher Harmonie zusammenfinden.

Für uns heutige Leser ist auch schon vieles Große und zugleich Bekannte aus älterer Kunst und Dichtung selbst zum Bestandteil der großen Kulturtradition geworden, die in unserem geistigen Leben als lebendige Macht regiert. So ist es möglich, daß man in einer neuen Dichtung einen unaufdringlichen Anklang an ein großes Kunstwerk als geschicktes Mittel der Veranschaulichung empfindet. Bei der lebhaft bewegten Rede- und Frageszene des letzten Abendmahles (S. 102 f.) wird sich beispielsweise ungezwungen im Geiste des Lesers die unvergleichliche Dramatik von Lionardo da Vincis unsterblicher Komposition einstellen, wenn sich Seebers Verse auch nicht gerade direkt an dieselbe anlehnen. Oder beim scharfen Kontraste zwischen der duldenden Hoheit des Gottessohnes und den derben Leidenschaftsausbrüchen der Pharisäer und Henker beleben sich sofort vor unserer Phantasie alte Passionsszenen, wie man sie in Tirol und sonst in deutscher und italienischer Kunst und nicht minder in alten wie in neueren Passionsspielen findet. Den Hinweis auf die sinnreiche legendarische Vorstellung von der Grabstätte Adams auf Golgatha und Aehnliches ließ sich unser Dichter nicht entgehen. Allerdings werden bei ihm



diese außerevangelischen Elemente viel sparsamer verwendet als etwa bei Helle, der in seiner Messiade schier jede erreichbare Ueberlieferung in irgend einer Art zu verwenden sucht. Die kulturhistorische Färbung der Erzählung wird von Seeber nicht vernachlässigt, aber auch nur in einem bescheidenen Ausmaße seiner Schilderung einverleibt. Das beständige Leben und Atmen der Dichterphantasie im Elemente religiöser und künstlerischer Ueberlieferung bringt noch den weiteren Vorteil, daß der Erzähler sich in keine umständliche Schilderung der äußeren Erscheinung seiner Personen einzulassen braucht, da die mittätige Phantasie des Lesers, der in unserem Falle nur die Kreuzwegstationen einer katholischen Kirche zu kennen braucht, bereitwillig alles äußere Kostüm in genügender Lebhaftigkeit ergänzt.

Die kurze Inhaltsskizze deutete schon beiläufig darauf hin, daß es Seeber bei der Auswahl des Stoffes und beim Aufbau seiner Erzählung um eine möglichst strenge Konzentration der Handlung zu tun war, wie sie sonst dem Drama eignet. Er bemerkt überdies in der schon erwähnten Anfangsnote: „Im vorliegenden Werkchen, dessen Ausführung mein Augenleiden lange Jahre hinderte, wurde der Versuch gemacht, die epische Handlung, soweit es der Stoff erlaubte dramatisch zu gestalten und auch äußerlich gleichsam in fünf Akte zu je drei Gesängen zu gliedern, ohne der epischen Eigenart Eintrag zu tun." Es ist wohl selbstverständlich, daß unter der dramatischen Gestaltung des epischen Stoffes nicht ein unorganisches Vermengen der dichterischen Gattungen, wie es einst die Romantik versuchte, erneuert werden soll. Es handelt sich Seeber nur um ein möglichstes Zusammenfassen des Stoffes zu künstlerischer Geschlossenheit, um ein kräftiges Betonen der Kontraste und um die Ausschaltung jener lyrischen Breiten, wie sie gerade für Klopstocks „Messias" öfters verhängnisvoll werden. Auch die sogenannten episch-lyrischen Dichtungen im Gefolge der „Amaranth" leiden oft genug unter einer unnötigen lyrischen Verschwommenheit, so daß heute darüber das ganze Genre





schon fast in Verruf geriet. Der gewaltige religiöse Inhalt einer Christusdichtung verlangt neben der kräftigen anschaulichen Gestaltung allerdings auch eine seelentiefe Innigkeit, er verträgt aber keine süßliche Gefühlsschwelgerei. Daß auch sonst neuere Erzähler durch ernste Zusammenfassung der Handlung künstlerische Vorzüge erreichten, lehrt uns ein Blick auf „Hermann und Dorothea“ und manche andere berühmte neuere Erzählung. Ein aufmerksames Lesen der ersten drei Seeberschen Gesänge läßt uns bereits manche gute Seite der prägnant gestaltenden Technik erkennen, indem man verfolgt, wie in markanten Strichen die für die kommende Handlung entscheidenden Momente, äußere und innere Gegensätze, fühlbar werden. Die Reden des Kaiphas, die Bemühungen des Judas, die irrigen Messiashoffnungen u. s. f. weisen so geschickt auf die kommende Verwicklung voraus wie die ahnungsvolle Sehnsucht nach Wahrheit beim Tribunen Cornelius. In ziemlich deutlicher Symmetrie entsprechen der Exposition die Ausklänge am Schluß der Dichtung. Man könnte allerdings fragen, ob es günstig war, den ganzen Stoff so unerbittlich in fünfmal drei Gesänge zu gliedern und ob sich der Dichter dabei nicht doch auch eine unerwünschte Fessel anlegte.

Wie im „Ewigen Juden“ eröffnet Seeber auch im „Christus“ gerne die Szene mit einem farbenprächtigen Naturbild, das zugleich auf den charakteristischen Ton gestimmt ist, der dem kommenden Ereignis entspricht. So beginnt gleich der erste Gesang im Zeichen feierlicher Passahstimmung mit den Versen:

„Die goldne Wimper hob der junge Tag;
Aufleuchtend flog der Blick mit warmen Grüßen
Zur Ölbergkuppe, die zu seinen Füßen
Tief atmend noch im Morgenschlummer lag.
Vom Gipfelhange strömt in Feuerwogen
Des Lichtes Glanz durch den Olivenhain
Zur Sionsstadt. Schon leuchten Turm und Bogen,
Die Römerburg erstrahlt im Sonnenschein.
Ein Funke fliegt; es sprühen Feuergarben

Zum Himmel auf; nun loht in weißen Gluten
Des Tempels Wunderbau. Von seinen Zinnen,
Von Dachgebälk und Marmorwänden rinnen
Leis plätschernd rings herab die Sonnenfluten.
Die Säulenhalle taucht in Rosenfarben,
Die Quadern leuchten, golden strahlt das Tor,
Aus allen Fugen bricht der Glanz hervor
Und flammt als Morgengruß zum Herrn empor.“

Diese einleitenden Verse mögen zugleich als Beispiel dienen für die farbensatte und in einem strengen klaren Maße dahinschreitende, ruhige, schöne Sprache. Der Leser ersieht weiter aus der kleinen Probe und noch besser aus der fortgesetzten Lektüre, daß Seeber nicht „modern“ ist, daß er nämlich nicht der vielfach beliebten nervös zuckenden, unruhig flackernden, jedes Beben der Sinne und Nerven registrierenden Sprachweise folgt, sondern im gemessenen Gang des fünffüßigen Jambus, im Tonfall, in den epischen Gleichnissen, im getragenen Pathos sich als Jünger der Klassiker nnd Nachklassiker bekennt. Der Blankvers ist uns übrigens vertrauter als Klopstocks und Helles Hexameter und er paßt sich glücklicher der Struktur unserer Sprache an. Die ganze vornehme Stilisierung entspricht nach unserem Gefühle im hohen Grade der zeitlosen Erhabenheit des heiligen Stoffes, dem mit einem zufälligen modemäßigen Vers- und Sprachgewande schlecht gedient wäre. Daß in „Christus“ jedes Evangelienwort sich in das Dichterwort einfügt wie der Edelstein in seine Fassung, ist ein weiterer Vorzug von Seebers poetischer Sprache. Kaum ein zweites Mal findet sich in dieser ein fremdes Korn wie das „ohne Honorar“ (S. 27). Daß die einzelnen Gesänge in ihrer balladenartigen Knappheit eine gut überlegte Abrundung besitzen, sei nur flüchtig erwähnt. Die selbständige Charakterschilderung und psychologische Behandlung kann sich naturgemäß nur bei den Nebenpersonen in größerer Freiheit ergehen.

Unser ältestes poetisches Leben Jesu aus dem 9. Jahrhundert, der altsächsische „Heljand“, ist eine schlichte Nacherzählung der evangelischen Berichte „ohne Anfang, Mittel



und Ende", wie Novalis sagen würde, d. h. ohne künstlerische Gestaltung der Komposition. Der unvergängliche Reiz des alten Denkmals liegt in der naiven Erfassung des heiligen Stoffes durch das eigenwüchsige altgermanische Denken und Gemütsleben, durch die Übersetzung der fremden Vorgänge in die deutsche Sprache und in das deutsche Land. Klopstocks „Messias" (1748—1773) leitete, vom hellen Jubel des literarischen Deutschlands begrüßt, die klassische Blütezeit ein und wuchs sich allmählich zu einem Werke aus, in dem sich die Vorzüge und Schwächen der starken dichterischen Persönlichkeit und zugleich der Geist seiner Generation mit den rationalistischen und pietistischen Neigungen interessant ausprägt. Aus dem Geiste jener Tage entsprossen, verwelkte die schnellaufblühende Begeisterung für den „Messias" zugleich mit seiner Zeit und schon Lessing mußte sagen:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein."

Für uns bleibt Klopstocks Lebenswerk die erste große dichterische Tat der Klassikerzeit. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts schenkte F. W. Helle dem deutschen Volk seinen „Jesus Messias", eine dreibändige Evangelienharmonie in klarer Sprache und schönen Hexametern. In den Bericht der Evangelien verwob Helle nach vielseitigem Studium so ziemlich alles, was das Erlösungswerk nur irgend nach seiner Zeit und Ewigkeit umfassenden Bedeutung beleuchten kann. Dieses Epos, an welches der Dichter die beste Kraft seines Lebens wendete, wurde mit einer großen Ehrfurcht empfangen, wird aber leider fast gar nicht mehr gelesen.

Welches Schicksal wird Seebers „Christus" erfahren, die Dichtung, welche das liebreiche Heilandsbild mitten in den wilden Schlachtendrang und Blutdunst, die über Europa lasten, hineinsendet? Das Werk war nicht gerade für das blutige Jahr berechnet, aber es kam zur richtigen Stunde. Der gekreuzigte Gottmensch und Friedenskönig ergreift die



Seele wundersam in diesem grausen Welttumult. Die schlichte und innige Christusdichtung mit ihrem Ernst und ihrer stillen wärmenden Begeisterung könnte ein Trost- und Friedensbuch für Tausende von gläubigen Seelen werden, in erschütternden Kriegstagen, aber auch in den Tagen finsterer Seelenkämpfe. Ich weiß das Schicksal des Seeberschen Buches nicht vorauszusagen. Nur soviel scheint mir sicher, daß es eine freundliche Aufnahme und ein eindringendes liebevolles Lesen verdient.

LVI.

Kulturgeschichte des Mittelalters.[1])

Den beiden ersten Bänden der Neuauflage seiner Kulturgeschichte des Mittelalters (vgl. diese Zeitschrift Jahrg. 1909, Band 144, Seite 76—79) ließ Grupp rasch den dritten und vierten folgen. Sie gehören innerlich eng zusammen und bringen im Wesentlichen die Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zur Darstellung. Den dritten Band leitet ein Kapitel über Naturkultus (das 59. Kapitel des ganzen Werkes) ein. Es zeichnet die Reste der alten heidnischen hauptsächlich auf das Irdische gerichteten religiösen Vorstellungen, wie sie noch im Volke fortlebten und in Volksfesten, im Glauben an Naturgeister und in Kultusformen mancher Heiligen sich äußerten. Weiter gehen auf dieses Gebiet noch ein Kap. 60: Heidentum, Aberglaube und Irrglaube und Kap. 61: Antike Vorstellungen und keltische Mythen. Dabei kommt auch der Glaube an gute

---

1) Von Georg Grupp. III. Band: Zweite vollständig neue Bearbeitung. Mit 21 Illustrationen. Paderborn, Schöningh 1912. VIII. 503 S. Preis Mk. 9.50. — IV. Band. Mit 17 Illustrationen. Ebenda 1914. VII, 524 S. Preis Mk. 9.50.

und böse Geister, und die Gottesurteile zur Sprache. Um diese Zeit treten die Normannen, die im Gegensatz zu den übrigen Germanen die Schiffahrt pflegten und sich eine eigenartige Kultur bewahrt und geschaffen hatten, mehr auf den geschichtlichen Schauplatz: sie gründen sich Reiche in Italien und England (62. Kap.). Das Rittertum erhielt einen Zuwachs durch das Emporsteigen der Ministerialen. Den fortwährenden Fehden suchten Staat und Kirche durch den Landfrieden entgegenzuwirken (63. Kap.). An dem Gottesfrieden hatten großen Anteil die Cluniacenser; ihre Regeln erhalten um diese Zeit ihre weitere Ausgestaltung (64. Kap.). Mit dem Auftreten der Cluniacenser und einiger anderer Männer, wie Romuald und Gualbert ist auch die große Kirchenreform verknüpft, die sich hauptsächlich gegen Simonie und Priesterehe wandte und in der Idee Gregors VII. ihren Ausdruck fand (65. Kap.). Gegenüber der Erfahrung, daß trotz der Stiftung des Gottesreichs auf Erden die Leidenschaft nicht überwunden sei, und gegenüber einer Verzagtheit, das Heil nicht wirken zu können, verwies die Kirche auf die äußeren Gnadenmittel. Sakramente, Ablaß, Reliquienverehrung treten schärfer hervor; das Geheimnis der Erlösung wird Gegenstand der Untersuchung, die Altarssakramentslehre formuliert: theologischer Realismus (66. Kap.). Die Kirchenreform hat auch soziale Folgen gezeitigt oder steht wenigstens mit sozialen Verhältnissen in geschichtlichem Zusammenhange. In den Städten zeigen sich demokratische Bewegungen; Handwerker und Bauern streben nach Rechten und Freiheiten; die Wirtschaftsverhältnisse ändern sich. Laientum und Orden treten in mannigfache Beziehungen, besonders in der Schöpfung des Konversentums (67. Kap.). Die Befestigung der Papstgewalt im Abendlande schuf einen neuen Gegensatz zwischen den abendländischen Völkern und dem byzantinischen Reiche. Die Verhältnisse des letzteren behandelt das 68. Kap. Das nächste ist der Kultur der Araber gewidmet. Ein weiteres gilt der großen religiösen und kulturellen Bewegung dieser Zeit, den Kreuzzügen. Sie führten zur Gründung der Kreuzfahrerstaaten mit ihren eigenartigen Wirtschaftsverhältnissen (71. Kap.).



Die Kreuzzüge brachten die Völker einerseits zur gegenseitigen Annäherung, ließen dieselben aber andrerseits auch ihrer Eigenart bewußt werden. Das zeigt sich in der Helden- und Liebesdichtung (72. Kap.). Sie boten viele neue Anregungen; Klerus und Mönchtum brachten sie Reichtum; er trug mit die Schuld an dem Verfall desselben, der beim Weltklerus, bei den Kanonikaten, bei den Männer- und Frauenorden beklagt wird.

Eine Erneuerung versuchte unter andern auch der Stifter der Karthäuser, Bruno (73. Kap.). Umfassender war die Tätigkeit des hl. Bernhard, des hl. Norbert und ihrer Orden (74. Kap.). Tagesordnung und Arbeit dieser Mönche ersteht vor unseren Augen (75. Kap.). Eine besondere Aufgabe eröffnete sich dem Mönchtum im Klosterspital. Neben den alten Orden widmeten sich der Krankenpflege neue Vereinigungen in den Hospitalorden (76. Kap.). Der Reichtum der Orden setzte sich aber auch um in Pflege der Kunst, für die die Verhältnisse überhaupt günstig lagen. Die weltliche Kunst ward weit übertroffen durch die kirchliche, und zwar in Baukunst, Plastik, Musik und Drama. Das zeigt das romanische Gotteshaus und die symbolische Kunst des Mittelalters (77. Kap.). Eingehende Erörterung findet das Ritterleben: die Anlage der Ritterburgen, Kleidung, Speise, Vergnügungen ihrer Bewohner (78. Kap.). Im Allgemeinen war das Leben in den Burgen einförmiger als z. B. in Klöstern. Abwechslung brachten Spiele und Spielleute (79. Kap.).

Der vierte Band führt das Thema weiter mit dem Kapitel: Ritterzucht und Rittersitte (80. Kap.). Im Zusammenhange damit steht der Frauendienst (81. Kap.). Größeren Raum beansprucht das Kap. 82: Familienleben: Gebräuche bei Verlobung und Vermählung, Beurteilung der Ehe, Stellung der Frau, Gesinderecht usw. An Schattenseiten, Ausschweifungen und Lastern hat es nicht gefehlt (83. Kap.). Kuppelei und Untreue kamen vielfach vor; das Beispiel des Orients brachte Vielweiberei; Frauenhäuser entstanden; aus Italien, England und Frankreich kommen Klagen über unnatürliche Laster; oft war zur Zeit der Kreuzzüge Aussatz die Folge. Ein Kap. (84) behandelt Tod und Begräbnis, weitere (85 und 86) Waffen-

übungen und Duelle und den Ritterkampf. Die nächsten sind den staatsrechtlichen Verhältnissen gewidmet: Dienstmannen und Zinsleute (87. Kap.), Standesrecht und Grundeigentum (88. Kap.), Kaisertum und Königtum (89. Kap.), Entstehung der Landesherrschaften (90. Kap.), wachsende Bedeutung des Volkes (91. Kap.). Bedeutungsvolle Umgestaltungen vollziehen sich darin. Hand in Hand damit gehen Umwälzungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete. Die Anfänge der Geldwirtschaft setzen ein (92. Kap.). Sie hatte die stärkste Förderung durch die Kreuzzüge erfahren. Und dieselbe Bewegung weckte auch den Weltgeist und das Weltwissen in höherem Grade als bisher. Botanik, Zoologie, Anthropologie, Medizin - wurden betrieben (93. Kap.). Und etwas von dem Freisinn der Araber lag in dem Rationalismus Mancher, der in philosophischen Monismus überging, in der Dialektik und Kritik erkennbar ist, in Abälards Religionsphilosophie sich wiederspiegelt und praktisch zuweilen in Indifferentismus sich auswirkte (94. Kap.). Zweifel und Unglaube zogen in manche Herzen ein (95. Kap.). Mönche und Kleriker sind von solchen Stimmungen nicht verschont geblieben. Männer wie Friedrich II. zweifelten an der Unsterblichkeit der Seele und anderen christlichen Wahrheiten. Der Weltlauf gab ihnen zu Zweifeln an der göttlichen Vorsehung Anlaß. Auch im Empfindungsleben und in der Dichtung (96. Kap.) finden sich Seelenkämpfe. Nicht zuletzt war es der Zweifel an der Möglichkeit, das Vollkommenheitsideal zu erreichen. Im Übrigen gestaltete sich das anfangs ganz einfache Empfindungsleben des mittelalterlichen Menschen seit dem 13. Jahrhundert reicher; seine schönsten Blüten sind die Gottesminne, Marienminne, Frauenminne. Eine eingehende Behandlung findet das kirchliche Leben, wie es sich im Gottesdienst (97. Kap.), in Beicht und Buße (98. Kap.), in neuen Andachten und Volksfesten (99. Kap.) äußert. Die Kirche hat dabei auf Volksanschauungen und Volkssitten Rücksicht genommen Wenn dabei die Religion nicht bloß Volksreligion wurde und die kirchliche Einheit nicht verloren ging, so lag das in dem Mittelpunkte, den die Kirche im Papsttum besaß (100. Kap.). Die

Verfassung der christlichen Gesellschaft näherte sich mehr und mehr einer Theokratie. Die irdischen Machtmittel des Papsttums fanden vielen Widerspruch, wurden aber auch in ihrer Berechtigung anerkannt. Das Kap. Klerus (101) zeichnet dessen Vorrechte (Zehent, Exemption ꝛc.), Gehaltsverhältnisse (Patronat, Pfründebesitz ꝛc), Vorbildung (Pfarrschulen und Universitäten), Leben (Arbeit, Priesterehe ꝛc.), sowie seine Stellung zur Ritterschaft. Oftmals hat er Anlaß zu berechtigten Klagen gegeben; Vieles ist aber übertrieben. Unter frommen Laien und Priestern (102. Kap.) sind zu nennen die Humiliaten Joachim von Fiore, der Cistercienser Gottschalk von Selau. Herzbezwingender noch ist die Persönlichkeit des Stifters der Bettelmönche (103. Kap.) Franziskus von Assisi. Weit dogmatischer sozusagen ist die Persönlichkeit des Gründers des Dominikanerordens. Als zwei hohe Heilige der Zeit (104. Kap.) hebt der Verfasser Elisabeth von Thüringen und Ludwig von Frankreich heraus. Den Schluß des Bandes bilden zwei Kapitel über die Scholastik (105. Kap.) und den höheren Unterricht (106. Kap.).

Das ganze Werk liest sich spannend. Das ist schon in der Anlage begründet. Die Andeutung und Erörterung gelehrter Einzelfragen ist in die zahlreichen Anmerkungen verwiesen und die Darstellung selbst in klarer und fesselnder Sprache gehalten. Sie ist belebt durch zahlreiche geschichtliche Beispiele, wahre und erdichtete Anekdoten, die hie und da charakteristischer sind als ganze Erörterungen. Das hilft über manche, sonst dem Stoffe nach trockene Partien, z. B. die Partien staatsrechtlicher Natur, leicht hinweg. Auch für das zwar nicht sehr reiche, aber sorgfältig ausgewählte Illustrationsmaterial ist man dankbar. Von dem reichen Inhalt der Bände kann die eben gegebene Skizze natürlich nur ein sehr dürftiges Bild ermitteln. Sie bieten vieles Neue und vieles Alte unter neuen Gesichtspunkten. Die Quellen, hauptsächlich Chronisten, Dichter, Satiriker ꝛc., sind in seltener Reichhaltigkeit verwertet, die Berücksichtigung der enormen sekundären Literatur erstreckt sich sogar auf wertvollere Aufsätze in Beilagen zu Tageszeitungen. Der



Verfasser steht den Quellen mit ruhiger Objektivität gegenüber. So sehr er z. B mit Recht gelegentlich die gewaltige Kulturarbeit hervorhebt, die die Kirche zu leisten hatte und geleistet hat, so wenig ist er blind gegen Mißstände, die sich zeigten. Überhaupt ist er kein einseitiger Beurteiler; die geschichtsphilosophische Auffassung, die das Ganze durchzieht und sich auch in Vergleichen des Mittelalters mit dem Altertum und der Neuzeit äußert, hindert daran. Sein Gesamturteil ist, daß das Mittelalter vor der Neuzeit trotz seiner vielen Gebrechen nicht zu erröten braucht. Nun wird man freilich in zahlreichen Einzelfragen andrer Ansicht sein können und manchmal wird man finden, daß zu weitgehende Folgerungen für die Gesamtsituation aus einzelnen Nachrichten gezogen sind; manchmal wünscht man die Entwicklungsgänge schärfer herausgestellt oder Partien ausführlicher behandelt. Aber im wesentlichen vermittelt das Werk ein Bild vom Mittelalter, wie es selten zu sehen ist: so umfassend, scharf und farbenprächtig. Manche Kapitel sind Kabinettsstücke; auch die Charakteristik einzelner Persönlichkeiten ist vortrefflich. Bei der Lektüre der Bände hat man den Eindruck, als ob die Kraft des Verfassers mit dem Vorwärtsschreiten des Werkes wachse. Möge es ihm gelingen, auch den fünften Band, der der Schlußband werden soll, bald vorzulegen. Ob freilich ein Band genügen wird, um die Kultur des ausgehenden Mittelalters zu zeichnen?

Dillingen a. D. Andreas Bigelmair.

LVII.

Wert der Zeugenaussagen in Kriegszeiten.

Über Vorgänge, die wir nicht selbst gesehen, können wir nur zuverlässige Kunde erhalten durch andere, welche diese Vorgänge gesehen oder denen dieselben in glaubwürdiger Weise berichtet worden sind.

Im allgemeinen verdient der Augenzeuge Glauben, wenn seine Beobachtung weder durch innere Aufregung getrübt, noch durch äußere Beeinflussung gefährdet war, wenn die Weitergabe der Beobachtung nicht durch Mangel an Wahrheitssinn oder einseitige Sympathien oder Antipathien in Frage gestellt wird. Kritik ist aber überall notwendig, besonders bei Erinnerungsaussagen.

William Stern hat in seinem interessanten Aufsatze „Zur Psychologie der Aussage“ (Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft 1902) darauf hingewiesen, daß die Quellenkritik überall dort noch um einen Grad zu verschärfen sei, wo diese Quellen in Erinnerungsaussagen bestehen. Nach seinen Untersuchungen werden bei Erinnerungsaussagen im Durchschnitt 10 % Fehler gemacht, bei Beeidigungen durchschnittlich 2—3 falsche Angaben pro Aussage beschworen. Jeder Tag, um den die Frist zwischen Wahrnehmung und Aussage verlängert wurde, steigerte bei den über drei Wochen sich erstreckenden Versuchen die Verfälschung der Erinnerung um ⅓ %. Dabei handelte es sich natürlich um durchaus gutgläubige und unverschuldete normale Erinnerungstäuschungen. Bei Fragen über Geschehenes stiegen die Fehler bei Kindern auf 25—30 %.

Karl Marbe betont in einem Aufsatze über die Bedeutung der Psychologie (Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen 1912): Die Psychologie der Aussage zeigt,



daß Zeugenaussagen auch beim besten Willen des Zeugen nicht immer verläßlich sind. Es zeigt sich, daß eine allgemeine Tendenz besteht, Erlebnisse im Sinne von typischen Erlebnissen zu verfälschen. Der Umstand, daß wir fälschlicherweise behaupten, den Sachverhalt in der gewohnten Weise wahrgenommen zu haben, ist eine der Ursachen der vielfach auftretenden gleichen falschen Aussagen bei mehreren Zeugen. Bei Fragen ist die Güte der Aussage wesentlich von der Fragestellung abhängig. Falsche Voraussetzungsfragen besitzen eine sehr starke suggestive Wirkung.

Alle diese Forderungen der Kritik, die schon unter gewöhnlichen Umständen, besonders an Erinnerungsaussagen gestellt werden müssen, verdienen eine noch größere Beachtung in Kriegszeiten. Eingehend zeigt dies der Vorsitzende der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin, Albert Moll, an dem Berichte, den die belgische Untersuchungskommission über die „deutschen Grausamkeiten" in Belgien veröffentlicht hat. Er sagt:

„Gerade in den letzten Jahren hat sich gezeigt, wie leicht Zeugen, die die Wahrheit zu sagen glauben, in Wirklichkeit ganz Falsches bekunden. Gilt dies schon von ruhigen Zeiten, so noch weit mehr von solchen der allgemeinen Erregung. Heute bei den erregten Belgiern die Wahrheit zu erforschen, dazu gehört eine besondere Gabe... Nach vielen Jahren des Friedens wird Belgien plötzlich zum Kriegsschauplatz. Es bricht über das Land der Krieg mit allen seinen Schrecken herein. Infolge des Mangels an Bildung wird das Volk besonders leicht von der Regierung und der Presse gegen die angeblichen Friedensbrecher, die Deutschen, aufgestachelt. Diese dringen siegreich vor. Lüttich fällt, desgleichen Namur; Brüssel fällt in die Hände der Deutschen, an anderen Stellen erleiden die belgischen Truppen schwere Niederlagen. Dem Volke wird täglich vorgeredet, daß französische, englische, ja russische Truppen einrücken würden, um die Deutschen wieder herauszutreiben. Viele sehen die Schrecken des Krieges in der Nähe, zerschossene Häuser, hingerichtete Franktireure; zahllose belgische Soldaten werden Opfer des Krieges. Die

Eltern beweinen die Söhne, die Geschwister die Brüder, die Frauen und Mädchen ihre Männer und Verlobten. Die Ereignisse überstürzen sich. Alles dies muß berücksichtigt werden; es hat das Volk in einen Zustand versetzt, den man schließlich nur als eine Massenpsychose bezeichnen kann." Dazu kommen noch die Suggestivfragen. „Schon vor vielen Jahren haben französische Gelehrte, in erster Linie Liegeois, der verstorbene Professor der Rechte in Nanzig, auf die Gefahren der Suggestivfragen bei Vernehmungen hingewiesen. Der vernehmende Richter wird sehr oft die Antwort erhalten, die er wünscht, weil er bewußt oder unbewußt suggestiv des Zeugen Antwort beeinflußt. Und nun stelle man sich die Lage der belgischen Untersuchungskommission vor. Vor längerer Zeit schon habe ich darauf hingewiesen, daß Kommissionen sehr oft das finden, was sie finden wollen; und wer will leugnen, daß die Kommission in erster Linie den Wunsch hatte, der Belgier Unschuld, der Deutschen Schuld bei den Verwüstungen des Landes und den Tötungen vieler Zivilpersonen zu erweisen? Wenn man berücksichtigt, daß gleichzeitig die Psyche des Volkes und der Untersuchungskommission, die Psyche der Vernehmenden und der Vernommenen auf ein ganz bestimmtes Resultat eingestellt waren, wird man sich nicht wundern können, daß die Blutschuld der Deutschen angeblich erwiesen wurde."

Eine bestimmte Art der Bezeugung hebt Moll als besonders verdächtig hervor: „Eine nicht geringe Rolle spielen in dem Bericht der belgischen Untersuchungskommission die angeblich geschändeten Mädchen und Frauen. Wer psychologische gerichtliche Erfahrungen hat, weiß, wieviele solcher Anschuldigungen reine Phantasieprodukte sind, wie oft von einem Mädchen oder einer Frau von ihr selbst in langen Phantasien konstruierte sexuelle Vorgänge plötzlich zu irgend einem ganz unschuldigen Manne in Beziehung gebracht werden, so daß sich dieser schließlich als ein Sittlichkeitsverbrecher rechtfertigen muß. Wenn wir schon in ruhigen Zeiten viele derartige Fälle kennen, so wird man dem Bericht der belgischen Untersuchungskommission gegenüber ganz



besonders mißtrauisch sein müssen. Besonders sind es erfahrungsgemäß Hysterische, die zu solchen Anschuldigungen neigen."[1])

Eine Bestätigung dafür, wie die allgemeine Aufregung in Belgien die Aussage von Augenzeugen beeinflußte, findet sich in einem Briefe des Reichstagsabgeordneten Sittart v. 8. Juli 1915 an Prof. Rosenberg: „Die Tatsache, daß man in Tagen der Aufregung, besonders in der Zeit unseres Weltkrieges, Zeugenaussagen sehr kritisch ansehen muß, ist mir wiederholt lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Am 30. August 1914 fuhr ich mit dem Apostolischen Präfekten Pater Adalbert Rieländer, der zum Leiter der deutschen Mission in Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea ernannt war, im Auto nach Löwen. Wir begrüßten im College Léon XIII. zwei dem Herrn P. Rieländer persönlich bekannte geistliche Professoren der Löwener Universität und besprachen mit ihnen die traurigen Vorgänge, welche sich am 25. August abgespielt hatten. Dabei erzählten uns die Herren, daß u. a. auch der Dechant von St. Pierre von den Deutschen erschossen worden sei. Es sei vom Turm der Kirche aus mit einem Maschinengewehr auf die deutschen Truppen geschossen worden. Den Deutschen sei offenbar die Tatsache nicht bekannt, daß die Kirchtürme fast ausschließlich Eigentum der Kommune seien, daß also der Pfarrer nicht verantwortlich gemacht werden könne, wenn von dem Turme aus geschossen worden sei. Die belgischen Truppen hätten den Turm benutzt und das Maschinengewehr auf den Turm gebracht. Bei ihrer Flucht vor den einrückenden Deutschen hätten sie das Maschinengewehr zurückgelassen und die Deutschen, die es gefunden, hätten den Pfarrer dafür verantwortlich gemacht und ihn füsiliert. Der Tod des alten Herrn treffe die ganze Stadt äußerst schwer, weil der alte würdige Herr infolge seines milden, gütigen Wesens nicht nur bei den kirchentreuen Katholiken, sondern auch bei den Liberalen und Sozialisten sehr beliebt und geschätzt worden sei. Der aus solchem Munde — ich betone, es waren bekannte und hervorragende Professoren der Universität — mir

1) Vgl. Köln. Volksztg. Nr. 846, 28. Sept. 1914.



bezeugte Tod des Pfarrers war mir nicht zweifelhaft, und ich erzählte meinen Bekannten in Aachen den traurigen Fall. Einige Tage später besuchte mich auf der Rückreise von Löwen mein Freund, der bekannte Herr Dr. Carl Sonnenschein aus M.-Gladbach, und ich hörte von ihm, daß der gute Pfarrer noch lebe und sich durchaus wohl befinde. Nichts war ihm geschehen."

In demselben Briefe findet sich noch ein weiteres frappantes Beispiel: „Dr. Sonnenschein erzählte mir nach seiner Rückkehr aus Löwen, er habe folgendes tolle Stückchen in Löwen erlebt. Auf der Straße dort habe er einen von einem früheren Aufenthalt in Löwen ihm bekannten Herrn getroffen, der lebhaft Klage über das Vorgehen der Deutschen geführt habe. Er habe eine Anzahl Namen von Persönlichkeiten genannt, welche von den Deutschen erschossen worden seien, darunter auch den Vizerektor der Universität, Monsgr. Coenraets. Auf die erstaunte Frage des Herrn Dr. Sonnenschein, der auf der Hinreise nach Löwen an demselben Tag auf meine Empfehlung den Herr Vizerektor in Gensterbloom aufgesucht hatte, woher der Herr diese Nachricht habe, antwortete dieser, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie der Vizerektor erschossen worden sei. Auf die weitere Frage des Dr. Sonnenschein, wo das denn geschehen sei, führte ihn der Herr vor ein Haus und sagte: Dort hat er gestanden, als er erschossen wurde. Erst jetzt sagte ihm Hr. Dr. Sonnenschein, daß er am Morgen desselbigen Tages Monsgr. Coenraets besucht und ihn in voller Gesundheit angetroffen habe." [1])

Es ist gewiß, die allgemeine Aufregung, die Psyche der Masse, ferner die Psyche der Vernommenen und der Vernehmenden, ganz besonders Aussagen von Frauen und Kindern, zumal wenn bei ersteren Hysterie vorliegt, die infolge großer Aufregung ja leicht eintritt, müssen die größte Vorsicht nahelegen. Daraufhin ist das einzelne Zeugnis kritisch zu

1) (Rosenberg), Der deutsche Krieg und der Katholizismus (1915) S. 82.



untersuchen. Es wäre aber verfehlt nach Feststellung einer Massenpsychose von vornherein den Wert jedes Zeugnisses bestreiten zu wollen. Man kommt dadurch nur zu einer unvernünftigen Hyperkritik, die schließlich jede Gewißheit zernagt und keine Tatsache mehr bestehen läßt. In diesen Fehler ist der französische Psycholog Gustav Le Bon verfallen, der in seiner Psychologie der Massen der Geschichte jeden Wahrheitsgehalt abspricht und behauptet, von den großen Männern der Geschichte sei kaum ein einziges Wort sicher nachweisbar. Denselben Irrtum zeigt auch die belgische Schrift La Légende de la Guerre de Francs Tireurs en Belgique d'après un pamphlet allemand et le „Livre blanc" du 10. Mai 1915 (Cahiers documentaires 1. Ser. Livr. 11—13), die aus der Massenpsychose und der auch von der deutschen Presse und von verschiedenen Militärbehörden bestätigten Tatsache, daß über belgische Vorgänge auch in Deutschland viele Märchen verbreitet worden, schließen will, daß der ganze Franktireurkrieg in Belgien eine in Folge der Massensuggestion entstandene Legende sei.

Hier liegt zunächst eine gegen alle Logik verstoßende Schlußfolgerung vor: Weil im Kriege viel gelogen wird, ist alles erlogen; weil unter dem Einfluß der Massenpsychose manches falsch dargestellt wird, ist alles, was in den Bereich dieser Darstellung fällt, falsch; weil manche Einzelheit nicht richtig gestellt werden kann, kann nichts mit Bestimmtheit erkannt und behauptet werden.

Wir wollen einmal zugeben, daß auch die deutschen Soldaten, wie die belgische Schrift behauptet, unter dem Einfluß einer Massenpsychose standen, d. h. hier unter der bestimmten Idee eines zu erwartenden Franktireursangriffes und dem ebenso bestimmten Willen, denselben mit aller Entschiedenheit abzuwehren. Wir nehmen einmal an, daß in Folge dessen auch bei deutschen Soldaten falsche Wahrnehmungen und in Folge dessen irrtümliche Bekundigungen vorgekommen sind. Nun erhebt sich die Frage: Sind in Folge dessen alle Zeugenaussagen dieser Soldaten, z. B. auch



die in dem von dem deutschen Auswärtigen Amte am 10. Mai 1915 veröffentlichten Weißbuche (Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges) als nicht stichhaltig zu verwerfen? Ist deshalb, wie die belgische Schrift ebenfalls behauptet, der ganze belgische Franktireurkrieg eine Legende?

Diese Frage ist durchaus zu verneinen.

Für die Richtigkeit der Aussagen der belgischen Zeugen, die unter dem Einfluß der Massensuggestion standen, beruft sich die belgische Schrift darauf, daß diese Aussagen ihr Fundament in bestimmten Tatsachen haben, die augenblicklich noch kontrollierbar sind, besonders in materiellen Tatsachen, deren Wirklichkeit in keiner Annahme bestritten werden kann: diese nicht abzustreitenden Tatsachen bilden die klar zu erkennende Grenze zwischen Wirklichkeit und Legende.

Legen wir alle diese Kriterien an die von dem Weißbuche veröffentlichten Zeugnisse an, so ergibt sich, daß wohl das eine oder andere Zeugnis sich als nicht stichhaltig erweisen mag, daß aber viele noch jetzt durch Tatsachen kontrollierbare Zeugnisse übrig bleiben, die eine hinreichende Sicherheit für die Hauptresultate verbürgen.

Durch zahlreiche kontrollierbare Zeugnisse, auch solche, die keiner Beeinflussung durch Massensuggestion verdächtig sind, ist festgestellt, daß in Belgien ein Franktireurkrieg stattgefunden hat, der in völkerrechtswidriger und stellenweise in grausamer Weise geführt wurde.

Durch Zeugnisse und Tatsachen ist erwiesen, daß sich bei dem Volkskriege die verschiedensten Stände, auch Frauen und Kinder beteiligt haben, da sie mit frisch abgeschossenen Waffen in der Hand ergriffen wurden. Diese Waffen bestanden zum großen Teil nicht in Militärgewehren, sondern in Jagdgewehren und veralteten Revolvern und Pistolen. Es liegen zahlreiche Verwundungen vor durch Schrotschüsse, durch Verbrühen mit heißem Teer und kochendem Wasser. So wurde z. B. in dem Industrieorte Andenne am 20. August 1914, siedendes Wasser auf die deutschen Truppen gegossen und allein von den Leuten des Majors von Polentz über



100 Mann durch Verbrühen verletzt. Das bezeugte der Major von Polentz am 21. November 1914. Das mörderische Feuer aus den Häusern steht durch deutsche und belgische Zeugnisse fest.

Ein anderes Beispiel. Am 19. August 1914 wurden deutsche Truppen in dem völlig ruhigen und friedlichen Aerschot einquartiert. Der Führer der Brigade, Oberst Stenger, wurde vom Bürgermeister in dem besten Quartier, der Wohnung des Bürgermeisters am Marktplatz, untergebracht. Um 8 Uhr abends ertönte ein lauter Signalschuß und sofort wurden aus einem Eckhause, das dem Hause des Bürgermeisters gegenüberlag, drei Salven gegeben und nach kurzer Pause erfolgte ein Schnellfeuer aus vielen Häusern. Oberst Stenger hatte sich den Nachmittag auf dem vor seinem Zimmer liegenden Balkon und gegen Abend in dem hellerleuchteten Zimmer bei geöffneten Balkontüren aufgehalten. Dort fanden ihn sein Adjutant Hauptmann Schwarz und sein Ordonnanzoffizier Leutnant Beyersdorff, die den Oberst aufsuchten, um wegen des Überfalls Weisungen zu erhalten, mitten in dem erleuchteten Zimmer bei geöffneten Balkontüren in den letzten Zügen liegen. Ein sofort herbeigerufener Arzt konnte nur den bereits eingetretenen Tod feststellen.

Dies bezeugten bei einer Vernehmung in Roubaix am 6. Nov. 1914 die beiden genannten Offiziere. Der Ordonanzoffizier Beyersdorff, der zuerst ins Zimmer kam, bezeugt: Als das Schießen zum zweiten Mal begann, begab ich mich allein in das Zimmer des Oberst Stenger, um von ihm Instruktion zu erbitten. Als mir auf mehrmaliges Klopfen nicht geöffnet wurde, betrat ich sein Zimmer und fand ihn, der Länge nach mit dem Gesicht auf den verschränkten Armen liegend, mitten im Zimmer in den letzten Zuckungen vor. In dem Zeugnis des Brigade-Adjutanten Schwarz ist die Angabe bemerkenswert, daß er zuerst an gar keinen Überfall dachte: bei den ersten Schüssen, die dem Schall nach aus nördlicher Richtung zu kommen schienen, glaubte ich zunächst, daß sie von einem Feuergefecht mit einem Gegner herrührten, der von Nor-



den her gemeldet war. Bald aber überzeugten mich die auf unser Haus gerichteten Schüsse, daß das Feuer uns galt. Der zur Brigade des ermordeten Oberst gehörende Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 140, Oberst Jenrich, der damalige Ortskommandant von Aerschot, machte bei einer am 3. November in Ostel geschehenen Vernehmung im wesentlichen dieselben Bekundigungen, ebenso bei späteren Verhören andere Offiziere. Besondere Beachtung verdienen noch die genauen Angaben, die Hauptmann Folz bei seiner Vernehmung in Darmstadt am 12. Januar 1915 zu Protokoll gab: Auf dem Marktplatz (in Aerschot) kam mir der inzwischen gefallene Brigade-Adjutant Schwarz entgegen, der mir mitteilte, der Kommandeur der 8. Brigade, Oberst Stenger, sei erschossen worden. Ich eilte sofort in das Quartier des Obersten, welches sich im Hause des Bürgermeisters am Markte befand, und fand dort Oberst Stenger tot auf dem Bette liegen. Der anwesende Ordonanzoffizier, Leutnant Beyersdorff vom Dragonerregiment Nr. 12, sagte mir, er habe den Obersten im Zimmer etwa 3 m vom Fenster, auf Leib und Gesicht liegend, tot aufgefunden. An jener Stelle sah man auf dem Boden deutlich zwei Blutlachen, auch bemerkte ich die dem Fenster gegenüberliegende Wand mit zahlreichen Kugelspuren versehen und die Fensterscheiben selbst eingeschossen. Ich sah an der Leiche eine Wunde, vom rechten Auge nach dem rechten Ohre zu verlaufend, und außerdem einen Brustschuß rechts; von diesem sah man nur den breiten Einschuß. Der Regimentsarzt vom Infanterieregiment Nr. 140, der die Leiche tags darauf in meiner Gegenwart öffnete, fand in dem Wundkanal der Brustwunde ein Deformationsbleigeschoß, welches durch Auftreffen auf einen harten Gegenstand zerschellt war. Das Geschoß hatte eine Hauptader zerrissen und den sofortigen Tod verursacht. Auch die Gesichtswunde rührte nach den Feststellungen dieses Arztes nicht von einem Infanteriegeschoß her. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Oberst aus einem gegenüberliegenden Hause erschossen worden ist usw.

Diese zu verschiedenen Zeiten unabhängig von einander vor verschiedenen Verhörrichtern abgegebenen Aussagen von



Augenzeugen schließen jeden Zweifel an der Untat und ihrem Anlaß aus, auch wenn wir den strengsten wissenschaftlichen Standpunkt der modernen Psychologie anlegen. Gegen solche Aussagen hat auch der Einwurf von Raoul Narsy (Le Supplice de Louvain. Paris 1915), daß sie von Militärpersonen herrühren, die einen oder mehrere Monate nach den Ereignissen gefragt wurden, keine Bedeutung.

Wie der Franktireurkrieg, so steht auch eine Reihe von Grausamkeiten, die dabei von Zivilisten begangen wurden, nach den Zeugnissen des Weißbuches hinreichend fest. Diese dadurch entkräften zu wollen, daß man sich auf die vielen, in deutschen Zeitungen nachgewiesenen Legenden über solche Grausamkeiten beruft, geht aus den oben angeführten Gründen nicht an.

Dafür nur ein Beispiel. Die belgische Schrift beruft sich auf die vielen Kriegsmärchen über das Augenausstechen.

Es ist gewiß, daß über das Augenausstechen zahlreiche Märchen verbreitet worden sind. Daraus aber schließen wollen: also sind keinem deutschen Soldaten oder Verwundeten die Augen ausgestochen worden, ist unlogisch.

Bei einem Teil der hier in Betracht kommenden Bevölkerung, besonders bei der wilden wallonischen Fabrikbevölkerung sind selbst in Friedenszeiten Untaten aller Art an der Tagesordnung. Dazu kam nun bei dem notwendig gewordenen Durchzug der deutschen Truppen die Aufstachelung des wallonischen Chauvinismus bis zum Äußersten. Es ist mithin von vornherein nicht allein möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß sich ein Teil der sittlich tief stehenden wallonischen Fabrikbevölkerung zu Schandtaten aller Art hat hinreißen lassen.

Das deutsche Weißbuch gibt Belege für schauerliche und geradezu ekelhafte Einzelheiten. Wir bleiben hier beim Augenausstechen. Dasselbe ist durch einwandfreie Zeugen hinreichend erwiesen.

Am 31. Oktober und am 13. November 1914 bekundete ein Reservist vom Füsilier-Regiment Nr. 36 unter Eid: „Beim



Zurückgehen über eine Wiese (nahe der belgischen Grenze Mitte August) sahen wir im Straßengraben einen deutschen Soldaten liegen, dem beide Augen ausgestochen waren. Daraufhin griffen wir die Zivilisten an und diese flüchteten in die nahegelegenen Häuser und eröffneten von dort auf uns Feuer . . . Gesehen habe ich nicht, daß jene Zivilisten diesem die Augen ausgestochen haben, daß sie aber die Täter gewesen sind, geht daraus hervor, daß unser verwundeter deutscher Kamerad uns bat: Nehmt mich mit, sie haben mir eben beide Augen ausgestochen." Was aus dem mißhandelten Manne geworden ist, konnte der Zeuge nicht sagen (Weißbuch S. 73).

In einer militärgerichtlichen Vernehmung im Reservelazarett Schilling am 11. November 1914 bekundete der Reservist Fritz Marks: „Am 5. August marschierte unser Bataillon durch ein Dorf bei Herve in Belgien. Ein Mann von der 5. Kompagnie kam uns entgegen mit den Worten: ‚Solche Schweinerei, jetzt haben sie einem Einjährigen von uns die Augen ausgestochen'. Er wies noch hin, wo der Einjährige lag. Wir mußten alle dort vorbei und sahen den Einjährigen tot mit ausgestochenen Augen am Gartenzaun liegen". In derselben Vernehmung bekundete der Reservist Xaver Hartmann ebenfalls von der 2. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 165: „Ich habe den Einjährigen der 5. Kompagnie mit den ausgestochenen Augen auch liegen sehen. (Weißbuch S. 75. Andere Beispiele S. 84 ff. 79, 219).

Wenn also in Kriegszeiten an alle Bezeugungen ein strengerer Maßstab angelegt werden muß, so verstößt es doch sowohl gegen die Logik als auch gegen die Erfahrung, wenn man von vornherein allen solchen Bezeugungen die Glaubwürdigkeit absprechen will. Auch im Kriege darf die doppelt gebotene Vorsicht und Kritik nicht in das andere Extrem einer hartköpfigen Ungläubigkeit und unvernünftigen Hyperkritik verfallen. B. Duhr S. J.



LVIII.

Die politische Krise in Rußland.

Wenn Alexander Herzen noch lebte, würde er, wie so mancher seiner Schemen, auch seine Ansicht, daß der russische „Mir den Keim zur Neubildung nicht nur der russischen, sondern der europäischen Gesellschaft enthalte“, als Irrtum erkennen. Schon die Agrar-Gesetzgebung der letzten Jahre und die Entwicklung Rußlands zum Industriestaat, die Anlehnung der politischen und sozialen Entwicklung an die ausländischen Finanzkreise haben der geschichtlichen Bedeutung des „Mir“ ein anderes Gesicht gegeben, haben vielmehr an den Mir, wie an einen mächtigen Baum im Urwald, die Axt gelegt.

Dieser Krieg scheint auf dem Gebiete der inneren Entwicklung Rußlands zur Reife zu bringen, was eine abenteuernde Politik seit etwa einem Jahrzehnt und mehr als Samen ausgestreut hat.

Vor einem Jahr noch erntete man Widerspruch, wenn man auf die Möglichkeit revolutionärer Entwicklungen hinwies. Am entschiedensten pflegten die zu widersprechen, welche lange Zeit in Rußland gelebt und die Menschen und Dinge beobachtet haben. Beobachtet, aber am grünen Tisch. Da fiel zunächst in die Augen, daß die literarische Bewegung, welche alles Bestehende angriff, niemals die Kraft haben würde, das Volk zu ergreifen und die Regierung zu zwingen, welche auch gegen Unruhen unter den Industriearbeitern hinlänglich gewaffnet war. Wie nach dem Zeugnis eines russischen Beobachters die Russen in der Philosophie niemals über den Eklektizismus hinausgekommen sind, so auch nicht oder kaum in der Politik. Die Leitung der äußeren und inneren Politik zeigt die tastende Hand, die unsicher über das Ziel nach Eingebungen handelt; überall ist mehr Geist



als überlegender Verstand. Mit Alexander II. scheint die alte Zeit beendet. Unter Alexander III. geschah der verhängnisvolle Schritt der Annäherung des Zarentums an die sozialistische und atheistische französische Republik; ein Schritt, der für Rußland ebenso folgenschwer ist, wie es seinerzeit der Anschluß des französischen Königtums an die neue Republik in Washington war; Lafayette hat von dort her den republikanischen Zündstoff nach Paris gebracht. Wer das Weiße Haus in Washington gesehen und einer Sitzung des Kongresses beigewohnt hat und nachher auf dem Hang der Cevennenberge, bei Puy en Velay, in Frankreich das altertümliche Stammschloß der Lafayettes erblickt, der mag den ungeheuren Weg zwischen den politischen Auffassungen erraten. Washington und Pay en Velay, welche Kluft liegt dazwischen.

Doch nicht minder groß ist die Kluft zwischen dem Zarentum nicht allein, sondern auch dem russischen Volksgeist und der Republik. Nichts hat der Czar prawoslavnii gemein mit dem Advokaten, der seine Bureaux, welche ihm Jahr für Jahr dreimalhunderttausend Franken eintrugen, verließ, um das Steuer Frankreichs in die Hand zu nehmen. Noch besteht im russischen Volk kein Verständnis für den Geist in der Republik. Außer einer gewissen Affinität des Geschmackes, des ästhetischen Gefallens der gebildeten Schichten in Rußland und Frankreich gibt es kaum irgend etwas, das die Nationen auf einander hinweist. Man sollte jedoch diesen Punkt nicht unterschätzen. Die sieben Universitäten in Rußland üben auf das Geistesleben sehr bedeutenden Einfluß aus und die höhere Bildung in Rußland ruht auf humanistischer Grundlage; fast mehr als in Deutschland, wo man sich, sehr zum Schaden der geistigen Entwicklung, dem sogenannten praktischen Bildungsgang zu sehr zugewendet hat. Literatur und Poesie in Rußland bieten Erzeugnisse, die, wie immer man sonst urteilt, der Form nach auf hoher Stufe sich zeigen und denen viel Geist innewohnt. Es war ungünstig für die Pflege der deutsch-russischen Beziehungen,



daß die Aesthetik wie die eklektische Philosophie der Russen in Paris den glänzend widerstrahlenden Spiegel fanden. Die geistigen Strömungen schienen fast Paris zur zweiten Hauptstadt Rußlands zu machen, wodurch die Arbeit der französischen Diplomaten erleichtert wurde. Zur Aesthetik gesellte sich die Finanz. Henri Germain, der Leiter des Credit Lyonnais, sah in seinem Salon, ebenso wie die Leiter der Banque de Paris et des Pays Bas in ihren Salons, die Spitzen der französischen Publizistik und jede russische Anleihe trieb die geistigen Lenker in beiden Ländern zu neuer Annäherung. Auf die Dauer konnte diese Annäherung sich nicht auf Aesthetik, Finanz und Diplomatie beschränken, sondern ähnlich, wie Lafayette und seine Freunde die Republik aus Amerika in das Frankreich der Könige importierten, so trugen die Philosophen, Literaten, Finanziers und Diplomaten den sozialistisch-republikanischen Geist nach Rußland.

Es ist wohl möglich, daß Rußland sich auch unter anderen Umständen auf den Weg nach Konstantinopel gemacht hätte. Wenn aber die Machthaber sich heute darauf versteifen, an der Seite der Republik va banque zu spielen, so muß man darin eine Verirrung des Urteils erblicken, welche sich durch den Einfluß, den der heutige französische Geist in Rußland gewonnen hat, erklären mag. Ohne diesen Umstand würden auch die Lockungen der englischen Diplomatie an der Newa nicht so viel vermögen. An der Seite Deutschlands hätte Rußland den Blick auf Indien und das Meer frei, wahrlich ein glänzenderes Bild als das Traumgesicht von Konstantinopel.

Als vor einem Jahr unsere Publizisten und Diplomaten die Möglichkeit einer Revolution in Rußland mit einer verneinenden Handbewegung abtaten, haben sie, man muß es ihnen zugut halten, nur die Möglichkeit des Erfolgs einer Revolution bestreiten wollen. In diesem Punkt mögen sie Recht behalten.

Eine politisch-soziale Revolution von unten her, vom Volk aus ist in Rußland unmöglich; wie sie, beiläufig ge-



sagt, in allen Ländern von jeher unmöglich war. Das englische Parlament hat das Königtum bezwungen, weil es über die nötige Anzahl von Bogenschützen verfügte; die französische Revolution gelang, weil die Garden den König verließen. In Rußland ist nichts derartiges möglich, da die Zentralgewalt sich unter den obwaltenden Umständen sicher behaupten wird, komme was da will. Der Thron des Zaren steht gleich einem Bronzefelsen inmitten der Strömungen der Politik.

Soweit mögen die Diplomaten, die Publizisten recht haben. Allein die Revolution, die anhebt, vollzieht sich in den Köpfen und in den Einrichtungen des Staates. Sie ist in Wahrheit schon seit Alexander III. im Gang und dieser Krieg, wie immer er ausgeht, wird ihre Entwicklung bringen.

Mit der neuen Agrargesetzgebung, welche die Axt an den Landbesitz der Bauern gelegt hat, ist das Fundament des sozial-politischen Baues angegriffen. Der Mir, von welchem noch Alexander Herzen die Erneuerung der Welt erwartet hat, kann sich nicht behaupten. Der Mir ist die Bauerngemeinde, die Dorfgemeinde. Eine größere Anzahl derselben bildet die volost's, deren Mitglieder, sämtlich Bauern, das Bauernparlament (volostnoy sud) wählen; im Mir wird zum Vertreter darin der würdigste, älteste Bauer gewählt. Diese Art der Volksvertretung möchte ideal erscheinen, wenn nicht der Staatsbeamte (mirovoy posrednik), den Niemand beaufsichtigt, zusammen mit der Polizei die ganze Einrichtung zum Spielball der Staats- und Polizeiwillkür machten. In der Tat hängt der „volost", das Bauernparlament, ganz von den lokalen Größen, Beamten und Kaufleuten ab; diese sind es, welche die Bauern lenken.

Über dem „volost" stehen, als Organe der Selbstverwaltung, die semstvo's, denen die politischen und Verwaltungssachen obliegen, und die mirovoy sudia, welche aus erwählten Richtern zusammengesetzt sind. Jeder Distrikt ist durch einen semstvo vertreten, welche gemeinsam in



einem semstvo für die Provinz vertreten sind. Ein semstvo hat zwei Teile: den beratenden (zemskoye sobraniye) und den ausführenden (uprava); der erste ernennt den zweiten.

Da heute von den semstvo viel die Rede ist und sie wohl noch zu größerer Bedeutung gelangen, so mag eine Darstellung am Platze sein. Die sobraniye hat zwei Arten von Mitgliedern: die Gutsbesitzer, darunter zunächst die Adeligen, welche größeren Besitz haben, und alsdann die Vertreter der kleineren Besitzer und jene des landbesitzenden Klerus. Dann kommen die Vertreter der Kaufleute, Handwerker, der städtischen Bevölkerung. Auch die Bauern schicken ihre indirekt gewählten Vertreter. Gewöhnlich wird bei dieser Wahl so verfahren, daß die Vertreter der Bauern in der Minderheit sind. Theoretisch sollen die semstvo's über Steuer-, Unterrichts- und Verkehrs- (Wege-) Fragen entscheiden. In Wirklichkeit treten fast nur die Staatssteuern an sie heran; was nachher für Zwecke des Unterrichts, der Gesundheit, des Verkehrs übrig bleibt, ist wenig. Außerdem aber werden die Beratungen und Beschlüsse der semstvo's von dem Gouverneur scharf überwacht; was der Regierung unangenehm ist, wird annulliert. Ungehorsam gegen den Beschluß des Gouverneurs wird mit Auflösung des semstvo beantwortet; in manchen Fällen ist die Verschickung der Mitglieder nach Sibirien erfolgt. Unter diesen Umständen haben sich die tatkräftigen Teile der Bevölkerung diesen Körperschaften entfremdet. In den letzten Jahren ist jedoch größeres Interesse für Angelegenheiten der Landwirtschaft und der Industrie hervorgetreten.

Die städtischen Gemeindevertretungen beruhen auf dem Gesetz v. J. 1870. Alle Hausbesitzer, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter sind in Listen eingetragen, je nach ihrem steuerbaren Vermögen. Die Summe desselben, durch drei geteilt, scheidet die Vertreter in drei Klassen. Die ausführende Gewalt ist bei der uprava und dem „Bürgermeister", welche von der Vollversammlung (duma) gewählt werden. Das



Ganze erscheint als eine von der Regierung abhängende Behörde, ohne Selbständigkeit und Initiative.

Die Regierung wirkt im ganzen Reich durch die Gouverneure nach französisch-napoleonischem Vorbild; in den Bezirken durch die stanovoy's und ispravnik's, die sich als Polizeihäupter darstellen, und in den Dörfern durch die uryadnik's, eine Art von Feldpolizei. Alle diese Beamten haben praktisch unbeschränkte Befugnisse. Es gibt ferner in jedem Gouvernement eine besondere Gendarmerie, welche von der Regierung in Petersburg direkt ressortiert (ehemals von der vielgenannten dritten Abteilung).

Die in der Hauptsache noch auf der Gesetzgebung des Jahres 1864 beruhende Justizorganisation beschränkt die Selbständigkeit der Richter, denn in vielen Fällen sind die Richterstellen seitens der Regierung interimistisch besetzt, so daß die Richter auf den Wind von oben zu achten stets geneigt, besser gesagt gezwungen sind.

Die Errichtung der Duma hat an diesen Umständen wenig geändert. Ihre aus der Tageschronik hinlänglich bekannte Entwicklung hat dargetan, daß der Parlamentarismus in Rußland im Grund eine importierte ausländische Pflanze bedeutet, welche dem Lufthauch und der Macht sich beugte. Man mag zugeben, daß dieser parlamentarische Versuch in einer ungünstigen Zeit unternommen worden ist, denn die auf dem ersten Plan stehenden wirtschaftlichen Fragen sind geeignet, das politische Urteil zu trüben und die parlamentarische Aktion zu beeinträchtigen. Rußland war bis zum Krieg auf der Bahn der Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat. Kann man auch nicht sagen, daß die agrarischen Interessen stiefmütterlich behandelt wurden — denn in Wirklichkeit ist den Landwirten viel Geld zur Verfügung gestellt worden, die Agrarbanken und der industrielle Betrieb in der Landwirtschaft erfreuten sich anhaltender Förderung — so hat man doch dem Getreidebau und der Viehzucht, welch' ersterer das wirtschaftliche Rückgrat Rußland darstellt (die Getreideausfuhr allein hat ermöglicht, daß das Land sich

nach dem Krieg mit Japan schnell erholte) als mächtige Konkurrenten in der Fürsorge seitens des Staates die Industrie und die Finanz zur Seite gestellt. Die treibhausartige Entwicklung der Industrie und der Banken hat eine ungesunde Spekulation zuweg gebracht und die Wirkung des Verkaufs der Bauerngüter, unter der neuen agrarischen Gesetzgebung, wird vielfach als Quelle des Verfalls des Bauernstandes bezeichnet. Man ist über diese Entwicklungen noch zu keinem abschließenden Urteil gelangt, weil der Krieg alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt hat. Es ist jedoch unbestreitbar, daß in den letzten Jahren vor dem Krieg unter der Bevölkerung auf dem Land und in den Städten eine große Not um sich gegriffen hatte, welche den Staat mit schweren Erschütterungen bedrohte. Der täuschende Glanz, welcher dem von der Regierung und der Reichsbank angehäuften großen Goldschatze, über vier Milliarden Franken, entströmte, die Blüte der Industrie, der rege Bau von Eisenbahnen, die tolle Spekulation, die von den Banken durch stark übertriebenen Kredit genährt wurde, hat hier und da blind für das Elend der Massen gemacht.

Der Krieg würde den Ruin auch in der Welt der Industrie und der Banken herbeigeführt haben, wenn es nicht mit Hilfe der französischen und englischen Finanz bis jetzt gelungen wäre, den Goldbestand zu schützen und den Kredit zu stützen, allerdings mit Hilfe des wiederum auf lange Zeit ausgedehnten Moratoriums. Wie man außerhalb Rußlands die Dinge ansieht, kann man aus der Entwertung des Rubels um fünfzig Prozent ermessen.

Das Kapitel der Kriegskosten und jenes der Verheerung eines Teiles des Reiches durch die russische barbarische Kriegführung lassen wir hier unerörtert. Diese Dinge werden ihr ganzes Schwergewicht erst im Laufe der Zeit an den Tag bringen.

So groß die wirtschaftliche Not im Reiche ist, so lassen die spärlich fließenden Berichte nicht erkennen, welchen Anteil diese wirtschaftliche Not an der zu Tag tretenden Er-



regung der Geister hat. Manches scheint anzudeuten, daß, bis zur Stunde wenigstens, die Politik größeren Anteil daran hat als die Wirtschaft. Die Duma hat vor einigen Wochen Wünsche geäußert, welche auf eine radikale Aenderung des seitherigen, des hergebrachten Regierungssystems zielten; die Nation sollte Anteil an der Politik, an der Regierung erhalten. Es war seitens der Freunde dieser Bewegung kein ungeschickter Zug, daß sie unter den Motiven den Wunsch, den Boden des Reiches zu verteidigen, voranstellten. Das war ein patriotisches und unverdächtiges Motiv. Eine Zeit lang schien es, als sei man an den höchsten Stellen geneigt, Minister zu ernennen, welche im Sinne der Duma regieren würden. Die Nachricht hatte in Frankreich und England gefallen, denn in Paris und in London ist man der Selbstherrlichkeit des alten Systems abgeneigt, wenn man es auch nicht sagt. Nach kurzer Zeit jedoch schlug der Wind um. Die Duma wurde vertagt. Die Maßregel hat in einem Teil der russischen Gesellschaft Aufregung hervorgerufen. Alsbald wurden die semstvo's und die städtischen Gemeindevertretungen mobil gemacht, um für die Wiedereinberufung der Duma und liberale Reformen zu wirken.

Nachdem man aus der obigen Darstellung ersehen hat, wie die Organisation der semstvo's und der Gemeindevertretungen beschaffen ist, wird man wohl nicht geneigt sein, von dieser Seite her eine tatkräftige erneuerungssüchtige Politik zu erwarten, geschweige denn einen ernsten Widerstand gegen den Willen des Zaren. Die Stützen der Autokratie wanken keineswegs, und da die Gouverneure zu diesen Stützen zählen, die Organisation in den Provinzen, Bezirken, Gemeinden dieselbe ist, wie oben dargestellt wurde, so wird man geneigt sein, die Frage, ob aus den semstvo's und den Gemeinden eine revolutionäre Bewegung zur Zeit kommen könne, zu verneinen.

Insofern mögen Diplomaten und Publizisten, welche die Möglichkeit eines revolutionären Ausbruchs zurückweisen, recht haben. Allein es ist offenbar, daß die Geister in



Gährung geraten sind. Vor Taten wird man zurückbeben, denn die Regierung hat in dieser Kriegszeit die Machtmittel noch fester in der Hand als im Frieden und würde nicht zögern, dieselben anzuwenden. Der nicht zu bezweifelnde nationale Geist der Russen wird andererseits keine Krisis herausfordern. Das alles ändert aber nichts an der deutlichen Wahrnehmung, daß das alte autokratische Rußland sich einer neuen Zeit nähert. Klarheit über dieses Problem wird erst der Verlauf des Krieges bringen. Es ist aber bereits erkennbar, daß der Zar, indem er das Schicksal seines Reiches an die Pflanzstätten der Revolution und des Parlamentarismus, an Frankreich und England, knüpfte, das Tor seines Reiches den subversiven Ideen weit öffnet. Je länger der Zar diesen Krieg fortsetzt, desto mehr lösen sich die Fundamente der Autokratie.

LIX.

Kürzere Besprechungen.

1, Ein Kriegstrostbuch. Kriegsbücher haben wir genug. Wenige aber werden so einen innigsten Wunsch unseres Volkes erfüllt haben wie das vorliegende: Bayernsiege und Heldengräber von Josef M. Jurinek, München und Berlin 1915. Drei=Masken=Verlag. Das Buch ist in drei Ausgaben erschienen. Mir liegt die Feldausgabe (Preis 2 Mk.) vor. In edler Sprache und in großzügig stimmungsvollen Bildern ruft uns der Verfasser durch seine pietätsvollen Gräberfahrten und Gräberwanderungen wieder die gewaltige Lothringerschlacht vor die Seele und läßt uns von Neuem diese herrliche Waffentat unserer Heldensoldaten erleben. 1088 Kriegergräber sind aufgeworfen auf lothringischem Boden, darin ruhen 4000 Deutsche und 16 000 Franzosen. Wie oft wird man an diese Toten



schon gedacht haben! Wo wird unser Sohn, unser Vater ruhen? Wie sieht sein Grab aus? Dieses Büchlein sagt es uns. Eine würdige Ruhestätte ist ihm bereitet worden. Zunächst führt uns der Verfasser über die Schlachtfelder des linken Flügels, auf die Straße von Dieuz nach Forbach, an den Waldessaum auf dem Wege nach Bisping, durch den Wald selbst, nach Lautersingen, Mittersheim, Dannenheim, Biedesdorf. Überall Soldatengräber. Da ruhen 17 bayrische Soldaten und 2 französische Soldaten, da 4 bayerische Offiziere, hier 40 Mann vom französischen Infanterieregiment Nr. 53 usw. Fast bei jedem Grab stehen wir mit dem Verfasser still und sehen, wie es so sorgsam gepflegt, umpfahlt und bekreuzt ist. Auf den aufgeschichteten Hügeln blühen Blumen, erheben sich Zypressen, Koniferen, Tannen und Lebensbäume. Eine wundersame Stimmung ist über die Gräber im Walde ausgebreitet. Nur schwer mag sich der Leser von dem Bilde solcher Totenstätten trennen. Der Verfasser aber ruft uns zu: „Wüßten die Angehörigen in welcher zauberischen Waldidylle diese hier gefallenen Streiter ruhen, wie liebe Sorgfalt die Stätten hegt und pflegt, die Zähre des Schmerzes müßte versiegen und an ihre Stelle der dankerfüllte Seufzer treten: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe.“ Vom Zentrum der Schlacht zeigt uns der Verfasser in gleich pietätsvoller Schilderung die Gräber um Vergaville, Liedersingen, Conthil; auf dem linken Flügel führt er uns zu dem größten Massengrab des gesamten Kampffeldes, auf die Höhe von Reich. „Hier ruhen 700 Krieger, darunter 300 tapfere Bayern!“ lesen wir mit ihm in goldener Riesenschrift auf schwarzer Tafel. Mit feiner Ironie schreibt er von französischen Massengräbern bei Fax: „Deutsches Barbarentum ist so abscheulich und fürchterlich, daß es diesen Totenhügel mit den französischen Massengräbern unter hilfreicher Mitwirkung der Natur zu einem Margeritenhain umgewandelt hat. Winde trugen von irgendwo gerade auf diese Anhöhe den Samen der weißen Wucherblume, nun blüht sie zu Hunderten und Tausenden auf dem Felde und deckt förmlich mit ihrem zarten Blütensegen wie schneeiges Leichentuch die Gräber zu. Dazwischen nicken rote



und blaue Blumenköpfchen, in endloser Zahl. Nichts mehr sieht man fast vom rotgelben Sandsteinbruch. Wenn erst die heute noch jungen Tannen und Eschen aufgeschossen sind, dann ist die Höhe keine Steingrube mehr, sondern ein baumbeschatteter, französischer Militärfriedhof in deutschen Landen. Farbenphotographisch müßte dieser Ruheplatz gefallener Franzosen aufgenommen und die Kopie in Hunderttausenden von Exemplaren mit der Aufschrift „So ruhen unsere Feinde in Lothringen" ins neutrale Ausland und auf Umwegen in die Heimat unserer Gegner geschickt werden". Eigene Kapitel sind den Kämpfen und Gräbern bei Saarburg und dem Todesritt bayerischer Ulanen bei Lagarde am 10. August gewidmet. Der Leser möge diese Kapitel des Buches selber aufschlagen. Er wird sich dann auch freuen über die liebevoll sorgsame Pflege, welche die Schwestern vom Kloster St. Johann von Bassel den dortigen Heldengräbern angedeihen lassen. „Die frommen Schwestern, unter deren weichen Händen und stillem Gebet viele der Streiter den letzten Atemzug getan haben, bleiben den Toten treu".

Rezesent hat selber eine Reihe von Heldengräbern in Lothringen gesehen. Er kann nur bestätigen, wie wahr Jurinek geschildert hat. Die Gräberanlagen in Lothringen können wirklich als vorbildlich bezeichnet werden. Möge das Büchlein in recht viele Hände kommen! Möge es auch seinen Weg nehmen in die Dörfer hinaus! Es wird in manche Bauernstube Trost bringen. Freilich auch Sehnsucht. Sehnsucht nach der Stunde, wo die Angehörigen selber nach Lothringen fahren und die letzte Ruhestätte ihres Helden sehen können.

Zum Schlusse noch eine Anmerkung. S. 72 spricht J. von dem zerstörten Dalheim und schreibt, auch der Pfarrer des Ortes liege dort begraben. Der Pfarrer von Dalheim lebt indes. Möge dies Versehen bei der bald zu erwartenden Neuauflage behoben werden! Besondere Bedeutung kommt auch dem Abschnitt: Lothringens Land und Volk zu. Lothringer Eingeborne meinen, nicht mit allem einverstanden sein zu können. Daß ihr Land Düsterkeit kennzeichne, wollen sie nicht zugeben.

Indes der Verfasser gibt Eindrücke wieder. Eindrücke sind subjektiv. In vielen Punkten ist aber die Wirklichkeit gut wiedergegeben, und wir wünschen nur, die Lothringer mögen diese Punkte sehr beherzigen. Wir Bayern aber sagen dem Verfasser für seine schöne Beschreibung [der Heldengräber herzlich Dank.

Die Soldaten liegen in der Welt, der Heimat im Herzen.

Dr. B.

2. **Die Kunst dem Volke. Domenico Ghirlandajo von Dr. Walter Bombe.** Mit 53 Abbildungen, Heft 19. Allg. Vereinigung für christl. Kunst, München 1914.

Um die Entwicklung der italienischen Malerei rascher sich zu vergegenwärtigen, ist es empfehlenswert, auch das vierte Heft, das dem Maler Fra Angelico gewidmet, herbeizuholen, auf daß ein augenscheinlicher Vergleich mit dem neuen Ghirlandajohefte vorgenommen werden kann. Dort, bei Fiesole ein klarer, milder Frühling, hier, bei Ghirlandajo die volle Sommeratmosphäre, nahe bereits dem Höhen- und Reifepunkt der italienischen Renaissance. Um alle die Entwicklungsphasen der italienischen Kunst deutlich zu machen, wäre es gut gewesen, der Vorführung Fiesoles jene des Bahnbrechers Giotto vorausgehen zu lassen, damit auch die Zeit ersichtlich, in der aus den starren winterlichen Formen byzantinischer Kunst die ersten duftigen Lenzboten hervorbrechen und neue Säfte und Kräfte in allen Zweigen regsam werden. Um nun die florentinische Glanzperiode an einem Meister zu zeigen, war Ghirlandajo wohl der geeignetste Maler, da in seinem Schaffen Vorzüge und Nachteile der Entwicklung besonders ausgeprägt zutage treten; seine Bilder sind typisch für das damalige Florenz, für dessen äußeres wie inneres Leben, für den sich ergebenden Ausgleich zwischen ererbtem Idealismus und reichlich neugewonnenem Realismus. Dieser bei Ghirlandajo gesuchte Ausgleich geht nicht ohne merkliche Schwankungen vor sich; im großen und ganzen ist der Meister, der die Porträtkunst mit vordem nicht gekanntem Geschick betrieb, schon sehr fühlbar in den Banden des Realismus, die durch das strenggepflogene Naturstudium, das Fra Angelico und



seine Zeit nicht in solchem Grade kannte, immer neue Stärkung erhalten mußten. Dazu kam das gesteigerte Interesse an landschaftlichen Darstellungen, an prächtigen Architekturen und Kostümen sowie an den mancherlei Problemen des Kolorites. So wird denn besonders bei Ghirlandajo das eigentliche „Andachtsbild" der früheren Zeit nicht selten zum prunkenden Repräsentationsbilde angesehener und vermöglicher Familien. Das Wohlleben des florentinischen Patriziertums reflektiert selbst in den gemalten Wohnräumen biblischer Gestalten und christlicher Heiligen. Dies sehen wir so recht an den herrlichen Fresken, die der vieltätige Künstler in der Kirche Santa Trinita, vor allem aber im Chore von Santa Maria Novella zur Herstellung brachte. Unwillkürlich wird der Kunsthistoriker wie der einfache Kunstfreund hier veranlaßt, zunächst den vorgeführten Herren und Damen der florentinischen Haute-volée, den Medici, Tornabuoni, Albizzi usw. sich zuzuwenden, einer oft sehr selbstgefälligen Gesellschaft, die hinwieder auch dem außenstehenden Beobachter mehr Aufmerksamkeit schenkt als dem heiligen oder biblischhistorischen Vorgange, dessentwegen sie sich doch im Bilde zusammenrufen ließen.

So ruhig nun auch diese noblen Figuren durchgehends sich benehmen, so tragen sie doch mehr oder minder eine gewisse Unruhe in die Komposition der Gemälde hinein und künden einen Punkt, in welchem der religiös und ästhetisch gleich fühlende Betrachter hin und wieder jene innere glückliche Harmonie vermißt, welche den Höchstgenuß eines Kunstwerkes ermöglicht. Es fehlt bei Ghirlandajo erfreulicherweise auch nicht an solch einheitlichen Werken; in ihnen ist trotz all des fortgeschrittenen Hinneigens zur Naturwahrheit jener ideale Grundkern siegreich geblieben, der die unmittelbar vorausgegangene Kunstperiode besonders kennzeichnete. Beim glücklichen Gebrauche der formalen und technischen Errungenschaften wird die geistige Sprache der Bilder nur noch verständlicher und wirksamer. Im vorliegenden Hefte finden sich zunächst zwei Gemälde Ghirlandajos, die man nur mit Entzücken schauen kann. Welche Zauber erfüllen nicht das Altarbild „Die Anbetung der drei Könige" für die Kirche



des Florentiner Findelhauses und noch mehr jenes der „Heimsuchung Mariens“ (S. 38), das der Meister einige Jahre vor seinem Ableben († 1494) zur Herstellung brachte. Fesselnder als hier dürfte dieser letztere Gegenstand nie von einem Maler behandelt worden sein. Diese holdselig zur Matrone Elisabeth sich neigende heilige Jungfrau ist nicht nur die fromme, demütige Magd des Herrn, sie ist zugleich eine hoheitsvolle, edle Königin, berechtigt, den schönsten Siegesgesang der Welt im „Magnifikat“ anzustimmen. In derartigen Schöpfungen des Meisters ersieht man am deutlichsten die volle Kristallisation all der glücklichen Eigenschaften, welche die Kunst Toskanas auszeichneten. Nach Rom übertragen, fanden sie in der Gunst des Vatikans ihre letzte Ausbildung, zugleich aber auch die Grenzen ihrer Entwicklungsfähigkeit. — Wird der ungewöhnliche Einfluß, den in Florenz die vorwärts drängende Plastik auf die Malerei ausübte, gehörig erwogen, so dürfte es Aufgabe eines weiteren Heftes sein, auch die bahnbrechenden Plastiker, vor allem die Pisano, Ghiberti und Donatello, den kunstfreundlichen Laienkreisen näher zu bringen, um eine allseitige Würdigung der florentinischen Kunst und ihrer Entwicklung zu ermöglichen.

Max Fürst.

3. Die Urzeit des Menschen von Dr. Johannes Bumüller. 3. vermehrte Auflage mit 142 Abbildungen, Köln 1914, Druck und Verlag von J. P. Bachem. 307 S.S.

Das Gebiet, das Bumüller behandelt, wird vielfach in tendenziöser Weise gegen die christliche Weltanschauung ausgeschlachtet. Da ist es ein Verdienst Bumüllers, eine rein objektive Darstellung der einschlägigen Fragen gegeben zu haben, welche scharf scheidet zwischen dem, was sicher feststeht und dem, was nur hypothetisch ist. In der neuen Auflage ist ein neues Kapitel über „Die Abstammung des Menschen“ hinzugekommen. Das Buch zerfällt nunmehr in 6 Kapitel: 1) Spuren des Menschen aus der Tertiärzeit? 2) Der Mensch und die Eiszeit. Allgemeiner Überblick. 3) Einzelne diluviale Niederlassüngen und Funde. Das Alter des eiszeitlichen Menschen. 4) Körperliche und geistige Beschaffenheit des diluvialen Menschen.



5) Die Abstammung des Menschen. 6) Jüngere Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit. Die Abbildungen geben gute Anschauung. Die Darstellung ermöglicht auch dem Laien die Gewinnung eines bis zu gewissem Grade selbständigen Urteils. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

Würzburg. Stölzle.

4. **Karl Vogts Weltanschauung.** Ein Beitrag zur Geschichte des Materialismus im 19. Jahrhundert von Dr. Johannes Jung, Oberlehrer am Reformrealgymnasium zu Wiesbaden. Paderborn, Schöningh [in: Studien zur Philosophie und Religion hrsg. von Prof. Dr. Stölzle; Heft 17] XII + 126 S.S.

Vogt ist als einer der großen Rufer im Materialismusstreit längst bekannt. Doch eine zusammenfassende Darstellung seiner Weltanschauung aufgrund seines Gesamtschriftentums ist bisher nie versucht worden. Dieser Aufgabe unterzog sich Jung in vorliegender Schrift, die gleichzeitig interessante Einblicke in die Wandlungen Vogts gewährt. Die Einleitung gibt K. Vogts Weltanschauungsbegriff, Kap. 1: Die Quellen von Vs. Weltanschauung, Kap. 2: Vs. Weltanschauung als kosmopolitischer Materialismus, Kap. 3: Vs. psychologischen, Kap. 4: Vs. ethischen, Kap. 5: Vs. ästhetischen Materialismus. Namen- und Sachverzeichnis bilden den Schluß der Schrift des Verfassers, der schon ein Jahr als Kriegsgefangener in Brest in Frankreich schmachtet. Die Schrift ist als Beitrag zur Geschichte des Materialismus wertvoll.

W. St.



LX.

Holland 1807—1810.

Im Juni 1806 hatte Napoleon den neuen Thron eines Königs von Holland errichtet und seinen Bruder Ludwig auf denselben erhoben. Bei der früheren Batavischen Republik hatte Bayern auch einen Vertreter gehabt, nun aber hielt es der König für angemessen, bei dem königlichen Hofe einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu haben, und diese Stelle verlieh er dem Wilhelm Hubert Freiherrn von Hertling.

Bis zur Abtretung des Herzogtums Berg hatten nachbarliche Beziehungen zwischen Pfalzbayern und dem nunmehrigen Gebiet des Königreichs Holland bestanden. Die dem neuen Gesandten erteilte Instruktion erwähnt den Wegfall dieses Verhältnisses und beauftragt ihn daher, seine Aufmerksamkeit auf die Politik im allgemeinen zu richten, dabei aber insbesondere darauf zu achten, welchen Einfluß Frankreich auf das neue Königreich ausübe, ferner solle er darauf bedacht sein, sich Nachrichten über England, über den Norden und selbst über Frankreich zu verschaffen; man erhalte sie oft rascher, sicherer und zuverlässiger auf Umwegen als durch direkte Korrespondenz.

Auf der Reise nach Holland hielt sich Hertling mehrere Tage bei seinem Bruder in Darmstadt auf und fand mit seiner Gemahlin auch eine außerordentlich gnädige Aufnahme bei dem dortigen großherzoglichen Hofe. Seine weitere Reise ging nur langsam von statten, die Jahreszeit war ungünstig,



die Wege in Folge davon schlecht, besonders in Holland selbst, wo er den Umweg über Antwerpen und Rotterdam machen mußte, um nach dem Haag zu kommen.

Am 18. November kam er dort an und hörte, daß der König wenige Tage zuvor seine Residenz von da nach Utrecht verlegt habe. Er hatte dabei zwar erklärt, dieser Wechsel sei nur vorübergehend, aber man hatte Grund an seiner Rückkehr zu zweifeln, da der gesetzgebende Körper nach Utrecht zusammenberufen wurde und auch die Minister angewiesen worden waren, ihre Bureaux dorthin zu verlegen. Daß es sich dabei nicht nur um die Erhebung Utrechts zur Landeshauptstadt, sondern auch um seine Erwählung zur Residenzstadt handelte, ging deutlich daraus hervor, daß die französische Oper bereits von Haag nach Utrecht übersiedelt war und das französische Schauspiel den Befehl hatte ihr zu folgen.

Zurückgeblieben in Haag waren die auswärtigen Gesandten, denen sich der bayerische nun anschloß. Aber wie die Stimmung der ansässigen Bewohner von Haag begreiflicherweise in hohem Grade erbittert war, so war auch die Stimmung im diplomatischen Korps äußerst erregt. Getrennt vom königlichen Hof und allen königlichen Behörden war die Stellung der Gesandten vollständig bedeutungslos oder doch mit großen Schwierigkeiten und Umständlichkeiten verbunden. Gegen eine Übersiedelung nach Utrecht äußerten sich die Gesandten von Frankreich und Spanien in der heftigsten Weise und die anderen teilten dieses Gefühl der Abneigung um so mehr, als die Stadt ihnen damals kaum die Möglichkeit zu einer dauernden Niederlassung bot. Alle Wohnungen, auch in den Gasthäusern, waren so überfüllt mit Leuten, die der Hof dahin gezogen hatte, daß man selbst für ein einfaches Zimmer zum einmaligen Übernachten bis zu 50 Gulden zahlen mußte. Utrecht war damals eine Stadt von wenig über 32000 Einwohnern und der König hatte für sich nicht nur das vornehmste Gasthaus, Hotel Panshuizen, erworben und als vorläufige Residenz einrichten lassen, sondern er hatte noch einen Block von Häusern

gekauft, die durch allerhand bauliche Veränderungen in ein großes Palais vereinigt werden sollten. Auch in diesem sogenannten neuen Palais waren einige Räume schon bewohnbar, doch hielt sich der König eben in dieser Zeit der Ankunft des bayerischen Gesandten in einem außerhalb der Stadt gelegenen Landhause auf.

Der König litt gerade in jenen Tagen an angstvollen Beklemmungen, die zu großen Besorgnissen Anlaß gaben. Man führte diesen Zustand auf eine rettungslose Zerrüttung seiner Gesundheit zurück und hielt deshalb die Stellung aller derer, die sich ihm nähern mußten und seine Stimmung fühlten, für äußerst mißlich und peinlich. Sein Zustand beständiger sorgenvoller Unruhe wurde auch als der Grund angesehen, warum der König sich nirgends wohl fühlte.

Hertling hatte sich sofort nach seiner Ankunft zu einer Audienz gemeldet, aber der Minister van der Goes mußte sich in seiner, übrigens äußerst verbindlichen Antwort darauf beschränken, der König werde nicht zögern, sobald als möglich einen Tag zur Empfangnahme des Beglaubigungsschreibens festzusetzen. Aber rascher, als hiernach angenommen werden konnte, wurde der Gesandte zur Audienz eingeladen, und besser, als der geschilderte Zustand des Königs erwarten ließ, war die Stimmung, in welcher er den Gesandten empfing.

Der Bericht von dem Empfang an diesem königlichen Hofe unterscheidet sich so sehr von den Berichten, welche Hertling über das Leben am württemberg'schen Hofe erstattet hatte, daß er hier seinem Wortlaute nach folgen soll.

„Haag 1. Dezember 1807. Dem Briefe gemäß, durch welchen mir Minister van der Goes mitgeteilt hatte, daß der König den 26. November als den Tag festgesetzt habe, an welchem er in Utrecht mein Beglaubigungsschreiben entgegennehmen wolle, bin ich am 25. Nachmittags dort eingetroffen. Da ich die Schwierigkeit, in einem Gasthaus Unterkommen zu finden, voraus wußte, hatte ich mir ein vom dänischen Gesandten angebotenes kleines Zimmer, das er sich für seinen Gebrauch dort reserviert hat, angenommen. Nachdem ich meine Ankunft sofort



dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten angezeigt und um Angabe einer Stunde für meine Aufwartung gebeten hatte, erhielt ich die Antwort, er werde augenblicklich selbst kommen, um mich aufzusuchen und Se. Majestät habe befohlen, mir eine Wohnung im Hotel Pansḥuizen herzurichten. Tatsächlich erschien der Minister gleich darnach, hieß mich in seinen Wagen einsteigen und verbrachte mich mit meinem ganzen Gepäck in das genannte Hotel. Es war früher ein prächtiges und großes Gasthaus, das der König um 88000 Gulden für sich erworben hat. Er hatte es die ganze Zeit bewohnt und erst vor zwei Tagen verlassen, um in das neue Palais zu übersiedeln, das aus mehreren großen Privathäusern besteht, die mittelst Durchbrechung der Mauern in eines verwandelt worden sind. Ich wurde in dieselben Appartements einlogiert, die der König gerade erst verlassen hatte, und wurde zum Abendessen und Frühstück von Hofbediensteten bedient.

Als Stunde für meine erste Audienz war, wie mir der Oberstkämmerer, Herr von Arjuson, noch am Abend brieflich mitgeteilt hatte, 1 Uhr des folgenden Tages angesetzt worden. Hinsichtlich des Zeremoniells habe ich mich demjenigen angepaßt, wie es den andern hier bei Hofe beglaubigten Gesandten gegenüber beobachtet wurde. Ich begab mich zur angegebenen Stunde in einem Mietwagen in das Palais des Königs. Am Eingang empfing mich ein Kämmerer mit zwei Türhütern. In einem Vorzimmer des Erdgeschosses fand ich den Oberstkämmerer und einen Teil des Hofstaates. Nachdem der erstere mich bei Sr. Majestät dem König, der sich in einem anstoßenden Gemach befand, angemeldet und den sogenannten Dienst vom Tage, Kämmerer und Pagen, hatte eintreten lassen, führte er mich ein. Ich fand den König nächst dem Kamin stehend, zu seiner Seite den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im Hintergrund des Saales die höchsten Beamten.

Nachdem ich mein Beglaubigungsschreiben mit den üblichen ehrerbietigen Ausdrücken überreicht hatte, antwortete der König mit den verbindlichsten Worten, daß das Gefühl der Hochachtung und Verehrung, das er Eurer Majestät widme, stets den Wunsch



in ihm erweckt habe, es möge ein gesandtschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Höfen begründet werden. Er trug mir auf, Ew. Majestät zu bezeugen, wie empfänglich er für die Art und Weise sei, in welcher Ew. Majestät seinem Wunsche entsprochen hätten. Nachdem er noch einige allzu schmeichelhafte Worte über die von Ew. Majestät getroffene Wahl beigefügt hatte, unterhielt er sich über verschiedene Dinge, fragte nach dem Befinden Ew. Majestät und Ihrer Majestät der Königin und von ihm zuerst erfuhr ich den fatalen Unfall, der Sr. kgl. H. dem Vice-König von Italien zugestoßen ist.

Nach Beendigung der Audienz wurde ich mit dem nämlichen Zeremoniell zu meinem Wagen zurückbegleitet, um in mein Hotel zurückzukehren.

Der Oberhofmarschall von Brock, der mit mir in demselben Hotel wohnte, hatte mich am Morgen schriftlich zum Diner bei sich eingeladen. Bei der Tafel um 5 Uhr war eine zahlreiche Gesellschaft, bestehend aus den Ministern des Landes, den Oberhofmeistern, dem Präsidenten und mehreren Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers. Abends begab man sich in die erste Vorstellung der italienischen Oper, die der König von Amsterdam hatte kommen lassen. Se. Majestät erschien dort nicht öffentlich, sondern hielt sich in einer vergitterten Loge auf. Mir war ein Platz in der Loge der Oberhofchargen angewiesen. Nach der Vorstellung zog man sich allgemein zurück. In Utrecht herrscht Abends vollkommene Nachtruhe.

Meine Absicht war, am folgenden Morgen den 27. wieder abzureisen; da mich aber Se. Majestät zum Diner einlud, mußte ich bleiben.

Nachmittags um 4 Uhr begab ich mich in das neue Palais des Königs, so genannt, weil es einmal eines werden soll. Der König bewohnt dort vorerst nur ein einzelnes ziemlich enges Haus. Ich wurde durch den diensttuenden Kämmerer bei Sr. Majestät eingeführt. Der König befand sich allein in einem Zimmer, dessen Einrichtung der königlichen Würde wenig entspricht. Se. Majestät der König empfing mich mit jener Güte und ganz einzigen Leutseligkeit, die ihn kennzeichnen. Nach-

dem er sich einige Zeit unterhalten hatte, brachte man aus dem anstoßenden Zimmer einen vollständig gedeckten Tisch, aber nur mit zwei Gedecken. Der König ließ sich nieder und wies mir einen Platz sich gegenüber an.

Se. Majestät kann sich beim Essen der rechten Hand gar nicht bedienen und macht alles mit der linken, wobei ihm ein Kammerdiener behilflich ist, der das Fleisch auf dem Teller schneidet. In tiefstem Mitleid erkennt man, daß dieser Fürst in einen Zustand sichtbaren Leidens verfallen ist, obwohl sein Aussehen ziemlich gut ist, sein Sinn, wie es scheint, zur Heiterkeit neigt und ihm immer Stoff zu einer sehr anregenden Unterhaltung gibt. Er aß recht wenig und die Mahlzeit dauerte nur sehr kurz. Nachdem der Tisch weggetragen worden war, unterhielt sich der König noch einige Zeit mit mir und empfahl mir ganz besonders, der Übermittler des Ausdrucks aufrichtiger Zuneigung zu sein, die er für Ew. Majestät hege. Bei dieser Gelegenheit nahm er von einem Schreibtisch den Brief an Ew. Majestät, den ich beizulegen die Ehre habe, und trug mir auf, ihn Ew. Majestät zu übersenden. Er fügte bei, er habe meine Ankunft abgewartet, um mir die Zustellung anzuvertrauen, weil er ihn nicht mit der Post habe abgehen lassen wollen.

Der König ist ungefähr von derselben Größe wie Se. Majestät der Kaiser, sein Bruder, und wenn er etwas größer erscheint, so kommt es daher, daß er weniger stark ist. Man merkt nur zu sehr, daß er leidend ist, obwohl er es mit einer gewissen Grazie, die der natürliche Ausdruck seiner offenherzigen Gesichtszüge ist, zu verbergen sucht. Man erzählt indessen, daß Se. Majestät auch häufig Zeiten tiefer Melancholie durchmache. Trotz seines körperlichen Leidens übt der König manchmal auch die Kunst des Reitens und fährt täglich im Wagen spazieren. Er vertieft sich auch, wie man behauptet, mit viel mehr Eifer und Pünktlichkeit, als sein ruhebedürftiger Gesundheitszustand gestattet, in die Arbeit. Er sieht und prüft alles selbst. Als er mir von der Vermögenslage seines Königreiches sprach, sagte er in einem gewissen Ton des Mitleids, daß er genötigt sei, von den zwei und einer halben Million Einwohner desselben

die enorme Summe von vierundzwanzig Millionen Gulden Steuern erheben zu müssen. Im Laufe der Unterhaltung sprach er von dem holländischen Klima und äußerte eine Art von Abneigung gegen den Aufenthalt im Haag, wo die Nähe des Meeres oft innerhalb eines Tages zu den äußersten Temperaturschwankungen führt. Er scheint eine ausgesprochene Vorliebe für Amsterdam als Winterresidenz zu haben und zu beabsichtigen, im Sommer abwechselnd in Utrecht und im Haag zu wohnen. Dabei sprach er die Hoffnung aus, daß das diplomatische Korps sich ebenfalls in Amsterdam niederlassen werde. Dies wird nun um so schwieriger sein, als die örtlichen Verhältnisse in dieser Stadt sich genau so wenig dazu eignen als in Utrecht, wo alle, die zum Hofe gehören, unglaublich schlecht wohnen, obwohl alle allein d. h. ohne ihre Familien dort sind. Amsterdam bietet auch nach dem eigenen Zugeständnisse des Königs kein Gebäude, das geeignet wäre, ihn aufzunehmen, man müßte denn den Ausweg ergreifen, mehrere große Privathäuser anzukaufen, um sie durch Umbau in eine königliche Wohnung zu verwandeln.

Der König beabsichtigt einstweilen das diplomatische Korps von Zeit zu Zeit in Utrecht zu empfangen. Man sagt, daß morgen in acht Tagen der Anfang damit gemacht werden soll und daß Se. Majestät zwei Yachten für die Fahrt vom Haag dahin bestimmt hat. — — —

Ich kann das höfliche und entgegenkommende Benehmen des Ministers van der Goes nicht genug rühmen. Er hat die Ehre Eurer Majestät bekannt zu sein und erinnert sich, das Glück gehabt zu haben, Se. K. Hoheit den Kronprinzen auf den Armen zu tragen. Er hat mich gebeten, ihn Ew. Majestät zu Füßen zu legen.

Ganz allgemein habe ich wahrnehmen können, daß die hervorragendsten Persönlichkeiten des Hofes, wie z. B. der Oberstkämmerer Herr von Arjuson, der Oberhofmarschall von Brock, der Oberstallmeister Herr von Colincourt, ein Bruder dessen, der die gleiche Stelle bei Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen bekleidet, nur die Wünsche des Königs, ihres Herrn, erfüllten, indem sie mir den ausgezeichnetsten Empfang bereiteten."



Wie dieser Bericht ein sympathisches Bild von dem Auftreten des Königs von Holland entwirft, so rühmt der folgende dessen geistige Fähigkeiten. Am 26. November war eine Sitzung des gesetzgebenden Körpers und der König hatte eine selbstverfaßte Botschaft an denselben gerichtet, der das größte Lob gespendet wird. Es sei unmöglich ein treueres und treffenderes Bild von der inneren Lage des Königreiches zu geben, als es der König hier entworfen habe. Mit bemerkenswerter Offenheit seien die erschreckenden Angaben über die Lage der Staatsfinanzen besprochen, und der König wolle sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß er außer stande sei, hier Abhilfe zu schaffen. Die Sorge, die er hierüber ausspreche, und zugleich der Hinweis auf seine schwache Gesundheit müßten zu wenig tröstlichen Betrachtungen über die Zukunft des Landes führen. Alle Kräfte desselben seien vollständig gelähmt durch die totale Vernichtung seines Handels, durch die Strenge, mit der neuerdings wieder jeder Verkehr mit England unterbunden sei, durch die unverhältnismäßig hohen Steuern, welche man zur Bestreitung der unermeßlichen Bedürfnisse zu erheben gezwungen sei.

In dieser Botschaft hatte schließlich der König die Pläne hinsichtlich der Wahl seiner Residenz erwähnt. Im Lande aber nahm man an, er werde sich endlich doch überzeugen müssen, daß hierfür kein geeigneterer Ort als im Haag zu finden sei. Für die Wahl Amsterdams zur Landeshauptstadt spreche ja die geographische Lage und Einwohnerzahl, die Größe der Stadt und ihr Reichtum, aber die Niederlassung des Hofes passe nicht dahin, wo sich das Zentrum des ganzen Handels befinde. Man glaubte, der Glanz und das Übergewicht des Hofes im gesellschaftlichen Leben werde die Freiheit des Handels belästigen und die Vorzugsstellung, welche die Großkaufleute bisher genossen, beeinträchtigen. Ganz besonders war es aber der Wunsch der Einwohner von Haag, daß der Hof dahin zurückkehre, denn sein endgiltiger Wegzug hätte auch den Wegzug von angeblich 1500 Familien zur Folge gehabt.

In seiner Botschaft hatte der König die Kontinentalsperre als den Grund der Vernichtung des holländischen Handels, als den Grund der finanziellen Notlage, als den Hauptgegenstand seiner Sorge bezeichnet. Ein Bericht vom 29. Dezember 1807 enthält darüber folgende Sätze:

„Trotz der Strenge, mit der man bisher alle Gesetze, die jedweden Verkehr zwischen Holland und England verbieten, handhabte, haben doch der Reiz des Gewinnes und der Spekulationsgeist der Holländer häufig allen Gefahren getrotzt, denen man sich aussetzte. Nur die Furcht vor der Verwirklichung der Drohung, daß eine sehr beträchtliche französische Armee zum Schutz der Küsten und zur Verhinderung des Schmuggels unterhalten werden müsse, konnte endlich den Hang überwinden, der mit den Interessen der holländischen Nation so eng verknüpft ist. Dadurch ist aber ihr ganzer Handel vernichtet und gewiß leidet sie darunter ganz sichtbar. Aller Mittel beraubt, um sich die Menge der Bedürfnisse, die man aus England bezog, zu verschaffen, und nicht mehr in der Lage, mit Hilfe der Schiffahrt die Magazine mit Kolonialwaren zu versehen, sind die Holländer zu einer Untätigkeit verurteilt, die nicht nur ihren Handel vernichtet, sondern auch beim Mangel aller Konkurrenz die auswärtigen Produkte, deren man sich nicht entschlagen kann, ganz unerhört im Preise steigen läßt."

Die Kontinentalsperre, auf deren strengster Durchführung Napoleon bestand, während der König von Holland deren Aufhebung oder wenigstens deren Milderung für eine Lebensfrage seines Königreiches hielt, war jedenfalls der Hauptgegenstand, der zu einer Spannung zwischen den beiden Brüdern führte. Aber sie war es doch nicht allein. Napoleon hatte zwar seinen Bruder mit der königlichen Würde ausgestattet, aber es fiel ihm nicht ein, ihm auch königliche Selbständigkeit zu gewähren. So hatte z. B. König Ludwig verschiedene Personalveränderungen im diplomatischen Dienste beschlossen. Den seitherigen Kriegsminister von Hogendorp hatte er zum Gesandten in Wien bestimmt und Jansen zum Kriegsminister ernannt, der seitherige

Marineminister Verhuel sollte als Gesandter nach Petersburg und Colincourt als solcher nach Neapel gehen. Hierzu berichtet Hertling:

„Man glaubt, daß ein Teil dieser Ernennungen ohne die Zustimmung des französischen Hofes erfolgt ist, und erwartet, daß zum mindesten die Entfernung des seitherigen Kriegsministers, der alles Vertrauen jenes Hofes genossen hat, dort keinen guten Eindruck machen wird. Überhaupt ist der König von jener Seite her in allen seinen Unternehmungen außerordentlich gehemmt und fühlt sich so unzufrieden in seiner Lage, daß der Mangel an Einverständnis mit seinem kaiserlichen Bruder den höchsten Grad erreicht haben muß. Der schlechte Zustand seiner Gesundheit, seine Vereinsamung in Folge der Abwesenheit der Königin, dazu die abschlägige Antwort, die er erfahren mußte, als er seinen einzigen Sohn wieder zu sehen wünschte, alles das hat ihn in eine Niedergeschlagenheit versetzt, der er sich, wie es scheint, um jeden Preis entziehen möchte. Man spricht davon, daß er eine Reise nach Amsterdam oder nach dem Schlosse in Loo machen wolle, aber Eingeweihtere behaupten, er wolle sich für einige Monate nach Paris begeben, um die wahren Absichten, die der Kaiser Napoleon mit ihm habe, zu ergründen und sich aus dem Zustande der Unterwerfung zu befreien, der ihm häufig die Möglichkeit nimmt, seine Regierungsmaßregeln mit dem wahren Wohle des Königreichs in Übereinstimmung zu bringen. Dies Bedürfnis fühlt der König um so lebhafter, als das Volk, statt sich an die neue Regierungsform zu gewöhnen, täglich mehr Gründe findet, diejenige zu vermissen, die man ihm genommen hat."

Das Gerücht von der Reise des Königs nach Paris erhielt sich zwar, aber man zweifelte, wann sie zur Ausführung kommen könne, da Napoleon dem Vernehmen nach die Absicht hatte, sich nach seiner Rückkehr aus Italien ohne Aufenthalt in Paris sofort nach Bayonne zu begeben. Daß die Ernennung von Gesandten, wie sie der König beschlossen hatte, nicht zur Ausführung kam, zeigte sich alsbald. Schon am 8. Januar 1808 berichtet Hertling, Admiral Verhuel



sei bereits auf der Reise nach Petersburg gewesen, sei aber unterwegs zurückberufen worden, um sich als Botschafter direkt nach Paris zu begeben. Dieser Mißerfolg gab wohl auch den Anstoß dazu, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten van der Goes seine Demission einreichte und erhielt, doch blieb er in seiner Stellung als Großkanzler des königlichen Ordens der Union. Die Änderung in der Bestimmung Verhuels war auf den Wunsch Napoleons erfolgt, und man nahm damals schon als wahrscheinlich an, was später auch wirklich geschah, daß nämlich Verhuel den holländischen Dienst verlassen und in den französischen übertreten werde.

In den holländischen Häfen lagen gegen Ende des Jahres nahezu 100 dänische Schiffe aller Art, die, nachdem am 4. November die Kriegserklärung Englands gegen Dänemark ausgesprochen worden war, nicht daran denken konnten in die Heimat zurückzukehren. Von ihnen berichtet Hertling am 8. Januar 1808, sie hätten von der holländischen Regierung die Erlaubnis erbeten, sich als Kaperschiffe auszurüsten und die Häfen des Landes benützen zu dürfen, sowohl zur eigenen Sicherheit als auch um die Beute, die sie den Engländern abnehmen könnten, ans Land zu bringen. Dazu bemerkt der Bericht:

„Man zweifelt nicht, daß dieser von dem französischen Gesandten unterstützte Plan zur Ausführung kommen wird. Die Nähe der englischen Küste begünstigt dieses Unternehmen, und man könnte sich wundern, daß die Holländer niemals in Versuchung waren, sich diesen Vorteil zunutz zu machen, wenn man nicht wüßte, daß diese Nation, abgesehen von dem Geiste der Vorsicht, der sie in allen Unternehmungen leitet, viel zu fest an ihrem Interesse hält, das darin besteht, alles zu vermeiden, was eines Tages die Engländer auf den Gedanken bringen könnte, irgend einen der Handelsverbindung, die sich zwischen beiden Ländern etwa erneuern würde, ungünstigen Vorbehalt zu machen. Das neueste Dekret, das der Kaiser der Franzosen hinsichtlich der Seeschiffahrt erlassen hat, hat in



Amsterdam große Aufregung hervorgerufen. Die Schwierigkeiten, sich Kolonialwaren oder die Menge anderer Waren, für welche Amsterdam von jeher der Lagerplatz war, zu verschaffen, sind dadurch ganz unglaublich gesteigert worden. Die Kaufleute haben bereits angekündigt, daß alle diese Artikel sofort eine bedeutende Preissteigerung erfahren. Der Kaffee wird 1 Gulden 30 Kreuzer kosten und ebenso werden Zucker und Spezereien steigen."

Während Dänemark auf Frankreichs Seite stand, wollte Schweden, das am 9. August 1805 der Koalition beigetreten war, trotz des Friedens von Tilsit den Krieg gegen Frankreich fortsetzen. In Folge seiner Abhängigkeit von Frankreich sollte demnach der König von Holland Schweden als feindliche Macht ansehen. Hierzu berichtet Hertling am 22. Januar 1808:

„Obwohl der Kriegszustand zwischen Holland und Schweden tatsächlich bereits bestehen sollte, war er doch noch nicht förmlich erklärt worden. Die Triebfeder des Handels, die Aussicht auf Gewinn, der die Holländer weniger als irgend eine andere Nation widerstehen, hat diesen Umstand zu benützen verstanden, indem man allerlei Listen anwendete um sich Vorteile zu verschaffen. Man behauptet, daß mehrere schwedische Schiffe heimlicherweise Verbindungen in holländischen Häfen unterhalten hätten. Nun hat ein aus Paris eingetroffener Kurier eine unerwartete Änderung herbeigeführt, indem er den König veranlaßte, am 18. dieses Monats eine förmliche Kriegserklärung gegen Schweden auszusprechen und zu veröffentlichen. Dieselbe hat bei dem ganzen Handelsstande sehr großes Aufsehen erregt. In Frankreich will man sichere Nachrichten haben, daß die von S. M. dem Kaiser und den übrigen Kontinentalmächten ergriffenen energischen Maßregeln eine sehr ernste Bewegung im englischen Volke hervorgerufen hätten. Der Wunsch nach Frieden soll sich in den drei Königreichen und ganz besonders in Irland in der heftigsten und für das dermalige Ministerium bedenklichsten Weise geltend machen. Man sagt, daß die Fabrikanten und Kaufleute in verschiedenen Städten sich vereinigen, um die Regierung zum Abschluß des Friedens zu zwingen und dadurch



einen Zustand zu beseitigen, der unfehlbar ihren vollständigen Ruin herbeiführen muß. — Alle Bevölkerungsklassen in Holland teilen diesen Wunsch aufrichtig. Tatsächlich gibt es auch kein anderes Land, das so sehr unter der vollständigen Stockung jeglichen Handels zu leiden hätte".

Daß der König gezwungen war, der von Frankreich eingetroffenen Weisung Folge zu leisten, zeigt die folgende Depesche:

„Haag, 29. Januar 1808. Die Maßregeln, welche von der holländischen Regierung getroffen werden, sowohl um alle Wege eines Verkehrs mit England abzuschneiden, als um einen Beweis der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung hinsichtlich der Kriegserklärung zu geben, machen sich von Tag zu Tag energischer geltend. Ein neues Dekret des Königs vom 23. d. M. verbietet allen Schiffen jeder Art die Einfahrt in holländische Häfen; ausgenommen sind nur die ausgerüsteten Schiffe der Verbündeten, welche eine dem Feinde abgenommene Beute mitführen oder Zuflucht suchen, um sich den Gefahren des Meeres zu entziehen. Aber auch in diesem Falle dürfen sie keinen Verkehr mit dem Innern des Königreiches haben, sondern sie werden in Quarantaine gehalten und aufs strengste überwacht. Ferner werden die ausfahrenden Fischerfahrzeuge mit Soldaten besetzt, um ihnen die Möglichkeit des Verkehrs mit dem Feinde oder mit andern Schiffen zu nehmen".

Am Schlusse dieser Depesche wird dann noch erwähnt, daß auch die Ernennung Colincourts zum Gesandten in Neapel nicht die Genehmigung Napoleons gefunden habe, daß er nur bis Paris gelangt und von dort wieder nach Holland zurückberufen worden sei. Später erfuhr man, daß er seine Demission eingereicht habe und wahrscheinlich ein höheres militärisches Kommando in Frankreich erhalte.

Dem Königreich Holland waren in Folge eines Vertrages mit Frankreich Ostfriesland und Jever zugeteilt worden, aber man hoffte dort noch auf weitere Vergrößerungen und zwar nicht nur durch das Münsterer Land, sondern auch durch Oldenburg, denn ohne dieses und die Wesermündung



hätte die Ostfriesische Küste keinen Vorteil für den holländischen Handel. Bekanntlich erfüllten sich diese Hoffnungen für den König nicht mehr, sondern erst nachdem er bereits den Thron verlassen hatte, wurde das genannte Küstengebiet, ebenso wie Holland, dem französischen Kaiserreiche einverleibt.

(Fortsetzung folgt.)

LXI.

Der moderne Parlamentarismus und die moderne Kriegsmacht.

Der große Völkerkrieg unserer Tage hat den Gedanken der Menschen neue Richtungen gegeben und, wenn auch nicht alle, so doch viele Werte „umgewertet". Das Bild der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens, das Bild des Staates ist oder scheint ein anderes geworden zu sein. Viele staatliche Aufgaben sind zurückgestellt, viele staatliche und gemeindliche Funktionen ruhen oder sind von den militärischen Stellen übernommen worden. Wenig berührt ist nur die richterliche und verwaltungs-richterliche Gewalt geblieben: alle anderen öffentlichen Gewalten und Organe haben sich den Weisungen und Forderungen der kommandierenden Militärmacht, ihrer Riesenaufgabe im Kriegsgebiete und im eigenen Lande unterzuordnen. Volksredner, politische Agitatoren, parteipolitische Tagesliteraten u. a. haben ihre öffentliche Tätigkeit eingestellt und sich, soweit sie nicht in die Kaserne und auf das Schlachtfeld gezogen sind, einem anderen Arbeitsfelde zugewandt.

Der Kampf der Parteien ist in der Oeffentlichkeit, in der Presse und selbst im Parlamente verstummt. Die regierende Militärgewalt duldet ihn nicht und kann ihn während der Kriegsdauer nicht dulden. Die nur patriotischen



Aufgaben und Pflichten gewidmeten Tagungen der Reichs- und Landtage sind kurz, die Reden ihrer Mitglieder erregen gegenüber den Darlegungen des das Staatsoberhaupt und die Zentralregierung vertretenden Staatsmannes nur geringes Interesse.

Der Beginn und der Verlauf des heutigen Krieges hat die Einflußlosigkeit der parlamentarischen Körperschaften bei den wichtigsten politischen Geschehnissen geoffenbart; er hat gezeigt, daß bei den gewaltigsten Umwälzungen und den folgenreichsten Perioden der Geschichte dem Volke als solchem die Mitwirkung versagt ist und im modernen Großstaate wohl immer versagt bleiben muß. Das ist in der Einrichtung dieses Staates begründet, wie das nahezu Umgekehrte in der Organisation des alten Staates die Regel bildete.

I.

Der alte, speziell der germanisch-mittelalterliche, der Lehensstaat war Ständestaat. Er hatte infolgedessen einen mehr sozialen und weniger einen politischen Charakter im modernen Sinne. Der Staat war durch die geschichtlich gewordenen Stände vorab gesellschaftlich organisiert und in diese Organisation fügte sich die Heeresmacht als ein natürliches und mit den übrigen Gliedern enge verbundenes Glied ein.

Der militärische Schutz des Landes und Volkes, der Schutz der übrigen Stände war vorab Sache des von Steuerleistungen befreiten zweiten Standes: des Rittertums. Er war die im Waffenhandwerk geübte, grundbesitzende Berufsgruppe der Gesellschaft. Dieser schlossen sich in der Folge weitere soziale Schichten, vor allem die im Waffen- und Kriegswesen erfahrenen Handwerkszünfte und Kaufmannsgilden der wehrhaften Städte an. Sie alle waren in erster Linie soziale, in zweiter Linie aber auch militärische Standeskorporationen.

Weil die das Militärwesen repräsentierenden Gesellschaftsschichten, Rittertum, Städte usw., Stände und als solche in den Ständekammern oder Ständeversammlungen vertreten



waren, darum war auch das Militärwesen, die Heeresmacht in diesen Versammlungen vertreten und als ein organischer Körper dem Staate eingefügt. Diese Macht war, wie die noch nicht getrennte administrative und richterliche Gewalt, ein Glied der Staatsgewalten. Wie die richterliche Gewalt, das Gerichtswesen, zur Sicherung oder Wiederherstellung des Rechtes diente, so das Militärwesen zur Sicherung des Friedens. „Recht und Friede greifen ineinander. Im altgermanischen Recht war sogar beides fast identisch, indem der Friede selbst als die höchste Rechtsidee galt."[1])

Die Einfügung der Militärgewalt in das System der Staatsgewalten gab dem Staate als solchem seine Stärke und verhinderte gleichzeitig, daß sich das Militärwesen gegen den Staat und seine Verfassung kehrte.[2]) In den waffenkundigen Volksgruppen, in der Armee lebt stets ein kraftvoller Geist, sie wird nie aufhören, den aus ihrem Wesen sich ergebenden Einfluß auszuüben, und ihr diesen Einfluß zu verbieten und sie von den Staatsgewalten auszuschalten, wie das die modernen Konstitutionen taten, heißt der Kraft verbieten, Kraft zu sein.

Bei der Bildung der modernen Staaten wäre es nahe gelegen, die Armee „als einen konstitutiven Faktor in die neue Verfassung aufzunehmen, um sie dadurch mit der neuen Verfassung selbst zu befreunden, indem man ihr einen ausdrücklichen Einfluß[3]) auf die Staatsentwicklung eröffnete.

---

1) Constantin Frantz, Die Naturlehre des Staates. Leipzig 1870. S. 256.

2) Vergl. Onno Klopp, Politische Geschichte Europas seit der Völkerwanderung. Mainz 1912, Bd. I, S. 275 u. 434.

3) Ob ein solcher Einfluß in Form einer Vertretung in den Kammern bewirkt werden soll, ist heute eine offene Frage. Selbstverständlich hätte auch heute eine Vertretung der Armee nur als soziale Gruppe in einer aus sozialen Schichten gebildeten Kammer einen Platz. In einem der heutigen, aus parteipolitischen Gruppen oder Fraktionen zusammengesetzten Parlamente müßte auch die Vertretung der Heeresmacht zu einer parteipolitischen Vereinigung herabsinken. Wir bekämen ein politisierendes Offizierskorps, wie

Aufgabe wäre dann gewesen, anstatt des bloß militärischen Geistes in der Armee den Staatsgeist zu erwecken, der wenigstens in den oberen Befehlshabern leben muß. Allein es ist in dieser Richtung so viel als nichts geschehen. Und warum wohl nicht? Lediglich weil die Verfassungstheorie in diesem Punkte noch immer genau auf dem Standpunkt von Montesquieu steht, der eben nur drei Staatsgewalten kennt, wozu die Armee nicht gehört.

Trotz Montesquieu und seiner Nachbeter ist aber die Armee eine wirkliche Staatsgewalt, und will man sie nicht dafür anerkennen, so macht sie sich dann um so mehr tatsächlich geltend.“[1]) Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zeigt dieses zur Genüge. Nicht die legislativen Körperschaften, nicht die demokratischen Volksvertretungen, sondern die Heeresmächte bestimmten in letzter Linie die politische Umbildung und Geographie Europas. Man verfolge nur die Geschichte Spaniens und Frankreichs, Italiens und Deutschlands! Die Kammern sind an dieser geschichtlichen Entwicklung und ihren Resultaten ziemlich unschuldig; sie sind vielfach Produkte, aber nicht Ursachen dieser Entwicklung.

II.

Hat der Parlamentarismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts auf die politische Gestaltung Europas keinen großen oder bestimmenden Einfluß gehabt,[2]) so ist

---

etwa in Griechenland und Rumänien. Mit Recht haben im Jahre 1909 französische Offiziere gegen eine „Armee syndiquée“ mit Sitzen in der Kammer, wie sie ihre liberalen Kameraden erstrebten, protestiert.

1) Ebenda S. 258 f.

2) Es läßt sich unschwer der Nachweis führen, daß in der ersten Demokratie Europas, in der französischen Republik, das Volk bezw. die Abgeordnetenkammer sehr wenig Einfluß besitzt, daß das eigentliche Regiment in den Händen der organisierten Börsen-, Bank- und Geldmacht ruht und daß zugleich Militär- und Geldmacht enge liiert sind. Die Kammer wird vom Gängelbande der

sein Einfluß im gegenwärtigen Weltkriege fast völlig lahmgelegt. In den größten, in den entscheidenden Epochen sind die aus der demokratischen Bewegung und aus einem atomisierten Volke hervorgegangenen Parlamente im Gegensatz zur aristokratisch-ständischen Vertretung der alten Zeit zur Ohnmacht verurteilt.

Aber nicht nur während, sondern schon vor dem Kriege war der moderne Parlamentarismus, das Ideal fast aller politischen Parteien und ihrer Führer, von den wichtigsten politischen Plänen, Verhandlungen und Unternehmungen ausgeschaltet. Was ein Eduard VII. vorbereitete, was belgische und französische Staatsmänner mit englischen verabredeten, alle die Vorbereitungen zum großen Weltbrande blieben den Vertretern des Volkes verschwiegen. Ohne Befragen des Willens des Volkes und zum Teil gegen dessen Willen, auf eigene Faust haben Grey und Asquith ihre Landesinteressen „unlösbar mit Frankreichs und Rußlands Geschicke verknüpft. Trotz allem demokratischen Parlamentarismus — oder muß es nicht vielmehr heißen: gerade wegen der in diesem Lande herrschenden Regierungsform, die mit den Interessen des „souveränen" Volkes aus Eigennutz

---

Haute-Banque geleitet, die auch die Ministerportefeuilles vergibt. „Hat sich ein Député d'affaire bewährt", so schrieb das ‚Neue Deutschland' im Jahre 1914, „so wird er ‚ministrable', d. h. er kommt bei der Haute-Banque als eventueller Minister in Betracht. Die Ministerien selber werden nie ohne die Konsultation der Haute-Banque gebildet — anderenfalls wären sie, mittels einer kleinen Finanzpanik, schon am nächsten Tage gestürzt. Die Wahl des Finanzministers speziell ist fast ausschließlich Sache der Haute-Banque und findet des öfteren in irgend einem Bankgebäude statt; man liebt die Symbolik." — „Ohne das Kreditwesen Frankreichs in der Hand zu haben, ist eine Herrschaft ausgeschlossen." — „Derart verhält es sich mit der dritten französischen Republik demokratischer Gehabung. All ihre Kräfte sind in Händen weniger Männer, die sie gebrauchen, wie es ihnen gefällt. Wie diese Kräfte auslandspolitisch verwendet werden, ist ein hochinteressantes Thema für sich."

schlimmer spielt, als es jemals eine über aller Parteiung stehende, ihrer Verantwortung aber gerade darum bewußte Monarchie wagen würde?" [1])

„Die Nation", schrieb im Jahre 1912 in der englischen Zeitschrift „The Fortnightly Review" Sidney Low, ist heute „weniger der Herr im eigenen Hause, als es in den Perioden aristokratischer und oligarchischer Regierungsformen der Fall war. Unsere vitalsten Unternehmungen werden hinter verschlossenen Türen von jenem Geheimkomitee für uns geschoben, das man das Kabinett nennt und das man, wiewohl dies für eine Menge wesentlichster Angelegenheiten nicht zutrifft, für die Nation durch das Unterhaus verantwortlich hält."

Handelte schon vor dem kriegerischen Konflikte die — wie Low sagt — „Autokratie des auswärtigen Amtes" ohne und oft gegen den Willen des Parlamentes und Volkes, so ist, zum Teil aus zwingenden Gründen, während des Krieges der politische Einfluß des Parlamentes völlig beseitigt. Und zwar nicht nur im klassischen Lande des modernen Repräsentativsystems, sondern in allen übrigen kriegführenden Staaten. Die in den kurzen parlamentarischen Tagungen gefaßten Beschlüsse oder richtiger Zustimmungen zu den Regierungs- und Militärforderungen sind eigentlich selbstverständlich, selbstverständlich wie das Löschen eines brennenden Hauses; ein Parlament, das sich diesen Forderungen widersetzen, einen „parlamentarischen Vaterlandsverrat" begehen würde, müßte ignoriert oder beseitigt werden. Die Macht, welche in Friedenszeiten im Staate nichts zu regieren hat, die aus dem modernen System der Staatsgewalten theoretisch ausgeschlossen ist, die Militärgewalt ist heute neben der eingeschränkten richterlichen die einzige große Gewalt; ihr ist nicht nur der Schutz, sondern auch die obere Verwaltung des Staates, die Schaffung und Ausführung sogar von Gesetzen, wenn auch von vorübergehender Geltung, an-

1) Petrus-Blätter Jahrg. 1914/15, S. 177.



vertraut. Der Parlamentarismus, dessen öffentliche Tätigkeit noch vor kurzem das erste und oft das einzige und einseitige Interesse der Nur-Zeitungsleser absorbierte, ist tot oder führt ein Scheindasein, die Militär- und Kriegsmacht lebt und setzt sich an die Stelle der konstitutionellen Legislative des Parlamentes und der Exekutive der Regierung.

Daß die Volkskammern der meisten Festlandsstaaten vor und bei kriegerischen Konflikten keinen gesetzlichen oder tatsächlichen Einfluß auf die Auslandspolitik, keine Kenntnis der unter der Oberfläche sich abspielenden Vorgänge besitzen, ist zum Teile erklärlich; wie ist es aber möglich, daß in dem angeblich völlig parlamentarisch regierten England die Regierung gegen den Willen der Parlamentsmehrheit handeln kann? Die Antwort gibt wieder Sidney Low, „der vor Jahren in einer seiner Schriften offen darlegte, daß die Regierung als Ausschuß der Parlamentsmehrheit eigentlich das Parlament selbst aufhebe. Es gibt, so legt er dar, keinen strammeren und ergebeneren Gehorsam als jenen, den die Klubgenossen gegen die Klubleitung beobachten. Warum? Weil eben deren öffentliche Kritik ihre eigene Wiederwahl gefährdet. Darum verfährt man so, daß die eigentliche Opposition erst dann zur Kritik zugelassen wird, wenn bereits vollendete Tatsachen vorliegen." [1])

Wenn später das Parlament und selbst das Volk der vollendeten Tatsache zustimmt, wenn es den heutigen, von Englands Staatsmännern heraufbeschworenen Völkerkampf als notwendig und sogar gerecht erachtet, so ist das eine jener nationalen Suggestionen, die wir im Laufe der Geschichte so oft beobachten können.

Werden die prinzipiellen Anhänger des modernen Konstitutionalismus und individualistischen Parlamentarismus aus den Erscheinungen und Ergebnissen, welche der große Krieg in sicht- und greifbaren Formen gezeitigt, die richtigen Konsequenzen und Lehren ziehen? Werden sie zu erkennen vermögen, daß

1) Ebenda S. 178.



Volks- oder Parlamentsherrschaft im vollen Sinne des Wortes niemals bestanden hat und am allerwenigsten in unserer demokratischen Ära? Werden sie sich wenigstens von der Überschätzung des Parlamentes und Parlamentarismus frei machen und für eine wirkliche und natürliche, für eine organische Vertretung des Volkes oder besser der gegliederten Gesellschaft das nötige Verständnis gewinnen? — —

Der Krieg hat heute schon die geographische Gestaltung Europas und auch das Bild der Gesellschaft verändert; er hat hundert Dinge und Verhältnisse beseitigt oder umgestaltet und er wird jetzt oder in der Folge auch auf das Verhältnis des Volkes und seiner Vertretung einen heute noch nicht erkennbaren Einfluß ausüben. Möge diese Zeit der Umgestaltung dann auch die richtigen Männer finden! Wie das in dem großen Weltkriege mit Füßen getretene Völkerrecht einer neuen und festeren Konsolidierung, wie das Montesquieu'sche System der Staatsgewalten einer gründlichen Korrektur bedarf, so bedarf auch die Vertretung der Völker einer anderen, einer natürlichen Grundlage. Sonst führt diese Vertretung in den entscheidenden Tagen nur ein Scheindasein und täuscht sich und die Völker über ihre angebliche Machtfülle und ihre Machttitel.

LXII.

Italiens Absichten auf Südtirol.

Von Dr. Alemannus.

„Es gibt Gebiete, welche geographisch zum „schönen Lande“ (bel paese, Italien) gehören, aber nicht politisch. Der Kanton Tessin und ein Teil des Kantons Graubünden sind Bestandteile der Schweizer Eidgenossenschaft. Trentino und Venezia Giulia mit den drei Territorien von Görz, Gradisca und Triest oder Istrien sind im Besitz von Österreich-Ungarn. Die Republik San Marino, südöstlich der Romagna, der älteste Staat Europas, ist unabhängig und selbständig. Das Fürstentum Monaco an der herrlichen ligurischen Riviera di Ponente mit dem schönen Monte Carlo und seiner berüchtigten Spielbank ist gleichfalls ein kleiner unabhängiger Staat. Die Grafschaft Nizza, westlich von Monaco, ist französischer Besitz. Von den italienischen Inseln endlich gehört Corsica zu Frankreich, die Maltagruppe zu England.

Diese Gebiete, welche von den Italienern im Gedanken an deren künftige Bestimmung „unerlöst, irredente“ genannt werden, umfassen zusammen 27 227 Quadratkilometer mit ungefähr 1679000 Einwohnern, nämlich:

	Quadratkilometer	Einwohner
Kanton Tessin und ein Teil von Graubünden	3870	145 000
Trentino	6330	346 000
Venezia Giulia	7918	696 000
San Marino	62	9 500
Monaco	22	13 000
Maltagruppe	303	180 000
Corsica	8722	290 000.

So führt ein italienisches Buch, Italia nostra (Firenze 1903), die jetzt noch „unerlösten“ Gebiete auf, deren „Erlösung“ das Ziel der bekannten irredentistischen Bewegung in Italien bildet. Schon 1861 hat Schiaparelli in seiner Breve descrizione in ähnlicher Weise folgende Territorien zum Königreich Italien gerechnet: das italienische Tirol mit



350000 Seelen; Görz und Istrien mit 521000 Seelen; Tessin mit 117000 Seelen und einen Teil von Graubünden mit 15000 Seelen.

Den gegenwärtigen Weltkrieg benützend hat Italien das Schwert gezogen, um zunächst von Oesterreich die „unerlösten“ italienischen Gebiete zu fordern, also das Trentino und das julische Venetien. Von den übrigen unerlösten Teilen wird vorerst klüglich nicht gesprochen. Auch für uns Reichsdeutsche ist es nicht gleichgültig, welche Flagge da unten über Trient und Triest aufgezogen wird. Schon aus Gründen der nationalen Verteidigung: das große verschanzte Lager um Trient schützt und deckt Süddeutschland und besonders Bayern gegen einen Einbruch der Italiener. „Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten, Seiner Freiheit Gemsenwacht“ singt Hermann von Gilm von den Tiroler Schützen. Darum sollen hier Italiens Absichten und Ansprüche auf Südtirol in etwas untersucht werden, unter Beiseitelassung von Triest und Istrien.

Italien will das Trentino haben. Was verstehen die Irredentisten unter Trentino? Man sucht vergeblich nach einer festen Abgrenzung dieses Trentinos. Es hat geschichtlich und politisch nie ein Land mit diesem Namen gegeben. Es gab wohl ein Fürstbistum Trient, welches zum alten deutschen Reich gehörte und auf Schenkungen der deutschen Kaiser, zuletzt Konrads II. 1027, zurückging. Die deutschen Kaiser wollten den deutschen Kaiserweg nach Italien, die Brennerstraße, in sichere kaisertreue Hände legen. So wurden die Bischöfe von Trient und von Brixen deutsche Reichsfürsten. Trotz ursprünglicher Reichsunmittelbarkeit kamen beide Fürstbistümer nach und nach tatsächlich unter die Landesherrschaft der Grafen von Tirol. Die Grafschaft Tirol aber war samt Görz 1363 durch Margareta Maultasch an die Habsburger gekommen. 1803 wurden beide Fürstbistümer durch Oesterreich säkularisiert und seitdem führt der Kaiser von Oesterreich neben seinen vielen sonstigen Titeln auch den eines „Fürsten von Trient und Brixen und



gefürsteten Grafen von Tirol." Wenn die Irredentisten bloß das ehemalige Fürstbistum Trient unter dem Trentino verstehen und es als unerlöstes Italien von Oesterreich fordern, so fordern sie für ihre Zwecke zu wenig. Das Gebiet von Rovereto, Mori, Ala, Avio, Brentonico, Riva und Ampezzo zum Beispiel gehörte nicht unmittelbar zum Fürstbistum Trient, sondern war über 100 Jahre unter der Republik Venedig, bis Kaiser Maximilian I. dasselbe 1516 nach langen Kämpfen im Friedensschlusse von den Venetianern erhielt und als „Welsche Confinien" mit Tirol vereinigte. Die von den Irredentisten ebenfalls beanspruchten ladinischen oder rätoromanischen Täler in den Tiroler Dolomiten gehörten ebenfalls nicht zu Trient, sondern teilweise zu Brixen und teilweise zu Tirol. Geschichtlich also und politisch läßt sich Italiens Anspruch auf das Trentino nicht begründen: Trentino bleibt vielmehr ein leerer Name, dessen Begriff und Umfang unbestimmt ist.

Vielleicht aber verstehen die Irredentisten unter Trentino alles Land in Südtirol, wo die italienische, neulateinische Rasse wohnt. Mit dem Eintreten in die vielerörterte Rassenfrage, treten wir in eine Reihe von beinahe unlösbar schwierigen Fragen ein. Für Tirol hat F. Tappeiner diese Rassenfrage in zwei Schriften untersucht: „Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni" (Innsbruck 1883), und die „Die Abstammung der Tiroler" (Meran 1894). Tappeiner faßt die Ergebnisse seiner anthropologischen Studien über die Zusammensetzung des Tiroler Volkes in folgende elf Thesen zusammen (Studien zur Anthropologie Tirols, usw. S. 59), die freilich nicht unwidersprochen geblieben sind:

„1. Das Tiroler Volk ist aus Rhäto-Romanen und Germanen zusammengewachsen.

2. Die Rhäto-Romanen sind Rhätier mit verhältnismäßig nicht zahlreichen römischen Kolonisten vermischt.

3. Die Ladiner sind reine Rhätier mit keiner oder minimaler römischer Beimischung, welche aber die romanische Sprache angenommen und bis in die Gegenwart bewahrt haben.



4. Bei den Deutsch-Tirolern ist der rhäto-romanische Anteil viel größer als der germanische.

5. Bei den Welsch-Tirolern ist umgekehrt der rhäto-romanische Anteil geringer und dafür der gemanische größer.

6. Die Germanen im Unter-Inntal, Wipp-, Eisack-, West- und Ost-Pustertal, Etschtal von Welsch-Metz bis Spondinig sind Bajuwaren.

7. Die Germanen in Ober-Inntal, Lechtal und dem oberen Vintschgau bis Spondinig herunter sind Alemannen.

8. Die Germanen im Sarntal und Hasling sind wahrscheinlich Ostgoten.

9. Die Germanen von Welsch-Tirol (Fleimstal, Valsugana, Nonsberg, Sulzberg, Judicarien, unteres Etschtal von Mezzo-Lombardo abwärts) sind gemischt aus Langobarden, Alemannen, Franken, Rugiern und Herulern.

10. Von wendisch-slavischen Resten findet die Anthropologie in Tirol resp. Ost-Pustertal keine Spuren mehr.

11. Die Bewohner der Sette Comuni sind ebenso wie die (welschen) Valsuganer Rhäto-Romanen, mit viel Langobarden und Alemannen versetzt."

Einem Nichtfachmann in der Anthropologie und Ethnographie steht hier kein Urteil zu. Doch wird jeder genauere Kenner von Land und Leuten in Tirol bestätigen, daß er in Südtirol und besonders in dessen welschen Teilen mehr von dem gesehen hat, was man germanischen oder deutschen Typus nennt, als in Nordtirol. Nur durfte er sich nicht auf die ausgefahrenen Geleise von Eisenbahn und Heerstraße beschränken, sondern mußte in die Seitentäler und auf die Berge gehen. Freilich sind blonde Haare und blaue Augen, an denen wir den Germanen zu erkennen gewohnt sind, gegenüber dem Romanen, der schwarze Haare und braune oder schwarze Augen haben soll, und dergleichen äußerliche Merkmale keine untrüglichen anthropologischen Kennzeichen. Richtig bemerkt denn auch Otto Bremer in seiner Abhandlung „Ethnographie der germanischen Stämme"



(bei Paul, Grundriß der germanischen Philologie, 2. A. 1897, III, 751) über diesen Punkt:

„Kein physisches Merkmal, weder die Haarfarbe, noch die Farbe der Augen, noch die Schädelform oder Körpergröße hat sich bisher als stichhaltig erwiesen. Übrigens ist es fraglich, ob je einmal — wenigstens für die uns historisch erreichbare Zeit — eine politisch und sprachlich durch Jahrhunderte hindurch einheitlich erscheinende Gruppe auch anthropologisch eine einheitliche Rasse gewesen ist. Es ist kein Grund abzusehen, weshalb nicht schon in vorgeschichtlicher Zeit innerhalb eines jeden politischen Gebildes so zahlreiche Völkermischungen stattgefunden haben sollen, wie wir sie in der geschichtlichen Zeit bis auf die Gegenwart beobachten können. Völlig sich gegen seine Nachbarn abzuschließen, hat auf die Dauer kein Volk vermocht."

Eines aber steht fest. Die vielen Germanenstämme, welche im Laufe der Jahrhunderte über die Alpen und besonders durch Tirol nach Italien zogen und sich dort häuslich einrichteten und, wie die Ostgoten und Longobarden, Reiche von jahrhundertlangem Bestande gründeten, können nicht spurlos von der Erde verschwunden sein, in Italien nicht, und in Südtirol erst recht nicht. Bis zum heutigen Tage leben wenigstens ihre Namen fort. Da gibt es in Italien noch jetzt Namen wie: Hildebrando (Hildebrand), Aliprando (Alobrand), Guido (eine Kurzform für Widigauja), alle aus der ostgotischen Heldensage bekannt. Da gibt es Eigennamen wie: Agilolfo (Agilulf), Aistolfo (Haistulf, Aistulf), Araldo (Arnaldus), Ildeberto (Hildibert), Manfredo (Manifrid), Waldo (Hugbald), Cuniberto (Cunipert), Gherardo (Gêrard), Grimaldo (Grimuald), Lamberto (Lambert), Landulfo (Landulf), Rainald, Raduifo (Radulf), und andere. Alle diese Namen begegnen uns in longobardischen Urkunden und in sonstiger longobardischer Tradition (Fr. Kluge, Romanen und Germanen in ihren Wechselbeziehungen, bei Gröber, Grundriß der romanischen Philologie, 2. A. 1904—06, I, 502, 504).



Für Südtirol im besonderen besitzen wir eine alte Urkunde aus dem Jahre 845, welche beweist, eine wie starke germanische, und genauer longobardische Bevölkerung damals noch im unteren Etschtale vorhanden gewesen ist. Diese Urkunde liegt in der Stadtbibliothek zu Verona und ist zuerst von Muratori (in Antiq. Ital. II, 971) herausgegeben worden, dann wieder von Hormayr (in den „Beiträgen", II, n. 2), zuletzt von dem Grafen Carlo Cipolla unter der Aufschrift: „Antichi possessi del Monastero Veronese Santa Maria in Organo nel Trentino" (im Archivio storico per Trieste, l'Italia ed il Trentino, Bd. I, 3. Heft, S. 274 ff.). Nach dieser Urkunde wurde im Jahre 845 zu Trient eine Gerichtsverhandlung gegen Leute von Mori und Umgebung abgehalten. Abt Audibert vom Kloster Santa Maria in Organo zu Verona klagte gegen dieselben, weil sie dem Kloster gewisse Dienstleistungen verweigerten. Da treten als Richter, Schöffen, Angeklagte und Zeugen zahlreiche Teutisci oder Longobarden auf mit Namen wie: Garibald, Liutfried, Hagilo, Aledeo, Aldo, Launulf, Fritari, Huerini, Adelald, Starchfried, Regimpald, Autopert, Yihso, Andelpert, Todo Auard, Ortari, Audo, Aripert, Gundald, Brunar, Bonald, Gisempert, Grimwald und andere. (Chr. Schneller, Südtirolische Landschaften, Innsbruck 1906, II, 335—341.) Derlei Namen im Jahre 845, nachdem das Longobardenreich schon 774 und das Ostgotenreich 555 zertrümmert worden war, beweisen unwiderleglich, daß damals von einer rein „lateinischen Rasse", von dem „edlen lateinischen Blute", il gentil sangue latino, wie es Dante nennt, in Südtirol keinesfalls gesprochen werden kann, daß vielmehr viel von dem Blute der „rohen und kräftigen Barbaren", barbari rozzi e forti, wie sie ein Italiener nennt, damals hier noch vorhanden war. Diese „rohen, aber kräftigen Barbaren" haben über 200 Jahre lang „die Lateiner unsere Vorfahren, i Latini nostri avi, unterdrückt", sagt ein Italiener (G .C. Abba, Le Alpi nostre, Bergamo, 1903, 82). Aber diese Barbaren haben auch den Nord-



italiener zu dem gemacht, was er ist: ein gesunder, kräftiger, in der Kultur vorangeschrittener und stets weiter voranschreitender Volksschlag, ganz das Gegenteil von dem vielfach geistig und körperlich zurückgebliebenen, teilweise degenerierten Mittel- und Süditaliener. Man lese darüber in dem Buche von Alfredo Niceforo nach: „Italiani del nord e Italiani del sud", Torino 1901). Das wollen die Italiener von heute freilich nicht zugestehen. Nicht auf die Invasionen der germanischen Barbaren ist das kräftige gesunde Lombardentum zurückzuführen, sondern auf eine andere Ursache.

„Italien ist im großen ganzen von zwei menschlichen Varietäten bewohnt, die verschiedenen Ursprunges sind. Die eine stammt aus Afrika und ist die älteste Kolonisatorin des Landes; die andere ist jünger und stammt aus Asien; sie vertritt die Arier oder Indoeuropäer. Die erste ist an Zahl im Süden Italiens und auf den Inseln (Sizilien, Sardinien) überwiegend. Die zweite in dem nördlichen Teile und besonders in den Tälern des Po. Ihre Vertreter sind die Bewohner von Venetien, der Lombardei, der Emilia und von Piemont. Mittelitalien hat als Grenz-Zone eine Mischung dieser Varietäten." So Giuseppe Sergi in seinem vielbesprochenen Buche: „La decadenza delle nazioni latine" (Torino 1900, 217). Die beiden Varietäten nennt Sergi (a. a. O. 216, 225) „Mittelmeer- oder Afrika-Stamm" (popolazione mediterranea o africana), auch „Eurafrikaner" (eurafricani) und „asiatischer oder eurasischer Stamm" (popolazione asiatica o eurasica), auch „Eurasier" (eurasici). Die später dazugekommenen barbarischen, insbesondere germanischen Invasionen hätten an diesen drei Bevölkerungstypen Italiens so gut wie nichts geändert.

„Aber, fragen manche, haben alle diese Einfälle von Süd und von Nord, besonders im Mittelalter, bald Araber und Berber in Süditalien und auf Sizilien und Sardinien, bald Goten, Hunnen, Deutsche jeden Stammes, nicht die Mischung der italienischen Bevölkerung vermehrt? Von diesen Völkern,



die mit bewaffneter Hand einfielen, ist wenig oder gar nichts übrig geblieben. Wo sich eigene getrennte Gemeinschaften bildeten, wie unter arabischer Herrschaft in Sizilien, kann man diese eingewanderten Elemente noch jetzt erkennen. Wo aber die Vermischung der alten Bevölkerung mit den neu gekommenen Elementen eine vollständige war, sind diese, da sie in absoluter Minderheit waren, durch die natürliche Auslese (selezione naturale) eliminiert worden. Einige zerstreute Überreste, die wie ein atavistischer Rückschlag (eredità atavica) in der gegenwärtigen Bevölkerung erscheinen, stören die alte Grundzusammensetzung des italienischen Volkes nicht. Diejenigen, welche glauben, die mittelalterlichen Barbaren (i barbari medievali) seien lebensfördernde Bestandteile gewesen, die dem alten italienischen, mit dem Römerreiche gesunkenen Stamme aufgepfropft wurden, folgen nur einem oberflächlichen und scheinbaren Merkmale. Diese Barbaren waren im Gegenteile desorganisierende Elemente für den sozialen und politischen Aufbau Italiens und brachten die Keime schwerster Übel mit sich, das Verbrechertum, das Vagabundentum und die Wildheit (delinquenza, vagabondaggio, ferocia), welche eine Zeitlang die Pest des schönen Landes waren." (Sergi, a. a. O. 216.)

Es ist ganz unnütz und aussichtslos, über derlei Fragen mit dem neuen Italien rechten zu wollen. Würde man aber nachforschen, woher die besten, leistungsfähigsten, ausdauerndsten und kühnsten Alpini und Bersaglieri stammen, die jetzt im italienischen Heere gegen Oesterreichs Bergstellungen anstürmen, so würde man nur allzu häufig auf solche Alpentäler und Hochebenen stoßen, wo noch „einige zerstreute Überreste wie ein atavistischer Rückschlag" (qualche residuo sporadico come eredità atavica) von den „barbari rozzi e forti" zu finden sind. Man lese darüber in Edmondo de Amicis „Alle Porte d'Italia" (Milano 1899), nach, in dem Kapitel „I difensori delle Alpi". Vereinzelt allerdings finden sich auch Italiener, die einsichtig und vorurteilsfrei genug sind, um den großen Beitrag, welchen germanisches Blut zur Bildung des jetzigen italienischen, besonders oberitalienischen Volkes lieferte, anzu-

erkennen. So der auch diesseits der Alpen bekannt gewordene Bischof von Cremona, Geremia Bonomelli. Es geschieht dies freilich in national italienischem Interesse. Gegenüber der Behauptung von Ferrero, Sergi, Demolins und anderer, die lateinische Rasse in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal usw. sei in Verfall, während die angelsächsische Rasse, wozu Deutschland, die deutsche Schweiz, Holland, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gezählt werden, im Aufsteigen begriffen sei, welche Behauptung er in dieser Allgemeinheit bestreitet, führt er in seinem Buche „Tre mesi al di là delle Alpi“ (2. A. Milano 1902, 304—306) aus, man könne überhaupt nicht genau angeben, wo lateinische Rasse und wo angelsächsische Rasse sei.

„Man spricht uns von lateinischer Rasse! Guter Gott! In Spanien, in Frankreich und noch mehr in Italien zogen so viele Völker durch und ließen sich dort nieder, daß man mit ihren Namen einige Seiten füllen könnte: Kelten, Gallier, Germanen, Goten, Westgoten, Ostgoten, Heruler, Hunnen, Longobarden, Rugier, Normannen, Bretonen, Sarazenen, Griechen, Aragonier, Burgunder usw. Wahrhaft, es erscheint mir lächerlich, heutzutage von festumgrenzter lateinischer Rasse in Frankreich, Spanien und Italien zu sprechen! Wie will man in diesem Hin- und Herfluten der Völker in den genannten Ländern im Verlaufe von 3000 Jahren noch das unterscheiden können, was Dante „das edle lateinische Blut“, il gentil sangue latino, genannt hat? Es ist ein derartiges Gemenge von Völkern, daß man den Faden verliert . . . Gerade in den sogenannten lateinischen Ländern fehlt vielleicht das lateinische Element am meisten. Ich und Sie (zum Reisebegleiter) sind vielleicht mehr deutsch als die Deutschen, welche jetzt vor uns durch die Straßen Kölns wandeln.“

Tatsächlich sprechen wohl die sogenannten lateinischen Nationen eine romanische, vom Lateinischen herstammende Sprache und unterstehen der romanischen oder, wenn man will, lateinischen Kultur, sind aber durchaus nicht rein lateinischer Rasse. „Wo ist das lateinische Blut?“ hat



Fouillée für Frankreich gefragt, angesichts des gallischen Charakters, den in 2000 Jahren Geschichte und fremder Einfluß in Frankreich nicht vertilgen konnten. Wo ist in Südtirol, um darauf zurückzukommen, das lateinische Blut? Da haben wir, um noch eine Urkunde aus älterer Zeit anzuführen, für Pergine (bei Trient) und Umgebung ein Dokument aus dem Jahre 1166, lateinisch von einem Notar Ataulfus aus Persines (Pergine) niedergeschrieben. Die ursprüngliche Urkunde scheint verloren zu sein. Eine, leider lückenhafte Abschrift findet sich im Gemeindearchiv von Pergine und ist bei Bonelli (Notizie II, 433) und Montebello (Notizie della Valsugana, Urk. 3.) gedruckt. Christian Schneller in seinen „Südtirolischen Landschaften“ (I, 150 f, Innsbruck 1899) berichtet ausführlich darüber.

Darnach versammelten sich am 13. Mai 1166 im Kloster Wald (in coenobio monachorum de Waldo apud burgum Persines) in Gegenwart des Abtes Teutwig und anderer Zeugen die Rectores und Seniores von Pergine und seiner weiteren Umgebung in Vertretung der Leute von „Sivernach, Vallere und Valdeurbano, von Vierach, Portelo, Canestia, Braxesio, Serzio und Artzenach, von Madrano, Nogarait, Bux, Vuarde, Viculzano, Calixino, Costa . . . von Susate, Canalo, Costasabina und Runcono, von Fraxilongo und Robure, von Hiscla Tenne, S. Christofalo, Vignola und Volchesten, von Castaneto, Volchnaur und S. Chaterina.“ Sie fühlten sich von ihrem Herrn, Gundibald, der einem lange Zeit in Pergine seßhaften bayerischen Adelsgeschlecht entstammte, in vieler Beziehung bedrückt und beschlossen einmütig, Gesandte an die Stadt Vicenza zu entsenden und sich — salvo honore imperii et ecclesiæ Tridentinæ — unter den Schutz derselben zu begeben. Die Vicentiner sollten mit entsprechender Mannschaft kommen, den Tyrannen Gundibald aus dem Bezirke vertreiben und sie nach ihren Rechten leben lassen, da sie schon seit 100, 200, 400 Jahren nach dem salischen und langobardischen Rechte gelebt hätten und ferner danach leben wollten.

Diese Leute mit großenteils deutschen Namen und aus



Ortschaften mit vielfach deutscher Benennung, die bei ihrem altererbten salischen und longobardischen Rechte verbleiben wollen, sind sicherlich kein Beweis dafür, daß bei Pergine und überhaupt in Welschtirol damals die rein lateinische Rasse herrschte oder ausschließlich herschte.

Die Ethnographie also versagt zur Begründung von Italiens Ansprüchen auf Südtirol. „Es liegt auf der Hand, sagte R. Virchow einmal, daß bei dem Mangel einer erkennbaren Übereinstimmung in den physischen Merkmalen die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes widerstandslos den Sprachforschern in die Hände gegeben wird" (Paul, Grundriß der germanischen Philologie, 2. A. 1897, III, 751). Allein auch die Sprachforscher können Italiens Ansprüche auf Südtirol durchaus nicht genügend rechtfertigen. Die Irredentisten freilich behaupten, Südtirol oder wenigstens Welschtirol gehöre deshalb zu Italien, weil dort italienische Sprache und Kultur herrsche, weil man dort „italienisch fühlt und spricht" (si pensa e si parla italiano). Ein Gang durch Südtirol, den wir jetzt unternehmen, wird aber zeigen, daß man dort weder jetzt überall „italienisch fühlt uud spricht", noch von jeher und überall „italienisch gefühlt und gesprochen" hat, daß vielmehr dort zum Leidwesen der Italiener bis jetzt viel noch nicht verwelschtes deutsches Volkstum vorhanden ist, neben vielem zum Leidwesen der Deutschen schon seit längerer oder kürzerer Zeit bereits verwelschtem deutschem Wesen.

Wir beginnen unsern Gang durch Südtirol, um das noch nicht verwelschte und das schon verwelschte deutsche Volkstum dortselbst zu suchen, mit dem Etschtale von Bozen nach Trient. „Dieses Etschtal, dieses verhängnisvolle Tal", sagt ein Italiener (Abba, Le Alpi nostre, 210), „springt so gerade nach Italien vor, daß man schon beim bloßen Ansehen der Landkarte glaubt, Italien müsse einen Stich in die Brust davon erhalten." Bereits bei Neumarkt zeigt dessen italienische Benennung Egna, daß trotz der anheimeln-



den deutschtiroler Häuser hierher italienische Bevölkerung vorgedrungen ist, wie dies auch in dem nahen St. Jakob, Leifers, Branzoll und Pfatten der Fall ist. Es sind zumeist zugewanderte Welschtiroler, ähnlich wie im Etschtale zwischen Bozen und Meran. Bozen selbst hatte ja z. B. 1900 beinahe 12% derlei zugewanderte italienische Bevölkerung, Innsbruck über 4%. Bei Salurn in der landschaftlich großartigen Klause endet jetzt das deutsche Sprachgebiet. Salurn, das selber stark von Italienern durchsetzt ist, auf der einen Seite, Kurtinig auf der andern Seite der Etsch sind jetzt die deutschen Grenzorte im Etschtal. San Michele und Roverè della Luna, deutsch Eichholz, sind die italienischen Grenzposten. Früher reichte das deutsche Sprachgebiet aber weiter nach Süden, bis Deutsch-Metz, Mezzo tedesco. Dieser Name ist 1902 auf Ansuchen der Ortsgemeinde unter Genehmigung der Regierung in Mezzocorona, Kronmetz umgetauft worden. Der Name Mezzo tedesco und Mezzo lombardo erweckt eben „in den nicht zufriedengestellten italienischen Herzen" allerlei Erinnerungen (questi due nomi vogliono ancora dire molte cose pei nostri cuori non saddisfatti. Abba l. c. 361). Bis Deutsch-Metz hatten die Bajuwaren seiner Zeit ihre Herrschaft vorgeschoben, während die Longobarden ihre Grenzsäulen bei Welsch-Metz, Mezzo lombardo, aufrichteten. Zur Zeit des Konzils von Trient wird die Sprachgrenze sogar noch weiter südlich, bei Lavis oberhalb Trient angegeben. Auf den Höhen zwischen Etsch- und Avisiotal haben sich denn auch noch zwei deutsche Dörfer erhalten, Truden (Trodena) und Altrei (Anterivo), mitten unter romanischer Umgebung. Trient selber fühlt und gibt sich als vollständig italienische Stadt und hat auch deren Aussehen. Schon 1810 konnte Graf Benedikt Giovanelli eine Schrift mit dem Titel herausgeben: „Trento città d'Italia per origine, per lingua e per costumi". Damals kam ja Trient mit dem größten Teile Südtirols zum Napoleonischen Königreich Italien. Trient war nicht immer eine ganz italienische Stadt. „Trent,



Deutschlands End", sagt ein alter Spruch. Im 16. Jahrhundert wurde die Stadt deshalb zum Sitz des Konzils gewählt, weil sie halb deutsch, halb italienisch sei, „sentina Italorum et Germanorum". Deutsche Handwerkszünfte gab es hier noch im 18. Jahrhundert; deutsche Kirche und Schule gibt es noch jetzt. Daß unterhalb Trient bei Rovereto und Mori früher germanisches Wesen stark vertreten war, hat schon die oben angeführte Veroneser Urkunde von 845 mit den vielen Namen von Teutisci oder Longobarden gezeigt. Durch den lebhaften Verkehr mit Italien und besonders durch die ein Jahrhundert (1416—1516) dauernde Herrschaft Venedigs über Rovereto, Mori, Ala, Avio, Brentonico und Riva sind aber im unteren Etschtale die germanischen Bestandteile vollständig verwelscht worden. Nichtsdestoweniger finden sich in Trient und Umgebung noch jetzt eine Reihe von deutschen Namen, zum Teil deutlich die Spuren der Verwelschung an sich tragend. Wir haben uns, ohne Vollständigkeit zu erstreben, folgende aufgeschrieben: Bisoffi (Bischof), Toß, Eccher (Ecker), Lanzinger, Pancheri, Birti (Wirt), Piffer, Scarperi, Rungaldier, Postinghel, Delaiti, Pernprunner (Bärenbrunner), Cosser, Todeschi, Fait, Bender, Clauser, Vebber (Weber), Campregher, Frizzera, Frenes, Divan, Senn, Oberosler (Oberhasler), Coser, Tanel, Garbari, Larcher, Specher (Specker), Amech, Clamer, Rizzi de Webern, Tarter, Bond, Ongher, Voller, Knering, Suster (Schuster), Svaldi, Pallaver, Clementel, Mottes, Holzer, Gutterer, Eccli (Eckle), Hillebrand, Moser, Stolzis, Tonezzer, Fedel, Volech, Degasperi, Conoter, Stancher usw.

Steigen wir von Trient ostwärts gegen das Sugana-Tal (Valsugana) hinauf, so kommen wir nach Civezzano. Hier wurde 1885 das Grab eines christlichen Germanenfürsten aus dem 6. bis 8. Jahrhundert, vielleicht eines Longobarden oder Franken, aufgedeckt, dessen Inhalt mit dem goldenen Kreuze jetzt eine Zierde des Innsbrucker Museum Ferdinandeum ist. Nahe dabei erstreckt sich das Pinaiter-Tal, Val Piné (von pinetum, Kiefern- oder Föhrenwald) nordwärts. Dieses



Tal war früher zu einem großen Teile deutsch. Schon 845 wird eine Ortari de Fornaces, jetzt Fornace in Valpinè, als Teutiscus oder Langobardus erwähnt. Der alte Mariani im 17. Jahrhundert berichtet (Trento con il s. Concilio 1673), daß die Pinaiter etwas Rauhes in Tracht und Aussehen hätten und in den zwei Dörfern Miola und Faida noch eine wie gotisch klingende Sprache redeten. Es seien Überreste der von Narses im 6. Jahrhundert besiegten Ostgoten. Auf diese Ostgoten werden neuestens von vielen, z. B. von Schiber (Das Deutschtum im Süden der Alpen, Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins, 1902/03) fast alle deutschen Reste in Südtirol und Oberitalien zurückgeführt. Im Pinaiter Tal ist aber jetzt dieses „Gotisch", das nichts anderes war wie die alte deutsche Haussprache, der wir noch oft begegnen werden, verstummt.

Gehen wir weiter nach Pergine, deutsch Persen. Hier öffnet sich das enge Fersental, Val Férsina. Der wilde Fersenbach, Férsina, stürzt zur Etsch oberhalb Trient hinab. Wer die Mühe nicht scheut, zur östlichen Talseite hinaufzusteigen, wird bald freudig überrascht werden. Bisher hörte er nur italienisch. Schon in Frassilongo oder Gereut tönt ihm das gut deutsche „Grüß Gott!" entgegen. Hier im Fersentale haben sich fünf Dörfer als deutsche Sprachinsel mit einer eigentümlichen bayerisch-tirolerischen Haussprache erhalten. Sie heißen von Süden nach Norden: 1. Frassilongo (fraxinus, Esche) oder Gereut. 2. Róveda (robur, Eiche) oder Eichleit. 3. Fierozzo San Francesco oder Florutz St. Franz, auch Außerberg oder Außerflorutz. 4. Fierozzo San Felice oder Florutz St. Felix, auch Mitter- und Innerberg oder Innerflorutz. 5. Palù oder Palai, das letzte hochgelegene (1403 m) Dorf des Tales. Entdeutscht sind die Dörfer Vignola (Walzurg), Falesina (Falisn) und Zivignago (Sibenach). Aber viele deutsche Namen von Personen, Höfen und Alpen dortselbst bezeugen noch jetzt das frühere Deutschtum. Die westliche, sonnigere Talseite mit S. Orsola, Malà usw. wird wohl immer welsch gewesen sein.



Die Deutschen im Fersentale werden von ihren italienischen Nachbarn Móccheni oder Móggeni, das Tal Valle dei Móccheni genannt. Hier wurde früher Bergbau betrieben. In Pergine steht noch das Gasthaus „ai Canopi", zu den Knappen, und hängt im Turme, wenn sie unterdessen nicht verschwunden ist, die von den Bergknappen 1520 gestiftete Glocke mit der deutschen Inschrift: „Die Pergwerk-Arbeiter und die Herren Haben mich gießen lassen Unsrer Fraun zu Ehren." Das Deutschtum im Tale, das jetzt durch Schule und Kirche, mit Unterstützung des Deutschen Schulvereins, gehalten wird, ist aber viel älter. Schon in der oben angeführten Urkunde von 1166 aus dem Kloster Wald treten Deutsche aus dem Fersentale auf, welche, mit Ausnahme derer von Palai und Fierozzo, nach hergebrachtem langobardischem und salischem Rechte leben wollten.

Gehen wir von Pergine den schönen See entlang nach Caldonazzo, deutsch Calnetsch, und steigen von dort südwärts die Höhen hinauf, so kommen wir auf das im jetzigen Kriege so oft genannte Plateau von Lavarone-Folgaria-Luserna, mitten in ein ehemals ganz deutsches Gebiet, das zum größten Teile jetzt entdeutscht ist und nur in einer kleinen Sprachinsel — Luserna — und sonstigen dürftigen Resten, wie Personen-, Flur- und Ortsnamen die Erinnerung an die frühere deutsche Zeit bewahrt hat. Lavarone, deutsch Lafraun oder Lavraun, eine von den Trientinern viel besuchte Sommerfrische, aus weit zerstreuten Höfen und einzelnen Häusergruppen bestehend, weist jetzt noch, obwohl die frühere deutsche Haussprache fast ganz verstummt ist, deutsche Geschlechtsnamen auf. Da gibt es, wie wir uns selber aufzeichneten, Familien Caneppele (Knäpple, von Bergknappe), Giongo (Jung), Bertoldi (Berthold) usw.; Gehöfte wie Virti (Wirt), Stengheli, Gionghi, Oseli (Hasel), Sosteri (Schuster), Slaghenaufi (Schlagauf), Millegrobbe (Mühlengraben), Sonneck; Alpen wie Bärenbrunn, Brunnwies, Eckwies, Knobelbach usw. Der nahe Monte Cimone heißt Oclaite (Hochleite). Aehnlich ist es in dem Dorfe Centa. In San Sebastiano oder Sam-



bastian, das zur großen Gemeinde Folgaria gehört, war bis 1884 noch eine deutsche Volksschule, die aber dann in eine italienische verwandelt wurde. Die alte deutsche Haussprache, von den Italienern Slambrot oder Slápero genannt, wird aber immer noch von älteren Leuten gebraucht. „Küter“ heißen sie bei ihren Nachbarn, wohl wegen des häufigen Ausdruckes „küt er“, d. h. sagt er (von köden, sagen). Geschlechts- und Ortsnamen sind vielfach noch deutsch. So Giongho (Jung), Marzari, Perenbrunner, Tezzele, Perpruneri, Zobeli, Virti. Im nahen Folgaria, deutsch Volgreit oder Vilgereuth, ist es ganz ähnlich. Die alte deutsche Volkssprache, das Slambrot, ist sehr zurückgegangen, aber noch nicht ganz verstummt. Die ganze Gegend wimmelt von deutschen, meistens durch die italienische Schreibweise seltsam verstümmelten Personen- und Ortsnamen. An noch lebenden Geschlechtsnamen haben wir folgende aufgeschrieben: Targher, Pernbrunner, Valle, Leitenbergher, Filz, Schönsberg, Bertoldi, Erspamer, Friedl u. andere. Noch bestehende Gehöfte und Weiler heißen unter anderem Virti (Wirt), Larcher, Negheli, Oberbizer (Oberwieser), Perempruner (Bärenbruner). Von Folgaria fließt der Rospoch (Roßbach) hinab zur Etsch. Vorerst schlummert hier oben das Deutschtum. Es wäre aber unschwer wieder zu erwecken. Vielleicht erwecken es die Kanonen, die hier oben im österreichisch-italienischen Kriege donnern.

(Fortsetzung folgt.)



LXIII.

Frankreichs gefährlichster Feind. [1])

Er vernichtet mehr als die heißen Stürme von Schrappnellen und Granaten, deren Feuer ganze Abteilungen von Soldaten frißt; er verheert selbst mehr als die modernen Monatsschlachten die Regimenter junger, blühender Männer verschlingen. Der gefährlichste Feind Frankreichs ist nicht ein verlorener Feldzug, wäre selbst nach dem Kriege nicht ein Aufruhr der erbitterten und machtlüsternen und zerstörenden Massen; wäre keine zersetzende Anarchie. Das alles wäre noch zu überwinden, wie von Menschen Krankheiten überwunden werden. Aber wie der Mensch wehrlos ist, wenn das Ende, der Tod, sich ihm naht, so ist das französische Volk wehrlos gegen seinen gefährlichsten Feind, der wie der Tod unabwendbar, grauenhaft gewiß über es hereinbricht. Die Franzosen, dies scharfsichtigste Volk der Welt, scheinen es nicht zu sehen; in ihrer Ruhmsucht, die das Leben ihres Landes so gern verewigen möchte, wären sie zu tief verletzt, wenn sie ihre Blicke auf das Ende ernstlich richten wollten; von ihrer Eitelkeit lassen sie sich gern blenden, denn diese gaukelt ihnen zu ihrer Freude nur die rosigen Schimmer des

1) Als Quellen für die statistischen Zahlen und manche Ansicht gebe ich an: Malthus: Versuch über das Bevölkerungsgesetz, übersetzt von F. Stöpel, 2. Auflage. Leroy-Beaulieu: La Question de la population. Dr. Jaques Bertillon: La Dépopulation de la France. Außerdem an Aufsätzen: La Dépopulation française et les Colonies von Dr. Löwenthal in der „Revue" vom 15. Mai 1914. — La guerre contre l'Alcoolisme, Un syndicat national antialcoolique von Léonard Rosenthal in der „Revue" vom 15. März 1914. — La Dépopulation von Adolphe Landry in der „Revue Bleue" vom 15. März 1913. — Le Fléau de la Dépopulation von Paul Gaultier in der „Revue Bleue" vom 4. Januar 1913. — Les Remèdes à la Dépopulation von Paul Gaultier in der „Revue Bleue" vom 1. März 1913.

Daseins vor. Wie die gewöhnlichen Menschen von ihres Lebens größter Bedrohung, von dem Tode, nur schweigen oder nur bei seltenen Angelegenheiten meist herabsetzend darüber sprechen, um ihn schneller vergessen zu können, so verfahren die Franzosen mit der gefährlichsten Bedrohung ihres Volkes, der Entvölkerung, der völkischen Auszehrung; sie tun so, als ob dieser Volkswürger gar nicht bestände. Sie richten alle ihre Kräfte gegen andere minder gefährliche Feinde: gestern gegen die Schatten des Königtums, heute gegen die Soldaten Deutschlands, morgen gegen sich selbst, gegen die Syndikate der Sozialisten und die Verbände der katholischen Kirche. Nur das aufmerksame Ohr vernimmt durch ihre Tageskämpfe hindurch das verheimlichte Zittern eines großen Volkes, das zu sterben droht und es nicht sehen lassen will. Man denkt dabei an die Völker, die in Größenflimmer und Geistesschimmer untergingen und die längst der Geschichte angehören: an das Griechenvolk, das so über alles herrlich, und das Römervolk, das so über alles mächtig war. Dieser Vorgang löst in uns keine niedrige Schadenfreude aus, wie man jenseits der Vogesen allzu leicht zu glauben geneigt ist. Seit 1870, seitdem unsere Sorge und Anstrengung nach dem Osten und dem Oriente gerichtet sind, verhalten wir uns gegen das militärische Frankreich nur abwehrend. Des anderen Frankreich, der Heimat feinen Geistes und vornehmer Geselligkeit, erinnern wir uns gerne. Denn wer von den Gebildeten Deutschlands hätte nicht von ihm etwas zu seiner inneren Bereicherung und seinem seelischen Genusse empfangen! Diese Heimat verkümmern oder versinken zu sehen, tut uns weh, wie wenn uns eigene Lieben verloren gingen.

1. Ueber seine Geschichte.

Seine Geschichte rührt keineswegs, wie man vielfach annimmt, vom Anfange des 19. Jahrhunderts her, als die Lehre Malthusens sich über Frankreich zu verbreiten anfing. Niemals hat eine Blendlehre eine Krankheit verursacht; stets war sie nur ein Förderer längst vorhandener Neigungen, längst



sprossender kranker Keime. Malthus selbst hat diesen Unterschied wohl beachtet. Sagt er doch:

„Die aus einer zu geschwinden Bevölkerungszunahme entstehende Armut und Not waren bereits von Plato und Aristoteles genau erkannt worden und diese haben sehr gewaltsame Heilmittel dagegen empfohlen. Und neuerdings ist der Gegenstand von einigen französischen Ökonomisten, gelegentlich auch von Montesquieu und bei uns selbst von Franklin, Sir James Steuart, Arthur Young und Townsend in einer Weise behandelt worden, daß ich mich sehr verwunderte, warum er die öffentliche Meinung nicht mehr auf sich gelenkt hat."

Im besonderen in Frankreich war die öffentliche Meinung so lange kühl geblieben, weil das öffentliche Gewissen noch nicht empfänglich genug war, die Einschränkung der Geburten so bewußt und schamfrei zu behandeln, wie es die Vorgänger des englischen Menschenfreundes in ihren Schriften getan hatten. Namentlich war vor dem 19. Jahrhundert das religiöse Pflichtgefühl noch zu stark, um eine Familie nur aus Nützlichkeit zu gründen. Die katholische Auffassung der Ehe war ja der Auffassung von Malthus und seiner Gesinnungsgenossen entgegengesetzt. Wo die Kirche in der Ehe den göttlichen Zweck sah, recht viele Seelen zu erzeugen, da erblickten diese Philosophen nur den irdischen Nebenzweck, die Ehe zur Erleichterung des Menschenloses zu gebrauchen. Je länger der religiöse Glaube in den Völkern stark blieb, desto länger widerstanden auch die Völker der rein nützlichen Erklärung der Ehe. Deshalb ist es auch ein Irrtum, die Ursache der Geburteneinschränkung hauptsächlich in der Teuerung der Lebensmittel zu suchen. Die Teuerung der Lebensmittel ist zu der Begrenzung der Kinderzahl nur ein leiblicher Sporn. Auch erst in der Neuzeit. Sonst hätte die Bevölkerung Frankreichs im Mittelalter durch die tötlichsten Hungersnöte, Seuchen, Arbeitsmangel während des hundertjährigen Krieges mit den Engländern vernichtet werden müssen. In diesen Zeiten leiblichen Entsetzens merkte man nur etwas von Schwankungen der Bevölkerungs-

zahlen, die allerdings durch Kriege, Seuchen und Mangel an Nahrungsmitteln hervorgerufen wurden. Entvölkerung entstand jedoch nicht. Diese trat erst auf, als mit der religiösen Schwäche das seelische Entsetzen auftrat, anfangs verführerisch verhüllt von dem Scheine einer neuen Freiheit und dem Glanze einer neuen Stärke. Als unter Franz I. im 15. Jahrhundert die Renaissance in Frankreich mit ihrer berückenden Schönheit und entzückenden Annehmlichkeit zu herrschen anfing, begann an die Stelle Gottes der Mensch in den Mittelpunkt des Lebens zu treten. Statt der himmlischen Freude am Dienen, wurzelte sich die menschliche Freude am Herrschen in den Herzen fest. Man betrachtete die Welt nicht mehr in Beziehung auf ihren Urheber, auf Gott, sondern in Beziehung auf ihren Bewohner, auf den Menschen, auf dessen irdische Wohlfahrt, Vergnügen, Macht und Schönheit. Persönliche Nützlichkeit, persönliche Ichsucht, die früher zu den vielen armseligen Bedürfnissen des Menschen wie etwa Essen und Trinken und Schlafen gezählt hatten, wurde im Lichte der neuen Zeit zu einer ausgezeichneten, zu einer oft ausschließlichen Eigenschaft. In allen Betätigungen für sich zuerst zu sorgen, die eigenen Wünsche zuerst zu befriedigen, wurde nicht mehr als häßlich und sündhaft im Gewissen empfunden, sondern offen rühmte man sich dessen als einer schönen Stärke. Mit der Pracht der eigenen Lebenshaltung wuchs auch der Geiz gegen die Erhaltung und die Freude am Leben von menschlichen Wesen, die noch ungeboren waren. Je mehr dann später der Gedanke von der Freiheit und Gleichheit der Menschen aufkam und sich in den Stirnen und Herzen verankerte, desto mehr strebte man nach der freiwilligen Beschränkung der natürlichen Menschenvermehrung. Schließlich schreckte man nicht davor zurück, ungewünscht geborene Lebewesen mit grausamster Eigenliebe im Keime zu töten. In der Zeit der großen französischen Staatsumwälzung, wo die Rechte des Menschen triumphierten, ersann dann der Menschenfreund Babeuf zur absichtlichen Entvölkerung ein System, das er für ein Werkzeug menschlicher Wohlfahrt hielt und das einen

finsteren Einfluß auf die Führer der Staatsumwälzung ausübte, denn es diente als eine Rechtfertigung ihrer Menschenschlächtereien. Grauenvolle Menschenliebe!

In dieser Zeit, um die Wende des 19. Jahrhunderts, schrieb nun Malthus seine Bevölkerungsgesetze. Die Gesetze selbst sind nur eine Zusammenfassung der Bevölkerungsbewegung, wovon das Wichtigste heißt: „Die Bevölkerung steigt stets und überall, wo die Unterhaltungsmittel steigen, wenn sie nicht durch einige sehr mächtige und auffallende Hemmnisse verhindert wird.“ Diese Hemmnisse sind natürliche Laster, Elend, Krankheiten, Kriege. Dies und die andern Malthusischen Gesetze sind als Beobachtungen im allgemeinen richtig, wenn auch die modernen Volkswirte einiges daran zu bemängeln haben. Sie waren keinesfalls gefährlich. Gefährlich sind erst die Folgerungen, die Malthus aus den Bevölkerungsgesetzen zog; und am gefährlichsten wurde die daraus gefolgerte freiwillige Kinderbeschränkung. Diese sollte in Frankreich die schon vorhandene natürliche Neigung dazu verstärken. In welchem Maße, das mögen nun die Ziffern anzeigen.

Bis zum 16. Jahrhundert zählten die französischen Familien häufig 15 bis 18 Kinder. Unter der Regierung des wohllebigen und prachtsüchtigen französischen Renaissancekönigs Franz I., begannen die Geburten zu sinken. Im Anfange seiner in so vieler Hinsicht neuen Zeit kamen auf 10 Heiraten 68 Kinder; gegen Ende des ersten Abschnittes des 16. Jahrhunderts kamen auf 10 Heiraten nur noch 58 Kinder. Je mehr nun statt des göttlichen das menschliche Walten für das Wichtigste auf Erden gehalten wurde, desto mehr fiel die Vermehrungskraft oder der Vermehrungswille jener sich selbst verherrlichenden Menschen. Bei der Thronbesteigung des größten und bedeutungsvollsten unter ihnen, der die neue Weltanschauung zur Vollkommenheit führte und sich wie ein Gott huldigen ließ, bei der Thronbesteigung Ludwigs XIV., zählte man auf 10 Familien nur noch 50 Kinder. Die Familien hatten nie mehr als 12 Kinder. Als erster der modernen Staatenlenker beunruhigte dieser



König sich über diesen Fall der Geburten. Er ließ Prämien zur Belohnung und Unterstützung von kinderreichen Familien ausschreiben. Doch dies Mittel schien nicht zu genügen. In den Jahren um seinen Tod zählte man nur noch 45 Kinder auf 10 Familien. Immer mehr fiel ihre Zahl. Während der großen Staatsumwälzung, bei der Vergöttlichung der Rechte des Menschen kamen 42, einige Jahre später unter Napoleon und in seiner Zeit der Emporkömmlinge kamen 37 Kinder auf 10 Familien. Unter dem ersten Kaisertum und der darauf folgenden Restauration hatte der Mensch sich weitere Mittel zu Reichtum uud persönlicher Macht erschlossen. Namentlich bewirkten dies die Erfindungen von Maschinen, welche die Menschenkraft ersparten und die frühere Menschenleistung um vieles an Schnelligkeit und Sicherheit übertrafen und dadurch den Weg zu bisher unerhörten fabelhaft scheinenden Reichtümern wiesen. Doch nur für die Starken, die Kühnen, die Herrenmenschen geschah es; für die Schwachen, die Armen am Leibe und am Geiste trat größeres Elend ein. Die Maschine schien sie bei der Arbeit ersetzen zu wollen. Doch dies war nur ein Schein, der oft täuschend sich zeigt, wenn die Arbeitsweise und Erzeugungsart der Menschen sich ändern. Die Maschine schenkte daher anfangs im krassesten, aufhetzenden Gegensatze den wenigen großen Herren glanzvolles Wohlergehen und den vielen andern Arbeitlosigkeit, Elend, Not. In diesen armen Massen des Proletariates, in deren Seelen der Glaube an die göttliche Vorsehung teils schon vernichtet, teils erschüttert war, mußte als ein Heilmittel jene Lehre Malthusens erscheinen: „daß es nicht die Pflicht des Mannes sei, einfach die Gattung fortzupflanzen, sondern Tugend und Glück fortzupflanzen und daß, wenn er nicht eine leidliche Aussicht hat, dies zu tun, keineswegs Nachkommenschaft von ihm verlangt werden kann."

Eine solche Lehre, die den gebildeten Ständen schon längst aus eigenem Nachdenken als äußerst nützlich erschienen war, wurde in dem Jahrhunderte der „Aufklärung" auch den ungebildeten Ständen als ein Mittel zur Besserung der Lebens-

lage einleuchtend vor Augen geführt. Die absichtliche Kinderbeschränkung griff durch die Lesung der Malthusischen Schrift sehr, durch die Besprechungen in den Zeitungen und die Werbearbeit der Malthusianisten mehr, durch die mündlichen Aufklärungen noch mehr und durch die geheime und geschäftliche Verbreitung von allerlei künstlichen Mitteln zu einer unnatürlichen Verhinderung der Geburten am meisten um sich. Aus der Nützlichkeit der Lehre Malthusens, die, wie man weiß, der Lehre des Christentums mehr krampfhaft genähert als mit ihr natürlich zusammengestimmt ist, und die deshalb auch die strengste geschlechtliche Enthaltsamkeit als einzig erlaubtes Mittel zur Begrenzung der Geburten empfahl, wurde nur das genommen, was den Menschen wirklich „nützlich" und bequem schien, nämlich der Zweck, durch eine Einschränkung der Kindergeburten zu mehr Wohlstand, mehr Behaglichkeit, mehr leiblichem Glücke zu gelangen. Zwar nicht immer aus niedrigen Beweggründen. Meist, so glaube ich sogar, aus der reinsten Mutterliebe. Selbst in ihrem Leben von vielen Sorgen und Mühen gequält, vorzeitig geschwächt, erbittert, gealtert, möchten diese Mütter der niederen Stände einem oder zwei Kindern ein recht gutes, ziemlich sorgenloses, glückliches Leben bereiten, indem sie anderen Kindern das Licht dieser Unglückserde erst gar nicht erblicken lassen. Was sie kümmert ist, so edel es sein mag, doch mehr das leibliche als das seelische Glück. Auch in diesen sittlich besseren Kreisen war die Versuchung zu groß, zur Erreichung der Familienwohlfahrt sich immer weniger um die idealen Mittel des Apostels Malthus zu kümmern. Als Malthus mahnte, daß solch rein irdisches Ziel nur durch das rein sittliche und ideale Mittel der Keuschheit angestrebt werden dürfe, da beging er seinen größten Irrtum. Die Menschheit unterschied weniger spitzfindig zwischen irdischem Zweck und himmlischen Mitteln und fand immer mehr, daß das sorgenfreie Leben in der Ehe niemals vollkommen wäre, wenn man dazu auf die uneingeschränkte Befriedigung des Geschlechterverkehres verzichten solle.

Die künstliche Einschränkung der Kinderzahl setzte deshalb auch bald stark ein. Der gewandte Handel mit den schamlosesten Mitteln gewann eine stille, heimliche stets steigende Verbreitung. Im Anfange des 20. Jahrhunderts soll in den großen Städten durch Abtreibung ein Drittel der eigentlichen Früchte der Empfängnis verloren gegangen sein. Es ist der größte Auswuchs einer Bewegung, die alle Gesetze und alle Ratschläge von Malthus annimmt, doch sein ideales Mittel, also seine sittlich strenge Bedingung verwirft. Er nennt sich Neomalthusianismus. Selten ist eine Lehre erfolgreicher gewesen, denn selten schmeichelte eine Lehre so sehr den starken rein leiblichen Leidenschaften der Menschen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verbreitete sie sich von selbst, blieb sie ohne öffentliche Vertreter, die sie zu ihrem Evangelium machten. Doch ihre Wirkung war schrecklich: man lese nur Zolas belegreichen Roman Fruchtbarkeit und lese die folgenden Zahlen. Von 1821 bis 1830 wurden noch die Toten auf 1000 Bewohner um 6 Geburten übertroffen. Unter dem zweiten Kaiserreiche, der Zeit der Vollendung des großen Unternehmertums, der der Arbeiteraufklärung und der Erfolge des Sozialismus übertrafen, auf 1000 Bewohner gerechnet, die Geburten die Toten nur noch um 1. Von da ab hatte Frankreich eine Zeitlang alle 10 Jahre auf 1000 Bewohner eine Geburt weniger als Tote. Im Anfange des 20. Jahrhunderts, der Zeit des Anarchismus und größten persönlichen Freiheit, der Zeit, wo der Neomalthusianismus durch Gesellschaften gepflegt und durch „Fach"-zeitschriften und Zeitungen[1]) verbreitet wurde, fiel die Ge-

---

1) Es ist besonders die „Ligue de régénération humaine", gegründet 1896, vom Arzte Dr. Paul Robin, der lange Zeit von der Stadt Paris sogar unterstützt wurde; es ist dann die „Confédération des groupes ouvriers Neo-Malthusiens. Diese Gesellschaften und auch die Buchhandlung der Zeitung Hervé's: „La guerre sociale" verbreiten Werbeschriften mit Titeln wie: Le droit à l'avortement, — Comment se preserver de la grossesse? — L'éducation sexuelle. Zeitungen, die zu ähnlichen Zwecken

burtenzahl beängstigend schnell. Von 1901—1909 verlor Frankreich auf 1000 Bewohner statt eine zwei Geburten. In dieser Zeit von 1901—1909 fiel die Gesamtziffer der Neugeborenen von 857,274 auf 769,969, also von 22 auf 19,6 vom Tausend. In diesen 9 Jahren verlor Frankreich 87,805 Geburten. Noch schlagvoller geht der Geburtenrückgang Frankreichs aus einem Vergleiche mit dem deutschen Geburtengange hervor. Der jährliche Gesamtüberschuß der Geburten über die Sterbefälle war von 1841—1850 in Frankreich 133,689, in Deutschland 320,458; von 1891—1900 23,961 in Frankreich, 730,265 in Deutschland. Wie die Geburten sich zu den Todesfällen verhalten, einzig richtiges Maß des Wachstums oder des Siechtums einer Bevölkerung, wie Malthus meint, und wie auch hier Frankreichs Lage sich als unglückselig ergibt, zeigt die folgende Zahlenaufstellung:

Auf 1000 Bewohner gab es in einem Jahre in Frankreich

	Bevölkerung	Geburten	Sterbefälle	Überschuß der Geburten od. d. Sterbefälle = St.
1801	27,4 Mill.	33,1	27,8	5,1
1806	29,1 „	31,5	26,9	4,6
1810	29,6 „	31,4	24,6	6,8
1815	29,5 „	32,2	25,8	6,4
1821	30,4 „	31,7	24,3	6,4
1826	31,8 „	31,1	26,3	4,8
1831	32,5 „	30,3	24,6	5,7
1836	33,5 „	29,2	22,3	6,9
1841	34,2 „	28,5	23,2	5,3
1846	35,4 „	27,3	23,2	4,1
1851	35,7 „	27,1	22,3	4,8
1856	36,1 „	26,3	23,1	3,2
1861[1]	37,3 „	26,9	23,2	3,7
1866	38,0 „	26,4	23,0	3,4
1870[2]	36,9 „	25,5	28,3	St. 2,8

[1]) Mit Savoyen und Nizza. [2]) Ohne Elsaß-Lothringen.

gegründet wurden, sind: La renovation und La génération consciente. Sie sterben meist früh, um ähnlichen Tages-, Wochen- oder Monatsschriften Platz zu machen.



Auf 1000 Bewohner gab es in einem Jahre in Frankreich

	Bevölkerung		Geburten	Sterbefälle	Überschuß der Geburten od. d. Sterbefälle = St.
1871	36,5	Mill.	22,6	34,8	St. 2,2
1872	36,1	„	26,8	21,9	4,9
1873	36,2	„	26,1	23,3	2,8
1876	36,9	„	26,2	22,6	3,6
1881	37,6	„	24,9	22,0	2,9
1886	38,2	„	23,9	22,5	1,4
1889	38,3	„	23,0	20,7	2,2
1890	38,3	„	21,9	22,8	St. 0,9
1891	38,3	„	22,6	22,8	St. 0,2
1892	38,3	„	22,4	22,8	St. 0,4
1893	38,3	„	22,7	22,7	0,1
1894	38,4	„	22,5	21,3	1,2
1895	38,4	„	21,7	22,3	St. 0,5
1896	38,5	„	22,5	20,2	2,3
1897	38,6	„	22,4	19,6	2,8
1898	38,7	„	22,1	21,2	1,0
1899	„	„	22,3	21,2	0,8
1900	„	„	21,8	22,4	St. 0,6
1901	38,9	„	22,0	20,1	1,9
1902	„	„	21,7	19,5	2,1
1903	„	„	21,2	19,3	1,9
1904	„	„	21,0	19,5	1,5
1905	„	„	20,7	19,7	1,0
1906	39,2	„	20,6	19,9	0,7
1907	„	„	19,7	20,2	0,5
1908	„	„	20,2	19,0	1,1
1909	„	„	19,5	19,4	0,1
1910	„	„	19,5	17,9	1,6
1911	39,6	„	18,7	19,6	St. 1,5
1912[1]	„	„			

[1]) Erstes Halbjahr.

Wenig gewünschte Geburten, die unehelichen, haben indessen dazu beigetragen, daß Frankreichs Bevölkerung nicht noch mehr gefallen ist:

Zeitraum	Höchste Anzahl		Niedrigste Anzahl	
1806—1815	60 000	(1815)	47 000	(1806)
1816—1830	72 000	(1826)	58 000	(1818)
1831—1840	74 000	(1835)	67 000	(1832)
1841—1850	71 000	(1841)	64 000	(1847)



Zeitraum	Höchste Anzahl	Niederste Anzahl
1851—1860 .	. 80 000 (1859) .	. 64 000 (1855)
1861—1870 .	. 77 000 (1865) .	. 70 000 (1869)
1871—1880 .	. 70 000 (1873) .	. 59 000 (1871)
1881—1890 .	. 75 000 (1884) .	. 70 000 (1881)
1891—1900 .	. 76 000 (1893) .	. 73 121 (1900)

Gänzliche Anzahl

1901 . .	74,693	1906 . .	70,866
1902 . .	74,071	1907 . .	71,075
1903 . .	72,665	1908 . .	70,413
1904 . .	71,735	1909 . .	67,505
1905 . .	71,500	1910 . .	66,978

In Deutschland erblicken jährlich 2 Millionen neuer Wesen das Licht der Welt; in Frankreich nicht mal 800000. Deutschland, das 1850 mit Frankreich gleichstand, hatte 1913 65 Millionen, Frankreich dagegen nur an die 41 Millionen Einwohner, wozu aber fast 1½ Millionen Fremder zu zählen sind. Schon 1870 zählte Frankreich, freilich mit Einschluß Elsaß-Lothringens, 39,5 Millionen Seelen. Infolge des Zwei-Kindersystems, wodurch in Frankreich 500000 Menschen vom Leben zurück gehalten werden, erspart Frankreich indessen 1 Milliarde 240 Millionen Franken jährlich. Damit ist das irdische Glück, das Malthus so hoch einschätzte, in einer ungeheuren Summe recht modern faßbar ausgedrückt. Zuwachs des Volksvermögens allein durch Geburteneinschränkung um fast 1¼ Milliarden! Welch glückliches Volk! müßte Malthus ausrufen. Würde er es aber auch wirklich tun, wenn er Frankreichs Lage in der Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges so gründlich studiert hätte, wie es ihm seine Menschenliebe wohl einzugeben vermöchte? Firmin Coar.

(Fortsetzung folgt)

LXIV.

Sprache, Nation und Kirche im christlichen Orient.

Von Anton Baumstark.

Die Sonderkirchen des Orients sind, wie sie heute dem Beobachter entgegentreten, wesenhaft Nationalkirchen. Die Tatsache ist allbekannt und wird am hellsten wohl durch die merkwürdige Erscheinung beleuchtet, daß selbst die drei syrischen Konfessionen der Nestorianer, Jakobiten und Maroniten trotz der nicht ethnischen, sondern rein dogmatischen Bedingtheit ihrer Gegensätze von ihren Angehörigen als ebensoviele verschiedene Nationen empfunden und bezeichnet werden. Alle Unionsbestrebungen auf dem Boden der gräko-slawischen Orthodoxie vollends begegnen darin der größten Schwierigkeit, daß die Zugehörigkeit zu der einzelnen orthodoxen Nationalkirche als eine völkische Pflicht erscheint, deren Versäumung dem Unierten das Kainsmal des nationalen Verräters auf die Stirne zeichnet. Wie sehr andererseits die ethnischen Gegensätze am Balkan durch die mit ihnen zusammenfallenden kirchlichen verschärft und verbittert werden, hat die ihrer Lösung auf blutigem Felde entgegenreifende mazedonische Frage in jeder weiteren Phase ihrer Entwicklung aufs neue gezeigt.

Wie ist geschichtlich eine so weitgehende Gleichsetzung der Begriffe von Kirche und Nation zu verstehen?

Der Versuch einer, wenn auch noch so umrißhaften Beantwortung dieser Frage darf vielleicht auf ein gewisses, allgemeineres Interesse rechnen, seitdem der Donner der Geschütze zwischen Donau und Ägäischem Meere nicht minder als auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs und Westrußlands letzten Endes um unser eigenes Sein oder Nichtsein, um deutsche Macht und Zukunft geht.

1.

Entsprechend den verschiedenen kulturellen Verhältnissen der Ost- und Westprovinzen sah der altchristliche Orient sich schon im Rahmen des römischen Imperiums, wenn fürs erste



noch nicht einer eigentlichen Nationalitäten-, so doch einer Sprachenfrage gegenübergestellt, die dem Okzident fremd war. Während im Westen vermöge seiner durchgreifenden Latinisierung die griechische Gemeinsprache der ältesten christlichen Weltmission in ihrer kirchlichen Bedeutung einheitlich durch das Lateinische abgelöst wurde, blieb ihre Herrschaft im Osten zwar selbstverständlich soweit ungebrochen, als hier das Griechische die Sprache des täglichen Lebens von jeher war oder durch den Hellenisierungsprozeß bereits des Diadochenzeitalters geworden war. Da aber dieser Hellenisierungsprozeß, soweit die breiten Volksmassen in Betracht kamen, abgesehen von Kleinasien, sich wesentlich auf die Küstenzone beschränkt hatte, so heischte eine Mehrzahl koptischer und aramäischer Dialekte Hausrecht in Kirche und Liturgie.

Wir vermögen noch immer nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie weit in Ägypten die Anfänge einer christlichen Volksliteratur in saïdischem, akhmimischem, fajjumischem und bohairischem Koptisch und insbesondere die Übersetzung der Bibel in diese Mundarten und ihr liturgischer Gebrauch hinaufreichen. Doch steht es wohl außer Zweifel, daß mindestens teilweise schon die vorkonstantinische Zeit in Betracht kommt. Im nördlichen Syrien waren ostaramäische Evangelienbücher im zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts im Gottesdienste eines Sprengels fest eingebürgert, dessen Bischofsstadt nur zwei Tagreisen von Antiocheia entfernt war. Daß in den judenchristlichen Kreisen Palästinas der aramäische Landesdialekt niemals durch die griechische Weltsprache verdrängt wurde, bezeugt das von Hieronymus gefundene und übersetzte „Hebräer"-Evangelium. Wie das Verhältnis jenes Dialekts zum Griechischen sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts im offiziellem Gottesdienste Jerusalems gestaltete, erfahren wir durch den Reisebericht einer abendländischen Pilgerin. Satz um Satz hörte sie die biblischen Lektionen und jedenfalls das Predigtwort, wonicht sogar das liturgische Gebetswort des Bischofs für die des Griechischen unkundigen oder nicht hinreichend kundigen Elemente der einheimischen Be-

völkerung ins Aramäische übertragen. Genau dasselbe Verfahren wird für Skythopolis in einer rund um ein Jahrhundert früheren Zeit — nicht ganz so anschaulich — durch Eusebios bezeugt. Die bereits in der Synagoge bezüglich der hebräischen Gesetzes- und Prophetenlesung üblich gewesene Art extemporierter Verdolmetschung war da unverändert in den christlichen Kultus übergegangen. Spätestens aus dem 7. Jahrhundert stammen dann die ältesten erhaltenen Bruchstücke sogenannter syro-palästinensischer Perikopenbücher, die bereits eine fortlaufende und fast gewiß auch ausschließliche Verlesung des biblischen Textes in westaramäischer Sprache voraussetzen.

Ansätze eines wirklichen Nationalkirchentums waren mit allem dem noch keineswegs gegeben. Aber von grundlegender Bedeutung war es doch, daß die orientalische Christenheit von vornherein des einigenden Bandes einer einzigen Kirchensprache entbehrte.

Wesentlich anders wurden die Dinge sofort, wo die christliche Mission mit oder hinter der griechischen Sprachgrenze auch die römische Reichsgrenze überschritt, um vielfach in einem politisch in sich abgeschlossenen Neulande einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Die — bald nach 202 — durch die Taufe seines Herrschers Abgar IX. gekrönte Christianisierung des nordmesopotamischen Kleinstaates der Osrhoëne war der erste derartige Erfolg, der außerhalb des ungewissen Zwielichtes frommer Sage steht. Daß nicht schon sie eine landeskirchliche Sonderbildung einleitete, ist durch die Tatsache bedingt, daß schon 216 das bisher Rom nur tributpflichtig gewesene Land mit seiner Hauptstadt Edessa unter unmittelbare römische Verwaltung gestellt wurde, ein Zustand, der nur vorübergehend noch einmal durch eine Restauration der einheimischen Dynastie unterbrochen wurde. Aber über Edessa hat der Missionspfad in das mittelpersische Reich der Sassaniden geführt. Christliche Bevölkerungssplitter der römischen Euphratlandschaften, die im Verlaufe der fast unablässigen römisch-persischen Grenzkämpfe in das Innere des-



selben abgeführt und hier angesiedelt worden waren, haben vermutlich den ältesten Kern einer blühenden christlichen Diaspora im südlichen und östlichen Mesopotamien gebildet, die, zunächst nur durch den Gebrauch des edessenischen Syrisch als liturgischer Sprache zusammengehalten, im Anfang des 4. Jahrhunderts nicht ohne tiefgreifende Stürme eine feste kirchenrechtliche Organisation gewann. Daß an die Spitze dieser Organisation mit dem Titel eines Katholikos der Bischof der sassanidischen Doppelhauptstadt Seleukeia-Ktesiphon trat, bezeichnete sogleich eine charakteristische Anlehnung der kirchlichen an die staatlichen Verhältnisse. Daß gerade jetzt über das junge persische Christentum schwere Wetter blutiger Verfolgung hereinbrachen und neue Kriege mit dem Römerreiche den Grenzverkehr nach demselben sperrten, erschwerte jede engere Fühlungnahme mit der gesamtkirchlichen Entwicklung. Als in einer Friedenspause der ewigen Kriegswirren sich im Jahre 410 die erste persische Synode versammelte, deren Akten sich erhalten haben, konnte sie wesenhaft den Charakter eines Unionskonzils zwischen römischem und persischem Kirchenwesen tragen, durch welches erst für das letztere die Übereinstimmung mit Lehre und Disziplin der Christenheit des „Landes der Römer" als Norm festgelegt wurde. Aber auch jetzt mußte ein allzuenger kirchlicher Anschluß an den Westen als gefährlich erscheinen. Fühlten doch die persischen Christen sich vor allem als Bekenner des beim römischen Erbfeinde herrschend gewordenen Glaubens beargwöhnt und verfolgt. Nur eine rechtliche Unabhängigkeit von den kirchlichen Instanzen des Römerreiches schien ihrer Kirche eine glückliche Zukunft zu verbürgen. Eine Synode des Jahres 423/24 schon hat diese Unabhängigkeit proklamiert, indem sie das Recht gegen den Katholikos an den Patriarchenstuhl von Antiocheia zu appellieren, abschaffte.

Dem in der Osrhoëne errungenen entsprechende Missionserfolge begannen sich unterdessen zu häufen. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts war das Christentum bei den Armeniern, in der ersten Hälfte des 4. bei den Georgiern Staatsreligion



geworden. Die Albanier und andere Kaukasusvölker folgten mit seiner Annahme. Aus der Zeit, in welcher die Selbständigkeitserklärung der persischen Kirche erfolgte, stammen die ersten christlichen Inschriften eines Herrschers des altabessinischen Reiches von Aksum. Bezüglich des nubischen Cristentums mehren sich die sicheren Anzeichen dafür, daß seine Begründung erheblich früher als erst im Zeitalter Justinians erfolgte. Das 6. Jahrhundert sah christliche Fürstenhäuser über Araberstaaten am Nordrande der Wüste wie im Südwesten der arabischen Halbinsel gebieten.

Als die Kirche des Abendlandes ihre Glaubensboten über die ehemalige römische Reichsgrenze zu den Völkern des Nordens sandte, war es für sie selbstverständlich, ihren Missionsgebieten mit Glaube und Kultus auch die eigene einheitliche Kultsprache zu bringen. Der Orient hatte eine solche überhaupt nicht zu bringen. Es scheint sogar, daß fast durchweg seine altchristliche Missionsarbeit selbst abgesehen von der rein aramäischen Missionstätigkeit im Perserreiche eine sprachlich zwiespältige war, griechische und syrische Predigt des Evangeliums konkurrierend neben einander hergingen. Für Armenien besitzen wir ausgiebige geschichtliche Nachrichten über diesen doppelten Einfluß, unter dem seine Christianisierung sich vollzog. Für Georgien ist er aus der Textgeschichte der altgeorgischen Bibel mit Sicherheit zu erschließen, und selbst im äthiopischen Süden fehlt es nicht an Momenten, die neben dem anscheinend maßgeblich gewordenen griechischen einen einstigen syrischen Missionsstrom bezeugen. Die Schaffung einer Liturgie und eines Bibeltextes in der Sprache des einzelnen nationalen Missionsbezirkes selbst war unter solchen Umständen das einzige Mittel zur Überwindung mißlicher Gegensätze. Was in diesem Sinne Mesrop und sein Kreis im 5. Jahrhundert auf armenischem Boden vollbrachten, indem sie durch ihre Übersetzertätigkeit die armenische Kirche von syrischer Bevormundung befreiten, hat typische Bedeutung. Wo sich aber das kirchliche Leben einer geschlossenen Volksgemeinschaft oder



eines bestimmten staatlichen Gebildes in den Formen einer eigenen sprachlich nationalen Liturgie vollzog, waren entscheidende Züge eines Nationalkirchentums bereits tatsächlich gegeben und bedurften nur mehr einer Ergänzung durch eine einheitliche hierarchische Organisation. Die letztere weist bei Armeniern, Georgiern und Albaniern in der Verwendung des Katholikos-Titels für das nationale Kirchenhaupt eine bezeichnende Übereinstimmung mit derjenigen der persischen Reichskirche auf, und wie diese ihre Unabhängigkeit vom antiochenischen Patriarchate proklamierte, so hat ungefähr gleichzeigig auch schon der große armenische Katholikos Sahak (397—440) seine Stellung beengenden Rechtsansprüchen des Metropoliten von Kaisareia gegenüber sieghaft verteidigt.

Als beides geschah, stand man am Vorabend des Ausbruchs der gewaltigen christologischen Krisis, die erst im 7. Jahrhundert in den monotheletischen Streitigkeiten auszittern sollte. Sie hat die Saat nationalkirchlicher Richtung zur Reife gebracht. Die nestorianische Opposition gegen die Konzilsentscheidung von Ephesus hat auf dem Boden des Katholikats von Seleukeia-Ktesiphon eine gerne gewährte Zufluchtstätte gefunden. War doch die Schaffung eines auch dogmatischen Gegensatzes zum Christentum des Römerreiches das sicherste Mittel, um der aus politischen Gründen gewünschten Unabhängigkeit von seiner Hierarchie dauernden Bestand zu verleihen. Wenn umgekehrt das im übrigen von der altchristlichen Mission des Orients außerhalb der römischen Reichsgrenze gewonnene Gelände — man kann sagen: geschlossen — an den Monophysitismus verloren ging, so waren dabei zwar schwerlich irgendwo bewußte Erwägungen nationaler Kirchenpolitik maßgebend. Wohl gilt es jedoch zu beachten, daß der endgiltige Sieg der chalkedonensischen Orthodoxie innerhalb der griechischen Kirche das Werk eines Hochdruckes der weltlichen Macht war, die nach mannigfachen Schwankungen mit Justinian ihre Haltung bleibend im Sinne der Zweinaturenlehre festlegte. Der Wille des oströmischen



Basileus aber fand eine natürliche Schranke seiner Macht an der politischen Reichsgrenze.

Ja, er sah sich eine noch engere Schranke an der Grenze des geschlossenen griechischen Sprachgebietes gezogen. Nun trat es mit einem Male überraschend in die Erscheinung, wie sehr doch der liturgische Gebrauch nichtgriechischer Volkssprachen schon innerhalb der Reichsgrenzen einer kirchlichen Spaltung vorgearbeitet hatte, wie sehr unter seinem Schutze ein kirchliches Selbstbewußtsein des aramäischen und nationalägyptischen Volkstums erstarkt war. Es waren die Bereiche ostaramäischer und koptischer Kirchensprache, in denen das byzantinische Kaisertum seine politischen Machtmittel im Dienste der Orthodoxie versagen sah. Die monophysitische Formel in ihrer gemäßigten, durch Severus von Antiocheia und die Alexandriner vertretenen Fassung wurde in der sogenannten jakobitischen und der koptischen Kirche das Schibboleth einer wesenhaft syrisch bezw. ägyptisch nationalen Charakter tragenden sonderkirchlichen Organisation. Daß dabei zur Begründung der jakobitischen Hierarchie im Jahre 542/43 den Anstoß die Verwendung gegeben hat, welche beim Kaiserhofe der Beherrscher eines christlich-arabischen Fürstentums für die monophysitische Sache einlegte, beleuchtet besonders hell die völkische Verankerung des neuen Kirchentums, dessen dogmatische Stellung neben dem arabischen auch das nubische und äthiopische Christentum sich zu eigen machten. Die schärfere monophysitische Formel des Julianos von Halikarnassos, zu welcher seit Mitte des 6. Jahrhunderts die armenische und bis zu ihrer Rückkehr zur Orthodoxie die georgische Kirche sich bekannte, vertrat daneben eine weitere Sonderkirche ostaramäischer Zunge, die im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts eine Union mit der jakobitischen einging. Eine letzte bildete sich an der maronitischen in den Tälern und auf den Höhen des Libanon aus Anhängern der monotheletischen Lehre, die bald mit besonderer Entschiedenheit sich von der Umwelt als eine auch völkische Einheit abschlossen.



2.

Unter den auf dem Boden altchristlicher Missionstätigkeit erwachsenen Sonderkirchen des Orients nimmt die aus der persischen Reichskirche des vorephesinischen Zeitalters hervorgegangene syrisch-nestorianische eine einzigartige Stellung ein. Als ein kirchlicher Organismus von bewunderungswerter Lebenskraft den politischen Organismus, in dessen Rahmen sie sich entwickelt hatte, überdauernd hat sie selbst wieder Jahrhunderte lang in einem Umfang und mit einem zeitweiligen Erfolge missioniert, die von landläufiger kirchengeschichtlicher Betrachtungsweise allzu leicht übersehen werden.

Ihr Verhältnis zum sprachlich-völkischen Problem war von vornherein ein ebenso eigentümliches als kompliziertes. Das Sassanidenreich, dessen christliche Landeskirche sie ursprünglich gewesen war, stellte seinerseits keineswegs einen eigentlichen Nationalstaat dar. Sie selbst bediente sich als Sprache des Gottesdienstes und der theologischen Literatur eines anderen Idioms als des von dem politisch führenden, iranischen Bevölkerungselement des Reiches gesprochenen. Aber tatsächlich war in ihrem eigenen Schoße dieses Element neben dem aramäisch-mesopotamischen seit alters ebenbürtig vertreten, wie schon ein Blick auf die Nomenklatur ihrer Bischofsreihen unzweideutig erkennen läßt. Sie ist endlich auch nicht dauernd die einzige kirchliche Organisation des mittelpersischen Großstaates geblieben, soferne nach der nestorianischen auch die monophysitische Propaganda über die Ostgrenze des römischen Imperiums hinübergriff und hier eine jakobitische Hierarchie erblühte, an deren Spitze mit dem Titel eines Maphrejânâs ein dem antiochenischen Patriarchen kaum mehr als nominell unterworfener Chef von verhältnismäßig großer Unabhängigkeit stand. Vollends seit an die Stelle des Sassanidenreiches das nun auch Syrien und Palästina mit umfassende mohammedanische Kalifat getreten war, erscheint die religiöse Gemeinschaft des Katholikos von Seleukeia-Ktesiphon im Lichte einer echten Konfessionskirche internationalen Charakters, für die — möchte man an-

nehmen — die angestammte ostaramäische Kirchensprache wesentlich dieselbe Bedeutung gehabt hätte, die der lateinischen für die katholische Kirche des mittelalterlichen Abendlandes zukam.

In der Tat ist das als Umgangssprache seit dem 8. Jahrhundert dem Arabischen weichende edessinische Syrisch für Nestorianer und Jakobiten gleichmäßig kirchliche Literatursprache geblieben. Aber als Sprache des kirchlichen, vorab des kultischen Lebens es mit Unverbrüchlichkeit überall dort zu verbreiten und festzuhalten, wo ihre Glaubensboten Fuß faßten, lag der nestorianischen Kirche ferne. Auch ihr ist der Begriff einer zum Ausdrucksmittel der kirchlichen Einheit werdenden einzigen Kirchensprache im Sinne des Abendlandes fremd.

Wir erfahren leider nicht mit Bestimmtheit, welcher gottesdienstlichen Sprache man sich in den blühenden christlichen Gemeinden bediente, die Kosmas der Indienfahrer im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts unter einer an die persische angeschlossenen Hierarchie an der Malabarküste und auf Ceylon vorfand. An das Syrische haben wir aber schwerlich zu denken, eher noch an das Griechische, da die Bevölkerung der von jenen Christengemeinden durchsetzten Gebiete mindestens teilweise als eine griechisch redende bezeichnet wird.

Das Persische hat in verschiedenen Formen seiner Entwicklung auf dem Boden des eigentlichen Iran und bis nach Zentralasien hinein als nestorianische Kirchensprache eine ungleich bedeutendere Rolle gespielt, als man gemeinhin annimmt. Die deutschen Turfan-Expeditionen haben aus Chinesisch-Turkistan umfangreiche Reste eines zu liturgischem Gebrauche eingerichteten Pehlewi-Psalters gebracht, dessen Text man noch für das frühe 5. Jahrhundert hat in Anspruch nehmen wollen. Im Stammlande der Achämeniden, der die Kirchenprovinz Fars bildenden alten Persis, wurden mehrfach kirchliche Rechtsbücher in der iranischen Volkssprache abgefaßt und erst zum Gebrauche auch anderer Kirchenprovinzen aus ihr ins Syrische übersetzt. Ein dortiger Kirchenfürst des ausgehenden 5. Jahrhunderts wird als Dichter „persischer" Hymnen namhaft gemacht. Handelte es



sich bei diesen naturgemäß noch um Pehlewi-Dichtungen, so stehen in den Offizien des späteren nestorianischen Festbreviers vereinzelt versprengte Bruchstücke liturgischer Poesie in einem von Arabismen noch freien besonders altertümlichen Neupersisch. Ein solches weisen auch zwei Blätter eines syrisch-persischen Psalters auf, die wiederum aus Ost-Turkistan den Weg nach Berlin gefunden haben.

Eine besonders reiche Ausbeute haben die Turfan-Funde weiterhin bezüglich eines liturgischen Gebrauches des Sogdischen gebracht. Zahlreiche Bruchstücke verschiedener und verschiedenen Buchtypen angehöriger Perikopenbücher gestatten hier sogar einen Einblick in den näheren Verlauf der Entwicklung. Reste doppelsprachiger Handschriften führen durch ihre mit derjenigen des syrisch-neupersischen Psalterfragments übereinstimmende Einrichtung auf eine sprachliche Gestaltung der Liturgie, bei welcher der biblische Text Satz um Satz, ja sogar in einzelne Satzabschnitte zerlegt, zuerst syrisch, dann sogdisch verlesen wurde. Die Masse der Fragmente bietet einen nur mehr von syrischem Rubrikenwerk begleiteten rein sogdischen Text, setzt also eine mindestens zusammenhängende, wenn nicht sogar ausschließliche Perikopenlesung in der neuen Kultsprache voraus.

Zu einer absoluten Altersbestimmung dieser unschätzbaren Reste fehlt vorerst noch die nötige Grundlage. Aber es ist sehr wohl denkbar, daß sie bis in die Zeit herabführen, in welcher der Katholikos Jaballaha III., ein geborener Chinese, von dem Mongolenherrscher Argun als Gesandter an Papst Nikolaus IV. geschickt wurde. Den Anfängen eines Hinübergreifens der nestorianischen Missionsbewegung nach China gehört demgegenüber das bekannte im Jahre 781 errichtete Denkmal von Singanfu an. Auch seine syrisch-chinesische Inschrift bekundet aber bereits wenigstens bis zu einem gewissen Grade das charakteristische Entgegenkommen, das jene Bewegung den Volkssprachen ihrer Arbeitsgebiete entgegenbringt.

Es ist nun jedoch andererseits nicht minder bezeichnend, daß Ansätze zu einer nationalkirchlichen Absonderung trotz



jenes Entgegenkommens im Bereiche der nestorianischen Mission sich nirgends bemerklich machen. Für eine solche hätte die mehr oder weniger starke sprachliche Emanzipation eben nur dann wegbereitend wirken können, wenn es den Sendboten des nestorianischen Christentums irgendwo gelungen wäre, eine bestimmte völkische Einheit als Ganzes zu gewinnen. Aber ein so weitgehender Erfolg ist ihnen niemals beschieden gewesen. Wie die altchristliche Mission im Rahmen des Sassanidenreiches nicht ganze Arbeit zu tun vermocht hatte, so lastete es auch auf ihrer nach Osten gerichteten Weiterführung wie ein erblicher Fluch, daß sie wohl bei immer neuen Völkern das Christentum zu verbreiten, nicht aber diese Völker restlos zum Christentum zu bekehren wußte. Wie in ihrem mesopotamischen Stammlande an dem nachdringenden jakobitischen Bekenntnisse, so ist der nestorianischen Kirche bis in ihre entferntesten Missionsbezirke an manichäischer und buddhistischer Propaganda eine Konkurrenz erwachsen, die sich nicht niederringen ließ. Der nestorianische Christ sah sich überall durch die Zugehörigkeit zu jener Kirche von Volksgenossen eines anderen religiösen Bekenntnisses getrennt. Ja, soweit wir zu urteilen vermögen, gehörte er überall innerhalb des ethnischen bezw. politischen Verbandes, in den seine Geburt ihn hineingestellt hatte, näherhin einer konfessionellen Minderheit an. Daß unter diesen Umständen eine bloß sprachliche Differenzierung als trennendes Moment gegenüber der einigenden Kraft der gleichen Lehre, der gleichen Disziplin, des — trotz einer Verwendung verschiedener Idiome — wesenhaft gleichen Ritus kaum auch nur ins Gewicht fallen konnte, liegt auf der Hand. Auch ohne das äußere Band einer strenge festgehaltenen internationalen Kultsprache mußte die nestorianische Christenheit einen internationalen Charakter des Kirchenbegriffs unmittelbar erleben. Es war, so paradox dies klingen mag, letzten Endes ebenso sehr der relative Mißerfolg als der relative Erfolg ihres Missionswerkes, was hier die historische Bedeutung einer Kirche bedingte. (Schluß folgt.)



LXV.

Zur Kriegslage.

— 23. Oktober.

Wie steht's mit dem Krieg? Tagtäglich stellen wir uns diese Frage. Über die militärische Seite der Frage werden wir natürlich hier nicht sprechen, denn darüber geben die täglichen Berichte der Heeresleitungen die allein maßgebende Auskunft. Uns kann nur die politische Seite beschäftigen, nämlich die Gestaltung, die Fortdauer oder Veränderung jener Verhältnisse, aus welchen der Krieg hervorgegangen ist, aber natürlich auch diese Verhältnisse nur mit jenen Beschränkungen, die heute jeder öffentlichen Diskussion gezogen sind.

Wenn irgendeine Angelegenheit Sache des Willens ist, so ist es gewiß der Krieg, und man kann wohl unbedenklich sagen, daß nie ein Krieg entstanden ist, wenn nicht mindestens eine starke Neigung zum Krieg schon vor Eintritt des jeweiligen Kriegsanlasses vorhanden war. Jedenfalls gilt vom heutigen Krieg: zuerst war der Wille zum Krieg, oder, wie man heute lieber sagt, die Kriegsstimmung, dann erst ist der Krieg geworden.

Um die Kriegsstimmung zu charakterisieren, müssen wir wohl auf die bekannte Depesche zurückgreifen, mit welcher der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg am 10. August die von der amerikanischen Telegraphen-Agentur United Preß an Kaiser Wilhelm gestellte Anfrage über Deutschlands Kriegsziele beantwortet und in seiner ebenso bekannten Reichstagsrede vom 19. August gewissermaßen des Nähern kommentiert hat. Jene Depesche, wie jene Rede waren ein öffentliches Friedensangebot. Die Rede zumal war ein überzeugender auch heute noch aufrechtstehender Nachweis, daß Deutschland den Krieg nie gewollt, auch damals nicht wollte, sondern jeden Tag zu einem billigen Frieden bereit war. Diese

Kundgebungen des Reichskanzlers sind in einem Momente erfolgt, wo nicht entfernt davon die Rede sein konnte, daß die Zentralmächte den Frieden einfach würden diktieren können. Die Heere der Zentralmächte waren zwar auf russischem Gebiete in einem unaufhaltsamen Siegeszug begriffen, aber damals war noch nicht einmal Nowo-Georgiewsk, geschweige Brest oder gar Wilna schon gefallen und andererseits befand sich noch ein größerer Teil Galiziens in russischem Besitz und Deutschland hatte schon beinahe alle seine Kolonien verloren. Die Gegner hatten damals noch eine verhältnismäßig günstige Position und sie hatten außerdem Pfänder in der Hand, die gerade in ihren Augen besonders wertvoll erscheinen mußten, denn je mehr sie überzeugt waren, daß Deutschland nach einer Art Oberherrschaft strebe, desto höher mußten sie den in ihren Händen befindlichen deutschen Kolonialbesitz einschätzen.

Was aber war die Antwort auf dieses Friedensangebot? Es scheint fast, daß der vom Reichskanzler bekundete gute Wille von den Gegnern gerne als Anlaß benützt worden ist, um sich den Anschein zu geben, als glaubte man darin ein Eingeständnis der Schwäche finden zu müssen. Sasanow beteuerte in den „Times", von Frieden könne keine Rede sein, solange noch ein feindlicher Soldat auf russischem Boden stehe. Der französische Ministerpräsident Viviani hat erklärt, die Waffen dürften erst niedergelegt werden, wenn Belgien befreit und Elsaß-Lothringen zurückerobert sei. Und Sir Grey hat in der Rede des Reichskanzlers den Beweis gefunden, daß Deutschland ernstlich nach einer gewissen Oberherrschaft strebe, welche Auffassung er allerdings weniger auf die Kanzlerrede selbst als vielmehr auf das bekannte Wort des Schatzsekretärs Helfferich vom „Bleigewicht der Milliarden" stützte. Alle Teile waren sonach in der Ablehnung des vom Reichskanzler aufgeworfenen Friedensgedankens einig, aber in den Gründen der Ablehnung gingen sie weit auseinander, so weit, daß von einer grundsätzlichen Verschiedenheit gesprochen werden muß. Während nämlich Grey und Sasanow den Standpunkt der

Verteidigung hervorkehrten, als wären sie die Angegriffenen, die Überfallenen, hat Viviani neuerdings ganz offen zum Standpunkt der Eroberung, der Rückeroberung von Elsaß-Lothringen sich bekannt. Nach der oft zitierten Londoner Solidaritäts-Deklaration der drei Mächte müssen dieselben selbstverständlich auch in diesem Prinzip der Rückeroberung solidarisch sein, also — und da dürfen wir daran erinnern, was wir am Eingang über den Willen zum Krieg gesagt haben — also führen auch die Alliierten Frankreichs keineswegs einen bloßen Verteidigungs-, sondern einen ausgesprochenen Eroberungskrieg. Italien, der vierte im Bunde, kam in diesem Falle wohl nicht direkt in Frage, denn Italien befindet sich ja mit Deutschland selbst heute noch in so tiefem Frieden, daß die Sage geht, Cadorna habe den wenigen deutschen Gefangenen, die er irgendwo an den tirolischen Grenzen gemacht haben soll, österreichische Uniformen angezogen, um sie eben als gefangene Oesterreicher ausgeben zu können. Daß aber auch Italien einen puren Eroberungskrieg führt, das hat, wenn es dafür überhaupt noch eines Beweises bedurfte, der ungetaufte Minister Barzilai unlängst selber den Neapolitanern klar auseinandergesetzt. Und sind Rußland und England nicht etwa auch mit Italien solidarisch?

Die Gegner haben also um Mitte August die deutsche Friedensanregung so wenig respektvoll behandelt, daß sie sogar auf eine einheitliche Begründung der Ablehnung verzichten zu können glaubten. Es herrschte eben überall noch der entschiedene Kriegswille vor. Woher auch sollte der Wille zum Frieden kommen? Waren doch überall noch die Anstifter des Krieges in Amt und Würde und wurden getragen von überwiegenden, fast einhelligen Parlaments-Majoritäten, die den Willen des Volkes zu verkörpern vorgaben. Demzufolge gebärden sich alle gegnerischen Kabinette, das Kabinett Sasanow nicht ausgenommen, als Vollstrecker des heiligen Volkswillens, als ob nicht eigentlich sie den Krieg gemacht, sondern sie nur in Ausführung des ihnen vom Volke anvertrauten Mandates gehandelt hätten. Wozu

anders selbst hat Sasanow im August die Reichsduma einberufen, als um sich ebenso wie Viviani rc. mit dem Volkswillen zu decken? An Kritik, an Vorwürfen, an sehr ernsten Worten seitens kleinerer Minoritäten hat es allerdings in keiner dieser Volkswillens-Vertretungen, nicht einmal in Nisch, gefehlt, aber wir haben in Frankreich gesehen, daß die Kammer im Sommer, als es galt, einen bestimmten Entschluß zu fassen, vorgezogen hat, einfach auf Ferien zu gehen. Die Anstifter des Krieges hatten eben zu geeigneter Zeit sich gegen alle ernstere Opposition dadurch zu wappnen gewußt, daß sie Vertreter der Opposition als Geiseln derselben in ihre Kabinette aufgenommen hatten; selbst in der russischen Duma, hat man die Oppositiou so weit herangezogen, daß man den Kadettenführer Schingarew, der, wie es heißt, nach dem Ruhm eines zweiten Witte geizt, zum Präsidenten der Militär- und Marine-Kommission gewählt hat, jener Kommission, welche die wahrgenommenen Schäden in Armee und Marine kurieren und einen neuen Geist in die Führung bringen sollte. Die Politiker, die den Krieg eingefädelt, sind an das Prinzip „Krieg bis ans Ende" gebunden, die Opposition hat dagegen zum Mindesten keinen Widerspruch erhoben; findet sie an der Ausführung etwas zu tadeln, so ist ihr reichlich Gelegenheit geboten, die Fehler zu verbessern, parlamentarisch-theoretisch ist sonach alles in schönster Ordnung, weshalb soll man daher an Frieden denken? Etwa wegen der Wähler? Die Wähler, auf die es eigentlich ankäme, standen und stehen meist im Felde und unter strengster militärischer Disziplin; wer da vom Frieden reden wollte, würde bald sein letztes Wort gesprochen haben. Unmöglich also, den Ring zu durchbrechen, hinter den sich die Urheber des Krieges verschanzt haben, die fast alle bis heute sich im Amte gehalten. Und doch naht das Verhängnis. Freilich noch bestärkt sie dies ihr Regierungssystem in ihrem Starrsinn und gestattet ihnen, zu den verwegensten Auskunfts- und Hilfsmitteln zu greifen.

Wirklich: zu den verwegensten Auskunftsmitteln. Seit dem Friedensangebot des deutschen Reichskanzlers hat sich



die Situation der Gegner bekanntlich erheblich verschlechtert. Der Siegeszug der Armeen der Zentralmächte in Rußland hat seinen Fortgang genommen. Eine Reihe der stärksten russischen Festungen und damit der wichtigsten strategischen Stützpunkte befindet sich jetzt in den Händen der Zentralmächte. Eine Rückeroberung aller dieser Punkte, wenn sie auch natürlich nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, würde doch jedenfalls ganz enorme neue Opfer erfordern, die in entsprechend kurzer Zeit aufzubringen auch dem unerschöpflichen Rußland, wenn überhaupt, nur äußerst schwer gelingen könnte. In dieser Lage, statt nach einem billigen Frieden zu trachten, tragen die Gegner nicht das geringste Bedenken, ein Land nach dem anderen in Brand zu stecken. Erst haben sie kein Mittel gescheut, um auch in Italien die Kriegsfackel zu entzünden, und jetzt scheinen sie nicht ruhen zu wollen, bis auch der ganze Balkan, dieser ohnehin mit Meeren von Blut getränkte Balkan wieder eine einzige Rauch- und Feuersäule bildet. Bei der Verletzung der griechischen Neutralität wollen wir uns gar nicht länger aufhalten, denn den konstanten Widerspruch zwischen Worten und Taten ist man bei den Gegnern in solchen Fällen längst gewohnt. Viel bezeichnender ist das nachträglich ganz offen gemachte Eingeständnis, daß die Truppenlandung in Salonichi, wenigstens nach der ursprünglichen Intention, eigentlich nur den Zweck hatte, die bisher neutral gebliebenen Balkanstaaten in den Krieg hineinzureißen. Nicht also um den Serben Hilfe zu bringen — was ist den Engländern Serbien! — sondern nur um auch die anderen Balkanstaaten in den Krieg zugunsten des Vierverbandes hineinzudrängen, um auch in diese vom Krieg noch verschonten Länder die Kriegsfackel hineinzuschleudern, nur zu diesem Zwecke ist das Landungsmanöver in Szene gesetzt worden. Diese Absicht ist zwar, wenigstens vorläufig, in wahrhaft beschämender Weise mißglückt, aber die Brandstiftungsversuche werden deshalb doch nicht eingestellt, sondern nur um so eifriger fortgesetzt. Lief doch erst jüngst die Meldung durch die Zeitungen, daß die Brandstiftergesellschaft



neuestens auch in Madrid wieder tätig gewesen ist. Und das gellende Geschrei, daß Deutschland jetzt von der Elbe bis zur Euphrat-Mündung, von der Nordsee bis zum Golf von Persien seinen Willen diktieren werde, sollte zweifellos ebenfalls nur ein Hannibal ante portas sein, um die gelbe Rasse gegen das Phantom der teutonischen Weltdiktatur aufzuschrecken. Zunächst freilich dürfte die Gesellschaft auch hier wie mit dem Salonichi-Manöver nur ungefähr das Gegenteil, nämlich eine Ermutigung der mohammedanischen Welt bis nach Indien hinein, erreichen.

Der Wille zum Krieg, die feste rücksichtslose Entschlossenheit, die Zentralmächte niederzuringen und zu diesem Zwecke alle irgend erreichbaren Hebel in Bewegung zu setzen, dieser Ruhm, wenn es ein Ruhm ist, kann den zahlreichen und verschiedenen Gegnern gewiß nicht abgesprochen werden. Dieser Wille und diese Entschlossenheit sind auch jetzt noch keineswegs gebrochen, man kann höchstens von einer Erschütterung reden, und nach wie vor gilt allen Gegnern kein anderes Argument als der Erfolg der Faust, denn auch die Venizelos in Griechenland und die Jonescu in Rumänien waren nur durch die militärischen Erfolge der Zentralmächte im Zaume zu halten, im anderen Falle hätten auch diese Länder den Treibereien der Parteigänger des Vierbundes schwerlich widerstanden.

Der so unerwartet gekommene Mißerfolg am Balkan hat die Gegner allerdings, wenigstens momentan, in eine schwierige Lage, in eine gewisse Verwirrung gebracht. Es hat den Anschein, als wäre der Balkan dem Vierbund plötzlich aus den Händen entschlüpft. In der Tat ist nicht wohl abzusehen, woher der Vierbund die Kräfte nehmen sollte, die er den gegen Serbien vordringenden Armeen der Bulgaren und der Zentralmächte entgegenwerfen könnte, selbst wenn er sicher wüßte, wo dieselben mit Erfolg anzusetzen wären. Auch der Vierbund kann nicht Armeen aus der Erde stampfen und auch ihm wächst kein Kornfeld in der flachen Hand. Wohl liest man von der Liquidation der Dardanellen-




aktion. Aber wo immer der Vierbund in seinen Angriffen nachläßt, so kann er es nicht verhindern, daß damit gleichzeitig entsprechende Teile der Streitkräfte der Zentralmächte für andere Fronten frei werden. Doch haben wir uns nicht die Köpfe der Gegner zu zerbrechen, konstatieren können wir aber, daß die Zeitungen der Gegner jetzt das erste Mal offen ihre Verlegenheit eingestehen. Im russischen Falle, nach der Einnahme von Warschau usw., tröstete man sich und die Leser immer mit der Parallele von 1812 und prophezeite dem Marschall Hindenburg das Schicksal, das Napoleon in Moskau und an der Beresina ereilte. Für den jetzigen Fall ist eine solche trostreiche Parallele noch nicht gefunden worden, und vielleicht steht derselbe auch wirklich und überhaupt ohne Beispiel da. Es hilft der diplomatischen Reputation Delcassés auch nichts, daß er nach eingetretener Katastrophe sich beeilt hat, das Schiff des Vierverbandes zu verlassen, denn wenn er den Mißerfolg wirklich so bestimmt vorausgesehen, wie er sich jetzt den Anschein geben möchte, und wenn er trotzdem die Partie mitgespielt hat, so ist seine Verantwortung nur um so größer.

Aller Ingrimm der zahlreichen Partner des Vierbundes konzentriert sich derzeit begreiflicherweise auf Bulgarien. Es regnet jetzt förmlich Kriegserklärungen an Bulgarien, und vielleicht bricht dem Venizelos noch das Herz vor Schmerz darüber, daß nicht auch er einen olympischen Donnerkeil auf Sofia niederschleudern konnte. Aber vielleicht taten wir unrecht, einen Moment in den Spott mancher Zeitungen einzustimmen, denn der Schritt, zu dem sich Bulgarien entschlossen hat, ist jedenfalls eine sehr ernste Sache und kann, wie schon bemerkt, die Bedeutung eines großen Wendepunktes erlangen. Der Zar hat in einem Manifest die Bulgaren feierlich aus der slavischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Diese nationale Ausschließung wird jedoch schwerlich großen Eindruck machen, denn ein bulgarisches Blatt ist ihr bereits mit dem Hinweis darauf zuvorgekommen, daß die Bulgaren noch immer in einer sehr respektablen slavischen Gesellschaft sich befinden,

nämlich in Gesellschaft der Polen, Ruthenen, Czechen, Slovenen und Kroaten, denen übrigens auch ein Teil der Serben, und davon gewiß nicht der schlechteste Teil, einzureihen ist. Mit diesem Hinweis und Argument war der erwartete Streich des Zaren schon im voraus sehr glücklich pariert. Was den slavisch-nationalen Charakter anbetrifft, sind die eben genannten slavischen Stämme gewiß viel reinere Slaven als die schon vom historischen Anbeginn an stark mit mongolischen nnd ähnlichen Elementen durchsetzten Moskowiter, wie die heutigen Russen noch bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts allgemein genannt worden sind. Und — was noch viel mehr bedeuten will — außerdem stehen diese Slaven an allgemeiner Kultur unzweifelhaft hoch über den Moskowitern.

Alle Kulturvölker, die diesen Namen verdienen, können darum den Bulgaren nur lebhaft dazu gratulieren, wenn sie sich entschlossen haben, endgiltig in die Gemeinschaft der vorgeschrittenen Slaven einzutreten. Und von diesem Kulturstandpunkt aus ist es ganz unfaßbar, wie die Franzosen, Engländer und Italiener es vor sich selber rechtfertigen können, daß sie die Bulgaren, wie sie es ja vorhaben, zur Rückkehr in die Moskowitergemeinschaft zwingen wollen. Der Zar spricht aber auch die kirchliche Acht, eine Art kirchlicher Exkommunikation über die Bulgaren aus. Auch das kommt von Seite des Zaren nicht unerwartet, denn wir haben schon wiederholt registrieren müssen, daß es beim Zaren und seiner Regierung förmlich System geworden ist, Slavismus und Orthodoxismus zu identifizieren. Im einseitig oder gar nicht unterrichteten russischen Volke mögen beide Momente, das nationale wie das kirchliche, sich wirksam erweisen und vielleicht ein neuerliches Auflodern der Kriegsflamme zur Folge haben. Aber in Wahrheit stand Bulgarien in kirchlicher Beziehung noch weniger wie in politischer Beziehung je unter moskowitischer Oberhoheit. Seit 1870 muß die bulgarische Kirche, die früher direkt dem Phanar unterstaud, als autokephal bezeichnet werden, denn

in diesem Jahre wurde — gerade auch auf Drängen Rußlands — vom Volke das bulgarische Exarchat geschaffen, das außer dem heutigen Bulgarien auch große Teile des heutigen Serbien (sogar auch Nisch) umfaßte. Zwar hat das Konstantinopeler Patriarchat dieses bulgarische Exarchat lange nicht anerkennen wollen, und es ist auch die förmliche Exkommunikation darüber ausgesprochen worden. Diese Exkommunikation ist aber noch vom vorigen Patriarchen wieder zurückgezogen und aufgehoben worden, so daß das Exarchat, dessen Sitz inzwischen von Konstantinopel nach Sofia verlegt worden ist, zuletzt in völlig normalen Beziehungen zum Patriarchat gestanden hat. Aber wie immer man über diese Frage denken mag: von der russischen Kirche war das bulgarische Exarchat auch nach den strengsten orthodoxen Begriffen nie abhängig, nnd der Versuch des Zaren, über Bulgarien eine Art kirchlicher Acht zu verhängen, ist deshalb ebenso wie seine nationale Achterklärung nichts weiter wie eine moskowitische Anmaßung und wird aus diesem Grunde ebenfalls nicht den beabsichtigten Erfolg haben können. Übrigens stehen die Bulgaren auch in dieser Beziehung keineswegs isoliert in der Welt. Die Griechen und Rumänen gehören ja ebenfalls nicht zur slavisch-orthodoxen Gemeinschaft. Der Zar hat aber darin doch kein Hindernis gefunden, noch im vorigen Jahre die bekannte Allianzbettelfahrt nach Constanza zu unternehmen, und mit dem griechischen Hof ist der russische Hof sogar mehrfach verschwägert; es können also weder Rumänen noch Griechen etwa deklassierte Orthodoxe sein. Übrigens tun auch diese Orthodoxen bislang bekanntlich nicht genau das, was der Zar eigentlich wünscht. Und endlich und schließlich: Daß dem Zaren gerade die jetzigen Inhaber des mit so viel Blut besudelten serbischen Königsthrones so sehr ans Herz gewachsen sind, ist doch nur seine, des Zaren persönliche Sache, keineswegs auch eine Sache des Slavismus und der orthodoxen Kirche. Die Katholiken unter den Franzosen, Engländern und Italienern würden sich auch schön bedankt haben, wenn man ihnen zu Kriegsbeginn ge-

sagt hätte, sie müßten nun, sei es für die slavisch-orthodoxe Kirche, sei es für die slavisch-orthodoxe Sache des Zaren ihre Haut zu Markte tragen. Die Bulgaren ihrerseits, wir dürfen es wohl wiederholen, sind jedenfalls nur zur beglückwünschen, daß sie in diesem Krieg ihre Sache von jener des Zaren getrennt haben. J—l.

LXVI.

Brief aus Holland.

Der treue, unermüdliche Anwalt der Belgier „de Tijd" brachte kürzlich zwei Briefe belgischer Glaubensgenossen, worin ihre Stellung und ihr Verhalten gegenüber den deutschen Katholiken nach Beendigung des Weltkrieges einer scharfen Kritik unterworfen wurde. Sie ist in hohem Maße lehrreich, aber gleichzeitig erschütternd für den Katholiken, der von einer höheren Warte die zukünftige Weltlage der Christenheit betrachtet.

Der erste Brief stammt aus der Feder eines belgischen Geistlichen namens Peters, der in liebevoller Weise als ein barmherziger Samariter die bitteren Leiden der belgischen Flüchtlinge in London zu lindern wußte. Der Verfasser beklagt sich bitter über die Haltung der deutschen Glaubensgenossen, die die Greuel ihrer Truppen nicht einräumen und sich entschuldigen wollen mit dem vermeintlichen Franktireurskrieg. Nach seinem Urteil wäre der Bruch der Neutralität durch den Einmarsch der Truppen in Belgien ein schweres Vergehen gegen die Moral. Er schließt seine Anschuldigung mit der Drohung: Wir kennen euch nicht! Ihr sollt euch erst bekehren; dann dürft ihr zu uns zurückkehren. Erkennet, daß die moralischen Pflichten über der Realpolitik stehen. Sorget an erster Stelle für die Sühnung des durch den Einbruch geschändeten Sittengesetzes. Erst dann kann der Friede zwischen den belgischen und deutschen Katholiken vorbereitet werden.



In noch schärferem Tone tritt Frans van Couwelaers, ein bekannter Führer der Flamländer auf. Wie ein wütender Jupiter schleudert er seine Blitze gegen die Katholiken Deutschlands. Er schreibt ohne jegliche, doch gewiß nötige Einschränkung ganz allgemein von ihnen: Sie hätten sich der Staatsvergötterung schuldig gemacht. Sie hätten sich nicht beizeiten genügend gewehrt gegen den Einfluß des neokantischen Monismus. Die Anschauungen eines Treitschke über die Rechte des Staates und der Militarismus hätten dem Katholizismus schweren Abbruch getan. Und jetzt suchen die deutschen Katholiken, welche andere Grundsätze hegen über die christlichen Pflichten als Windthorst, Reichensperger und v. Ketteler, in aller Stille den Weg anzubahnen für einen gegenseitigen Anschluß im kommenden Friedensschluß. Aber was haben wir gemein mit deutschen Katholiken — so ruft er aus —, solange sie dem Moloch des deutschen Imperialismus unsere Ehre und unsere gemeinschaftlichen sittlichen Prinzipien opfern? Unsere Wege werden sich nicht kreuzen, auch nicht in weiter Ferne, solange sie nicht zurückkehren von ihrem Irrwege und gegen uns nicht Gerechtigkeit üben.

Der Menschheit tiefster Jammer ergreift uns beim Lesen solcher Drohungen und Wahnvorstellungen. Darin spiegelt sich eine Verletzung der Liebe, die man unter Christen nicht für möglich halten sollte! Es ist eine tieftraurige Tatsache, daß der Krieg auf beiden Seiten, sowohl in Belgien, wie in Deutschland, eine große Kluft und eine bittere Enttäuschung bereitet hat. Andererseits ist es unsere Pflicht, die Kluft zu überbrücken und eine Annäherung und Versöhnung, was sie auch kosten möge, vorzubereiten.

In diesem unerquicklichen Streite handelt es sich vorwiegend um zwei Fragen, die man lösen möchte. Die erste würde lauten: Tragen die deutschen Truppen die größte Schuld an den in Belgien verübten Greueltaten? Die zweite: War das Einrücken des deutschen Heeres in Belgien und die Verletzung der Neutralität ein Verbrechen gegen die Moral? Bezüglich der ersten Frage können wir ruhig annehmen, daß

sie niemals endgültig gelöst werden wird, und dürfen uns berufen auf eine darauf bezügliche Erklärung des hl. Vaters, zumal so viele Anklagen bei eingehender Untersuchung sich als falsch oder übertrieben erwiesen. Daß von beiden Seiten in der Hitze des Kampfes Greueltaten stattfanden, wird wohl niemand bestreiten. Die zweite und wichtigste Frage kann meines Erachtens, wenn alle Akten veröffentlicht werden, zur vollen Klarheit gelöst werden. Indessen kann bereits jetzt mit Sicherheit erwartet werden, daß diese Klärung zu Gunsten der Zentralmächte ausfallen wird. Dann werden an erster Stelle die Zahlen der Kämpfer in den Millionen-Heeren eine deutliche Sprache reden. Infolge der unglücklichen Einkreisungspolitik des verstorbenen Königs von England standen beim Ausbruch des Weltkrieges 6 feindliche Reiche gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, während Italien bereits mit den Ententemächten liebäugelte und mit den schwankenden Balkanstaaten die Lage Oesterreichs bedrohte. Truppen aus allen Weltteilen ließen die Engländer und Franzosen heranrücken. Die Heere der Russen, fast doppelt so stark an Zahl wie die der Zentralmächte, überfluten die Grenzen im Osten. In diesem Momente, wo Deutschland, von allen Seiten durch mächtige Feinde zu Wasser und zu Lande umringt, um seine Existenz zu kämpfen gezwungen wird, bittet Deutschland um die Genehmigung zum Durchmarsch durch einen kleinen Landstrich Belgiens unter der Bedingung allen möglichen Schadenersatzes. Es wird abgewiesen. Nach dem Falle von Lüttich wiederholt es seine Bitte und wiederum weist die verblendete belgische Regierung eine Verständigung zurück. Es wird einem jeden billig Denkenden einleuchten, daß im Notfalle ein Durchbruch in das Gebiet des Nachbarn gegen Vergütung etwaigen Schadens gestattet ist, widrigenfalls summum jus, summa injuria einträte. Die Kontroverse läuft also auf die Frage hinaus: Befanden sich die Deutschen in der Notwehr? Über diese ernste Frage, die noch lange nicht spruchreif ist, wird in der ganzen Welt noch viel debattiert werden durch Berufene und Unberufene. Die



Entscheidung wollen wir in Gemütsruhe abwarten. Gegen das Vorgreifen belgischer Hitzköpfe aber legen wir ernste Verwahrung ein. Ihren Bannfluch gegen hochstehende deutsche Katholiken, denen man nicht die Hand zur Versöhnung reichen will, solange sie nicht den Einbruch in Belgien als einen moralischen Frevel anerkennen wollen, erachten wir als eine Selbsttäuschung und Überhebung, die wir als Katholiken tief bedauern müssen. Wo bleibt da die brüderliche Liebe!

Wenn Führer der belgischen Katholiken einen solchen Ton gegen ihre Glaubensgenossen anschlagen wollen, dann wären diese in größerem Maße berechtigt, den Spieß umzukehren. Man kann aus belgischen und französischen Quellen nachweisen, daß Belgien — es ist das ja ein anderes Kapitel, das getrennt von der Frage des sogenannten Neutralitätsbruches der Deutschen behandelt werden muß — schon vor dem Ausbruch des Krieges für Frankreich Partei ergriffen hatte. Unter den besseren Ständen wurden die Pariser Blätter, die deutschfeindlich gesinnt waren, massenweise gelesen. Sie haben die Saat der Hetze gegen Deutschland in zügelloser Weise gesät, ohne daß die Regierung geeignete Vorkehrung traf für ein gegenseitig besseres Verständnis. Von einer wohlgemeinten Neutralität von seiten Belgiens konnte also nicht mehr die Rede sein. Auch die besorgten Gesandten in Paris, London und Berlin wiesen auf die Gefahren des verhängnisvollen Spieles mit Feuer gegenüber Deutschland hin. Aber weit schlimmer und verwerflicher vom moralischen Standpunkte war die Verbrüderung mit dem Kabinette in Paris. Die Regierung mußte und konnte voraussehen, daß sie dadurch abhängig wurde von den Ententemächten. Die Stellung der belgischen Minister, sowie ihres schwachen Königs wird in der Geschichte dereinst eine schwere Verurteilung finden. Ein krankhafter Patriotismus hat sie verführt zum Bündnis mit den Jakobinern in Paris und daraus folgte selbstredend der Anschluß an die Moskoviter und die Freimaurer in Italien. Durch ihren Wider-



stand gegen den Durchbruch, den man zur Verhütung größeren Unheils vom Standpunkt der Vernunft hätte vermeiden sollen, hat sich die belgische Regierung auch in nicht geringem Maße schuldig gemacht an dem schrecklichen Elend ihres Volkes.

Belgier, welche die deutschen Katholiken in ihrem Zorn eines schweren Unrechtes beschuldigen, würden vernünftiger handeln, wenn sie sich nicht als Sittenrichter aufwerfen wollten. Sie sind dazu nicht befugt und sollten bedenken, daß blinder Lärm stets Unheil anstiftet auch im eigenen Lager.

Je länger der schreckliche Krieg dauert, desto mehr treten allerwärts die freimaurerischen Umtriebe in den Vordergrund und beweisen deren zielbewußte Anhängerschaft an den Vierverband. In Belgien handelt es sich da neuerdings um ein Schreiben des .·. Bruders Graf Goblet d'Arella, Meister vom Stuhl und gleichzeitig Vizepräsident des belgischen Senats, an die Adresse des Großmeisters Fera in Florenz. Unsere Verbindungen, so schreibt der Graf, sind in den von den deutschen Truppen besetzten Teile Belgiens überaus schwierig. Dokumente, Archiv, kurz alles, was für unseren obersten Rat von Wichtigkeit ist, wurde in Sicherheit gebracht. Eine ganz bedeutende Anzahl unserer Brüder sah sich genötigt, aus dem Vaterlande zu fliehen und Gastfreundschaft bei unseren Nachbarn zu suchen. Somit konnten nur drei provisorische Logen errichtet werden: in London, Paris und im Haag, abgesehen von der militärischen Loge an der Front. Wir haben das Selbstbewußtsein, für die Grundsätze des Rechtes und der Freiheit zu kämpfen. Der Sieg kann uns nicht fehlen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß er für unsere gerechte Sache sein wird. — Falls obige Nachricht der „Italia" vom 26. August sich bestätigt, woran man nicht zu zweifeln braucht, dann enthält sie indirekt eine Anklage gegen die katholische Regierung in Belgien, die nicht einmal imstande war, im Senat die Wahl eines Meisters vom Stuhl zum Vizepräsidenten zu verhüten. Jetzt begreift



man besser ihre Schwäche bei der Errichtung des Ferrer-denkmals, die eine stetige Schmach bleiben wird für eine katholische Regierung. Inwieweit die belgische Regierung unter dem geheimen Drucke der Loge stand, als sie Deutschland schlankweg den Durchmarsch weigerte, wird die Zukunft entscheiden, wenn alle Akten veröffentlicht werden. Vielleicht wird es auch von ihr heißen: Sie glaubte zu schieben und wurde geschoben.

Das Schreiben des hl. Vaters an die deutschen Bischöfe hat in allen katholischen Kreisen Hollands lebhaften Widerhall gefunden. Es sind trostreiche Worte: „Von diesem Wege würden weit abirren, die etwa glauben sollten: es sei ihnen erlaubt, die Katholiken eines anderen Volkes durch Wort und Schrift in einer Weise herabzusetzen, daß sie, wie der Apostel sagt, einander herausfordern, einander beneiden, um so neuen Zunder zu der Erbitterung zu liefern, deren Glut sie durch Gerechtigkeit des Urteils und durch Milde der Gesinnung löschen sollten.“

Das ist eine wahre Ehrenrettung für die Katholiken Deutschlands, wofür sie dem hl. Vater in dieser trüben Zeit nicht genug danken können!

LXVII.

Kürzere Besprechung.

Das Religiöse in Clemens Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik von P. Aegidius Buchta O. F. M. Dr. phil. Breslau 1915. F. Goerlich.

Durch die vorliegende „im Kriegsjahr 1915“ erschienene Schrift, wird die Brentano-Forschung wesentlich gefördert und zwar auf einem Gebiete, das bisher nicht berücksichtigt wurde und doch für uns Katholiken von größtem Interesse ist. Das Ergebnis der Untersuchung des Verfassers ist, daß Brentano



„einer unserer größten religiösen Lyriker ist, nicht Kirchenliederdichter". Dem Verfasser ist es aber nicht nur darum zu tun, Brentano den ihm gebührenden Platz unter den deutschen Lyrikern anzuweisen, er stellt dessen religiösen Entwicklungsgang dar, wie er, beeinflußt durch Erziehung, Familie, Freunde und Lebensereignisse, seinen Weg genommen hat. Dadurch wird die Schrift, wie sie der Titel bezeichnet, ein Beitrag und zwar ein höchst fesselnder zur Geschichte der Romantik. Der Verfasser tritt ferner sehr energisch der falschen Auffassung entgegen, die weit verbreitet ist, als ob Brentano ein zurückgekehrter „Abgefallener" wäre; Brentano war immer Katholik, nur zeitweise dem praktischen religiösen Leben entfremdet. Die Wandlung in Brentanos Seele ist in dem Jahre 1817 vor sich gegangen. Luise Hensel, später die Nonne Anna Katharina Emmerich haben den größten Anteil an dieser Wendung im Lebensgange des Dichters, der fortan sich mit größter Wärme der katholischen Kirche anschloß. Daher ergeben sich auch zwei Perioden im poetischen Schaffen Brentanos. Konnte der Verfasser in zahlreichen Werken der ersten Periode fromme Gedanken, religiös-mystische Stimmungen, Vertrautheit mit den Gebeten und Gebräuchen der katholischen Kirche nachweisen, so machten sie doch niemals den eigentlichen Inhalt seiner Dichtungen aus. In der zweiten Periode hingegen war Brentano von einem ernsten Bußgeist beseelt. Er wollte die Verirrungen seiner Jugend büßen, seine Muse sollte fortan Seelen für Christus gewinnen, sie sollte auch den Armen dienen und ihm helfen Wohltaten zu erweisen. Die meisten seiner Dichtungen aus dieser zweiten Periode sind Bekenntnisse seines inneren Lebens. Dabei betont der Verfasser, daß Brentano in seinem Wesen stets derselbe blieb, zwei Seelen kämpften in seiner Brust. Wir möchten hier die eigenen Worte des Verfassers anführen: „Es ist gewiß ein trautes Bild, das uns die religiöse Entwicklung dieses hochbegabten Dichters darbietet, oder vielmehr, es ist, wie Clemens selbst sagt, „das wundervollste Gedicht, das je gedichtet worden", ein Drama, das den Kampf zweier Seelen in einem Menschen um die höchsten Güter darstellt, das aber,



so tragisch es ist, doch einen schönen versöhnenden Schluß findet in dem glänzenden Siege der guten Seele." Von besonderem Interesse sind die Anschauungen des Verfassers über die Werke Brentanos, welche als Früchte seiner Aufzeichnungen nach den Visionen der Anna Katharina Emmerich anzusehen sind. Man kann dem Verfasser im Ganzen vollkommen zustimmen, nur in Bezug auf einen Satz möchte ich hier eine Einschränkung machen, die aber nur als meine persönliche Ansicht gelten soll. Der Verfasser sagt: „Er wollte nur ein Erbauungs- und Betrachtungsbuch schreiben, wozu ihm die Gesichte der Emmerich als willkommene Grundlage dienten." (S. 244.) Brentano war war viel zu tief überzeugt von der Wahrheit der Gesichte, er sah sie als eine besondere Offenbarung der Güte Gottes für unsere glaubensarme Zeit an, als daß er sich nicht als den demütigen Vermittler dieser Gnadenerweisung gehalten hätte. Wenn es also auch nicht seine Absicht war, sozusagen nur der Schreiber zu sein, der, nach der Absicht Gottes der Welt diesen reichen Schatz mitteilte, so wurde eben, teils durch die Schwierigkeit der Umstände, teils durch die Fülle von Phantasie, die Brentano innewohnte, teils durch die Anforderung, die das literarische Kunstwerk, denn das ist wenigstens das bittere Leiden, an den Verfasser stellt, das Resultat das, als was es P. Buchta bezeichnet, ein Gebets- und Erbauungsbuch auf Grundlage der Visionen der Emmerich.

Der Verfasser hat die ganze bisher erschienene einschlägige Literatur benützt und durch das Verzeichnis derselben den Wert seines Buches erhöht. Möchte die mit voller Sachkenntnis und warmer Begeisterung geschriebene Arbeit recht weite Verbreitung finden.

Sophie Görres.

LXVIII.

Italiens Absichten auf Südtirol.

Von Dr. Alemannus.

(Fortsetzung.)

In dem unfernen, 1333 Meter hoch gelegenen Dorfe Luserna, deutsch Lusern oder Losärn, dagegen lebt das Deutschtum noch fort. Es ist die südlichste deutsche Sprachinsel Tirols, hart an der italienischen Grenze gelegen. Von einem Italiener wird es unmutig als „das heilige Mekka der deutschen Sprache, wie ein Fetisch von den Pangermanisten angebetet" bezeichnet. Zuerst hat der Kurat Franz Zuchristian (seit 1862) auf die eigentümliche deutsche Mundart dortselbst aufmerksam gemacht. Prof. Dr. J. v. Zingerle untersuchte dann dieselbe (Lusernisches Wörterbuch, Innsbruck 1869). In den achziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts kam es in dem kleinen Bergneste mit der entzückenden Aussicht auf Tal und Berge des italienischen Astico zu langwierigen und teilweise hitzigen Fehden zwischen der deutsch gesinnten Mehrheit und der italienisch gesinnten kleinen, aber sehr rührigen Minderheit. Deutsche Volksschule, deutsche Spitzenklöppelschule, deutscher Kindergarten blieben dank deutsch ausfallender Gemeindewahlen erhalten und die von der Lega nazionale in Trient errichtete italienische Privatvolksschule kann das Deutschtum hier oben nicht mehr gefährden. 1905 erhielt Lusern durch seinen vormaligen Kuraten Joseph Bacher ein dauernd wertvolles Geschenk in der gründlichen Monographie „Die deutsche Sprachinsel



Lusern" (in den „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell". Bd. 10. Innsbruck 1905.) Was nach dem großen Brande im Jahre 1911 von Lusern wieder erstanden ist, dürfte der jetzt dort tobende Krieg aufs Neue gefährden. Die Einwohner, welche mit großer Anhänglichkeit an ihrem armen Bergdörflein hängen und dorthin immer wieder von ihren auswärtigen Arbeitsstellen zurückkehren, führen zusammen nur drei Geschlechtsnamen, Nicolussi, Gasperi oder Gaspari und Pedrazza. Zur Unterscheidung werden deutsche Beinamen hinzugefügt, so Nicolussi-Leck, Gaspari-Knapp und dergleichen. Unten im italienischen Asticotale, so in Pedemonte, gibt es ebenfalls noch Spuren vormaligen Deutschtums, z. B. jetzt noch Namen wie Longhi, Ciechi. In Carotte trafen wir selber vor zehn Jahren noch alte Leute, welche die deutsche Haussprache redeten.

Von Lavarone und Luserna kann man über die große Alpe Vézzena nach den jetzt italienischen „Sieben Gemeinden im Vicentinischen, Sette Comuni Vicentini" gelangen. Schon auf dem Wege dahin im Assatale (Val d'Assa) stößt man auf ein einsames Wirtshaus mit dem Namen „Osteria Ghértele". Dieses „Gärtlein" erinnert sofort daran, daß wir hier noch ehemals deutschen Boden unter den Füßen haben. Tatsächlich haben diese Sieben Gemeinden wenigstens teilweise eine uralte deutsche Haussprache bewahrt, Cimbro, Zimbrisch genannt, weil sich die Bewohner Zimbern nennen und von den alten Cimbern, die bei Verona von den Römern besiegt worden seien, herleiten. Es ist eine große, ausgedehnte Hochebene, mit Wäldern und Wiesen, Bergen und kleineren muldenartigen Senkungen, mit zahlreichen Höfen, Weilern und Dörfern, alle in einer Höhenlage von beinahe 1000 m über dem Meere. Die Sieben Gemeinden heißen: 1. Rotzo, zimbrisch Rotz. 2. Roana, zimbrisch Robaan (Rain). 3. Asiago, der Hauptort, zimbrisch Sleghe (Holzschlag). 4. Gallio, zim-



brisch Ghel oder Gelle. 5. Foza, zimbrisch Büsche oder Büße (Füssen). 6. Enego, zimbrisch Génebe (gesprochen Jénewe, Gegen die Ebene?). 7. San Giacomo di Lusiana, zimbrisch Lusen oder Lusaan. Alle sieben liegen zwischen Rovereto und Bassano von West nach Ost und zwischen dem Suganatal und der Ebene von Vicenza von Nord nach Süd. Es sind ungefähr 27000 Einwohner. Seit ältester Zeit bildeten die Sieben Gemeinden eine Art Republik unter venetianischer Herrschaft. Beim gewaltsamen Ende der Republik Venedig an Österreich gekommen, wurden sie 1866 mit dem Veneto an Frankreich und von diesem an Italien abgetreten. Besonders in Rotzo und Roana und dann in kleineren Ortschaften bei Asiago usw. lebt das Cimbro noch fort, eine deutsche Mundart, der Hauptsache nach bajuwarisch, auf der Entwicklungsstufe des 13. Jahrhunderts stehen geblieben, also mittelhochdeutsch. Dieses Cimbro hat auch eine kleine Literatur, so drei Katechismen aus dem Jahre 1602, 1813 und 1842, auf Veranlassung der Bischöfe von Padua für die des Italienischen unkundigen Einwohner der Sieben Gemeinden herausgegeben. Der Titel des Katechismus von 1842 lautet: „Dar Kloane Catechismo vor z'Béloseland (Welschland) vortraghet in z'Gaprecht (Sprache) von Siben Kameün (Comuni Gemeinden) un a viar halghe Gasang (vier heilige Gesänge). In Seminarien von Pádebe (Padua)." Dazu noch einige ältere und neuere Lieder und Gedichte, Sprichwörter, Totenklagen, Todesanzeigen (noch jetzt), ungedruckte Grammatiken und Wörterbücher. Die jetzigen Zimbern, soweit Schule, Kirche, Militär, Amt und Verkehr noch etwas von ihrem echt germanischen Wesen übrig gelassen haben, sind gute italienische Staatsbürger. Ein Italiener unserer Tage sagt von ihnen: „Das kleine Volk der Zimbern (27000 Einwohner) ist nicht von unserem Stamme; aber es gehört zu uns, zählt zum besten Volke Italiens und liefert prächtige Soldaten und Patrioten ..... Wer wird jemals aus dem Valsugana über die Bergkette der Cima Dodici und der übrigen Berge steigen können, wenn

ein so kräftiges Volk, wie das der Sieben Gemeinden den Durchgang verteidigt?“ (Abba, Le Alpi nostre, 372, 373). Trotzdem wurde, Zeitungsnachrichten zufolge, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf unsere fast vergessenen Stammesbrüder da unten lenkten, im jetzigen Kriege Italiens gegen Österreich die ganze Bevölkerung wegen Spionageverdachtes evakuiert und einzelne vor Gericht gestellt, aber freigesprochen.

Wir steigen von den Bergen der Sieben Gemeinden in die Vicentiner Ebene hinab und kommen nach Schio, deutsch Schleit. Hier in dem großen Industrieorte mit den bedeutenden Wollfabriken Rossi scheint alles uritalienisch zu sein. Aber man braucht gar nicht tief zu schürfen, so findet man in der Umgegend von Schio und dem nahen Recoaro alten deutschen Untergrund: eine Unmenge von deutschen, durch die italienische Schreibweise seltsam entstellten Flur- und Personennamen. Das besuchte Mineralbad Recoaro z. B. liegt zwischen dem „Monte Spitz“ und dem „Dosso dello Ton“. Ein kleiner Bach in der Nähe heißt Prechele, ein anderer Visebach (Wiesenbach). Die italienische Zollstelle oberhalb Valli dei Signori nennt sich noch heute Gisbendi (wohl Kieswände). Andere solcher sprachlicher Fossilien in dieser Gegend sind beispielsweise Vald (Wald), Vegar (Weg), Craisenbeche (Kreuzweg), Ebbene, Ebbele (Ebene), Laita, Laitele (Leite, Berghang), Raute, Ron (Rain), Sangrobe (Sandgrube), Senebbe (Schönebene) u. s. f. Es hat der frühere österreichische Postdirektor Widter in Vicenza die zahlreichen deutschen (zimbrischen) Familiennamen der Provinz Vicenza gesammelt, ebenso die deutschen Berg- und Flußnamen und auch die Namen der noch im 15. Jahrhundert aus Deutschland berufenen Seelsorger. Das Manuskript hievon (Verzeichnis von deutschen Seelsorgern in der Provinz Vicenza usw.) befindet sich in der Bibliothek des Ferdinandeums zu Innsbruck. Ein Italiener hat dokumentarisch den zimbrischen Ursprung der Bevölkerung von Recoaro, Valli dei Signori und Pósina dargetan (G. Bologna, Collezione di docu-

menti storici comprovanti l'origine cimbrica del popolo di Recoaro, Valle e Pósina, Schio 1876). Pósina (westlich von Arsiero) wurde im Kriege 1915 auch einer größeren Öffentlichkeit als ehemals deutsch bekannt. Zeitungsnachrichten besagten nämlich, die gesamte Bevölkernng des Tales von Pósina, deutscher Herkunft, sei wegen Verdachtes der Spionage zugunsten Österreichs, evakuiert worden. Ein anderer Italiener hat in einem sehr gründlichen und gelehrten Werke gezeigt, wie weit einst in der Gegend von Vicenza und Verona und anderswo in Italien seit den ältesten Zeiten deutsches Volkstum verbreitet war (A. Galanti, I Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi, Roma 1885. Die Deutschen am Südabhange der Alpen.) Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet (Ch. Schneller, Südtirolische Landschaften, II., 447), einst sei zwischen Brenta und Etsch die deutsche Bevölkerung so weit verbreitet gewesen, daß ein Wanderer von den Dreizehn Gemeinden bis in die Sieben durch lauter deutsche Täler und Ortschaften gehen konnte. Ja noch mehr. Man konnte einst von Bozen aus unter lauter deutsch Sprechenden wandernd bis an die Tore von Verona, Vicenza und sogar Padua gelangen. Ähnlich weit war einst das Räto-Romanische in Nordtirol, Vorarlberg und der Schweiz bis in die Schwäbisch-Bayerische Ebene hinaus verbreitet, wovon die Namen noch Kunde geben; ähnlich weit auch das Slavische in Nord- und teilweise Mitteldeutschland. Das ganze, ehemals deutsche Gebiet zwischen Etsch und Brenta könnte man Cimbrien nennen. Hätte eine schöne deutsche Provinz bleiben oder werden können. Über die Herkunft dieser deutschen Bevölkerung ist das letzte Wort noch nicht gesprochen: „Sind es Cimbern, Alemannen, Franken, Goten, Hunnen?" frägt Abba (Le Alpi nostre 372). „Man hat über ihren Ursprung auf alle mögliche Weise phantasiert. Gewiß ist jetzt, daß es ein deutsches Volk ist. Es ist auf die Hochebene nicht über die Alpenpässe gekommen, sondern es ist da hinauf aus den venetianischen Ebenen gestiegen, in den dunklen Zeiten der Bar-



bareneinfälle. Deutschen Ursprunges wie es ist die Bevölkerung von so und so vielen Tälern unserer Ostalpen." Näheres über dieses, nach dem Südabhange der Alpen versprengte germanische oder deutsche Volkstum ist zu finden bei J. A. Schmeller (Cimbrisches Wörterbuch, mit einer Einleitung herausgegeben von Bergmann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, Bd. 15, 1855) oder bei St. Schindele (Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen, Görresvereins-Schrift, Köln 1904) oder bei J. Bacher (Die deutsche Sprachinsel Lusern, Innsbruck 1905, durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben).

Von Recoaro können wir über einen Gebirgspaß (Passo della Lora) rasch nach Giazza in den Dreizehn cimbrischen Gemeinden von Verona gelangen. Die Namen dieser Tredici Comuni Veronesi, die alle nördlich von Verona gegen Recoaro hin liegen, in den Bergen, die man wohl auch die Lessinischen, Monti Lessini, nennt, sind folgende: 1) Erbezzo, 2) Bosco Frizolane oder Chiesa nuova, 3) Val di Porro, 4) Cerro, 5) Roverè di Velo, 6) Porcara oder Tavernole, 7) Saline oder San Mauro di Saline, 8) Velo, 9) Azzarine oder Azarino, 10) Camposilvano, 11) Badia Calavena, 12) Selva di Progno, 13) San Bartolomeo tedesco. Die alte deutsche Haussprache, das Cimbro, dem der Sieben Gemeinden ähnlich, ist fast überall erloschen, mit Ausnahme einiger Ortschaften von Selva di Progno, zimbrisch Prunge, von Campo Fontana, zimbrisch Funtan (zu S. Bartolomeo tedesco gehörig), und besonders in Giazza oder Ghiazza, zimbrisch Glietzen oder Jietzen (zu Camposilvano gehörig). Dieses Gebirgsdorf Giazza kann noch als eine förmliche zimbrisch-deutsche Sprachinsel bezeichnet werden, an der aber das Italienische unausgesetzt nagt. Die beiden Grafen Cipolla haben in dankenswerter Weise gediegene Forschungen über die Cimbern der Dreizehn Gemeinden veröffentlicht (F. e C. Cipolla, Dei coloni tedeschi nei Tredici Comuni Veronesi, im Archivio glottologico italiano 1882, 1884, und andere Schriften). Die Dreizehn Gemeinden ge-

hörten den jeweiligen Herren von Verona. Aus den Dreizehn Gemeinden stammte der „Brave Mann“ in Bürgers bekannter Ballade „Das Lied vom braven Mann“; er hieß Bartel (Bartholomäus) Rubele. Neben dem 1757 durch die Etsch zerstörten Ponte delle Navi in Verona, wo Rubele vier Menschenleben rettete, hat er jetzt einen Denkstein.

Von den Zimbern kehren wir nach Südtirol zurück. Und zwar von Giazza in den Tredici Comuni über den 1525 m hoch gelegenen Perticapaß durch das Val Ronchi nach Ala. Wie bisher treffen wir hier wieder verwelschtes, entdeutschtes Gebiet als Fortsetzung von Cimbrien. Die Ratsherren von Ala sollen seinerzeit aus den Dreizehn und Sieben Gemeinden deutsche Ansiedler berufen haben, um das mit Wald dicht bestandene Tal zu roden und urbar zu machen. Daher der Name Val Ronchi, das Raut- oder Gereuttal (von ronco, Rodung). Bis ins 17. Jahrhundert erhielt sich die cimbrisch-deutsche Sprache, ist aber jetzt vollständig verschwunden. Nur Flur- und vereinzelte Personennamen erinnern noch an die alte Zeit. Valbiesele (Wiese) z. B., Perch (Berg), Zéttele, Giécheli (Jäkele), Pech (Beck, Bäcker), Schincheri u. s. f. Mit dem Deutschtum ist es hier vorbei; sono cose passate, sagt der Italiener.

Von Recoaro und Schio im ehemaligen Cimbrien können wir durch ein anderes Südtiroler Tal zur Etsch hinüber nach Rovereto gelangen, durch Vallarsa, deutsch das Brandtal, vielleicht weil man seiner Zeit den Wald abbrannte, um Ackerland und Wiese zu gewinnen. Die Bewohner deuten es aber auch als Vallorsi, Bärental, und das Gemeindewappen zeigt zwei an einem Brunnen trinkende Bären. Schon ein Blick auf die Namen der Ortschaften läßt erkennen, daß hier einst deutscher Boden war. Sind wir von der Höhe des Pian della Fugazza mit dem großen neuen Hotel Dolomiti in das naturschöne Tal herabgestiegen, so kommen wir an der Pfarrkirche des Tales (Parrocchia di Vallarsa), wo wir um fünf Kronen das berühmte Glockenspiel hören, vorbei nach Raossi (Rausch), nach Foxi (Fuchs), nach Anghe-



beni (Langebene). Ferner gibt es ein Arlanch, Creneben (Krähenebene), Cumerlotti, Cuneghi (König), Rueppi (Rupprecht), Sieche (Ecke, wohl Zeche eines Bergwerkes), Spécheri (Speck, mit Steinen gepflasterter Weg), Staineri (Steiner, Steinbrecher) u. a. Noch jetzt ist der Geschlechtsname Angheben im ganzen Tale weit verbreitet, sowie Stoffella. Christian Schneller hat in seinen Tirolischen Namensforschungen hunderte von deutschen Ortsnamen nach älteren Steuerbüchern und Urkunden veröffentlicht. Das Tal hatte um das Jahr 1500 nachweisbar deutsche Priester. Bei Trambileno, am Eingange des Tales gegen Rovereto hin, gibt es den Geschlechtsnamen Bisoffi (Bischof), dann Ortsnamen wie Bacervalle (Wasserfall), Barde (Warte), Ghértile (Gärtlein), Laita und Laitle (Leite), Maiseloch, Poden und Pódele (Boden, Bödlein), Raut und Rautle, Sbainepade (Schweinebad), Staudach u. s. f. Im nahen Noriglio kommt noch der Geschlechtsname Fait vor. Aber mit dem Deutschtum ist es hier vorbei. Sono cose antiche, wie der Italiener sagt.

Das gleiche gilt für das ebenfalls von Rovereto ostwärts ziehende Val di Terragnolo, deutsch das Laimtal. Noch der Germanist Schmeller traf hier 1844 einige Leute, welche die alte deutsche Haussprache redeten. Schmeller berichtet (Südtirolische Landschaften II, 276), daß noch 1886 in dem Weiler Zóreri ein alter Mann und eine alte Frau diese Haussprache gebrauchten. Die zahlreichen kleineren Ortschaften des Tales tragen teilweise noch jetzt deutsche Namen: Baisi (Weißen), Dieneri, Ghérteli (Gärtlein), Maureri, Pergheri (Berger), Fridel, Luneri, Zencheri, Zoreri. Das späte Mittelalter sah hier deutsche Geistliche. Nach dem Roveretaner Gampietro Beltrami (Memoria intorno alla vita ed alla morte della lingua dei popoli di Terragnolo, 1820) haben „die Laimer“ besonders auf Betreiben des Pfarrers Giovanni Zanella, der noch 1838 lebte, ihr altes Deutsch aufgegeben und das Roveretaner Italienisch angenommen. Und so ist es geblieben. An noch lebenden Geschlechtsnamen seien Peterlini und Federspiel verzeichnet.

Von Rovereto und dem Etschtal gegen Westen liegt das Flußgebiet der Sarca und des Chiese, Judikarien (Giudicaria), nach den ehemaligen Richtern (judices) der Fürstbischöfe von Trient so genannt. Hier, in dem beliebten Einfallstore der Italiener nach Südtirol, ist der Hauptsache nach wohl immer alles welsch gewesen, vereinzelten feudalen Einschlag abgerechnet. Der Gardasee, der bei Riva „noch nicht italienisch ist" (il Garda, che in quel punto non è ancora nostro. Abba, Le Alpi nostre, 344), soll seinen Namen von dem alten deutschen garda (Warte) haben, nach der großen Wartburg bei dem kleinen Städtchen Garda, wo einst die spätere Gemahlin Kaisers Otto I., Adelheid, von Berengar II. gefangen gehalten wurde. Das nahe Costermano, wie die Küste zwischen Garda und Peschiera (Lazise) verraten deutsche mittelalterliche Spuren. Das anstoßende italienische Gebiet von Val Camonica, Val Trompia und Val Sabbia hat, wie Abba (a. a. O. 333) sagt, „eine stattliche, gesunde, fleißige, ein wenig rauhe, aber freimütige Bevölkerung, in deren Adern keltisches, römisches und longobardisches Blut gemischt ist". Auffallend stattlich ist auch die Bevölkerung des Ledrotales, westlich von Riva, den Besuchern des Ponalefalles und den Geschichtskundigen (durch Garibaldis Niederlage bei Bezzecca im Jahre 1866) bekannt. Nördlich von Bezzecca finden sich die Ortsnamen Locca, Enguiso, Lenzumo, welche „zu denken geben". In Judicarien kommen noch heute Geschlechtsnamen wie Trotter, Eccheli, Comper, Morghen und andere vor.

Wir kehren aus Judikarien, „welches noch nicht zum Königreich (Italien) gehört" (che non appartengono ancora al Regno. Abba l. c. 333), nach Trient zurück, „diesem teuern Trient, wo Dantes Standbild Italien und seine Sprache bezeugt, und dessen Gebiet die Völkergerechtigkeit uns Italienern im Frieden geben möge" (che la giustizia dei popoli ci dia con pace anche le terre della cara Trento, dove la statua di Dante attesta l'Italia e la sua lingua. Abba l. c. 351.). Die Italiener hätten ja im Jahre



1915 dieses Gebiet „im Frieden" bekommen können, aber sie wollten noch mehr haben. Wir steigen von Trient nochmals zum Sugana-Tal hinauf, um hier nach deutschen Spuren zu suchen. Wir brauchen auch nicht lange zu suchen, um dieses ehemalige Deutschtum in Valsugana zu finden. Schon oben wurden nach der Urkunde von 1166 die zahlreichen deutschen Namen aus der Gegend von Pergine angeführt, wie Sivernach (Zivignago?), Vierach (Viarago), Artzenach, Nogarait, Bux, Volchesten (Castagnè), Volchnaur u. s. f. In Pergine war in älterer Zeit neben dem italienischen Geistlichen noch ein deutscher angestellt. Für die zahlreichen deutschen Bergleute bestand bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine eigene Kaplaneistiftung zur hl. Barbara für einen deutschen Priester. 1546 waren im Gemeinderate von Pergine größtenteils deutsche Namen vertreten, wie Spitzer, Fitzer, Faystel, Storf, Cuapergher (Kuhberger), Zot, Gebel, Poder (Bader). Vor der Reformation treffen wir hier vielfach deutsche Pfarrer, z. B. aus Augsburg. Unter den Gastalden bis ins 18. Jahrhundert erscheinen deutsche Namen: Spicer (Spitzer), Lehner, Püller oder Puller, Moar (Mair), Amfertoller, Gebel, Picler, Eccher (Ecker). Doppelte Seelsorge, eine deutsche und eine italienische, hatten längere oder kürzere Zeit auch Levico, Calceranica (deutsch Plaif = pieve, Pfarrei, von plebs, Volk), Novaledo, Borgo (deutsch „in der Burgen") und Telve. Auf den Höhen von Roncegno (deutsch Rundschein) fanden sich zahlreiche deutsche Ansiedler und Bergleute. In Ronchi (bei Roncegno) sollen nach Tecini, Dekan von Pergine (Dissertazione intorno alle popolazioni alpine tedesche del Tirolo meridionale e dello stato Veneto, Trento 1860) noch 1821 ungefähr 200 Einwohner die alte deutsche Haussprache geredet haben. Überall sind hier deutsche Flur- und Hofnamen vorhanden gewesen und zum Teil noch vorhanden. Deutsche Geschlechtsnamen finden sich jetzt noch zahlreich im ganzen Valsugana. So Merler, Schmid, Gasperi, Weiß, Gaigher, Holzhauser, Gremes, Tiecher, Widmann, Castelhuber, Curzel, Hoffer,

Bort, Jobstraibizer (Streuwieser?), Bocher, Eccel, Campregher, Rigon (zimbrisch), Caumo, Graser, Moser, Strobele, Eccher (Ecker), Froner, Zen, Zottele, Anderle usw. Dies starke ehemalige deutsche Volkstum, neben dem freilich das welsche Element stets vorhanden war, ist im Valsugana nicht überraschend: das nahe Cimbrien entsandte seine kräftigen Sprößlinge vom rauhen Hochland herab ins fruchtbare Tal; dazu war der Zusammenhang mit dem vormals ganz deutschen Etschtale zwischen Bozen und Trient noch nicht zerrissen. Aber jetzt, vorbei, „cose passate".

Nördlich vom Suganatal, in den Dolomiten, wohnen Räto-Romanen, die eine eigentümliche romanische Mundart sprechen, vielfach ladinisch genannt. Es ist kein deutsches Gebiet, aber auch kein italienisches, sondern eben ein romanisches. Die Italiener versuchen aber von Trient aus mit allen Kräften diese Ladiner zu italianisieren, wie sie die noch lebenden deutschen Sprachinseln italianisieren wollen und wie sie das große, ehemals deutsche Gebiet, das wir auf unserem Rundgange kennen lernten, italianisiert haben. Die rätoromanischen Sprachen sind Schwestern der italienischen, wie die französische, spanische und die übrigen romanischen Sprachen. Man unterscheidet das Schweizer Räto-Romanisch, das Tiroler Räto-Romanisch und das Friauler Räto-Romanisch. Das Schweizer Räto-Romanisch wird in mehreren Dialekten im Kanton Graubünden gesprochen, am Ursprung vom Rhein und Inn, von etwa 40000 Seelen, auch im schweizerischen Münstertale (westlich vom Vintschgau). Das Tiroler Räto-Romanisch hat sich in drei Dolomitentälern mit zusammen etwa 11000 Seelen ziemlich rein erhalten, nämlich im obersten Abschnitte des Avisio-Tales, Fassa-Tal genannt, im Tale des Grödnerbaches, Gröden-Tal (östlich von Waidbruck an der Brennerbahn), und im Tale der Gader (südlich vom Pustertal), Enneberg und Abtei geheißen. Die Mundart einiger Ortschaften zwischen Abtei und Enneberg nennt sich speziell ladinisch, unterscheidet sich aber vom eigentlichen Abteier Dialekt nur wenig. Der Tiroler



Nonsberg und ein Teil des Sulzberges, sowie das Fleimstal, Buchenstein und Ampezzo, wovon nachher noch zu reden ist, gehören ebenfalls zu den ladinischen Gebieten, weisen aber eine Mischung mit italienischen Mundarten auf. Das Friauler Räto-Romanisch wird im ganzen Friaul östlich vom Gebiete der Piave bis an den Isonzo gesprochen, von ungefähr 430000 Seelen. Es erklingt hier aber auch vielfach der venedische Dialekt der italienischen Zunge. Das Räto-Romanische ist also nach dem Gesagten nicht eine einzige Sprache, sondern zwei Dutzend merkwürdige, von einander zum Teil sehr weit abstehende Volksmundarten. Vier oder noch mehr besitzen auch eine eigene kleine Literatur, sind also gewissermassen Schriftsprache geworden. Näheres ist in den Handbüchern der romanischen Philologie zu finden, z. B. bei Gröber (Grundriß der romanischen Philologie, 2. A. 1904—06, I, 608 f.), nach welchem einige Proben der rätoromanischen Sprache hier folgen mögen, um eine Vorstellung davon zu geben.

		Wiese, pratum	anderer, alter	all, totus
Dissentis		práu	áuter	tut
Ober-Engadin		pro	óter	túet
Nonsberg		pra	áuter	tvt
Unter-Fassa		pra	áuter	dut
Greden		pra	áuter	dut
Abtei		pre	âter	dvt
Enneberg		pre	âter	dvt
Erto	Friaul	pre	áltre	dut
Avoltri	Friaul	prat	atri	dut
Cormons	Friaul	prat	altri	dut.

Das ganze Flußgebiet des Avisio, der bei Lavis oberhalb Trient in die Etsch mündet, soll, wie schon bemerkt, italianisiert werden. Der unterste Teil des Tales von Lavis bis Grauno (840 m) heißt Val Cembra, Zimmertal. Hier spricht man einen Venetianer Dialekt. Die Bewohner scheinen aber deutscher Abstammung zu sein. Nähere Nachweise hiefür fehlen aber zur Zeit noch. Der mittlere und schönste Teil des Avisiotales, von Grauno bis oberhalb Predazzo



(1018 m) heißt Val di Fiemme, Fleimstal oder Fleimsertal, mit dem Hauptorte Cavalese, vom Etschtale bei Neumarkt auf schöner Kunststraße zu erreichen. Die Umgebung ist durch seltene Mineralien bekannt. Die Mundart ist ein Übergang vom italienisch-venetianischen Dialekt zum rätoromanischen oder ladinischen. In Cavalese hört man noch vorwiegend den italienischen Trientiner Dialekt, in Predazzo schon mehr den ladinischen. Der oberste Abschnitt des Tales heißt, wie schon angeführt, Fassa (gesprochen Fascha), Fassatal, deutsch auch Elvas, mit dem Hauptorte Vigo (1388 m). Hier hat sich das Rätoromanische oder Ladinische ziemlich rein erhalten. Von Vigo führt eine schöne Kunststraße zwischen den Dolomitengruppen des Latemar und Rosengarten über den Karerseepaß ins Eggental und nach Bozen. Die Verbindung mit Bozen ist wichtig als Gegenmittel gegen die Italianisierung des Tales, welche von Trient aus betrieben wird. Würde die geplante Eisenbahn von Trient aus über Lavis ins Fleimstal gebaut werden, statt, wie die Deutschen wollen, von Bozen über Neumarkt, so wäre dies der Anfang sicherer Italianisierung. Die Ladiner sollen aber nicht italianisiert werden, sondern bleiben, was sie sind, Rätoromanen. Der bisherige Verkehr mit Bozen und Neumarkt soll erhalten und nicht nach Trient abgelenkt werden. Strategisch ist der Bau der Fleimstalbahn ebenfalls von Bozen und Neumarkt aus zu empfehlen, da er Österreich die Möglichkeit gibt, aus seinem Innern von Norden her Truppen hieher zu werfen. Ohnehin geht die starke Auswanderung aus dem Fassatale zwecks Arbeitssuche fast vollständig nach deutschen Gebieten. Deutsche Namen finden sich übrigens zahlreich im Fleimser- und Fassauertale. So Bolner, Visintainer, Amech, Partel, Sieff, Lorenz, Redolf, Trettel, Trappmann, Lachmann, Gardener u. s. f.

Von Canazei im Fassatale (1463 m) gelangt man auf der neuen Kunststraße über das Pordói-Joch nach dem abgelegenen Tal von Buchenstein, Livinallongo (livinale



longum, abschüssige, den Lawinen ausgesetzte Gegend?), dessen Gewässer mit dem Cordévole der italienischen Piave zufließen, und das jetzt, wie so manches andere Dolomitental, vom Kriegslärm durchtost wird. Hier zeigt der ladinische Dialekt schon starken Einfluß des venetianischen. Von Pieve (di Livinallongo), dem 1468 m hoch gelegenen Hauptort von Buchenstein, führt die neue Dolomitenstraße an Andraz vorüber, in dessen Castell Kardinal Nicolaus Cusanus, Bischof von Brixen, 1457 ein Jahr lang während seiner Streitigkeiten mit Herzog Sigmund residierte, über den Valzarégo-Paß nach Cortina d'Ampezzo im Ampezzanertal, allen Touristen wohl bekannt. In Ampezzo, deutsch Haiden, dessen Wasser mit der Boite ebenfalls nach Süden der Piave zuströmen, reden die Ladiner unter sich gleichfalls noch ein rätoromanisches Idiom, das aber vielfach von venetianischen Bestandteilen durchzogen ist. An der großen Touristenstraße freilich vernimmt man hier nur italienisch oder deutsch. Auch in den anstoßenden schon italienischen Gebieten von Auronzo, Ober- und Unter-Comélico ist die Mundart noch der Hauptsache nach das Tiroler Rätoromanisch oder Ladinisch; so noch weiter östlich der Piave in Erto, Cimoláis und selbst in Claut an der Zelline. Aber hier spürt man bereits einige Eigentümlichkeiten des Friaulischen. Das Tal des Gader, südlich vom Pustertal bei Bruneck, heißt in seinem unteren Abschnitte Enneberg und hier spricht man, wie schon erwähnt, das reinste Ladinisch. Der Enneberger rechnet die anderen Tiroler Rätoromanen nicht zu den Ladins. Das obere Tal heißt Abtei, ladinisch Badia; die Badioten sprechen ebenfalls rätoromanisch. Zu oberst liegt St. Cassian, bekannt durch die Versteinerungen aus der oberen alpinen Trias. Die Ladiner im Gadertale unterstehen deutschem Einflusse. Das nämliche gilt von den Grödnern, in dem durch seine Holzschnitzereien berühmten Grödnertal oder Grödental, mit dem Hauptorte St. Ulrich, grödnerisch Urtisei = Nesselwang. (Schluß folgt.)

LXIX.

Holland 1807—1810.

Von Karl Frhr. v. Hertling.

(Fortsetzung.)

Noch Ende Januar 1808 wußte man nicht, wo der König seine Residenz nehmen werde, denn an die Wahl von Utrecht glaubte man nicht, obwohl immer weitere Behörden dorthin verlegt wurden. Aber in den ersten Tagen Februars wurden die Mitglieder des diplomatischen Korps durch eine Zirkularnote überrascht, in welcher ihnen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen des Königs den Wunsch aussprach, sie möchten sich dauernd in Amsterdam niederlassen, denn dort solle nach einem Beschluß des Königs der Sitz der Regierung sein. Obwohl sämtliche Diplomaten zustimmende Erklärungen abgaben, meinte Hertling, es sei ratsam, einige Zeit verstreichen zu lassen, um erst den Erfolg dieses unvorhergesehenen Beschlusses abzuwarten. Der König hatte wohl erklärt, er werde am 3. April seinen Einzug in Amsterdam halten und dann am 20. dort das Fest des Ordens der Union feiern, aber bei dem Schwanken seiner Entschließungen konnte man immerhin wieder mit neuen Überraschungen rechnen. In einem Berichte vom 12. Februar heißt es, in Amsterdam selbst sei man wenig erfreut über die Entschließung des Königs. „Die Stadt Amsterdam hält viel auf den Besitz ihres Stadthauses, das von jeher als ein hervorragendes Denkmal der Baukunst gegolten hat. Jetzt sieht sie sich genötigt, es dem König zum Opfer darzubringen. Dieses weitläufige Gebäude, dessen Dimensionen im großen Stile gehalten sind, umfaßt nur Hallen und große Säle, die ebenso bemerkbar sind durch die Kühnheit der Konstruktion als durch die der ursprünglichen Bestimmung entsprechende Ausschmückung. Das alles wird nun vollständig umgeändert, und es werden für den König bewohnbare Räume darin hergestellt". Hert-

ling glaubte, für die kurze Dauer des Aufenthaltes des Königs in Amsterdam während des Monats April nur eine Wohnung in einem Gasthause nehmen zu sollen.

Inzwischen mußte nach dem Verlangen Frankreichs alles aufgeboten werden, um eine für den Seekrieg brauchbare holländische Marine zu beschaffen. Was in dieser Beziehung geplant wurde, welche Erwartungen man hegte und mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte, erfährt man aus den folgenden Berichten.

„Haag, 19. Februar 1808. Der Plan, die dänischen, in holländischen Häfen zurückgehaltenen Schiffe auszzurüsten, ist nicht zur Ausführung gekommen. Seit einiger Zeit beschäftigt man sich mit Vorbereitungen anderer Art, durch welche man der holländischen Flotte die Ehre verschaffen will, in der vereinigten Seemacht, die, wie es scheint, gebildet werden soll, selbst eine Rolle zu spielen. In Texel wird daran gearbeitet, einige Kriegsschiffe und andere Fahrzeuge, die noch seetüchtig sind, heimlich auszurüsten. Diese Arbeiten scheinen durch die Ankunft eines vor 6 Tagen aus Paris eingetroffenen Kuriers und das Erscheinen mehrerer Kommissäre, die von der französischen Regierung an verschiedenen Punkten der holländischen Küste angestellt worden sind, eine größere Regsamkeit erhalten zu haben. Es wird sogar erzählt, Admiral Winter habe sich bereits an Bord des Admiralschiffes begeben, doch weiß man nicht, ob er das Oberkommando erhalten wird, oder ob dasselbe dem neuen holländischen Botschafter in Paris, dem Admiral Verhuel, zugedacht ist. Welche Bestimmung das holländische Geschwader in der Nordsee erhalten soll, ist noch völlig unbekannt. Es mag sein, wie es will, jedenfalls glaubt man, daß seine Bewegungen mit denen der französischen Geschwader verbunden werden, die unter Täuschung der Wachsamkeit des Feindes ihre Ausfahrt aus den Häfen von Rochefort und Brest bewerkstelligt haben. Wenn diese Seestreitkräfte und die, welche sich in Venedig und Antwerpen, in anderen Häfen Frankreichs und Italiens befinden, mit den Flotten derjenigen Mächte, die geneigt sind, den Plan Frankreichs zu unterstützen, wie Spanien, Dänemark, vielleicht



auch Rußland, vereinigt werden, so wird man eine Seemacht sich bilden sehen, die im Stande ist, mindestens 80 Linienschiffe aufzustellen. Ohne zu wissen, in welcher Weise diese verschiedenen Streitkräfte gegen den Feind verwendet werden sollen, hofft man, daß das Genie, das sich solche ansehnliche Hilfskräfte zu verschaffen wußte, es auch verstehen wird, sich ihrer zu bedienen, um England einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Es soll von einem Anschlag auf Gibraltar die Rede sein, man wolle sich Ceuta's, das gegenüber dieser Festung auf afrikanischer Seite liegt, bemächtigen in der Absicht, das Mittelmeer von allen englischen Schiffen zu reinigen und den Engländern die Schiffahrt in diesen Gegenden vollständig zu verschließen.

Mit Sicherheit werden für das Frühjahr gemeinsame Unternehmungen zur See erwartet, und man hofft, daß ihre Kühnheit dem Londoner Kabinet friedlichere Gesinnungen beibringen wird. Sicherlich wird der Anteil, den die holländische Flotte dabei nehmen wird, nicht dem entsprechen, was man von einer Nation erwarten kann, die in den Annalen der Marine stets eine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Der hoffnungslose Zustand der Finanzen hat seit mehreren Jahren Verminderungen und Ersparnisse bedingt, die mit dem Unterhalt einer ansehnlichen Flotte unvereinbar sind. Man war genötigt, den größten Teil der alten Seeleute und fremden Matrosen, die in ihre Heimat zurückgekehrt sind, zu beurlauben und zu entlassen, und fühlt nun den größten Mangel, der im Zusammentreffen mit den Geldverlegenheiten so zu sagen lähmend einwirkt auf die Anstrengungen, die die Regierung machen möchte, um an dem großen Schlage, welcher vorbereitet wird, in würdiger Weise teil zu nehmen."

Die große Finanznot, welche durch das Stocken des Handels und die fast unerschwinglichen Steuern verursacht war, wurde gegen Ende des Monats Februar durch einen gewaltigen Sturm noch mehr gesteigert. Ohne Berücksichtigung des Verlustes, den er an Schiffen und Privateigentum herbeigeführt hatte, wurde der an Deichen, Dämmen und





sonstigen öffentlichen Arbeiten verursachte Schaden auf vier Millionen Gulden geschätzt. Zur momentanen Erleichterung der Lage des Landes dachte man an die Ausgabe von Papiergeld, betrachtete aber dieses letzte Auskunftsmittel schon als den ersten Schritt zum Staatsbankrott, der dann unzweifelhaft auch fünf Sechstel der Privatvermögen zerstören werde.

Die Arbeiten an der Ausrüstung der Flotte konnten begreiflicher Weise nicht auf die Dauer heimlich betrieben werden, vielmehr beobachteten die Engländer genau die ganze Tätigkeit an den Küsten und wußten auch der in Bildung begriffenen Flotte Schaden zuzufügen. Über einen einzelnen derartigen Vorgang berichtet die Depesche vom 9. März:

„Ein französisches Kaperschiff aus Dünkirchen mit 14 Kanonen wurde von zwei englischen Kriegsschiffen verfolgt und mußte schließlich, um ihnen zu entgehen, an der Küste von Katwyk, drei Meilen von hier, auf eine Sandbank auflaufen.

Die Mannschaft wurde gerettet, aber das etwa 400 Schritte vom Ufer, wie ich gestern selbst gesehen habe, im Sand festsitzende Schiff wird eine Beute der Wogen werden, wenn es nicht gelingt, es flott zu machen. Seit vorgestern hat man die beiden englischen Schiffe aus den Augen verloren, nachdem sie sich vorher mehrere Tage in einer gewissen Entfernung von dem festgefahrenen Kaperschiffe gehalten hatten. Man erwartete, sie würden versuchen, es in Brand zu stecken, denn die englische Regierung zahlt für verbrannte Schiffe ebensolche Prämien, wie für festgenommene. Wahrscheinlich haben sie nicht gewagt, ihr Vorhaben auszuführen, denn das Ereignis hat großes Aufsehen erregt, und man hat in Folge davon Truppen an die Küste ausrücken uno Geschütze dort aufpflanzen lassen."

In wenigen Monaten hoffte man in Holland ein Geschwader von 9 bis 10 Kriegsschiffen zusammengestellt zu haben; von verschiedenen Abteilungen der französischen Flotte liefen günstige Nachrichten ein und die Berichte des Gesandten wandten sich wieder mehr den Mitteilungen über den königlichen Hof zu. Der König von Holland hatte dem König von Bayern den Orden der Union verliehen und noch einige



Exemplare desselben zur Verfügung gestellt. Nun verlieh wiederum der König von Bayern dem König von Holland den Hubertusorden und fügte drei weitere Exemplare desselben bei, die der König nach seinem Ermessen verteilen könne. Eines derselben erhielt der Oberstkämmerer Brantzen, das zweite der Gesandte in Petersburg Six, über das dritte behielt sich der König die Entscheidung vor. Ebenso sollten spanische Orden verteilt werden, und für sie hatte der König bereits die Wahl getroffen, aber zur peinlichen Verlegenheit des spanischen Gesandten trafen die Orden zu den auf den 11. März anberaumten Audienzen nicht ein, sondern wurden in Paris zurückgehalten. Die Audienzen und der darauf folgende Cercle, Konzert, Spiel und Souper bei Hof fanden in Utrecht statt. Man erfuhr, der König könne noch nicht nach Amsterdam übersiedeln, sein Aufenthalt dort werde auch nur ganz kurz dauern, vielmehr werde er sich auf Schloß Soestdijk, zwei Meilen von Utrecht, niederlassen, sobald dasselbe bewohnbar eingerichtet sei. Für den künftigen französischen Botschafter, Herrn von Laroche-Foucauld sei aber in Amsterdam ein Gesandtschaftspalais für 75,000 Gulden angekauft worden.

Für die auswärtigen Gesandten war das Schwanken des Königs in seinen Entschließungen, die Unsicherheit, ob und wann eine ausgesprochene Entschließung zur Ausführung kommen werde, im höchsten Grade peinlich. Sie konnten wohl, so lange sie im Haag ihren Wohnsitz beibehalten hatten, ihre Nachrichten unter einander austauschen, aber die ununterbrochene Fühlung mit dem Hofe, bei dem sie beglaubigt waren, und mit dessen Behörden war bei der damaligen Schwierigkeit und Umständlichkeit des Verkehrs fast unmöglich. Aber nicht nur die dienstlichen, sondern auch die persönlichen Verhältnisse der Gesandten hatten unter diesen Umständen schwer zu leiden. Hertling schildert seine Lage in einem Bericht vom 19. April folgendermaßen:

„Ew. Königliche Majestät geruhen sich des Inhaltes meiner Depeschen allergnädigst zu erinnern, wo von den immer wechseln-



den Entschlüssen in Ansehung der königlichen Residenz die Rede war. Insolange die Umstände keine sichere Aussicht für die Zukunft gewährten, glaubte ich, ein ruhiger Zuschauer der Begebenheiten bleiben zu können, und ich blieb bisher mit Bedacht in den zu nehmenden Maßregeln hinter all meinen Kollegen zurück.

Nun scheint aber diese Angelegenheit eine ernsthafte Wendung zu nehmen, welche mich veranlaßt, Ew. Königlichen Majestät die ganzen Verhältnisse in Bezug auf meine persönliche Lage zu schildern.

Kurz vor meiner Ankunft im Haag im November v. Js. hatte der König nebst dem Hofe den hiesigen Aufenthalt gegen jenen von Utrecht vertauscht. Jedermann konnte und wollte dies als etwas Vorübergehendes betrachten, um so mehr als die Stadt Utrecht so wenig Gelegenheit zu einer anständigen Wohnung für den König als hinlänglichen Raum für das nötige Gefolge darbot. Man schrieb diese Entfernung dem traurigen Andenken des Verlustes zu, welchen der König durch den Tod seines Kronprinzen im Haag sieben Monate vorher erlitten hatte.

Alle Minister mit ihren Bureaux, alle Verwaltungsstellen, sowie sämtliche fremde Gesandte waren noch ruhig hier im Haag. Es war daher natürlich, daß ich mich bei dem nahen Winter um eine anständige Wohnung bewarb. Mein äußerst kostspieliger Aufenthalt im Gasthofe während voller sechs Wochen mußte diesen Entschluß beschleunigen. Der holländische Finanzrat Zoutmann, Bruder des in Diensten Ew. Kgl. Majestät an seinen Wunden gestorbenen Leutnant Zoutmann, vermietete mir vom 1. Jänner an ein Haus aus Gefälligkeit für den noch mäßigen Preis von 1100 Gulden. Ich mußte aber den Kontrakt auf 16 Monate abschließen, weil hier die Mietperiode vom 1. Mai bis zum letzten April läuft. Es ist hier zu Lande nicht Sitte, weder eingerichtete Häuser noch die nötige Hauseinrichtung besonders zu vermieten. Ich mußte daher dies ganz leere Haus mit schweren Kosten mit allem Nötigen einrichten. Ich fing kaum an, es zu bewohnen, als der König seine Minister und einzelne Geschäftsleute sowohl als verschiedene Verwaltungszweige nach Utrecht zog. Seine Majestät äußerte sogar den Wunsch, daß

auch die fremden Gesandten sich in dieser Stadt niederlassen möchten. Nur die physische Unmöglichkeit, die zu ihrem Besuche nötigen Häuser ausfindig zu machen, war Ursache, daß man diesen Gedanken aufgab, und der König selbst erklärte in einer feierlichen Missive an das corps législativ, daß er seine Residenz nach Amsterdam, aber erst nach geschlossenem Seefrieden, verlegen werde. Demungeachtet wurde bald darauf mit dem Magistrat zu Amsterdam unterhandelt, damit das dortige prächtige Rathaus dem König zu seinem Gebrauche und zu seiner Wohnung als das einzige schickliche Gebäude überlassen werde. Man machte sogleich Anstalt, dies aus unermeßlichen Sälen bestehende Gebäude zu einer königlichen Wohnung umzuschaffen.

Diese abwechselnden Ereignisse folgten sich so schnell, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sämtlichen fremden Gesandten im Haag schon den 2. Hornung die schriftliche Eröffnung machte, Se. Majestät hätten sich entschlossen, den Siège du gouvernement nach Amsterdam zu verlegen, und luden die auswärtigen Gesandten ein, auch ihren Aufenthalt dort zu nehmen. Mehrere wichtige Gründe ließen anfänglich die wirkliche Ausführung dieses bezweifeln. Unter diesen führe ich nur folgende an: die Stadt hat keine oder nur wenige öffentliche Gebäude, welche geeignet sind, die zahlreichen Ministerialbureaux und die verschiedenen Verwaltungsstellen aufzunehmen. Amsterdam ist der Hauptsitz und Mittelpunkt des holländischen Handels. Die Verlegung des Hofes und der Regierung in diese Stadt wurde allgemein als dem freien Handelsgeiste höchst nachteilig und mit dessen Wohlstande als unvereinbar betrachtet.

Das Klima dieser volkreichen, mit unzähligen sumpfigen Kanälen durchschnittenen Stadt ist äußerst ungesund und die Ausdünstungen im Sommer sind so bösartig, daß selbst die dortigen Eingeborenen den Aufenthalt in der Stadt in dieser Jahreszeit vermeiden. Man wollte daher nicht begreifen, daß der König seine ohnehin geschwächte Gesundheit einer neuen Gefahr aussetzen werde.

Demungeachtet bewarben sich die meisten fremden Gesandten, wie der österreichische, spanische, dänische und unter



den neu neuangekommenen der württembergische und der westfälische nach und nach um Wohnungen in Amsterdam und mieteten Häuser um sehr hohe Preise. So lange man aber keine bestimmte Gewißheit hatte, daß der König selbst seine Residenz nach Amsterdam verlegen werde, enthielt ich mich umsomehr, diesem Beispiel so schnell zu folgen, als dies Unternehmen meine Kräfte platterdings überstieg, nachdem ich erst kurz vorher meinem hiesigen Etablissement eine Summe zwischen 7 und 8000 Gulden geopfert hatte.

Nun scheint aber aus allen Einrichtungen der feste Wille des Königs hervorzugehen, alles was in einiger Berührung mit dem Hofe und der Regierung steht, vom Haag hinweg und nach Amsterdam zu ziehen, wenngleich Se. Majestät nur wenige Zeit des Jahres in dieser Stadt zubringen.

Die französische Gesandtschaft bewohnte seither im Haag ein Haus, welches ein Eigentum ihrer Regierung war. Der König hat nun für den neuankommenden Botschafter ein neues Hotel in Amsterdam angekauft und es ist die Rede davon, jenes im Haag dagegen an sich zu ziehen.

Die wenigen hier verbliebenen Verwaltungszweige, wie das so wichtige département hydrostatique (Waaterstaat genannt), die Oberpostdirektion des Königreiches ꝛc. ꝛc. haben nun auch Befehl, unverzüglich nach Amsterdam aufzubrechen und man kann in allen Maßregeln den Zweck nicht mehr verkennen, jede Spur einer ehemaligen Residenz im Haag verlöschen zu wollen.

Ohne meine Bestimmung zu verfehlen, kann ich mich nun nicht mehr dem Wunsche des Königs entziehen und werde gleichwohl das Loos meiner Kollegen teilen müssen. Ich bin weit entfernt, Klagen über die Teuere anzustimmen, welche die dermaligen Verhältnisse bisher im Haag erzeugt haben, sie ist allgemein bekannt und ich war darauf gefaßt. Allein, nun ganz unerwartet in die Notwendigkeit versetzt, hier im Haag eine anständige Wohnung zu verlassen, für welche ich die Miete mit 1100 Gulden noch während einem ganzen Jahr fortzubezahlen verbunden bin, in Amsterdam zugleich ein Haus wahr-



scheinlich um den doppelten Preis zu mieten, eine mit großen Kosten angeschaffte komplette Hauseinrichtung mit gleich großem Aufwand dahin verführen zu lassen, dort das nicht Passende umändern zu lassen oder wieder neu ersetzen zu müssen und endlich sich in einer Stadt niederzulassen, wo der Preis aller Lebensbedürfnisse sowie jeder Gattung von Handarbeit noch um ein merkliches höher steht als im Haag, muß ich das Bekenntnis ablegen, daß ein solches Unternehmen meine Kräfte übersteigt und daß ich platterdings außer Stande bin, ohne Allerhöchste Beihilfe Ew. Königl. Majestät diesem meinem Rufe nach Amsterdam zu folgen. Da dieser ganz unerwartete Zuwachs von Aufwand bei meiner Ernennung zu dem hiesigen Posten gar nicht in Anschlag kommen konnte, so darf ich hoffen, daß die mir abgedrungene Bitte die Grenzen der Bescheidenheit nicht überschreite, wenn ich diese dahin zu stellen wage, daß Allerhöchstdieselben in Erwägung dieser besonderen Verhältnisse mir allergnädigst erlauben, die Umzugskosten nach Amsterdam in Aufrechnung bringen zu dürfen und daß Ew. Königl. Majestät in Rücksicht des in jeder Hinsicht kostspieligeren Aufenthaltes daselbst mir eine verhältnismäßige Gehaltszulage allergnädigst zu gewähren geruhen möchten.

Nach dem Vorgange meiner Kollegen, welche wirklich im Begriffe stehen, nach Amsterdam zu ziehen, schätze ich mich glücklich, wenn ich meinen Umzug dahin in einer Entfernung von 11 Stunden mit 800 Gulden bestreite. Vom 1. Mai ab werden die meisten fremden Gesandten ihren Aufenthalt in dieser Stadt nehmen und der größte Teil ist in dem Falle, solches nur durch Unterstützung ihrer Höfe bewerkstelligen zu können. Ich stehe auch noch gegen alle übrigen Gesandtschaften darin zurück, daß der die Stelle eines Legationssekretärs bei mir vertretende Karl von Hertling mit seinem Gehalte von 800 Gulden ohne meine besondere Unterstützung nicht bestehen könnte. Es verursachte mir sohin einen weiteren Kostenzuwachs, daß ich ihm bisher die Wohnung verschaffte. In Amsterdam, wo die wenigen zu vermietenden Häuser im Raum äußerst beschränkt sind, tritt der Fall ein, für ihn eine besondere Wohnung auswärts zu mieten,

wodurch mir eine vermehrte Ausgabe von jährlich 4—500 Gulden verursacht wurde. Um nun solche selbst verordnungsmäßig bestreiten zu können, wage ich Ew. Königl. Majestät den Inhalt seiner mir zu Handen gestellten Bittschrift alleruntertänigst zu empfehlen, durch welche er den übrigen Legationssekretären gleichgestellt zu werden die allergehorsamste Bitte wagt.

Ich habe bisher kein Opfer geachtet, welches ich dem allerhöchsten Dienste Ew. Königl. Majestät gebracht habe. Allerhöchstdessen Zufriedenheit zu verdienen, war stets mein höchster Zweck. Da aber erstere unter diesen Umständen meine Kräfte übersteigen würden, so muß ich es Ew. Königl. Majestät allergnädigster Bestimmung anheimstellen, ob ich dem erhaltenen Rufe nach Amsterdam folgen soll, oder ob ich gleichwohl entfernt von dem Hof, entfernt von dem Sitz der Regierung und von meinen übrigen Kollegen noch länger im Haag zu verbleiben habe."

In Folge dieses Berichtes wurde ihm zwar gestattet, die Umzugskosten für sich und seinen Legationssekretär zu verrechnen, zu einer Erhöhung der Gehälter seien jedoch keine Mittel verfügbar. Hertling begab sich nun zu einem dreiwöchigen Aufenthalt nach Amsterdam, verließ die Stadt aber wieder, als der König Mitte Mai nach Schloß Loo übersiedelte und weiterhin eine Reise nach Ostfriesland plante. Während seines Aufenthaltes in Amsterdam suchte Hertling nach einer Wohnung und fand endlich als die einzig annehmbare ein kleines Haus mit vier Zimmern, das aber erst im August bezogen werden konnte und wofür er 1600 Gulden Miete zahlen mußte. Um jedoch seine bisherigen Verbindungen aufrecht erhalten zu können und dem Sitz der Regierung möglichst nahe zu sein, mietete er gleich den meisten anderen Gesandten, die dem ungesunden Aufenthalt in Amsterdam während der Sommermonate ausweichen wollten, näher bei Amsterdam im sogen. Harlemer Busch ein kleines Landhaus.

Am 20. April hatte endlich der König seinen feierlichen Einzug in Amsterdam gehalten und am 25. fand unter



Entfaltung außerordentlichen Glanzes das Ordensfest statt, zu dem auch sämtliche Gesandte geladen waren.

„Der König trug den ganzen Tag über als Kostüm eine Art von Oberrock aus dunkelrotem Samt, der an allen Nähten in gleicher Weise bestickt war wie der Mantel, die Schuhe und der Hut. Die Würdenträger trugen ebenfalls sammtene Hofmäntel mit silberig schimmerndem Futter und reicher Goldstickerei. Die Damen, die auswärtigen Gesandten und einige andere Zuschauer nahmen etwa ein Dritteil des Saales ein, waren übrigens durch eine Ballustrade abgesperrt.

Wenn man nach den Repräsentationsräumen, die man bei dieser Gelegenheit zu sehen bekam und die allen übrigen entsprechen sollen, urteilen darf, so ist die Umwandlung, die das seitherige Rathaus erfahren hat, mit so viel Verständnis und Geschmack durchgeführt worden, daß es zur prachtvollen Residenz eines Königs geworden ist. Die räumlichen Verhältnisse des außerordentlich großen weißen Marmorsaales, in welchem die Zeremonie stattfand, sind geschaffen, um durch die Kühnheit der Konstruktion, durch Einfachheit und Vornehmheit zu imponieren. Die Pracht des Hofes, der Reichtum der Kostüme und die Würde, die man der ganzen Zeremonie gab, bildeten ein Gesamtbild, das einer Nation, die solchem Glanze bisher fernstand, einen Eindruck machen mußte. — Der französische Botschafter speiste an diesem Tage ganz allein bei dem König, der am Abend einen Ball mit seiner Gegenwart beehrte, den die Stadt im Saale des holländischen Theaters gab. Se. Majestät der König blieb dort aber nur eine Stunde und sagte mir im Weggehen, er fühle sich nicht wohl und habe das Bedürfnis nach Ruhe."

Am nämlichen Tage, an dem der König seinen feierlichen Einzug in Amsterdam gehalten hatte, hatte in Paris die Königin einen Prinzen geboren, und als die Nachricht hiervon eintraf, benützten die Einwohner von Amsterdam die Gelegenheit zu Ovationen für den König, die alle Erwartungen übertrafen. Und wenige Tage darauf bot sich abermals ein Anlaß zur Entfaltung königlichen Glanzes.



Hertling berichtet am 9. Mai über ein großes Marinemanöver auf der Zuidersee und erzählt: „Der König, die Minister des Landes, die Gesandten, der ganze Hofstaat wohnten auf zur Verfügung gestellten Yachten bei. Die Salutschüsse, die unaufhörlich von allen Schiffen ertönten, der Lärm der Militärmusiken, die Hochrufe auf den König, die beständige Bewegung von ungezählten Segeln aller Farben und Formen, der Blick auf einen Wald von Masten mit der wehenden Nationalflagge, welche den Hafen und die Rhede von Amsterdam umgaben, die Schönheit des Meeres bei einem herrlichen Wetter, das alles vereinigte sich zu einem ebenso majestätischen als interessanten Anblick."

Am 10. Mai war dann noch ein Hoffest, Cercle und Konzert und nach Schluß desselben vereinigte man sich in drei prächtigen an den großen Saal anstoßenden Galerien zum Kartenspiel, wobei der französische Botschafter, die Frau des letzten Ratspensionärs Schimmelpennink und Hertlings Gemahlin die Ehre hatten, mit dem König zu spielen. Dem König gefiel es so wohl in Amsterdam, daß er seinen Aufenthalt daselbst über den anfangs gesetzten Termin hinaus verlängerte. Hertling aber kehrte nach diesen Festlichkeiten, wie bereits erwähnt, noch einmal nach Haag zurück und übersiedelte Anfang Juni nach Harlem. Nach seinen vorstehenden Mitteilungen über die Entfaltung des königlichen Ansehens dürften seine Berichte über die fortgesetzte Arbeit zum Ausbau der holländischen Flotte, über das Erscheinen englischer Schiffe, über Finanzmaßregeln Schwedens zum Nachteil Hollands usw. weniger Interesse bieten als folgende Nachrichten über den holländischen Thron.

„Harlem 13. Juni 1808. Seit einiger Zeit ist die Rede von verschiedenen Vorschlägen, die dem König von Holland hinsichtlich eines Thronwechsels gemacht worden sein sollen. Es hielt schwer, der Wahrheit dieses Gerüchtes auf den Grund zu kommen. Erst seit zwei Tagen deutet alles darauf hin, daß es die Absicht des Kaisers Napoleon ist, den König von Holland dem König von Neapel sukzedieren zu lassen, nachdem er diesen



auf den spanischen Thron berufen hat. Das Großherzogtum Berg vereint mit Holland würde dann ein Reich bilden, das dem Großherzog die Königskrone verschaffen soll. Man nimmt die Sache hier ziemlich ernst und ein paar Äußerungen, die dem französischen Botschafter entschlüpft sind, bekräftigen diese Ansicht. Ein solcher Wechsel wird für das Land nicht vorteilhaft sein und das Volk würde ihn schmerzlich empfinden, denn man hat angefangen, die geistige Begabung, die Offenheit, den Gerechtigkeitssinn, den sanften und menschenfreundlichen Charakter des Königs zu schätzen. Er hat eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an das Land und nichts anderes im Auge als dessen Wohlergehen, er ist geschaffen, um einem Volke die monarchische Regierungsform liebenswert zu machen. Er hat sich so vollständig hier eingelebt, daß keinem Holländer die wahren Interessen des Landes mehr am Herzen liegen können, er hat sie vielleicht zu sehr begünstigt auf Kosten dessen, was man von ihm verlangte, und man glaubt, daß gerade dies ein Grund mehr ist ihn zu entfernen, abgesehen davon, daß die Königin, die den Aufenthalt in Holland nicht liebt, viel zu diesem Wechsel beigetragen haben wird."

„Harlem, 20. Juni 1808. Alles bestätigt, daß man dem König den in meiner letzten Depesche erwähnten Thronwechsel vorgeschlagen hat. Jetzt erzählt man weiter, der König habe ihn abgelehnt und geantwortet, nachdem er wider seinen Willen eine Krone angenommen habe, ziehe er vor, diejenige zu behalten, die ihm zugeteilt worden sei. — In dem steten Bestreben, der holländischen Bevölkerung Erleichterungen zu verschaffen, hat der König gegen die Ansicht seiner Ratgeber sich entschlossen, die Ausfuhr von Lebensmitteln in neutrale Häfen zu gestatten, jedoch unter der Bedingung, daß die heimkehrenden Schiffe nichts anderes als Sand oder Ballast an Bord führen dürften. Nachdem der französische Botschafter davon gehört hatte, verlangte er die Zurücknahme dieser Maßregel, die auch nach der Rückkehr eines Kuriers, den er an seine Regierung abgeschickt hatte, aufgehoben wurde. Hierunter leidet der König umsomehr, als die Ausfuhr von Lebensmitteln in einigen französischen



Häfen ganz offen betrieben wird. Das Stocken des Handels, das den außerordentlichen Geldreichtum in Holland zur Untätigkeit verurteilt, während er früher durch Spekulationen auf den verschiedensten Gebieten im Umlauf war, zwingt die reichen Kapitalisten in ganz anderer Weise Vorteil aus ihren Mitteln zu ziehen. Dieser Umstand erleichtert ganz besonders die Aufnahme von Anlehen, die von fremden Staaten aufgenommen werden müssen. Das Anlehen Sachsens, das wirklich Juwelen und andere Kostbarkeiten zum Pfande gegeben hat, ist sehr rasch zustande gekommen." Auch eine Darlehensaufnahme Westfalens im Betrage von neun Millionen und ein Anlehen Rußlands werde in nächster Zeit perfekt werden, nur Preußen, das schon fast ein Jahr lang durch einen besonderen Agenten verhandle, komme zu keinem Resultate, was bei der dermaligen Lage des Landes leicht erklärlich sei. Die holländische Regierung selbst müsse ein Anlehen von fünf Millionen Gulden aufnehmen, um die Kosten der Bewaffnung zu Wasser und zu Lande bestreiten zu können. Der Betrag werde innerhalb des Landes in kurzer Zeit aufgebracht werden.

Von einem Thronwechsel war nicht mehr die Rede, dagegen erwähnt der Bericht vom 27. Juni ein anderes Gerücht, das große Beunruhigung verursache. Man spreche jetzt von einer Vereinigung Hollands mit Frankreich, einer Idee, die wenigstens hinsichtlich der Küste nicht neu sei.

(Fortsetzung folgt.)

LXX.

Frankreichs gefährlichster Feind.

2. Seine Wirkung.

Malthus ließ sich zu den Lehren, die er aus seinen Bevölkerungsgesetzen zog, von der Auffassung leiten, daß der Zweck des Lebens nur des Menschen Glück und Wohlsein sein könne. Dazu verhülfe eine kindermäßige Familie. Viel Kinder sei ja so viel, wie viel Geld, viel Zeit, viel Mühsal. Dieselbe eigensüchtige Ansicht verführte das französische Volk zur Anwendung des Zweikindersystems. Das geht aus den Ursachen hervor, die Frankreichs größter Volkswirt, Leroy-Beaulieu, über die Entvölkerung angibt. Nach ihm sind die Ursachen leiblicher und geistiger Ordnung. Eine leibliche Ursache ist die Tatsache, daß die Kinder von heute nicht mehr für die Eltern ertragsfähig sind. Weder Knaben noch Mädchen bringen den Eltern soviel ein, wie sie es früher durch ihre Mitarbeit auf dem Lande und in den Fabriken taten. Die Schule und die sozialen Schutzgesetze verhindern heute, daß das Kind ein Geschäftsartikel wird. Besser also keine oder wenige Kinder, als Kinder, die nichts von dem zurückbezahlen, was sie gekostet haben und keinen Gewinn abwerfen. Die geistigen Ursachen der Entvölkerung sind vielfacher. Es sind: Die Entwickelung des Wissens und der Wißbegierde; persönlicher und Familienehrgeiz; demokratische Ansichten über das Recht zur freien Selbstbestimmung; der Wettbewerb, der heute in jeder Laufbahn viel härter als ehemals ist; der Geschmack am Luxus; die sittliche Zwanglosigkeit; die Vermännlichung der Frau; die Uebertreibung der Vorsicht gegen die Kindervermehrung. Doch letzten Endes sind alle diese leiblichen und geistigen Ursachen nur Wucherlinge der Leidenschaft zu rein persönlichem Glücke. Unbestreitbar ist es, daß alle Menschen nichts lieber mögen,



als ihre leibliche Wohlfahrt. Dies beweist jedoch nicht, daß ihr Glück der Zweck ihres Daseins sei. Uns scheint es, als ob der Mensch, der nach leiblicher Behaglichkeit, sicherer Lebensstellung vorwiegend verlangt, in Wahrheit nach einem Dauerzustande, nach Unbewegbarkeit, nach molliger Trägheit strebe. Solch ein eigenwilliger Zustand ist aber unfruchtbar und muß Erstarrung oder Versiechung zur Folge haben. Die freie Natur dagegen drängt, wie Malthus selbst hervorzuheben nicht müde wird, nach Fruchtbarkeit. Die Pflanze scheint mit allen ihren Kräften nach der Blüte und der schweren, Kräfte aussaugenden Fruchtbildung förmlich zu verlangen. Nach schöpfungsvoller Tätigkeit erst verfällt sie der seligen Ermattung. Ihr Tod ist Erschöpfung, eine natürliche Folge, kein Unglück, denn ihr Glück bestand nicht in der Pflege des eigenen Lebens, sondern in der Pflege ihrer kleinen Familie, die ein Teil der großen Pflanzengattung ist. Sehnsucht und Streben nach recht fruchtbarer Entfaltung ihres Wesens war ihr Zweck. Stiller Kampf, wie Darwin es beobachtete, war ihr Mittel dazu. Dieselbe Fruchtbarkeit ist auch der natürliche Zweck des Menschen. Er soll Arbeiter, nicht nur Genießer sein. Das ist seine Aufgabe. Des Menschen gesundes Glück besteht in der Befriedigung, mit Erfolg geschafft zu haben. Selbst ererbte Dinge soll er erst erwerben, um sie zu besitzen. Besitzt man jemals die Schönheit eines Kunstwerkes, wenn man um seine Erkenntnis nicht innerlich rang? Besitzt man jemals eine Tugend, wenn man sich nicht mit allen Kräften anstrengt, sie zu erwerben, sie immer fertiger, immer reiner zu besitzen! Besitzt man jemals eine Eigenschaft, ein Talent, wenn man es nicht in forwährender Arbeit betätigt, steigert, vervollkommnet? Besitzt man jemals ein Vermögen, mag es auch nur ein Sack Geld sein, wenn man es nicht hütet und vor der toten Hand schützt, indem man es vermehrt? Ruhe ist Tod, wenn es keine Sammlung zu neuer Lebensanstrengung ist. Bewegung allein ist Leben und Kampf ist sein Ausdruck. Aus dem Gange der Welt hören wir Deutsche vornehmlich die

göttliche Stimme, die da spricht: Da ist eine Sorge, lade sie auf dich, werde mit ihr fertig; da ist ein Leid, ertrage es, da ist eine Krankheit, heile sie; da ist eine Aufgabe, löse sie; alles das sind Hindernisse, die bekriegt, besiegt, überwunden werden müssen. Die Waffen dazu sind so verschieden, wie die Widerstände sind; doch darunter ist die Gewalt die letzte und die Liebe die größte und die edelste. Erobern wird man nur einen Menschen, wenn man ihn gern hat; meistern wird man nur eine Not, wenn man sich ihr inbrünstig hingibt; denn in der Liebe sind wir am stärksten. Das Leben mit seinen Nöten, Ängsten, Leiden reizt uns mehr, als daß es uns abstößt. Wir lieben es, weil wir so viel darum litten und hofften, weil wir ihm so viel von uns opferten. Es ist uns ein Mittel zu unserer Wesensentfaltung.

Für uns ist es genug der menschlichen Vorsicht, nicht eher zu heiraten, als bis man eine Familie ernähren kann. Die Möglichkeiten zur Arbeit zu vermehren, überlassen wir der Gesellschaft und ihren Gliedern. Schickt uns Gott einen größeren Nachwuchs als wir erwartet haben, so sehen wir das wie die Stellung einer Aufgabe an, die zu lösen unsere irdische Pflicht ist. Bleibt die Ehe unfruchtbar, oder schrumpft die Familie durch Krankheiten und andere Uebel ein, so sieht der Volkswirt darin ein natürliches Mittel, wodurch die Gesellschaft vor Uebervölkerung bewahrt bleibt. Oft sind diese natürlichen Einschränkungen Folgen von Lastern und anderen menschlichen Fehlern. Heimsuchungen sind sie, die oft härter als Kinderreichtum empfunden werden. Kinderreichtum erweist sich auch da letzten Endes als Gottessegen. Wem Gott viel seelische Verantwortung und Sorge um zahlreiche Sprößlinge aufbürdet, auf dem liegt sein Blick ganz besonders. So lehrt es uns die göttliche Offenbarung. So lehrt es uns auch die Natur. Hat Frankreich doch Sorge und Verantwortung gegenüber der Nachkommenschaft von sich geworfen und deshalb den menschlichen Nachwuchs



eingeschränkt? Droht ihm nicht als Vergeltung eine völkische Erstarrung?

Alle redlichen Beobachter des französischen Lebens sind sich darüber einig, daß der Franzose im allgemeinen das möglich gesicherte Glück für das höchste auf Erden hält.

„Anstatt selbst seine Fabrik zu leiten und zu erneuern, sagt Henri Joly, vertraut er sie einem Ingenieur an; oder er verwandelt sie in ein Aktienunternehmen, wobei er sich vornimmt, die für sich erworbenen Aktien so schnell wie möglich abzusetzen. Anstatt selbst sein Gut zu bewirtschaften und zu verbessern, überläßt er es einem Pächter; anstatt selbst seiner Rechtspraxis vorzustehen, vertraut er sie seinem ersten Schreiber an, um sich in den Badestädten zu ergehen. Die Erbschaft, die ihr Gründer glaubte sicherer heil zu erhalten dadurch, daß er sie seinem einzigen Sohne hinterließ, ist durch die fortwährende Verminderung des Reingewinnes Gefahren ausgesetzt."

Die ähnliche Hoffnung zahlreicher französischer Fabrikbesitzer, Rechtsanwälte, Gutsbesitzer, durch Einschränkung der Nachkommenschaft die Wohlfahrt eines einzigen Sohnes zu verbessern, erweist sich in der Folge als ähnlich trügerisch. Der Wille, den Nachkommen Arbeit, Mühe, Sorge zu ersparen, entspringt, so edel er sein mag, der Müdigkeit des eigenen Lebens. Man möchte dem Kinde ähnliche Lebensunwetter vermeiden, weil man sich selbst von ihnen zu geschwächt, zu gebrochen fühlt. Diese feige Lauheit wird dadurch gerächt, daß dem Nachfolger die Früchte der Erbschaft fast in dem Maße entzogen werden, wie er selbst nicht dafür tätig sein will. Das ist auch ein Bevölkerungsgesetz, ein Gesetz des Ausgleiches und der Gerechtigkeit, der Wechselwirkung, wie unsere deutschen Volkswirte sagen würden. Von Malthus wurde es nicht gesehen. Es wird in Frankreich bestätigt, seitdem seine Bevölkerung sich von der irdischen Nützlichkeit zu sehr anziehen ließ.

Jeder neue Mensch ist nicht nur ein Mitbewerber um Arbeit, sondern auch ein Verbraucher von Arbeit: er will nicht nur verdienen; er will auch verzehren. Malthus be-



trachtete nur den ersten Teil dieser Gleichung und kam zu Ansichten über die Verderblichkeit der Bevölkerungszunahme, die folgenschwer und falsch sind.

Malthusens Berechnung, daß die Bevölkerung sich alle 20 oder 25 Jahre in geometrischer Reihenfolge zu verdoppeln dränge, wogegen die Lebensmittel selbst unter den günstigsten Bedingungen nur in arithmetischer Reihenfolge anwachsen könnten; Malthusens Folgerung, daß daraus Elend und Armut für die Menschen entstehe — beides, Berechnung und Folgerung sind, was die modernen Volkswirte ausführlich nachgewiesen haben, Irrtümer. Die Bevölkerung Europas hat sich seit Malthusens Zeit mehr als verdoppelt. Und doch sind die Lebensmittel vorher niemals so mannigfach, so zahlreich gewesen wie in unserer Zeit. Wenn es heute mehr Schuhmacher gibt, hat einer seiner französischen Kritiker gesagt, so gibt es auch mehr Füße zu beschuhen. Ein Bevölkerungszuwachs ist für einen Staat ein Bürge für das Wachstum seiner Reichtümer, vorausgesetzt immer, daß die Staatsbürger das Glück der Arbeit höher schätzen als das Glück des Genusses. Je mehr solcher Einwohner ein Land zählt, desto mehr wird das allgemeine Wohlsein sich vermehren. In den fruchtbarsten Ländern gibt es Bodenstrecken, die brach liegen, die bestellt oder besser ausgebeutet werden können. So verschieden einer großen Bevölkerung Bedürfnisse sind, ebenso verschieden werden die Gewerbe und die Arbeitsgelegenheiten sein. Frankreich, ein viel fruchtbareres Land als Deutschland, ernährt nur 73 Bewohner auf dem Quadratkilometer, während jenes 100 Bewohner auf dem Quadratkilometer ernährt. Und sehen wir nicht in den Tagen des Weltkrieges, wie dies Deutschland, eingeschlossen von zahlreichen mächtigen Feinden, gehindert an jedem größeren Warenaustausch mit den wenigen und kleinen Staaten, die noch neutral geblieben sind, sich vor Hungersnot und Arbeitslosigkeit durch eine neue Einrichtung seines wirtschaftlichen Lebens erfolgreich bewahrt! Der Mensch



ist wertvoller als alles andere in der Natur. Angespornt von dem Zauber der Arbeitslust, ist er zeugungsfähiger als jedes andere Lebewesen. Dies ist er sowohl zur Fortpflanzung, wie zur Lebensmittelvermehrung. Menschenarme Länder sind auch oder werden auch nahrungsarme Länder. Wo es an Menschen fehlt, fehlt es an Absatzmöglichkeiten für die menschlichen Erzeugnisse. Für ein wildes Volk hat diese Wahrheit zwar keine, für ein zivilisiertes Volk, wie die Franzosen, hat sie eine sehr große Bedeutung.

Eine Ahnung davon gibt ein Vergleich des Kohlenverbrauches von Frankreich, England und Deutschland. Er ist in den Jahren von 1865—1913 in Frankreich von 17,741 auf nur 53,821 Tonnen, in England von 90,300 auf 198,600 Tonnen und in Deutschland von 24,887 auf 205,700 Tonnen gestiegen. Ähnlich ist es mit dem wichtigsten Erzeugnisse Frankreichs, dem Weine. Da die menschlichen Münder sich schlecht vermehrten, wurde der Wein schlecht verkauft; oft verschleudert. Das veranlaßte die Krisen, die in den letzten Jahren den Weinbau heimgesucht haben. Man könnte den Überschuß an Wein doch ausführen, wendet man ein. Gewiß, Malthus nahm das sogar an, weil er das Gesetz des Ausgleiches von Anstrengung und Belohnung nicht kannte. Wer Waren ausführen will, muß es sich oft sauer darum werden lassen. Ohne Unternehmungslust und Mühe geht es nicht. In einem lebensschwachen Volke ist jedoch auch die Unternehmungslust, schwach: Eines wird ja durch das Andere bedingt, ausgeglichen, belohnt oder bestraft. In Frankreich ist ja wohl die Summe der Ausfuhrwerte gestiegen, aber nicht im Verhältnis zum Wachstume oder besser zur Stärke seiner Bevölkerung. Ein Vergleich mit der Steigerung des Warenaustausches anderer Völker lehrt es uns. In den Jahren von 1871 bis 1885 betrug der Wert des Warenaustausches: 7,146'270,000 Franken; in den Jahren von 1901 bis 1904 8,758'775,000 Franken, was einer Steigerung von 22 % gleichkäme. Gestiegen ist dagegen die kaufmännische Tätigkeit Englands um 30 %, Oesterreichs um 37 %,



Belgiens um 59 %, dagegen von Deutschland um 81 %. Die Umsatzziffer in Deutschland ist allein in 3 Jahren um 7,382'687,500 Mark gewachsen. Durch die Handels- und Tätigkeitsschwäche Frankreichs wird natürlich auch das Volksvermögen hart betroffen. Seit den letzten 15 Jahren sollen sich die Erbschaften vermindern. Von 1891 bis 1895 betrugen sie noch 6 Milliarden 930 Millionen. Von 1901 bis 1905 betrugen sie nur mehr 6 Milliarden 617 Millionen, was eine Einbuße von 313 Millionen ist. Und dies trotz der glücklichen Ersparnisse durch Kindereinschränkung von 1 Milliarde 240 Millionen Franken jährlich. Die Furcht vor Mühe und Arbeitsunsicherheit hat mit der Verminderung der Kindergeburten auch die Lage der Bauern eher verschlechtert als verbessert. Jeder, der auf dem Lande keines bequemen Erbteiles sicher ist, läßt sich von der leichteren städtischen Arbeit anlocken und flüchtet von der Scholle in die Stadt. So verloren in 65 Jahren das Departement Eure in der Normandie 95000, Calvados 102000 und La Manche 124000 Seelen. Die Gemeinde Bessé in der Charente ist in den Jahren 1836 bis 1906 von 420 auf 325 Einwohner gefallen. Ähnlich ist es überall. Die Bauern erzeugen an Nahrungsmitteln nicht mehr so viel, wie sie erzeugen könnten. Sie verbessern auch nicht ihr Arbeitsverfahren. Ganz wie im Handel und in der Industrie gilt auch hier das Gesetz: Die Arbeitsnachfrage sinkt parallel mit der Warennachfrage. Daher die Krisen unter den Berufen, die vielen Streike, die Unzufriedenheit, die Arbeitsstockung, die man zu kurzsichtig auf den allmächtigen deutschen Wettbewerb schob, statt auf die verderbenbringende Anwendung des Malthusischen Rates, sich Glück und Wohlstand durch vernünftige Einschränkung der Bevölkerung zu erwerben.

Wie auf die Anwendung dieses Rates in allen Zweigen der völkischen Wirtschaft Verwirrung, Lähmung, Erstarrung folgte, so bewirkte er in militärischer Beziehung Schwäche und Unterlegenheit gegenüber Völkern mit sicherem Kindernachwuchse. Frankreich zählt jeden Tag 6000 Geburten



weniger als Deutschland. Die Anzahl der französischen Rekruten beträgt fast nur die Hälfte der deutschen Rekruten. Nach Messimy soll Frankreich von 1908 bis 1928, also in 20 Jahren, 5 Armeekorps einbüßen, während jeder von seinen Nachbarn in derselben Zeit 10 Armeekorps gewonnen haben wird, unter der Voraussetzung, daß für Frankreich die Geburten nicht noch mehr sinken und die Todesfälle nicht noch mehr steigen. Das angebliche Wort Moltkes: „Frankreich verliert jeden Tag eine Schlacht", wird durch diese Zahlen heftig klar bewiesen.

Die Wirkung auf die politische Macht Frankreichs ist nicht minder auffällig ungünstig für die Zukunft des Landes. Von dem Einflusse in den Ratschlüssen der großen europäischen Nationen, berechnet auf die Bevölkerungsstärke, kamen Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts 40 % zu. Um 1789 bestand er in 27 vom Hundert und sank dann um 1815 auf 20 v. H. und bis um 1880 auf 13 v. H. herab. Fügt man aber den europäischen Mächten die vereinigten Staaten von Amerika und Japan bei, dann ist französische Macht nur mehr 7 v. H. wert.

Gleichen fallenden Schritt hält mit dem Schwinden des politischen Einflusses auch der Rückgang des Einflusses der französischen Sprache. Sie, die zu Voltaires übermütigen Zeiten die Sprache der gesamten gebildeten Welt war, wird heute nur noch von 50 Millionen Menschen zum täglichen Gebrauche gesprochen, während 150 Millionen sich der englischen und 120 Millionen der deutschen Sprache bedienen.

Geburteneinschränkung zieht nicht nur wirtschaftliche, militärische und politische Machteinschränkung nach sich, sondern auch sittliche Schwäche. Je weniger zahlreich die Kinder einer Familie sind, desto mehr werden sie von den Eltern verhätschelt und verzogen. Auch hier gilt das Wort Goethes, daß sich ein Charakter erst im Strome des Lebens bilde, erst durch Kämpfe um Lohn und Anerkennung sich zur Arbeit stähle und zur milden Umgangsform heranglätte. Das



einzige Kind erreicht fast keine der Malthusischen Tugenden, die doch kinderreiche Familien zum Lebenskampfe befähigen und zum Erfolge vorbereiten. Das einzige Kind wird oft nichts wie ein Ichsüchtiger, der nur darauf bedacht ist, sich die Kastanien aus dem Feuer des Daseins von anderen holen zu lassen. Nicht auf solch einen Menschen darf man ein Vaterland gründen. Er vermag weder vaterländische Hoffnung noch Stärke zu sein. Die Sucht, durch Unterbindung des Kindersegens dem einen oder den zwei Kindern ein behaglicheres Dasein zu sichern, bringt die katholischen Eltern in einen Gegensatz zu den Geboten der Kirche, welche die Ehe zur Fortpflanzung des Menschen dienend auffaßt und eine Kindereinschränkung nur durch Enthaltsamkeit erlaubt. Diese Bedingung hebt für viele junge Menschen die Reize der Ehe auf. Sich aber nicht zu verheiraten, fällt ihnen schwer. So tun sie es denn, und denken, daß eine Übertretung des kirchlichen Gebotes zur Enthaltsamkeit wohl nicht allzu schlimm sei. Die Verlegenheit jener stellt sich ein, die wissen, daß sie sündigen, aber nicht die Kraft haben, es zu lassen. Eine erst schamhafte Entfremdung gegen Kirche und Religion tritt auf; nach und nach mischt sich zu der Entfremdung immer mehr die Gewissenskühle jener, denen die Sünde zur Gewohnheit geworden ist. Schließlich ersetzt religiöse Gleichgültigkeit die anfangs noch rege religiöse Empfindsamkeit. Viele wenden sich, wenn die Hitzigkeit des Blutes mit den Jahren gefallen ist, in neuer Seelenwärme der Kirche wieder zu. Doch auf den verschiedenen Stufen ihrer seelischen Laufbahn ist die Verführung zur Gottlosigkeit und religiöser Stumpfheit groß. Daher zum größten Teile wohl die Schwäche des französischen Katholizismus; daher seine Mißerfolge zur Befestigung des Glaubens; und daher wohl auch die Teilnahmslosigkeit der katholischen Mehrzahl der Bevölkerung gegen die politische und gesellschaftliche Verfolgung durch ihre Gegner, die Jakobiner und Sozialisten.

Das wäre ein Umriß von den verheerenden Wirkungen

des von einem ganzen Volke ausgeführten Malthusischen Planes, sich Glück und Stärke zu erwerben, indem die natürliche Vermehrung der Menschen vernünftig, künstlich gezügelt und gedämmt wird. Man versteht, warum Gaultier am Ende seines eindringlichen Aufsatzes in der „Revue Bleue“ wehmütig ausruft:

„Während das Volk der Polen dank seiner dauernden Geburtskraft sich trotz der Knechtschaft, trotz der Schikanierungen jeder Art, denen es ausgesetzt ist, entwickelt; während aus derselben Ursache die französischen Kanadier ihren Besiegern den Boden siegreich streitig machen, gingen Griechenland und Rom durch Menschenmangel unter. War Rom, nachdem es die Welt erobert hatte, nicht sogar dahin gekommen, sich nicht mehr verteidigen zu können? Weil es keine Kinder gehabt hatte, mußte es seine Zuflucht zu Söldnern nehmen, bevor es von den Barbaren erobert wurde.“

Derselbe Schriftsteller zieht den schrecklichen Schluß: „Wenn Frankreich sich nicht aufrafft, läuft es Gefahr, eines Tages von der Karte Europas gestrichen zu werden.“

Wenn es sich nicht aufrafft! Jawohl! Hat es das bisher versucht? Hat es das bisher mit Erfolg versucht?

(Schluß folgt.)



LXXI.

Sprache, Nation und Kirche im christlichen Orient.

Von Anton Baumstark.

(Schluß.)

3.

Während jenseits des geschlossenen Walles monophysitischer Nationalkirchen in einer Art glänzender Vereinsamung das in seinem tiefsten Wesen dem römisch-abendländischen wahlverwandte nestorianische Christentum den Begriff einer — sprachliche und völkische Unterschiede in rein religiöser Synthese überbrückenden — echten Bekenntniskirche verwirklichte, vollzog sich westlich jenes Walles die Entwicklung zum byzantinischen Staatskirchentum.

Sie ist zu bekannt, um hier mehr als die flüchtigste Andeutung zu bedürfen. Schon seit der Bildung der koptischen und der jakobitischen Kirche fiel die Sache der chalkedonensischen Orthodoxie im oströmischen Reiche tatsächlich mit derjenigen des Griechentums zusammen. Zu einer verhängnisvollen Lockerung der Beziehungen zum lateinischen Westen hatte schon die politische Trennung der beiden Reichshälften, die seit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts eine endgiltige geworden war, den Grund gelegt. Auch als nach dem Untergange des Westreiches im Justinianischen Zeitalter Byzanz politisch im Abendlande Boden faßte, vermochte das keineswegs dazu beizutragen, daß der drohend sich öffnende kirchliche Riß sich wieder geschlossen hätte. Gerade die wechselvolle und gewalttätige Kirchenpolitik Justinians bekundete in besonderer Schärfe die zäsaropapistischen Neigungen des byzantinischen Hofes, die ihren frühesten Ausdruck schon in Konstantins Auffassung von seiner Stellung als eines „Bischofs des Äußeren“ gefunden hatten und mit der immer klarer in die Erscheinung tretenden universalkirchlichen Bedeutung des



Papsttums mit logischer Notwendigkeit in einen unheilbaren Konflikt geraten mußten. An einer dem staatskirchlichen Gedanken entsprechenden Erhöhung des konstantinopolitanischen Hofpatriarchen wurde unablässig gearbeitet. Immerhin standen die drei anderen Patriarchate des Ostens einer strengen Vereinheitlichung des reichskirchlichen Verfassungslebens noch hindernd im Wege. Der Eroberungszug des Islams riß ihre Sprengel politisch vom Reichsgebiete los und ließ ihre eigene Bedeutung zu einem Schatten einstiger Größe herabsinken. Die griechische wurde zur byzantinischen Kirche eingeengt. Es galt nur mehr die Niederkämpfung alter Rechtsansprüche des römischen Patriarchats in Illyrien, damit an den Grenzen des konstantinopolitanischen Patriarchalsprengels diejenigen des kirchlichen Organismus mit der politischen Reichsgrenze wesenhaft zusammenfielen, das byzantinische Patriarchat zur kirchlichen Erscheinungsform des byzantinischen Staates wurde. Als die Entwicklung so weit gediehen war, konnte auch der offizielle Bruch mit dem Abendlande nicht mehr ausbleiben, das seinerseits als Schutzmacht des Papsttums ein neues Kaisertum hatte erstehen sehen. Photios hat ihn vollzogen, Michael Kairularios dem vollzogenen nach einem letzten Versuche der Aussöhnung dauernden Bestand gegeben.

Missionsarbeit ist Auswirkung eines wesenhaft universal gerichteten religiös-kirchlichen Empfindens. Die außerordentliche werbende Kraft des nestorianischen Christentums hängt im tiefsten Grunde zweifellos damit zusammen, daß die Verhältnisse es so entschieden die national-kirchliche Enge seiner Anfänge überwinden ließen. Umgekehrt mußte die politische Beschränkung des byzantinischen Kirchenbegriffes einer entsprechenden Expansion der griechischen Orthodoxie hemmend im Wege stehen.

Da an eine christliche Propaganda der außereuropäischen Patriarchate der aggressiven Neumacht des Islams gegenüber nicht zu denken war, wurde das einzig mögliche griechische Missionsgebiet seit dem 7. Jahrhundert durch die von Norden



herandrängende Welt slawischer und turanischer Völker gebildet, die ein Prozeß wachsender Slawisierung turanischer Stämme sprachlich sich gegenseitig näher führte. Schon der 28. Kanon des Konzils von Chalkedon hatte neben den kirchlichen Verwaltungsverbänden von Thrazien, Asien und Pontus Bischöfe der von diesen „Barbaren“ bewohnten Länder dem konstantinopolitanischen Patriarchenstuhle unterstellt. Aber lange Zeit hat der kirchliche Ehrgeiz des Neuen Rom nach dieser Richtung sich kaum betätigt. Wohl war alsbald eine Christianisierung wenigstens der durch Kaiser Heraklios (610—641) als Bundesgenossen gegen die Avaren über die Donau gerufenen Kroaten und Serben in die Wege geleitet worden, wobei neben byzantinischem Zwange auch von dem persönlich aus Dalmatien stammenden Papste Johann IV. (640—642) entsandte Glaubensboten des Okzidents wirksam waren. Doch wurde vorerst ein bleibender Erfolg von nennenswerter Bedeutung hierbei nicht erzielt. Im übrigen vollends hat Byzanz bis in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts hinein der bis unter die Mauern der Hauptstadt brandenden „barbarischen“ Völkerwellen fast nur mit dem Schwerte sich zu erwehren gesucht. Von einem ernsten Bemühen, den harten Nacken das sanfte Joch des Heilands aufzulegen, ist nichts zu beobachten. Vom germanischen Westen, nicht vom byzantinischen Süden schien dem jungen Osteuropa das Licht des Evangeliums kommen zu sollen. Als endlich dennoch Beziehungen von entscheidendster Tragweite zwischen der slawisch redenden Völkerwelt und der eben sich zum Bruche mit Altrom anschickenden byzantinischen Reichskirche sich anbahnten, ist die Initiative bezeichnender Weise nicht von der letzteren ausgegangen. Es waren die Beherrscher der Chazaren, Mähren und Bulgaren, die ihrerseits von Kaiser Michael III. (842—867) griechische Glaubensboten für ihre Völker erbaten, wobei wenigstens im Falle der Mähren die politische Absicht — durch den kirchlichen Anschluß an das schwächere Byzanz sich der Einflußsphäre

des kraftvolleren Deutschtums zu entziehen — offen zu Tage liegt.

Auch jetzt noch standen die beiden Großen, die nun sich den Ehrennamen der Apostel der Slawen verdienten, das aus Thessalonike, der Hauptstadt der zwischen Alt- und Neurom strittigen illyrischen Kirchenprovinz, gebürtige Brüderpaar Kyrillos und Methodios, persönlich auf der Grenzscheide zwischen byzantinischem und römischem Kirchentum, ja dem römischen näher. Im engsten Anschluß an das Papsttum haben die vom byzantinischen Kaiserhofe Ausgesandten gewirkt. Von Rom, nicht von Byzanz erlangten sie im Jahre 868 die maßgebliche Sanktion ihrer die altchristlichen Missionsmethoden wiederaufnehmenden schöpferischen Tat: den Völkern, die sie bekehrten, Bibel und Liturgie in slawischer Sprache zu bringen. Der Einfluß Roms, vielleicht mit einem solchen Jerusalems sich kreuzend, nicht derjenige Konstantinopels ist in den liturgischen Büchern herrschend gewesen, die sie zunächst in der neuen Kultsprache verbreiteten. Hätte sich die Slawenmission in den hier eingeschlagenen Bahnen ungestört und folgerichtig weiterentwickelt, so wäre nicht der morgenländischen, sondern der abendländischen Kirche ein gewaltiges neues Vorlandsgebiet mit eigener Kirchensprache gewonnen worden.

Byzanz wurde sich der Gefahr voll bewußt. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß sein nachdrückliches Interesse an der Christianisierung seiner nördlichen Nachbarn erst durch die Eifersucht gegen den Westen ausgelöst wurde. In den Photianischen Wirren hat eine hervorragende Rolle der Streit um die Bulgaren gespielt, deren Chan Boris, von byzantinischen Priestern getauft, im Jahre 866 in Beziehungen zu Papst Nikolaus I. getreten war. Es wäre müßig, heute die Frage aufzuwerfen, welche Stellung zur Sprachenfrage das byzantinische Reichskirchentum in dem neuen Missionsgebiete genommen haben würde, wenn es sie vollkommen frei und selbständig zu lösen gehabt hätte. Nachdem das Papsttum mit einer Gutheißung der slawischen

Liturgiesprache vorangegangen war, konnte eine byzantinische Mission, welche der römischen den Rang streitig machen wollte, über die ihr vorgezeichneten Wege nicht im Zweifel sein. Bei den seit 870 wieder zur konstantinopolitanischen Observanz zurückgekehrten Bulgaren hat die Wiege eines neuen byzantinischen Ritus in slawischer Sprache gestanden. Unverändert ist derselbe dann überall übernommen worden, wo man außerhalb der europäischen Reichsgrenze das Christentum in der Form der orientalischen Orthodoxie annahm. Seine größte Stunde hatte geschlagen, als diese Annahme im Jahre 989 durch den russischen Großfürsten Wladimir im eigenen und im Namen seines ganzen Volkes vollzogen wurde.

Es entbehrt nicht einer gewissen tiefen und verhängnisvollen Tragik, daß so die jüngere slawisch-byzantinische Liturgie zu einer überragenden welthistorischen Bedeutung gelangte, während die ältere slawisch-illyrische dank einer unerbittlichen Bekämpfung durch die deutsche Hierarchie und eines Widerrufes ihrer römischen Autorisierung, zu der Papst Stephan V. sich herbeiließ, dem Untergange verfiel. Wer will in den gegenwärtigen schicksalsschweren Tagen ausdenken, welche Folgen es gehabt hätte, wenn Rußland und die Balkanvölker in den lebensvollen Verband der mittelalterlich-abendländischen Kultur hineingewachsen wären, statt ein im Schatten der Hagia Sophia liegendes Stück christlichen Orients zu werden?

Das Eine läßt sich wohl mit Sicherheit sagen: Daß es in jenem Falle zu einer nationalkirchlichen Zersplitterung des slawischen Kirchentums nur dann gekommen wäre, wenn in ihm der Protestantismus gesiegt hätte. Sprachlich ist diese Zersplitterung, wie sie im Schoße der orientalischen Orthodoxie zur Tatsache wurde, keineswegs begründet, da der Übergang zum liturgischen Gebrauche der einzelnen Volkssprache nur für das Rumänische und selbst für dieses erst seit 1643 erfolgte. Vielmehr handelt es sich bei den slawisch-orthodoxen Einzelkirchen des Mittelalters um eine



ebenso augenscheinliche als bewußte Nachbildung des byzantinischen Staatskirchentums, deren politische Begründung einleuchtend ist. Weil das konstantinopolitanische Patriarchat zur reinen Staatsinstitution geworden war, mußte eine kirchenrechtliche Abhängigkeit von ihm überall als unerträglich empfunden werden, wo man auf den klaren Ausdruck politischer Selbständigkeit dem byzantinischen Reiche gegenüber Wert legte, ja den eigenen Nationalstaat als eine dem romäischen Kaisertum ebenbürtige Größe begriffen wissen wollte. Die kirchliche Autokephalie wurde zum notwendigen Korrelat eines dem byzantinischen gleichwertigen staatlichen Lebens. In diesem Sinne erscheinen insbesondere die Führung des Zarentitels und der Anspruch auf den Besitz eines eigenen, von Konstantinopel unabhängigen Patriarchats innerlich engst verbunden.

So hat in der Zeit höchster Blüte des altbulgarischen Reiches dessen großer Zar Symeon (888—927), um die erst seinem Sohne auch durch den byzantinischen Hof zugestandene Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche von Konstantinopel zu gewinnen, erneute Verbindungen mit dem Papsttum angeknüpft, deren Ergebnis die Errichtung eines nationalen Patriarchats von Achrida war. Und nachdem dieses schon im Jahre 1018 zusammen mit der staatlichen Existenz des slawisierten Tartarenvolkes den furchtbaren Schlägen des kaiserlichen „Bulgarentöters" Basileios II. erlegen war, hat in den Tagen des neuen Reiches eine letzte vorübergehende Union mit Rom wenigstens die faktische kirchliche Selbständigkeit des Bulgarentums vom Griechentum begründet. So hat, nachdem bei den Serben der Großzupan Stephan I. (1159—95) die griechische Orthodoxie zur Staatsreligion gemacht und man im Jahre 1221 die Wahl des bisher von Konstantinopel entsandten Metropoliten durch die Landesbischöfe durchgesetzt hatte, Stephan Dusan, der hier den Zarentitel annahm, im Jahre 1346 auch das serbische Patriarchat von Ipek geschaffen, das bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein fortbestehen sollte. In Rußland bezeichnete die



Errichtung der Metropole Kiew im Jahre 1035 den ersten und schon 1051 die unabhängig von Byzanz vollzogene Erhebung eines einheimischen Mönches auf ihren Erzstuhl den zweiten Schritt in der Richtung auf kirchliche Verselbständigung. Und auch hier hat die Annahme des Zarentitels durch Iwan den „Schrecklichen" (1534—1584) unter seinem Sohne Feodor im Jahre 1589 die Ausgestaltung der nach Moskau transferierten Metropolie zum Patriarchate im Gefolge gehabt. Eine längst sich nurmehr auf ein Bestätigungsrecht des konstantinopolitanischen Patriarchen gegenüber dem von seinen Suffraganen frei gewählten russischen Metropoliten beschränkende wenigstens nominelle Abhängigkeit von Byzanz hatte hier sogar das Ende des byzantinischen Kaisertums überdauert.

Wie seit der Katastrophe von 1453 für das griechische, wie schon seit Jahrhunderten für das armenische Volkstum, bildete seit der politischen Zerschmetterung durch die Türken auch für das serbische und bulgarische die nationalkirchliche Organisation das einzige Band äußeren Zusammenschlusses. Erst das Jahr 1766 brachte das Ende des Patriarchats von Ipek und das folgende die Besetzung der letzten bisher national bulgarisch gewesenen Bischofsstühle durch Griechen. Ja Splitter der Hierarchie des ersteren lebten in der erst 1852 durch ein weltliches Fürstentum und eine suffraganlose Metropolie ersetzten Theokratie des Wladika von Montenegro und auf ungarischem Boden in der 1848 zum Patriarchat erhobenen Metropolie von Karlowitz als unabhängige Kirchenkörper noch weiter fort. Daß die nationale Wiedergeburt der christlichen Balkanvölker im 19. Jahrhundert in erster Linie auf die Wiedergewinnung der kirchlichen Selbständigkeit gehen mußte, war unter diesen Umständen zunächst für Serben und Bulgaren eine logische Notwendigkeit. Die bei den letzteren noch vor, bei den ersteren erst im Gefolge der Befreiung von der türkischen Herrschaft erreichte Emanzipation vom griechischen Kirchentum bedeutete hier nur die Wiederherstellung eines alten Rechtszustandes. Die im Jahre 1864



sowohl in dem damaligen Fürstentum, als auch anschließend auf dem ungarischen Staatsgebiete vollzogene Verselbständigung der rumänischen Orthodoxie ist als eine folgerichtige Parallelerscheinung der serbischen und bulgarischen Bewegung unschwer begreiflich. Eher könnte auf den ersten Blick die Tatsache befremden, daß sogar das Hellenentum sich beeilte, unmittelbar nach der Erlangung einer selbständigen politischen Existenzform, im Rahmen derselben ein sich der Oberhoheit des konstantinopolitanischen Patriarchats entziehendes Staatskirchentum zu schaffen. Doch wird auch dieses Vorgehen historisch vollauf verständlich, wenn man die Stellung erwägt, die dem Stuhle des „Neuen Rom" seit der türkischen Eroberung Konstantinopels zugefallen war. Um den Preis, sich in dem ehrgeizigen Streben nach einer Beherrschung der gesamten Orthodoxie des Osmanenreiches durch die politische Macht gestützt und getragen zu sehen, war er wesenhaft zu einer Staatsinstitution desselben in gleichem oder doch ähnlichem Sinne geworden, wie er eine solche des oströmischen Kaiserstaates gewesen war. Die kirchliche Unabhängigkeit von Konstantinopel mußte und muß als eine innerlich notwendige Ergänzung der politischen Unabhängigkeit von der Türkei erscheinen, wie sie als eine solche der politischen Unabhängigkeit von Byzanz erschienen war.

LXXII.

Anglikanische Streitfragen.

Von Urban Zurburg.

Mitten im Weltkrieg ist die Kontroverse im Anglikanismus, die Ende 1913 durch die Schrift des Bischofs von Sansibar in ein erregtes Stadium getreten, ungehindert ihren Weg gegangen.[1] Als Vertreter des „katholischen" Standpunktes in der anglikanischen Gemeinschaft tadelte er die Angriffe englischer Bischöfe auf Geistliche der hochkirchlichen Richtung und die Belassung und Beförderung von Rationalisten im Kirchendienst. Was jedoch seiner Schrift zu Ansehen verhalf, war die Klage gegen die beiden Missionsbischöfe von Uganda und Mombasa wegen ihrer Teilnahme an der Konferenz in Kikuyu und ihrer communicatio in sacris mit den dort vertretenen protestantischen Sekten. Er klagte sie der „Verbreitung der Häresie" und der „Sünde des Schisma" an und verlangte durch den Erzbischof von Canterbury eine offizielle Stellungnahme der anglikanischen Kirche zu dieser Frage.

Im Juli 1914 trat, vom Erzbischof von Canterbury berufen, der von der Lambeth-Conferenz bestellte Central-Consultative Body, eine Kommission von zehn Bischöfen mit den beiden Erzbischöfen zur Beratung zusammen. Die lang ersehnte Antwort auf die gestellte Frage konnte erst anfangs Mai 1915 der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die Kontroverse kam unterdessen nicht zum Stillstand, denn eine Reihe von Schriften hat dem jeweiligen Standpunkt der Richtungen entsprechend bald für, bald gegen Bischof Weston, bald auch vermittelnd in den Streit eingegriffen. In einem umfangreichen Werke hat Professor

---

1) Vgl. „Histor. pol. Blätter" 153. Bd. S. 274 ff u. 917 ff.



Mason mit reichem Geschichtsmaterial den Glauben der englischen Kirche an die Notwendigkeit des Episkopates darzulegen gesucht.[1]) Der gefeierte Theologe in Cambridge vertritt eine gemäßigte hochkirchliche Richtung. Da auch gegnerische Zeugen zum Worte kommen, muß der Leser dieser Schrift zur Überzeugung gelangen, daß der Anglikanismus sich auch in Sachen des Episkopates noch nie einigen konnte und gelegentlich den englischen Sekten durch Duldung und Anerkennung ihrer (nicht bischöflichen Weihen) weitestens entgegen kam. Die „Kikuyu-Tracts" verfechten den mehr protestantischen und freisinnigen Standpunkt der Low- und Broad Church-Richtung.[2]) Von hochkirchlicher Seite erschienen im gleichen Verlag (1914) „Modern Oxford-Tracts".

In einer Broschüre von 70 Seiten hat nun der Erzbischof von Canterbury die Meinung der von ihm angerufenen bischöflichen Kommission zugleich mit einer eigenen Erklärung veröffentlicht.[3]) Der Primas der anglikanischen Kirche möchte gleich anfangs betonen, daß seiner Meinung nach kein Grund vorliege, gegen die angeklagten Bischöfe von Uganda und Mombasa „wegen Häresie und Schisma" eine Untersuchung einleiten zu müssen (S. 3 f.).

Der bischöflichen Kommission selber hatte er die Doppelfrage vorgelegt: 1. ob das in Kikuyu im Juni 1913 „proponierte Schema einer Föderation der Missionsgesellschaften" etwas enthalte, das sich mit den Grundsätzen der englischen Kirche nicht vertrage und 2. ob die bei jener Konferenz statt-

---

1) The Church of England and Episcopacy. Cambridge: Univers. Press, 1914.

2) 1914 bei Longmans & Green (London) erschienen. Es seien hier erwähnt: Dr. Gwatkin, „The Confirmation Rubric: Whom does it bind?" Dr. P. V. Smith, „The limits of Ritual and Ceremonial in the Anglican Communion". Bischof Dr. D'Arcy of Down, „What is the Church?"

3) „Kikuyu", London 1915 (Macmillan).

gefundene gemeinsame Kommunionfeier vom anglikanischen Standpunkt als unstatthaft bezeichnet werden müsse.

Die Kommission kam einstimmig zur Ansicht, es hätte jenen Propositionen von Kikuyu ohne vorgängige Beratung einer allgemeinen Lambeth-Conferenz nicht zugestimmt werden sollen. Man will aber der Praxis der einzelnen Bischöfe kein Hindernis in den Weg legen, wenn es ihnen beliebt, Geistliche anderer Bekenntnisse als Prediger in anglikanischen Gotteshäusern zuzulassen resp. sie dafür zu ersuchen. Wie stellt sich aber die Kommission zur Kommunion Andersgläubiger in anglikanischen Kirchen? Sie betont die unzweideutige Vorschrift des Prayerbook, wonach Niemand zur Kommunion zugelassen werden darf, „wenn er nicht gefirmt ist oder bereit ist und den Wunsch hat, die Firmung zu empfangen". Doch muß die Kommission gestehen: „Es kann aber mit reichlichem Material nachgewiesen werden, daß Ausnahmen von dieser Regel in besonderen Fällen durch viele Bischöfe von Gewicht und Gelehrsamkeit und von verschiedener theologischer Richtung in allen Teilen der anglikanischen Gemeinschaft gewährt worden sind (S. 45). Es soll daher auch in der Zukunft, „besonders, wenn auch nicht ausschließlich im Missionsgebiet", solches dem Ermessen des Diözesanbischofes anheimgestellt sein.

Es kann hier daran erinnert werden, daß diese Interkommunions-Praxis mit den Sekten gelegentlich keine Grenzen mehr kennt. Vertreter der Broad Church sind Andersgläubigen weitestens entgegengekommen. Dechant Stanley an der Westminsterabtei († 1881) verlangte seinerzeit Union mit den Sekten ohne Rücksicht auf deren Lehren. Und anläßlich der Beratung der Bibelübersetzung in Westminster (1870) lud er sämtliche Teilnehmer aller protestantischen Bekenntnisse durch öffentliches Zirkular zum Empfang der Kommunion in der Abtei ein. Die Tatsache, daß selbst ein Unitarier, Dr. Vance Smith dieser Einladung Folge leistete, brachte damals einen scharfen Protest aus allen Kreisen.



In hochkirchlichen Kreisen sprach man von einer „absichtlichen Insulte und Verspottung des ganzen katholischen Christentums“ und nannte die Kommunionfeier Stanleys „einen Akt der Entweihung“, „eine gotteslästerliche Handlung eines Würdenträgers der Kirche“, „eine grobe Profanation des Sakramentes“, „ein schreckliches Sakrilegium“ usw.[1])

Mit solchen Anschauungen hat auch die bischöfliche Kommission heute zu rechnen und ist sichtlich bemüht, ihnen Rechnung zu tragen. Sie stellt sich die Frage: Ist es statthaft, daß Anglikaner in nicht-episkopalen Kirchen zur Kommunion gehen, an Orten wenigstens, wo ihnen die anglikanische Kirche keine Gelegenheit bietet? Die Antwort lautet: „Wir halten uns zum Geständnis verpflichtet, daß wir solche Abmachungen mit den Grundsätzen der anglikanischen Kirche als nicht vereinbar betrachten können“. Die Bischöfe haben für sich die Meinungsäußerung der letzten pan-anglikanischen Konferenz (1908), daß anglikanische Gläubige absolut gehalten sind, „für ein gültiges Ministerium“, wie es ihre Gemeinschaft vertritt, sich umzusehen, wenn man auch „den Wert, welchen das Ministerium anderer Gemeinschaften in den Augen Gottes haben mag, nicht verneinen will. (S. 46).“

Es entspricht ganz der schwächlichen und doppelsinnigen Stellung des anglikanischen Bekenntnisses, wenn sich die Kommission zur Verurteilung der Kikuyu-Kommunionfeier durch Bischof Weston von Sansibar nicht aussprechen will. Die Bischöfe erklären: „Wir möchten uns diesbezüglich jeglichen Urteils enthalten. Wir sind geneigt zu glauben, daß, was die Reinheit der Absicht und die Liebe die hier zum Ausdruck kam, angeht, dies Jenem angenehm sein mußte, zu dessen Ehren die gemeinsame Kommunion gefeiert wurde und den die Teilnehmer gemeinsam dort verehrten.“ Jene Feier dürfe aber nicht als Präzedenzfall betrachtet werden

---

1) Vgl. Stanley Arth. Penrhyn by R. E. Prothero I. 216 ff. London 1893 (Murray). Diese interessante Biographie findet sich auch einläßlich besprochen in dieser Zeitschrift Bd. 114 S. 397 ff.

und müßte von einer „Gewohnheit solcher Art" abgeraten werden.

Man kann es begreifen, daß bei einer solchen unsicheren Behandlung brennender Fragen die Autorität des Episkopates nicht steigt und die Streitigkeiten nicht beseitigt werden. Es erübrigt nun noch die „Erklärung" des Erzbischofes einer Würdigung zu unterziehen.

Dr. Davidson, Erzbischof von Canterbury, Primas der englischen Kirche, hat, wie er einleitend bemerkt, dem Bericht der Bischöfe „ehrfürchtigste und dankbarste Berücksichtigung" zuteil werden lassen (S. 7). Noch mehr als die Kommission ist er bemüht, die Anschauungen des englischen Protestantismus der Low Church-Richtung, welchen Bischof Weston mit seiner Herausforderung verletzt hat, zu beruhigen und ihnen entgegenzukommen. Überraschen muß die Behauptung, die er in Sachen der Kultusgemeinschaft ausspricht. Er meint nämlich: „Beim Versuch, jene Frage zu beantworten, schaut man instinktiv nach Präzedenzfällen in der Geschichte der Kirche Christi aus. Es gibt keine. In den 19 christlichen Jahrhunderten finden wir nichts, was einigermaßen ein Präzedenzfall genannt werden kann. Niemals zuvor waren Lehrer und Führer in der Kirche Christi veranlaßt, jenes Partikularproblem nach größerem Maßstabe und in konkreter Form in Behandlung zu ziehen (S. 10 f)."

Der Erzbischof scheint von der ständigen Praxis der Kirche, vom Ausschluß der Häretiker und Schismatiker und von dem strengen kirchlichen Verbot der Teilnahme an ihren Kulthandlungen, für welch letzteres ja schon die Ansätze im Neuen Testament gefunden werden, nichts wissen zu wollen. Will er sich auf „die 19 christlichen Jahrhunderte" berufen, kann er sich über das gänzliche Fehlen eines Präzedenzfalles sicher nicht beklagen. Diese auf dem dogmatischen Gegensatz (Unterscheidungslehren) beruhende altkirchliche Praxis mußte Dr. Weston als katholisch fühlender Bischof als von eminenter Wichtigkeit betonen. Daß aber dieser Grundsatz nicht zum eisernen



Bestand der englischen Staatskirche gehört, wird man dem Erzbischof gerne zugeben können.

Begreiflich klingt auch sein Wunsch, auf dem Boden Afrikas für die spätere Zeit „Spaltungen und Namensverzeichnisse", welche „Zufälle" vor 150—250 Jahren im Heimatlande geschaffen, nicht in Permanenz begründet zu sehen. Man könnte höchstens fragen, warum er dann die Sektenbildungen in England selbst nicht bekämpfen kann und warum es seiner Gemeinschaft nicht gelingt, die durch „Zufälle" entstandenen Bekenntnisse (Nonkonformisten) wieder in sich aufzunehmen. Solche Versuche scheitern jeweils an den dogmatischen Gegensätzen. Vielleicht möchte Dr. Davidson diese ignorieren; wenigstens versucht er sie zu überbrücken. Er stellt die Frage: „Hat die Kirche Englands zum Nachdruck, den sie absichtlich auf unser Episkopalsystem gelegt hat, noch eine Regel aufgestellt, welche alle Nicht-Episkopalen als extra ecclesiam bezeichnet?" Er glaubt die Frage verneinen zu dürfen (S. 18 f). „Das dreifache Ministerium" (Bischöfe, Priester, Diakone) hat seine Kirche zwar „aus den apostolischen Zeiten" übernommen als die rechte Methode kirchlichen Regimentes; an diesem gilt es festzuhalten, doch dürfen andere Systeme als nicht „außerhalb der Kirche" stehend betrachtet werden. Mit Hinweis auf die „hochkirchlichen Theologen" der englischen Karolinerperiode und deren „wohlerwogene Aussprüche" und das merkwürdige Schweigen der anglikanischen Formulare gibt er mit unverkennbarem Seitenhieb auf die heutige hochkirchliche Richtung einem Bischof Weston zu verstehen, daß „ein grave onus probandi jenen obliegt, welche für ein strenges und kompromißloses Festhalten an der absoluten Ausschließlichkeit eintreten" (S. 19 f).

Für die Praxis der Zulassung von Predigern anderer Bekenntnisse setzt der Erzbischof als einzige Bedingung, daß letztere „in ihrer eigenen Kirche anerkannte Geistliche" seien. Man sieht die Lieblingsidee der hochkirchlichen von der apostolischen Succession zertrümmert. Der Erzbischof redet nicht mehr von „gültigen und ungültigen Weihen — Papst Leo XIII.



gegenüber hatten die englischen Erzbischöfe noch 1896 die Gültigkeit der englischen Weihen betont —, seine Unterscheidung von „regulären" (anglikanischen) und „irregulären" (Sekten) Weihen verwischt willig den in der apostolischen Succession inhärierenden Weihecharakter. Wir stehen in der erzbischöflichen Erklärung auf dem Boden des nüchternen Protestantismus und der neue Anlauf von Lord Halifax, die englischen Weihen trotz der römischen Verurteilung (1896) als im katholischen Sinne zu Recht bestehend gegen Rom zu retten, erhält hier von höchster anglikanischer Seite eine entschiedene Ablehnung.[1])

Das Entgegenkommen, das die hochkirchliche Richtung von Seite des Primas findet, ist demnach ein sehr geringes. Mit der Kommission möchte er aber wenigstens für jetzt von solchen gemeinsamen Kultushandlungen abgeraten wissen, da sie zu „Mißverständnissen" wie im Falle Kikuyu führen können (S. 35 f). Mit dieser erzbischöflichen „Erklärung" und dem ihr als Appendix beigefügten Bericht der bischöflichen Kommission (Central Consultative Body) ist die Sache nicht entschieden und die Parteien werden weiterhin ihre Meinungen vertreten und sich gegenseitig bekämpfen.

Wenn man auch der Entschiedenheit und dem guten Glauben des Bischofs von Sansibar alle Anerkennung zollen kann, so wird man sich nicht verhehlen, daß seine vielbesprochene Broschüre „Ecclesia Anglicana for what does she stand?" wenig praktischen Erfolg zeitigen wird. Mit Hinweis auf die modernistische Schrift: Foundations",[2]) dessen erster Verfasser, B. G. Streeter, sogar Theologieprofessor ist, hatte Bischof Weston mit Recht betont, daß die gleichen englischen Bischöfe, welche Rationalisten und Modernisten im Kirchenamte belassen, nicht umhin können, hochkirchliche

1) „Leo XIII and Anglican Orders" London 1912.

2) Foundations. A Statement of Christian Belief in Terms of Modern Thougt. By Seven Oxford Men — B. H. Streeter, R. Brook, W. H. Moberly, R. G. Parsons, A. E. J. Rawlinson, N. S. Talbot, W. Temple.

und gläubig gesinnte Geistliche zu maßregeln. Professor Streeter hat nun zwar auf Veranlassung des Bischofs von St. Albans, an welchen die Broschüre des Bischofs von Sansibar als offener Brief gerichtet war, seinen Posten verlassen, ist aber seither vom Bischof von Hereford mit einem Kanonikate beehrt worden. Diese Begünstigung eines Rationalisten und Modernisten durch einen bischöflichen Kollegen mußte Dr. Weston umsomehr erregen, als ihm schon längst bekannt sein konnte, daß der Erzbischof seine Klage in der Kikuyu-Affaire nicht unterstütze und so der gut gemeinte Anlauf, der Staatskirche den katholischen Charakter zu vindizieren, an der Opposition zerschellen werde. So überraschte er nun am 10. Februar 1915 die englische Welt mit einem in feierlichster kanonischer Form abgefaßten Schriftstück, einer Art Bannbulle gegen den Bischof von Hereford. Darin kündet er diesem „jegliche Gemeinschaft in sacris" und soll auch damit der kirchliche Verkehr mit jedem Priester der Diözese Hereford aufgehoben sein, „der die falschen Lehren, die jetzt offiziell in jener Diözese autorisiert sind, öffentlich gutheißt".

Der exkommunizierte Dr. Percival, Bischof von Hereford, kann aus einem früheren ähnlichen Vorfall entnehmen, daß die Folgen nicht allzu tragisch sein werden.[1]) Mit aller Höflichkeit und mit Umgehung jenes fast lächerlich wirkenden feierlichen Tones seines Kollegen übergibt er folgende Antwort der Öffentlichkeit:

„Geehrter Bischof von Sansibar! Bestätige Ihnen den Empfang des Exkommunikationsdokumentes, das Sie mir zugesandt haben. Da Sie, wie ich annehmen muß, es zugleich einem unserer Kirchenblätter zugesandt haben, werden Sie, denke ich, erwarten, daß meine Antwort auch veröffentlicht wird. Ich bedauere den Schmerz, den es Ihnen verursacht haben muß,

1) Erzbischof Gray von Kapland sprach über den renitenten Bischof Colenso von Natal wegen eines Buches über den Pentateuch, das „Irrtümer ernster und gefährlicher Art" enthielt, 1865 die Exkommunikation aus.



diesen Modus anzuwenden, den anzuwenden Sie als Ihre Pflicht erachtet haben, und anerkenne gerne die Vortrefflichkeit Ihrer Beweggründe und veranlaßt mich dies um so mehr mein Bedauern zu äußern über den Mangel christlicher Sympathie und über Ihr augenscheinliches Unvermögen, die Stellung jener, die sich von Ihnen unterscheiden, zu verstehen und über Ihre irregeleitete Auffassung Ihrer eigenen Stellung und Ihrer Pflicht. Daß ein Bischof es auf sich nimmt, einen anderen Bischof zu exkommunizieren einzig auf den Grund hin, das Patronatsrecht in seiner Diözese angeblich mißbraucht zu haben, ist ein Vorgehen, das nicht leicht zu rechtfertigen ist und sicher nicht zur Erbauung dient. Ich muß gestehen, ich war etwas überrascht, daß Ihre natürliche Bescheidenheit es Ihnen nicht nahe legte, sofern wirklich einer öffentlichen Aktion gerufen werden mußte, dies der zuständigen Behörde überlassen werden sollte. Rasches und schlecht überlegtes individuelles Vorgehen, wie das Ihrige, kann wohl unter keinen Umständen geschützt werden und in diesem Falle hätten Sie wohl gut getan, bei sich in Erwägung zu ziehen, daß Kanonikus Streeter weder gerichtlich angeklagt, noch viel weniger von einer kirchlichen Gerichtsinstanz oder einer Synode verurteilt worden ist und er sich auch seitens meines bischöflichen Kollegen, des Bischofes von Oxford,[1]) der Amtslizenz erfreut. Erlauben Sie daher einem alten Manne einem jüngeren gegenüber die Bemerkung, daß, wenn Sie auch zweifelsohne in aller Aufrichtigkeit und aus höchsten Beweggründen handelten, Sie sich doch verleiten ließen, etwas zuviel sich zuzutrauen. . . .

Ich möchte Ihrem Eifer in der Arbeit auf dem Missionsgebiete alle Anerkennung aussprechen und ich bete, daß er richtig geleitet werde, indem ich zugleich mich der Hoffnung hingebe, Sie werden in Zukunft von einer raschen und schlecht überlegten Anklage gegen Ihre kirchlichen Mitbrüder abstehen und

1) Bischof Gore von Oxford ist selber gemäßigter Anhänger der hochkirchlichen Richtung. Über seine Stellung zur Kikuyu-Frage vergl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 153 S. 917 ff.

sich ganz auf jenes Werk beschränken in glücklichem und fruchtbarem Dienst unseres gemeinsamen Herrn."

Der Angriff der hochkirchlichen Richtung auf die protestantischen Parteien hat aber auch die Folge, daß die Mitarbeit dieser Seite bei der geplanten Prayerbook-Revision den Forderungen der Ritualisten zuwiderlaufend sein wird. Die englische Regierung ließ 1904 die angeblich ungesetzlichen Einführungen beim englischen Gottesdienst durch eine Kommission prüfen und ermächtigte hernach nach dem Vorschlag derselben die Konvokationen von Canterbury und York zum Studium und zur Vorlage neuer Rubriken, die den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt sind. So hoffen denn die einen Legitimation bisheriger Neuerungen im Sinne des gemäßigten Ritualismus und befürchten wiederum andere eine „katholische" Interpretation der kirchlichen Formulare. Die kirchlichen Behörden möchten schon deshalb den bereits eingeführten Neuerungen nach Möglichkeit Rechnung tragen, um Streitpunkte und Reibungsflächen unter den Richtungen zu vermindern oder zu beseitigen. Es liegt nun ein Antrag seitens einer Kommission vor und wurde ihm von der Konvokation von Canterbury bei schwacher Beteiligung zugestimmt, einen „Anhang" zum offiziellen Gebetbuch zu schaffen, der von der Autorität zur fakultativen Benützung für eine später noch näher zu bezeichnende Zeit sanktioniert werden soll". Man hofft, es werde sich das eine oder das andere einleben, und durch fakultativen Gebrauch sei einer Versöhnung der Parteien eher der Weg gebahnt. Doch streitet man heute schon über diese „Autorität", welche die fakultative Benützung neuer Rubriken in Sachen der Paramentenfrage, der Ornamentik und des Ritus gestatten soll. Dieses Recht möchte man auf hochkirchlicher Seite (Bischof Gore und Lord Halifax) der Kirche resp. den Bischöfen vindizieren, während andere (Dechant Wace von Canterbury) dem Parlamente als einzig gültiger Instanz eine solche Vollmacht einräumen. Die Bischöfe von Ely und Exeter befürchten aus dem fakultativen Gebrauch nur neue Schwierig-



keiten für die Zukunft, Sir Edward Clarke sogar die Entstaatlichung der englischen Kirche. Die protestantischen Richtungen haben mit ihrem Druck auf die kirchlichen Oberbehörden wenigstens erlangt, daß diese Fragen, für welche sie weiteste Kreise interessieren und in ihrem Sinne beeinflussen möchten, erst nach dem Krieg einer endgültigen Erledigung anheimgestellt werden. Die protestantischen und vielfach religiös indifferenten Kreise sind durch den Krieg allzusehr in Anspruch genommen, um heute schon interessiert zu sein. Der hochkirchlichen oder ritualistischen Partei, die sich im unermüdlichen Ringen in einem Drittel der englischen Kirchen mehr oder weniger festgesetzt hat, eröffnet sich demnach mit dem Eintreten des ersehnten Weltfriedens die Perspektive eines erneuten kirchlichen Wettkampfes.

LXXIII.

Das Testament Peters des Großen und die orientalische Frage.

Das große Reich im Osten Europas, dessen Bewohner noch Leibniz auf eine Stufe mit den Abyssiniern stellt, wurde durch Peter I., seinem größten Zaren, gewaltsam europäisiert, ja zur Großmacht erhoben und die Fragen europäischer Politik konnten fortan nicht mehr ohne Rußland entschieden werden. Die Freundschaft des Zaren ward gesucht und sein Wort galt viel im Rat der Mächte.

Peters Reformen, so gewaltig sie ins russische Staatsleben eingriffen, sind keine Umwälzung gewesen, sie waren vielmehr ein Weiterbauen auf Gegebenem. Seit Vertreibung der drückenden Tartarenherrschaft strebte das moskowitische Reich Europa zu. Der sehr langsame Entwicklungsprozeß wurde durch Peters Kraft und Genialität in so überwältigender Weise beschleunigt, daß in dem von ihm geschaffenen



Kaiserreich etwas völlig neues erstanden scheint. Und Peters Werk brach nicht mit ihm zusammen. Die Keime, die er zur Entwicklung gebracht, lebten fort und Rußland blieb auf der von Peter gewiesenen Bahn. Die russische Politik späterer Zeiten hat des großen Kaisers Ziele nicht aus dem Auge verloren. So konnte die Sage von einem politischen Testament Peters entstehen, sich verbreiten und auch von ernsten Männern für wahr gehalten werden, obwohl die Echtheit des „Testaments“ von der wissenschaftlichen Kritik geleugnet werden muß.

Das Testament, oder vielmehr die Grundgedanken desselben, wurden im Jahre 1812, also fast ein Jahrhundert nach Peter des Großen Tod, zum Erstenmal veröffentlicht und zwar nicht in Rußland, sondern zu Paris. Noch Friedrich der Große von Preußen, ein Bewunderer Peters, erzählt in einem seiner historischen Werke von einem eigentümlichen Gedanken des Zaren, der den Weltherrschaftsbestrebungen des sogenannten „Testaments“ gerade entgegengesetzt ist.

„Peter der Große hatte einen Plan entworfen“ schreibt Friedrich in der „Geschichte meiner Zeit“, „den vor ihm noch nie ein Fürst gefaßt hatte. Während die Eroberer sonst nur darauf bedacht sind, ihre Grenzen zu erweitern, wollte er die seinen einschränken. Der Grund war, daß seine Staaten im Verhältnis zu ihrer ungeheueren Ausdehnung zu dünn bevölkert waren. Er wollte die 12 Millionen Einwohner, die in Rußland zerstreut wohnten, zwischen Petersburg, Moskau, Kasan und der Ukraine ansiedeln, um diesen Teil gut zu bevölkern und anzubauen. Zu verteidigen wäre er leicht gewesen durch die Wüsteneien, die ihn dann umgeben und ihn von den Persern, Türken und Tartaren trennten. Dieser Plan blieb durch den Tod des großen Mannes unausgeführt, wie so vieles Andere.“ [1])

Mag das ein flüchtiger Gedanke gewesen sein, an dessen

1) Werke Friedr. d. Gr., herausg. v. G. B. Volz. Bd. II. „Gesch. m. Zeit“, S. 35.



Ausführung Peter vielleicht niemals ernstlich gedacht? oder ist Friedrichs Erzählung eine Sage, wie deren viele das Bild des großen Zaren umranken? Friedrich nennt seine Quelle nicht. Der Peter hier zugeschriebene Plan ist mit den bekannten Zielen seiner Politik nicht in Einklang zu bringen. Die verschiedenen Artikel des „Testaments“ finden dagegen Punkt für Punkt ihre Erfüllung in der russischen Geschichte mit Ausnahme dessen, was einer fernen Zukunft vorbehalten sein könnte oder allzu kühner Phantasie des Schreibers entsprungen.

„Im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreieinigkeit“, beginnt das sogenannte „Testament“, „Wir, Peter, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen usw. an alle Unsere Nachkommen und Nachfolger auf dem Thron und in der Regierung des russischen Volkes.“

Peter glaubt die russische Nation zur Herrschaft über ganz Europa berufen. Das Reich, das er als Fluß gefunden, hinterläßt er zum Strom geworden. Unter seinen Nachfolgern wird es sich zum Meere erweitern, bestimmt, das arm gewordene Europa zu befruchten. Seine Fluten werden überschäumen, allen Dämmen, die schwache Hände ihm entgegenstellen, zum Trotz. Damit seine Nachfolger die Wasser recht zu lenken wissen, hinterläßt Peter diese politischen Leitsätze, deren aufmerksame Befolgung er ihnen rät, wie Moses seinerzeit dem jüdischen Volke die Gesetzestafeln empfohlen hatte.

Die weittragenden Pläne folgen in 14 Artikeln:

1. „Der russische Staat hat fortwährend Krieg zu führen, um die Mannschaft kriegerisch und immer in Atem zu erhalten . .“

2. sind Ausländer zur Bildung und Erziehung des russischen Volkes zu berufen.

3. empfiehlt Peter, sich in alle europäischen Händel, besonders jene des nachbarlichen Deutschlands, zu mischen.

Der 4. Artikel enthält Fingerzeige für eine erfolgreiche Polenpolitik.

5. soll die Rivalität zwischen Dänemark und Schweden sorgsam genährt werden und



6. der russische Einfluß in Deutschland stets durch Familienverbindungen lebendig erhalten werden.

Artikel 7 lautet: „Vorzüglich mögen Handelsverbindungen mit England gesucht werden, da diese Macht uns wegen seiner Flotte am Notwendigsten braucht und für die Entwicklung unserer Seemacht am nützlichsten werden kann. Unser Holz und andere Produkte sind gegen englisches Gold einzutauschen. Britanniens Kaufleute und Matrosen sollen in ständiger Verbindung mit den unseren sein und dadurch dies Land für Schiffahrt und Handel erziehen.

8. „Ausdehnung nach Norden gegen das Baltische Meer werde immerfort gesucht, ebenso nach Süden, dem Schwarzen Meere zu."

9. Konstantinopel und Indien sollen, soweit möglich, erreicht werden. Wer dort herrscht, wird der wahre Herr des Weltalls sein. Deshalb muß fortwährend zum Krieg geschürt werden, bald gegen die Türken, bald gegen Persien; am Schwarzen Meer sollen Schiffswerften angelegt werden. Dies Meer, sowie das Baltische muß man nach und nach erobern, da diese beiden Punkte zum Gelingen des Planes nötig sind. Der Verfall Persiens ist zu beschleunigen; bis zum Persischen Golf muß vorgedrungen werden. Wenn möglich, soll der Orienthandel auf dem Weg durch Syrien wieder hergestellt werden und Indien, der Stapelplatz der Welt, erreicht werden. Einmal dort angelangt, wird das englische Gold überflüssig sein.

Artikel 10 bezieht sich auf Untergrabung des österreichischen Ansehens im Deutschen Reich.

Artikel 11 enthält die Mahnung, sich bei der Vertreibung der Türken aus Europa die Mithilfe des Hauses Habsburg zu sichern. Österreichs Eifersucht müsse jedoch bei Eroberung Konstantinopels unschädlich gemacht werden, entweder indem man es in einen Krieg mit dem übrigen Europa verwickle, oder durch vorläufiges Abtreten von erobertem Land, das ihm später wieder abzunehmen sei.

12. sollen die Beherrscher Rußlands alle „nichtunierten



oder schismatischen" Griechen um sich scharen, sich eine priesterliche Oberhoheit aneignen und dadurch im Lager der Feinde Freunde und Anhänger gewinnen.

Artikel 13 lautet: Ist Schweden zerstückelt, Persien besiegt, Polen unterjocht, die Türkei erobert, sind unsere Armeen versammelt, das Schwarze und das Baltische Meer von unserer Flotte geschützt, so muß zuerst dem Hof von Versailles, dann jenem von Wien insgeheim und, ohne daß sie von einander wissen, der Vorschlag gemacht werden, die Weltherrschaft mit uns zu teilen. Stimmt eine der Regierungen unserem Plane zu, was jedenfalls geschehen wird, wenn man ihrem Ehrgeiz und ihrer Eigenliebe schmeichelt, so soll sie dazu dienen, die andere Macht zu erdrücken. Ist dies vollbracht, soll sie ihrerseits erdrückt werden. Rußland, Herrin des Orients und eines Teiles von Europa, wird den ungleichen Kampf mit ihr aufnehmen. Der Ausgang kann nicht mehr zweifelhaft sein."

Der Schlußartikel sagt: „Sollten, was unwahrscheinlich ist, beide Höfe das russische Anerbieten ausschlagen, so müßten sie gegeneinander gehetzt werden, um sich gegenseitig zu schwächen. Im entscheidenden Moment müßte dann Rußland seine im Voraus gesammelten Truppen auf Deutschland werfen. Zugleich würden zwei große Flotten aus dem Asowischen Meer und dem Hafen von Archangelsk auslaufen, asiatische Horden mit sich führend, von der bewaffneten Schwarze-Meer- und Baltischen Flotte geschützt. Durch das Mittelmeer und den Ozean vordringend, müßten sie Frankreich zur selben Zeit überschwemmen, als Deutschland von der anderen Seite überflutet würde. Sind diese beiden Länder besiegt, wird sich das übrige Europa leicht und widerstandslos dem Joche fügen.

So kann und muß Europa unterjocht werden." [1])

Das apokryphe Testament fand in Zeitschriften und Pamphleten weiteste Verbreitung. Es ward selbst in historische Werke aufgenommen und um die Mitte des vorigen Jahr-

1) Nach Gaillardets Text. Siehe „Russische Revue", Jahrg. 1877, S. 26—29.



hunderts schien es, als solle diese „moderne Mythe“ als unantastbares Faktum der Geschichte anheimfallen.[1]) Noch im Jahre 1876 sah sich Kaiser Alexander II. veranlaßt, dem englischen Botschafter zu erklären: „Das Testament Peters des Großen existiert nicht.“[2])

Der unbekannte Verfasser ist ein guter Kenner russischer Politik gewesen. Er hat Peters Gedanken weitergesponnen und in des Zaren und seiner Nachfolger Streben und Handeln scharfsinnig den Faden gesucht, der auch das scheinbar Getrennte zusammenhält und dem einen Ziel, der Eroberung und Knechtung Europas, zuführt. In der Wahl seiner Worte ist er weniger glücklich gewesen. Die Bezeichnung „nicht unierte oder schismatische Griechen“ und „asiatische Horden“ weisen auf den nichtrussischen Ursprung des „Testamentes“ hin.

Die Fabel von der Auffindung desselben durch einen französischen Abenteurer entbehrt jeder Glaubwürdigkeit; denn Gaillardets „Mémoires du chevalier d'Eon“, welche sie zuerst bringen, gleichen eher einem Sensationsroman als einer historischen Arbeit. Diese Memoiren sind es auch, welche zum Erstenmal den Namen „Testament“ gebrauchen. Der hier wiedergegebene Text stützt sich, jedoch ohne es zu gestehen, auf den schon zwanzig Jahre früher bekannten „Auszug“ aus russischen Geheimpapieren, den A. Lesur in einer Fußnote seines Werkes „Des Progrès de la Puissance Russe“ veröffentlicht. Lesur, der sonst gewissenhaft auf das ihm vorliegende Material verweist, gibt hier keine Quelle an. Er sagt ganz unbestimmt: „Man versichert, daß in den Privatarchiven der russischen Kaiser geheime, von der Hand Peter I. stammende Papiere verborgen liegen, welche die Absichten dieses Fürsten enthalten, ohne sie zu bemänteln . . Hier das résumé dieses Planes.“ Der Historiker will noch einen Gewährsmann anführen, ist aber darin nicht glück-

1) Berkholz: Das Testam. Peter d. Gr. (Ruff. Rev. 1877.) S. 2.
2) Hohenlohe: Denkwürdigkeiten. Bd. II. S. 204.

licher. „Der Engländer, Sir W. Eton", schreibt er, „früher Konsul in Rußland und der Türkei, ... scheint jene Papiere gekannt zu haben, da er sagt: ‚Nicht Katharina (II.) erfand das Ziel für all' ihre politischen Unternehmungen, Peter der Große hat es zuerst gesetzt und für erreichbar gehalten; seit dieser Zeit wurde es von dem Petersburger Kabinett nie aus dem Auge verloren'." [1])

Dr. Berkholz, Stadtbibliothekar von Riga, wagte zu behaupten, Lesurs „résumé" sei ein Diktat Napoleon I. Der Kaiser hat, nach Berkholz, Lesur gezwungen, dasselbe in sein Werk aufzunehmen. Der Schluß ist kühn und die Prämissen ungenügend, aber der Geist, der die „Progrès de la Puissance Russe" beherrscht ist Napoleon nahe verwandt. Lesurs Werk erschien zu einer Zeit, da Napoleon die Grenzen Rußlands überschritt. Es lag im Interesse des Kaisers, die Angst vor russischen Zukunftsplänen zu nähren und dadurch die öffentliche Meinung für sein gewagtes Unternehmen zn gewinnen. „Wenn es Europas schützendem Genius gelingt", sagt Lesur in der Vorrede seines Buches, „ .... das Vordringen dieses neuen Reiches aufzuhalten, so wird dies unser Werk .... ein Denkmal sein, errichtet zum Zeichen, wie weit die nunmehr eingedämmte Flut gedrungen". [2])

„Man kann sich eines Schauders nicht erwehren", sagte in spätern Tagen der gestürzte Franzosenkaiser, „wenn man an eine solche Masse denkt, die weder im Rücken noch in den Flanken anzugreifen ist; die sich ungestraft über euch ergießt, alles überschwemmend, wenn sie triumphiert, sich mitten ins Eis, in den Schoß der Trostlosigkeit, des Todes — ihren Rückhalt — zurückziehend, wenn sie geschlagen ist; und das alles ohne die Leichtigkeit einzubüßen, mit der sie

1) Lesur: Des Progrès de la Puissance Russe (Ital. Ausgabe Milano 1812) S. 171 Anm.

2) A. a. O. S. XIV.

wieder erscheint, sobald die Umstände es erheischen. Ist das nicht der Kopf der Hydra, der Anthäus der Mythe, den man nicht anders bewältigen kann, als indem man ihn umfaßt und in seinen Armen erstickt? Aber wo den Herkules finden?" [1])

Ein andermal frägt Napoleon: „Werden die russischen Machthaber sich damit begnügen, das Eroberte zu festigen? Im Gegenteil, vom Ehrgeiz gestachelt, vermögen sie sich den kühnsten Unternehmungen, den tollsten Wagnissen hinzugeben..... Ich hätte das türkische Reich mit Rußland teilen können; mehr als einmal war davon zwischen uns die Rede. Konstantinopel hat es immer gerettet. In dieser Hauptstadt liegt die große Schwierigkeit, der wahre Stein des Anstoßes. Rußland wollte sie; ich durfte sie nicht weggeben; sie ist ein allzu kostbarer Schlüssel der allein ein Kaiserreich aufwiegt; wer ihn besitzt, kann die Welt beherrschen." [2]) Hätte Bonaparte „Konstantinopel und Indien erreicht", er „hätte das Antlitz der Erde verändert". [3]) In Alexander von Rußland sah Napoleon seinen „wahren Erben". „Ich allein hätte vermocht, ihn und seine Tartarenüberschwemmung aufzuhalten. Die Gefahr für das europäische Festland ist groß und immerwährend, besonders für Konstantinopel." [4])

Die türkische Hauptstadt liegt an der Grenze zweier Weltteile und ist nach Napoleons Wort, „zum Mittelpunkt und Herrscherthron der Welt gesetzt". [5]) Konstantinopel beherrscht den Bosporus und die Dardanellen, damit die einzige Wasserstraße vom Schwarzen zum Aegäischen Meer. Das ist der natürliche Handelsweg Rußlands und der südlichen Donauländer nach den Mittelmeerstaaten und heute, durch den Suezkanal, auch die Verbindung mit fernen Weltteilen. In früheren Zeiten zogen die Handelskarawanen, welche

1) Las cases: Mémorial de St. Hélène. Bd. VII. S. 111, 112.
2) A. a. O. Bd. III. S. 126, 127. 3) A. a. O. Bd. II. S. 439.
4) A. a. O. Bd. II. S. 365, 366. 5) A. a. O. Bd. VII. S. 114.



das schätzereiche Indien zu erreichen suchten, auch meist über Konstantinopel. Die Bagdadbahn griff den alten Gedanken auf, wollte die verlassene Straße neu beleben und einen großen Teil des Welthandels wieder über Konstantinopel führen.

(Schluß folgt.)

LXXIV.

Der Kampf der Lüge gegen den Klerus in Österreich.

Neben den gewaltigen Kämpfen, die sich auf den Schlachtfeldern abspielen, geht auch ein zwar nicht so geräuschvoller, aber in seinen Wirkungen doch tiefgreifender Kampf einher, der fast in allen am Kriege beteiligten Ländern mit mehr oder minderer Heftigkeit gegen den Klerus geführt wird. Der letzte Grund dieses Kampfes ist Haß gegen Gott oder gegen die Kirche; der Endzweck Verbitterung zu säen gegen die Vertreter der Kirche. Auch in diesem Kampfe heißt es vor allem, die Augen offen zu halten und die Anschläge der Gegner zu verfolgen, um sie dann nach Möglichkeit zu vereiteln.

Wie dieser Kampf der Lüge sich in Deutschland abgespielt, ist mit hinreichendem Material gezeigt in der Schrift „Der Lügengeist im Völkerkrieg“ (München, Manz 1915). Eine kleine Ergänzung hierzu bezwecken die folgenden Angaben über die Angriffe gegen den Klerus in Österreich.

Schon am 4. Oktober 1914 nahm der Kardinal-Fürst-Erzbischof Piffl in seiner Ansprache beim Kriegsgottesdienst im Wiener Stephansdom Gelegenheit, die Angriffe zurückzuweisen, die während des Krieges gegen den österreichischen Klerus erfolgten.

„Wenn ich euch bitte, in diesen schweren Zeiten mit großem opferwilligen Herzen zu handeln, so gestattet mir die Gelegenheit zu benützen, um einen Vorwurf zurückzuweisen, den man in den letzten Tagen unserm katholischen Klerus gemacht hat, als ob er zu wenig opferwillig sei. Dieser Vorwurf ist nicht begründet. Es gab jeder, was er geben konnte. Freilich wenn die Märchen Wahrheit wären, die man in kirchenfeindlichen Kreisen über den unermeßlichen Reichtum des Klerus erzählt, dann hätte der Klerus wirklich zu wenig getan. Aber wenn die meisten Pfarrer alles in allem ein Einkommen von 2—3000 Kr. beziehen und davon noch ihre Pfarrarmen unterstützen müssen, so kann man nicht Hunderte und Tausende von ihnen für die Kriegsfürsorge erwarten. Der besser situierte Klerus, die Stifte und Klöster haben nach ihren Kräften beigetragen, sie alle haben Verwundete in ihre Obhut genommen. Das macht manchem geistlichen Hause tägliche Ausgaben von 2—400 und mehr Kronen. Rechnet man diesen Betrag nur für drei Kriegsmonate zusammen, dann sind es 20—40 000 Kr., von denen freilich nichts in den Zeitungen zu lesen ist. . . .

Es ist auch eine andere Hetze gegen den katholischen Klerus im Zuge. Daß sie nicht zufällig ist und nicht lokalen Gründen entspringt, beweist die Tatsache, daß sie in Deutschland genau so betrieben wurde, als sie bei uns noch betrieben wird. Dort hat man den Hetzern das Handwerk von Amts wegen gelegt, die den katholischen Klerus in Bausch und Bogen antipatriotischer, ja geradezu hochverräterischer Tendenzen geziehen haben. Auch bei uns glaubt man, weil man einige slavische Priester wegen angeblicher panslavistischer Umtriebe verhaftet hat und weil ein Teil des griechisch-katholischen Klerus russophiler Tendenzen beschuldigt wird, dem ganzen katholischen Klerus den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe ins Gesicht schleudern zu dürfen. Im Süden sind von 17 Beschuldigten schon 10 enthaftet worden, weil die Anzeigen jeder Grundlage entbehrten, die andern sind bis heute nicht verurteilt. Wieviele von den verhafteten griechisch-katholischen Geistlichen schuldig, wieviele unschuldig sind, läßt sich heute noch nicht absehen. Ebensowenig

wie es einem vernünftigen Menschen einfallen kann, unsern ausgezeichneten Offiziersstand deshalb in Bausch und Bogen zu verurteilen, weil sich unter den Offizieren leider ein Redl gefunden hat, ebensowenig darf auch die patriotische Gesinnung des Klerus verdächtigt werden, falls es sich herausstellen sollte, daß in der Tat der eine oder andere südslavische oder ruthenisch-russophile Priester seine Pflicht gegenüber dem Vaterland verletzt hat." [1])

Der südslavische Klerus wurde vielfach in Bausch und Bogen serbophiler Gesinnung verdächtigt. Besonders war der Klerus der Diözese Lavant seit dem Schreckenstag von Sarajewo vielen Verdächtigungen von seiten der kirchenfeindlichen Presse ausgesetzt. Mit aller Gewalt sollte ihm das Brandmal hochverräterischer serbophiler Gesinnung aufgedrückt werden. Es war nicht zu verwundern, daß bei dieser Sachlage mehrere Priester in Untersuchungshaft genommen wurden. Von diesen verhafteten Lavanter Priestern ist bisher (18. September 1914) kein einziger verurteilt worden, weder wegen Hochverrats, noch sonst wegen einer illoyalen Handlung, im Gegenteil sind bereits sechs von den Verhafteten als unschuldig in Freiheit gesetzt worden. So berichtet ein Brief aus Marburg vom 18. September 1914. [2])

Ein Pfarrer wurde zu einem Jahr schweren Kerker verurteilt, das Urteil aber später wieder aufgehoben. Darüber berichtet der „Tiroler" (Bozen) am 11. Juli 1915:

„Zu Kriegsbeginn waren von gewissen Hetzern, besonders in Kärnten und Krain, mehrere Priester unpatriotischer Haltung verdächtigt worden. Bei keinem ergab die Untersuchung ein strafbares Resultat, nur Pfarrer Swaton aus Schiefling am See wurde vom Landwehr-Divisionsgerichte in Klagenfurt zu einem Jahre schweren Kerkers verurteilt. Der Oberste Landesgerichtshof hob das erstrichterliche Urteil auf und der Fall wurde nur wegen § 305 St.-G. an die Staatsanwaltschaft Klagenfurt

1) Salzburger „Kathol. Kirchenzeitung" 8. Okt. 1914 S. 471 f.

2) Salzb. „Kathol. Kirchenzeitung" 23. Sept. 1914 S. 446. Vgl. dazu S. 459 und 482.

abgetreten. Nun hat das dortige k. k. Landesgericht den Pfarrer vollkommen freigesprochen. Er war vier Monate unschuldig in Untersuchungshaft gewesen."

Direkte Anklage auf Verrat wurde auch gegen den Fürstbischof von Trient, Dr. Cölestin Endrici, erhoben.

Kurz nach Ausbruch des italienischen Krieges schrieb „Der Tiroler" (Bozen) am 27. Mai 1915: „Die abenteuerlichsten Gerüchte über den Trientner Fürstbischof werden jetzt wieder böswillig verbreitet. Dahinter stecken die Feinde des Vaterlandes und der Religion. Bereits im Spätherbst wurden die fast wörtlich gleichen Verleumdungen von Trient aus nach dem Nonsberg diesseits der Noce, wo der Fürstbischof zu Hause ist, geschmuggelt, offenbar aus Rache, weil gerade in dieser Gegend die Bevölkerung anläßlich der Mobilisierung und der Einrückung sich hochpatriotisch erwiesen hat gegen den Wunsch der Herren von der Irredenta. Durch die Ausstreuungen wollten diese die Erregung, die dort wegen der schnöden Haltung Italiens platzgegriffen, auf Bischof und Religion abwälzen und überhaupt die Leute verwirren und beunruhigen. Es dauerte bis März. Das Verhältnis zu Italien war äußerst gespannt. Da tauchten die nämlichen Gerüchte wie auf Kommando auch im deutschen Teile Tirols auf. Und jetzt im Monat Mai, da der Bruch mit Italien zur Tatsache heranreifte, setzen die Gerüchte wieder ein und zwar planmäßig vorbereitet und allgemein. Weil aber die geheimen, zielbewußt arbeitenden Verleumder nach und nach einsehen mußten, daß das „Absenden von Festungsplänen" usw. doch zu albern klinge und beim dicksten Dummkopf Zweifel erregen könnte, sagen sie jetzt, der Fürstbischof sei interniert, werde bewacht usw. Die Ausstreuungen gehen von Mund zu Mund und finden leider in der allgemeinen großen Erregung Gläubige. Wie der „Burggräfler" meldet, ist er in der Lage festzustellen, daß alle diese Ausstreuungen böswillige Erfindungen und Lügen sind, mit denen Spitzbuben die Leute in dieser schweren Zeit beunruhigen, die Verteidigung des Vaterlandes erschweren und vor allem Haß gegen Bischof, Priester und Religion säen wollen. Die Verbreiter dieser grundlosen Lügen sind Handlanger der



Freimaurer, die Italien in den Krieg gegen uns getrieben haben und besorgen die Geschäfte der Reichsfeinde."

Da die Gerüchte und Berichte (auch in italienischen Zeitungen) von der Internierung des Fürstbischofs nicht aufhörten, wandte sich der Priester-Rechtsschutzverein Deutsch-Tirols an die Behörden. Daraufhin gingen die folgenden amtlichen Antworten ein und zwar vom k. und k. Militärkommando in Innsbruck: „Nr. 2842. Innsbruck, den 11. Juni 1915. An den Priester-Rechtsschutzverein Deutsch-Tirols in Innsbruck. Auf Ihre geschätzte Anfrage vom 2. Juni beehrt sich das Militärkommando mitzuteilen, daß hierorts von einer Inhaftierung des Fürstbischofs Endrici nichts bekannt ist. Daniel, FML."; ferner vom k. k. Statthalter in Tirol und Vorarlberg: Zahl 2488/82. Innsbruck, am 12. Juni 1915. „An den Priester-Rechtsschutzverein Deutsch-Tirols in Innsbruck. In Beantwortung der Anfrage vom 4. Juni 1915 bin ich in der angenehmen Lage, dem geehrten Verein mitteilen zu können, daß sich der hochwürdigste Fürstbischof von Trient nach wie vor ungehindert den Pflichten seines hohen Amtes widmet und alle über ihn umlaufenden Gerüchte jeder Grundlage entbehren. Toggenburg." [1])

Am 26. Juni 1915 berichtete die „Reichspost" unter der Überschrift: „Der Klerus der Trienter Diözese und die Wiedereroberung von Lemberg": Mit besonderem Jubel wurde in allen, auch den entlegensten Dörfern von Welschtirol die Befreiung von Lemberg gefeiert. Der Klerus in seiner Gesamtheit betrachtete es bei dieser Gelegenheit als seine Ehrenpflicht, seine Anhänglichkeit gegen Österreich zu bezeugen. Seit Beginn des Jahres 1915 suchten Zwischenhändler Sonninos mit Persönlichkeiten des italienischen Klerus in Österreich in Fühlung zu treten. Sonnino selbst ließ im „Giornale" und in der „Tribuna" Artikel erscheinen, welche dem Klerus von Welschtirol unter allen Umständen dieselbe finanzielle Stellung und denselben Ehrenrang wie bisher garantieren sollten. Alle Unterhändler holten sich jedoch entschiedene Abfuhren und selbst der römische „Mes-

1) „Reichspost" Nr. 289, 22. Juni 1915.

saggero" mußte mit bitteren Drohungen die Hoffnungen zurücknehmen, die er früher bezüglich des italienischen Klerus in Österreich ausgesprochen hatte. Die glänzende Feier der Befreiung Lembergs durch den Fürstbischof Endrici im Dome zu Trient, die Schulfeiern in allen geistlichen Instituten und die Kirchenfeiern in sämtlichen Pfarreien sind die beste Antwort auf die Verleumdungen einzelner Zeitungen, die selbst von dem Zeugnis der reichsitalienischen Blätter für die Habsburgtreue des italienischen Klerus in Österreich keine Notiz nehmen wollten.

Ebenfalls am 26. Juni 1915 verbreitete das Wolf. Telegr.-Bureau folgende Nachricht: „Den Blättern zufolge hat, ebenso wie der Fürstbischof von Brixen, auch der Fürstbischof von Trient angeordnet, daß alle entbehrlichen Kirchenglocken der Trienter Diözese dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellt werden. Zahlreiche Gemeinden dieser fast ausschließlich welschtirolischen Diözese sind der Aufforderung bereits nachgekommen."

Mit besonderer Hartnäckigkeit wurden längere Zeit hindurch die unglaublichsten Gerüchte über einzelne Priester der Diözese St. Pölten verbreitet, Äbte und Priester wurden der Spiononage und des Vaterlandsverrates beschuldigt; andere wurden bezichtigt, daß sie Mehl in der Kirche verborgen hielten usw. Schließlich sah sich der Bischof von St. Pölten, Dr. Johannes Rößler, zu folgender öffentlicher Erklärung veranlaßt:

„Auf die verschiedenen mündlichen und schriftlichen Anzeigen über das Vorhandensein zahlloser Gerüchte, daß Geistliche der Diözese St. Pölten sich des Hochverrates und der Spionage im Dienste der Feinde des Vaterlandes oder anderer unpatriotischer Handlungen schuldig gemacht hätten, sehe ich mich veranlaßt, als Diözesanbischof öffentlich zu erklären, daß weder ein Weltpriester noch ein Ordensmann des St. Pöltner Bistumsprengels wegen eines der genannten Verbrechen angeklagt, verhaftet oder verurteilt worden ist. Es ist auch nicht ein Fall unpatriotischen oder gar hochverräterischen Handelns eines Welt- oder Ordensgeistlichen der Diözese St. Pölten von der weltlichen Behörde der kirchlichen Obrigkeit zur Anzeige gebracht

worden, was unbedingt hätte geschehen müssen und auch geschehen wäre, falls gegen eine geistliche Person gerichtliche Amtshandlungen unternommen worden wären. Unter einem fordere ich alle hochwürdigen Herren, insbesondere die Klöster- und Stiftsvorstände auf, sowohl den Urhebern als auch Weiterverbreitern derartiger verläumderischer Gerüchte nachzuforschen, sie anzuzeigen und dem Gerichte zu stellen. Ich selbst habe als Oberhirte der Diözese die kompetente weltliche Behörde auf dieses hetzerische Treiben gegen den Klerus aufmerksam gemacht. Das katholische Volk aber bitte ich, vollkommen beruhigt zu sein und zur heimatlichen Geistlichkeit gerade auch in dieser Hinsicht alles Vertrauen zu haben. Die Gesinnungen des katholischen Klerus meiner Diözese sind mir als langjährigem Bischof wohl bekannt, und ich kann mit bestem Gewissen öffentlich versichern, daß Welt- und Ordenspriester des Bistumsprengels St. Pölten ihre patriotischen Pflichten zu jeder Zeit auf das gewissenhafteste erfüllt haben und ohne Ausnahme auch in diesen schweren Tagen ihren Verpflichtungen gegen das hart bedrängte Vaterland mit doppeltem Eifer nachkommen. Möge jeder Einzelne, dem die katholische Sache heilig ist und Priesterehre etwas gilt, bei der Abwehr dieser planmäßigen Priesterhetze mitwirken und gewissenlosen Verleumdern nicht bloß den Glauben versagen, sondern sie unter Namhaftmachung verläßlicher Zeugen der berufenen Behörde, in den meisten Fällen der k. k. Gendarmerie, zur Anzeige bringen. Jedem, der meint, einen ganzen Stand ehrenrühriger Handlungen öffentlich zeihen zu können, soll Gelegenheit geboten werden seine Behauptungen vor Gericht zu erweisen.

St. Pölten, am 18. April 1915. † Johannes, Bischof."

Gleichzeitig veröffentlichen der Prior des Klosters Langegg und Abg. Stadtpfarrer Bauchinger von Pöchlarn Erklärungen, in denen die konkreten Angaben der Gerüchte über Verrat militärischer Geheimnisse usw. widerlegt sind. [1])

1) Reichspost Nr. 189, 24. April 1915.

Trotzdem wollten die Gerüchte und Anklagen nicht verstummen. „Es muß also doch etwas daran sein.“ Es war aber nichts daran, denn auch die weltliche Behörde warnte vor der Verbreitung dieser unsinnigen Gerüchte. Im Mai 1915 richtete die Bezirkshauptmannschaft an die Bevölkerung folgende Bekanntmachung:

„Es wurden in der letzten Zeit auch im hiesigen politischen Bezirke sowohl über geistliche Korporationen, als auch geistliche Einzelpersonen böswillige und unsinnige Gerüchte hauptsächlich des Inhaltes verbreitet, daß solche Körperschaften oder einzelne Geistliche Spionage zugunsten der Feinde betreiben, sich sonstiger unpatriotischer Handlungen schuldig gemacht hätten, daß deshalb Strafamtshandlungen eingeleitet seien u. dgl. Obwohl solche Ausstreuungen bei der über allen Zweifel erhabenen Loyalität und Staatstreue des niederösterreichischen Klerus sich von vorneherein als jeder Begründung entbehrende Verleumdungen und deren gedankenlose Weiterverbreitung darstellen, sehe ich mich doch mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit und die Möglichkeit der Gefährdung des Staatswohles durch Verbreitung derartiger oder anderer beunruhigender Gerüchte aus öffentlichen Rücksichten veranlaßt, die Bevölkerung des Bezirkes ernstlich davor zu warnen, derlei böswilligen Erfindungen Glauben zu schenken oder sie weiterzuverbreiten. Es sind selbstverständlich alle Anstalten getroffen, um die Erfinder oder Verbreiter von beunruhigenden Gerüchten jeder Art der verdienten Strafe zuzuführen. Der k. k. Statthaltereirat: Graf Mac Caffry.“ [1])

Schließlich mußte die Staatsanwaltschaft gegen die Verbreiter dieser Gerüchte vorgehen.

Am 26. Mai 1915 wurde der „Reichspost“ berichtet, daß die Staatsanwaltschaft in Sankt Pölten wegen der böswilligen Verbreitung der Gerüchte gegen den Klerus 9 Personen verhaften ließ und weitere 25 Personen in den Anklagezustand versetzte. Die Verhandlung gegen die 34 Be-

1) „Reichspost“ 6. Mai 1915.



schuldigten, die zumeist wohlhabenden Kreisen angehören, wird vor dem Kriegsgerichte in Sankt Pölten stattfinden.[1])

Wenn diese Anklagen und Verleumdungen gegen den Klerus in Österreich jetzt, wo noch alles leichter kontrolliert werden kann, mit einer solchen Zähigkeit festgehalten und mit solcher Emsigkeit verbreitet werden, so werden sie später in Zeitungen, Romanen und auch „Geschichtswerken" ganz gewiß wiederkehren.

Es wäre deshalb sehr wünschenswert, wenn eine berufene Feder in Österreich das diesbezügliche Material sammelte, und zugleich als positive Abwehr zusammenstellte all das Große, was gerade der österreichische Klerus in diesem Kriege geleistet, und all die Opfer, die er für das Vaterland gebracht hat.[2])

Das wäre zugleich ein herrliches Ehrendenkmal der österreichischen Kirche in großer Zeit.

B. Duhr S. J.

LXXV.

„Caritas humani generis."

In diesem Weltkrieg hat die Publizistik eine Fülle von Idealismus kundgetan, die man ohne Trübung der Gedanken genießen würde, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Ader des Hasses hervorträte. Deutschland kann sich rühmen, weniger als andere Nationen von diesem den Geist der Völker vergiftenden Haß zu verschulden: der Krieg erscheint dem deutschen Volk als ein Verteidigungskrieg zur Wahrung seiner höchsten Güter. Dementsprechend ist die Haltung und die

1) „Reichspost" Nr. 243, 26. Mai 1915.

2) Vergl. z. B. „Reichspost" 18., 29. und 30. Oktober 1914, „Kath. Kirchenzeitung" (Salzburg) 1914 S. 543. 556, 580, „Immergrün" (Warnsdorf) Oktober 1914 usw.

Sprache der Nation vom Geist der Mäßigung getragen. Die Ausnahmen sind selten und ohne Bedeutung.

Im Kreis der deutschen Katholiken sind die Beispiele nicht selten, in welchen dem Gebet für Sieg und Frieden ein christlicher Wunsch für den Feind sich anschloß. In der Mehrzahl der Predigten, welche die Kirchen erfüllen, wird begreiflich in erster Reihe der Gedanke auf einen ehrenvollen und siegreichen Frieden, den Gott uns schenken möge, gelenkt. Das gebietet die Not des Vaterlandes. Darüber hinaus berührt es wohltuend, wenn auf das alle Christen umschlingende Band, das der Krieg nicht zerreißen soll, hingedeutet wird. Ohne daß die Benediktiner in dieser Hinsicht einen Vorzug beanspruchen mögen, scheint es doch, als ob gerade die Benediktiner-Predigten der Stimme des Friedensengels, die nichts anderes ist als die Botschaft Christi, sehr oft den beredsamsten Ausdruck gäben.

Es ist eine der betrübendsten Wahrnehmungen, daß in anderen Ländern weit seltener als bei uns von dieser Botschaft Zeugnis abgelegt wird; ja daß manchmal der Haß zwischen Volk und Volk da verkündet wird, wo ein milder Sinn und ein sanftes Wort Pflicht ist.

Die Erklärung dieser bedauerlichen Erscheinung mag darin gefunden werden, daß in der neuzeitlichen Entwicklung der Völker der Nationalismus zur Rolle einer Religion gemacht worden ist. Die Reden Fichte's sind auch bei uns vielfach in diesem Sinn gedeutet worden, aber die Wirkung solcher Versuche war bei uns weder so gründlich, noch so allgemein, wie es — man nimmt es mit tiefem Bedauern wahr — in dem heutigen Frankreich den Lockungen der Nationalisten ergeht. Manchmal könnte man glauben, daß die heutigen Franzosen, deren Vorfahren viel für die Kirche getan haben, ein „Privileg der Religion“ für sich beanspruchten. Und dies, obgleich sie selbst wissen, daß der französische Staat seit Jahren Kirche und Religion bekämpft, ohne daß sie seither die Macht erlangt hätten, sich mit gründlichem Erfolg gegen den religionsfeindlichen Staat zu wehren.

Man hat gesagt: in Frankreich ist die Religion eine Blume des Herzens, — eine köstliche Frucht des Geistes. Und mancher Franzose hat hinzugefügt: anderswo erscheint sie vorwiegend als eine soziale und politische Disziplin. — Das erste ist wahr; das zweite ist falsch, — falls man dabei an Deutschland denkt. Kein französischer Katholik wird die Innigkeit des deutschen Gebets lauer erfassen als das französische Gebet. Darüber sind sich beide Teile einig; hier ist also kein Gebiet, auf dem man streiten kann.

Wo sich Unterscheidendes ergibt, da ist die Quelle politisch. Das heutige Frankreich, das Frankreich der Viviani, Briand, Poincaré, Delcassé, ist nicht das historische, nicht das wahre Frankreich. Dieses, sagen wir es mit dem französischen Worte, das dort so gern gehört wird, „la vraie France“ ist im katholischen Lager; die zahllosen Kirchen von Paris, die Kathedralen im Lande, die Kapellen in Tälern und auf Höhen, Lourdes, Paray-le-Monial, La Salette, Ste. Anne d'Auray, La Fourvière in Lyon, Notre Dame de la Garde in Marseille und viele, viele andere sind seine Marksteine. Wenn aus diesen Kreisen einige Stimmen des Hasses gegen Deutschland laut werden, so scheint es christliche Pflicht, die entschiedene Zurückweisung solcher Bücher mit dem Versuch einer Erklärung zu verbinden. Die Zeit ist noch nicht fern, in welcher Frankreich sich als einen Vorkämpfer der Kirche betrachtete; als den „soldat de Dieu“; eine Anschauung, welche vor anderthalb Jahren der damalige französische Kriegsminister Etienne den französischen Katholiken zum Vorwurf gemacht hat. Daß das atheistische Programm der Republik Frankreich von dieser Rolle abgedrängt hat, — das ist gerade oder vielleicht der schwerste Vorwurf, welchen die französischen Katholiken gegen die Republik erheben. Als Leo XIII. ihnen zur Annäherung an die Republik riet, gaben nicht wenige murrend zur Antwort: „Die Republik ist ein schlechter Baum, der keine guten Früchte tragen kann.“ Jetzt hat diese Republik sich nicht in letzter Linie deshalb in den Krieg gegen Deutschland gestürzt, weil sie keine andere Parole

im Kampf gegen die Katholiken hatte als den Chauvinismus: noch zehn Jahre Frieden und die Republik hätte vor den Katholiken die Flagge streichen müssen. Da so die Dinge liegen, konnte es kaum fehlen, daß sich unter den Parteien in Frankreich ein Wettstreit um die Palme der Vaterlandsliebe erhob. Dabei ging es wie in jedem Streit: die Worte, die da fallen, sind schärfer als die Gedanken.

An erschwerenden Umständen fehlt es leider nicht. In der alten Generation, die Frankreichs Geschicke lenkte oder beeinflußte, war nicht alles Gold, aber es gab doch stets einflußreiche katholische Kreise und vor allem, ob mehr oder weniger aufrichtig, man hatte allgemein das Bestreben, sich zu unterrichten. Mit der festen Begründung der Republik, die, nach den Worten des Ministers Briand, ihre Quellen in den Sümpfen — les mares stagnants — hat, hörte dies Streben auf und es entwickelte sich ein weit verbreiteter Obstruktionalismus. Die Guten und die Besonnenen, welche widersprechen wollten, wagten es nicht, denn die Presse würde sie mit Beschimpfungen zugedeckt haben. Auch in der katholischen Publizistik war die Zeit der mutigen Männer wie Louis-Veuillot vorbei. Die angesehene Zeitschrift „Le Correspondent", noch aus der Zeit Montalembert's, hat wohl auf die Bedenken des Bündnisses mit Rußland aufmerksam gemacht. Zu einer objektiven Betrachtung Deutschlands ist auch sie niemals gekommen. Hätte sie gewollt, es wäre ihr seit 1910 nicht möglich gewesen. Dieses Jahr bedeutet für uns das Ende der Möglichkeiten mit Frankreich zu einem modus vivendi zu gelangen, und die fortan steigende Flut des Chauvinismus würde jeden Versuch sofort erstickt haben. Soweit die katholischen Kreise in Betracht kommen, sind es namentlich zwei Blätter, welche sich dieser Flut in einer Art anschlossen, welche ihre Verantwortlichkeit weit überstieg: die „Action Française" und, man muß es mit Bedauern sagen, die sonst ausgezeichnete katholische Zeitung „La Croix". Die „Action Française" ist im Grund royalistisch, sprach für den Herzog von Orleans und betrieb die Sensation. „La Croix"



aber ist ein ernstes Blatt von großer Verbreitung; es fehlt wohl in keinem Pfarrhaus. Vortrefflich geleitet und geschrieben hat es der katholischen Sache wertvolle Dienste geleistet. Seit Jahren jedoch war ein Mangel an Mäßigung im Ausdruck und an Besonnenheit im Urteilen bemerkbar. Diese Eigenschaften traten besonders dann hervor, wenn das Blatt sich mit Deutschland beschäftigte. War in der Haltung des „Eclair“, der von Ernest Judet im katholischen Sinne geleitet wurde, stets eine politische Richtlinie erkennbar (er hat die Delcassé'sche Politik des Anschlusses an England bekämpft), so hat dieselbe dem „Croix“ immer gefehlt, seitdem die Assumptionisten, die das Blatt geschaffen haben, von der Republik vertrieben waren. Nominell gehört es dem angesehenen Führer der Katholiken, M. Féron-Frau in Lille, der jedoch so oft Beweise von Mäßigung und Besonnenheit gegeben hat, daß man Unrecht täte, die extravagante Sprache des Croix ihm aufzubürden. — Wo findet man aber eine Erklärung? In dem unglücklichen Wind, der über Frankreich weht. Die maßlosen inneren Kämpfe haben das Urteil auch in auswärtigen Fragen getrübt.

Über den Anteil, den hervorragende Mitglieder des Klerus an den — unchristlichen Äußerungen über Deutschland genommen haben, soll heute nicht die Rede sein. Der Tag wird sicher kommen, an welchem dieselben ihren Irrtum bekennen werden, und man kann zuversichtlich hoffen, daß es in edler Weise geschehen wird.

Wenn diese begründete Zuversicht zuläßt, daß hier Msgr. Baudrillart, der Leiter der Pariser katholischen Universität, genannt wird, so liegt es daran, daß Msgr. Baudrillart gewissermaßen als die Spitze der Feindseligkeiten gegen Deutschland erscheint. Er deckt mit seinem Namen und seinem Ansehen die Lügenschrift über „Deutsche Greuel“, er hat (nach den Berichten in den Zeitungen, besonders in der Humanité) erklärt, daß er dem Eucharistischen Kongreß in Metz und dann in Köln, dem anderen Kongreß in München seine Beteiligung versagt habe, weil er nicht nach



Deutschland gehen wolle. Das ist sein Recht, — aber diese programmatische Begründung überschreitet das, wozu er berechtigt ist. Die Erklärung? Man mag sie in der Individualität finden. Msgr. Baudrillart ist der Sohn eines liberalen Gelehrten, der den größten Teil seines Lebens der Kirche abhold war. Seine eigene Entwicklung geht von der Mathematik aus und sowohl seine historische als seine philosophische Bildung hält ihn ebenso fern von Thomas von Aquin als von Bonaventura. Die Philosophen und die Historiker mögen den Unterschied wägen. — Msgr. Baudrillart ist vornehmlich deshalb zum Leiter der Pariser Universität ernannt worden, weil dieser Platz in heutiger Zeit eine Persönlichkeit verlangt, welche im Kampf mit den herrschenden, der Kirche feindlichen Männern und Richtungen sich zu behaupten weiß. Er ist in gewissem Sinne Politiker in der heutigen französischen Bedeutung des Wortes. In der Leitung der philosophischen Studien an der Universität hat er — Kant eine ganz bedeutende Stellung angewiesen; wie überhaupt die deutsche Philosophie gepflegt wird. Klein von Gestalt, kalt im Gesichtsausdruck, bestimmt in den Äußerungen erinnert Msgr. Baudrillart eher an einen Diplomaten als an einen Priester, obgleich er die Tugenden eines solchen in vollkommener Art zu pflegen sich bemüht.

Alle Äußerungen des Völkerhasses sind vor dem Richterstuhl der christlichen Weltanschauung bedauerliche Verirrungen. Deshalb tut man am besten, wenn man den Schriften Msgr. Baudrillart's und ähnlichen nichts anderes entgegnet als den Vers, den (in anderem Sinn) der Bologneser Professor Giovanni del Virgilio an Dante gerichtet hat:

„Tanta quid heu semper jactabis seria vulgo?
Et nos pollentes nihil ex te vate legimus." —

In ferner Zeit hat es schon einmal eine Periode gegeben, in welcher in Frankreich und in Italien ähnliche Stimmungen und ähnliches Unrecht gegenüber Deutschland aufloderten. Man denke nur an die Hohenstaufen-Zeit und ihre Kämpfe.



Lieber als auf diese richten wir den Blick auf die Art, wie diese Periode ausgeklungen ist. Die weit über ihre Ufer getretene Welle des Hasses erstarb an dem friedlichen Gestade, an dem Franziskus von Assisi die Palmen, Lilien und Rosen seiner Lehre und seines Beispiels gepflanzt hatte.

Franziskus ist ein Beispiel, das man gerade einigen Geistern in Frankreich vorhalten darf, die der Leidenschaft allzu willig Gehör geben, umsomehr da Franziskus stets viel Neigung für Frankreich (la vraie France) besaß; der Schilderer seines Lebens, Thomas de Celano, sagt in „Vita a tribus sociis“ von dem Heiligen:

„Stans in gradibus ecclesiae cum aliis pauperibus, eleemosynam gallice postulabat, quia libenter lingua gallica loquebatur, licet ea recte loqui nesciret.“

Franziskus von Assisi würde den Schürern des Völkerhasses jederzeit entgegengetreten sein und würde manchem von ihnen geantwortet haben mit dem Vers aus seinem „Gedicht an die Sonne“, der sich auch an zwei Streitende (Bischof und Podesta von Assisi) wendet:

„Beati queli que sostenerano
in pace: che da ti altissimo
sereno incoronati.“

Einmal wird der Krieg zu Ende gehen. Einmal wieder werden sich die Nationen einander nähern müssen, wenn nicht Europa und die Kultur zugrunde gehen sollen. Die Verfasser der Geschichte der Moralphilosophie bemerken, daß die Beschränkung der Nationen auf sich selbst zum ersten Male durch das Wort Ciceros „caritas humani generis“ und dann von der Stoa in eine höhere Sphäre getragen wurde. Wir wissen, daß das Christentum, wie es die Liebe zum Vaterland gebietet, die Menschheit im Angesicht Gottes zu lieben verlangt, ohne Beschränkung auf Rassen und Länder.

Dieser Gedanke findet keinen schlichteren und beredsameren Ausdruck als in den frommen Liedern der Söhne des hl. Franziskus, und unter diesen Liedern gibt es, nach dem



Zeugnis des Franzosen Ozanam, keines, das schöner die Pflicht und die Neigung zur Liebe zu den Menschen ohne Unterschied der Nation ausdrückt, als das (von Ozanam dem hl. Franziskus selbst zugeschriebene) Lied in der Sammlung der Lieder des seligen Franziskaners Giacopone da Todi, das wir deswegen hierhersetzen, weil wir glauben, daß es auch in Frankreich gern gelesen würde:

„Poiche fui vendicato
Si fece con lui pace:
Perche prima era stato
L'amor molto verace:
Di Christo inamorato
Hor son fatto capace:
Sempre l'ho in cor portato:
In foco amor mi mise,
In foco amor mi mise.“

Mögen diese poetischen Erinnerungen aus dem Leben der Franziskaner an den Ufern der Seine, wo Bonaventura wirkte, an der Rhône, wo Pacificus die Herzen erbaute, zur Besonnenheit und Gerechtigkeit zurückrufen.

Wenn der Friede kommt, wird man den Ruf des heil. Franziskus wieder hören:

„O giubilo del cuore
Che fai cantar d'amore.“

LXXVI.

Der Kampf um das zukünftige deutsche Bildungsideal.

Von Dr. Luzian Pfleger (Straßburg).

In der gedankenreichen, vielbeachteten Antrittsrede, mit der am 15. Oktober des zweiten Kriegsjahres Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff sein Rektorat an der Berliner Universität begonnen hat und die vom Commercium litterarum handelte, wandte sich der berühmte Gelehrte gegen jene, die eine Art chinesischer Mauer auch um das geistige Deutschland für die nach dem Krieg folgende Zeit errichten wollen. Er sprach da auch die markigen Worte:

„Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollerem Sinne deutsch werden wollen, so gehört dazu, daß wir den Reichtum unserer tiefgegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will und uns statt dessen Macht und Reichtum und die Genüsse, die sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser der Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrümmern will, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf dessen Namen pocht."

Im Grunde sind diese Worte auch an die Adresse aller derer gerichtet, die seit Kriegsbeginn aus falsch verstandenem Nationalgefühl gegen die humanistische Grundlage unserer höheren Geistesbildung stärker sturmlaufen, als sie es in den verflossenen Jahren schon getan haben. „Das Ende der Renaissance antiker Weisheit scheint mir angebrochen", meint Fritz Mauthner, der in einem geharnischten, mit Bosheiten



gepfefferten Essay „Über die Zukunft der Schule“ [1]) seinen seit mehr als dreißig Jahren geführten Kampf gegen den „lateinischen Moloch“ nachdrücklichst fortsetzt. Für ihn ist die Lateinschule ein „Zwinger für das Allerlebendigste, für jedes jugendliche Menschengeschlecht“.

„Werden erst die Sagen des klassischen Altertums, von denen die Poesie und die Rhetorik von mehr als anderthalb Jahrtausenden lebte, für überflüssig erklärt, für einen Ballast der allgemeinen Bildung, dann könnte am Ende der lange schon verdächtige Wert der lateinischen Dichter geringer eingeschätzt werden, dann hätte die Jugend der höheren Stände noch einen Grund weniger, sich so viele Jahre mit der lateinischen Sprache abzuquälen. Die prächtigen Männer, die seit einem Menschenalter die geschichtlich überwundene Lateinschule bekämpfen, die eine Einheitsschule für das ganze Volk, einen Unterricht für die neuen Bedürfnisse an die Stelle der scholastischen Lehrart setzen wollen, werden noch kühner werden und ungeduldig die ganze Hand verlangen, nachdem ihnen die Spitze des kleinen Fingers gereicht worden ist.“

Was die Hoffnungen dieses Vorkämpfers für die deutsche Einheitsschule in ihrer extremsten Form [2]) stärker anschwellen läßt, ist der Erlaß des preußischen Kultusministeriums über den Geschichtsunterricht an den höheren Knabenschulen. In dieser ersten kleinen Schulreform — darüber später — sieht er einen geringen, aber doch verheißungsvollen Anfang, die Vorbereitung einer Bresche „in die dicken Mauern der altberühmten Lateinschule“. Sogar aus dem Schützengraben versuchte der Gymnasialdirektor Dr. Heeren aus Bückeburg dem humanistischen Gymnasium den Todesstoß zu versetzen. Er fand begeisterte Anhänger, die noch während des Krieges

1) Im Berliner Tageblatt 1915, Nr. 513.

2) Vergl. über die Entwickelung, Ziele, Vorteile und Nachteile dieser Schule den besonnenen Artikel von A. Maier in Roloffs Lexikon der Pädagogik I (Freiburg 1913) S. 947 f. (S. auch Bd. 153 S. 827 ff. dieser Blätter. D. Red.)

„das heiße Eisen gleich schmieden“ wollten.[1]) Als ob man nichts Wichtigeres zu tun hätte, als dergleichen unser ganzes Bildungswesen der Zukunft berührende — und bedrohende — Maßnahmen im blinden Kriegseifer zu vollenden! Freilich fehlte es nicht an Männern, welche diesem „Umsturz“ mit kräftigen und stichhaltigen Argumenten begegneten. Sehr zutreffend betont der Jenenser Pädagoge W. Rein, daß der Sturm, welcher jetzt das Gymnasium bedroht, weit gefahrvoller werden kann, weil er nicht, wie der vor Jahren von den praktischen Realisten gegen die alten Sprachen gerichtete Vorstoß aus utilitaristischen, sondern aus idealen Beweggründen entspringe: „Das stark gesteigerte Nationalgefühl, verbunden mit einem lebendigen Wirklichkeitssinn, wie er aus einer von Tatendrang überströmenden Periode quillt, lehnt sich dagegen auf, daß unsere Jugend Kraft und Zeit auf die Erlernung von Sprachen verwendet, die für die Gegenwart keine Bedeutung haben. Unsere Jugendbildung soll von Grund aus deutsch sein; sie soll ganz aus eigenen Mitteln bestritten werden, um eine höhere und reinere Geisteskultur vorzubereiten.“[2]) Wenn nun Rein auch die von Herbarts Anhängern schon längst aufgestellte Forderung vertritt, daß die deutsche Erziehungsschule deutsch sein soll, daß ihre Grundlage aus den drei Hauptstücken Religion, Geschichte, Deutsch bestehen müsse, so will er unter keinen Umständen die fremden Sprachen ausgeschieden wissen, weil das unserer Innenkultur und unserm Wirken in der Welt schweren Schaden zufügte. Das neunklassige Gymnasium allerdings will er in sechsklassige Reformschulen umgewandelt wissen, in denen das Hauptthema „die Entwicklung der deutschen Geschichte in religiöser und weltlicher Beziehung mit eingehender Vertiefung in deutsche Literatur und deutsche bildende Kunst“ sei. Aber er stellt sich zum Schlusse doch die Frage: „Hat denn die bisherige Schulerziehung etwa Schiffbruch

1) So Prof. Dr. P. Förster im „Tag“, 1915, Nr. 182.

2) „Der Umsturz“, im „Tag“ 1915, Nr. 203.

erlitten in dem großen Krieg, in dem wir stehen, oder hat nicht die Jugend unserer höheren Schulen überall mit Begeisterung die Waffen zur Rettung des Vaterlandes ergriffen und wundervoll durchgehalten?"

Ich meine, diese letztgenannte Tatsache müßte dem ruhig denkenden Menschen allein das Gerede gegen die Berechtigung unserer Lateinschule als überflüssig erscheinen lassen. Man begreift noch, daß im Rausch der Begeisterung, den die Freiheitskriege in den deutschen Gauen entfachte, die Patrioten gegen die einseitig klassizistisch orientierte und dem kosmopolitisch gefärbten Humanitätsideal nachjagenden Humanistenschule jener Zeit den Fehdehandschuh hinwarfen. Die Geister haben sich aber nachher wieder beruhigt und den alten Sprachen wurde fernerhin ausgiebige Beachtung geschenkt. Aus dem Gymnasium von anno dazumal ist Emmanuel Geibel hervorgegangen, und er ist doch der „Reichsherold" geworden. Man freut sich, wenn heute ein mit dem modernen deutschen Geistesleben in so enger Fühlung stehender Dichter und Kritiker wie Carl Busse mit Bezugnahme auf die gediegene klassische Schulbildung Geibels meint: „Man muß doch überhaupt sagen, daß niemals und nirgends altklassische Bildung der Entwicklung eines deutschen Nationalgefühls im Wege gestanden ist — ganz im Gegenteil. Die besten Griechen und Lateiner sind meist auch die besten Deutschen gewesen." [1]) Man begreift auch noch, daß im Kriegsgetöse von 1870—71 sich wieder ein Sturmlauf gegen das Gymnasium erhob, in welchem eine einseitig grammatisch-stilistische Richtung die Oberhand gewonnen hatte. Man hat sich im Ausland damals weidlich darüber belustigt oder geärgert, und der Schwede Strindberg, vor dem man bei uns auch jetzt noch in stummer Andacht versinkt, war nicht der einzige, der die „Lateinverfolgung" geißelte, die neben andern von ihm getadelten Auswüchsen für den deutschen Norden

1) In Velhagen u. Klasings Monatsheften, Oktoberheft 1915 S. 206.



„ein allgemeines Herabsinken des Intelligenzniveaus“ zur Folge gehabt hätten.[1])

Aber in den beiden letzten Jahrzehnten hat die Lateinschule doch so große Wandlungen durchgemacht, hat gezeigt, daß sie sich geschmeidig den veränderten Verhältnissen der Gegenwart anzupassen versteht, so daß das jetzt begonnene Haberfeldtreiben jedem, der um die Zukunft deutscher Geisteswissenschaft ernsthaft besorgt ist, mehr als bedenklich erscheinen muß. Daß unser Gymnasium nicht Reformen vertrüge, daß es immer noch verbesserungsbedürftig sei, werden auch seine besten Freunde nicht leugnen. Aber ihnen sind auch die Worte von Adolf Trendelenburg aus der Seele gesprochen:

„An seinen Grundlagen und Zielen, den alten Sprachen und dem Idealismus seiner Bildung, wird es um so fester halten, je greifbarer der Krieg die gewaltigen Erfolge der technischen Wissenschaften dargetan hat. Der Andrang zu den realen Fächern und zu den Anstalten, die diese in erster Linie pflegen, wird nach dem Kriege zweifellos außerordentlich sein. Für das spätere Fortkommen ihrer Kinder werden viele Eltern am besten zu sorgen meinen, wenn sie sie solchen Schulen übergeben, die für alle Zweige der Technik die breiteste Grundlage legen. Es wird eine Bewertung realen Wissens und technischer Fertigkeiten Platz greifen, die einer Überschätzung materieller Erfolge nur zu leicht Vorschub leisten dürfte. Die amerikanische Jagd nach dem Dollar fände in Deutschland einen wohl vorbereiteten Boden, ließe man diese Strömung uneingedämmt.“ [2])

Die alten Sprachen in die Hörsäle der Hochschule verbannen und sie so einer breiten Oberschicht von „Gebildeten“ entziehen, wäre gleichbedeutend mit einer Versandung unserer Geisteskultur. Es gab eine Zeit, wo ich — und vielen, die jetzt mir beistimmen, wird es gerade so ergangen sein — über die Zweckmäßigkeit des klassischen Sprachstudiums recht

1) In seinem Buch „An offener See“; hier spricht er auch von „Hunnenschlachten von 1870“. Man sieht: es ist alles schon dagewesen.

2) Im „Tag“ vom 14. September 1915.



geringschätzig dachte; es war damals, als ich in gelinder Verzweiflung den Hörsaal eines klassischen Philologen verließ, weil mich der lederne Betrieb und die Andacht vor dem Unbedeutenden die ganze Pedanterie verknöcherten Spezialistentums abstieß. Dies erstorbene Wissen als Selbstzweck, das alle Verbindungsfäden mit dem rasch pulsierenden Leben unserer Zeit abgeschnitten zu haben schien, erfüllte mich mit Grauen, und ich wandte dieser Geistesmumie — so kam es mir vor — schnöde den Rücken. Nicht dem Bildungsgehalt der Antike, den mir weniger verstopfte Quellen, die Historie und Kunstwissenschaft, erschlossen. Aber es war eine Geringschätzung des Gegenwartswertes der klassischen Sprachstudien für die Mittelschule zurückgeblieben. Doch: docendo discimus. Ein paar Jahre praktischer Schulmeisterei genügten, um mich von dem großen Segen der alten, namentlich der lateinischen Sprache für die geistige Bildung des Individuums zu überzeugen. Nicht bloß, daß man mit der zunehmenden geistigen Reife allmählich immer besser in die Lage kam, diesen Segen am eigenen Ich zu verspüren, sondern auch die praktischen Erfahrungen in lateinlosen Schulen — Real- und Mädchenanstalten — verglichen mit den Resultaten des Gymnasialbetriebs haben aus mir einen unbedingten Verfechter der humanistischen Lehrweise gemacht. Jeder andere fremdsprachliche Unterricht kann in keiner Weise für die eigentliche Geistesbildung, die Versatilität des Intellekts, wenn ich so sagen kann, das leisten, was der altsprachliche Unterricht gewährt. Vor den Holzbänken der untern Lateinklassen, angesichts der mit der Übersetzungsarbeit mühsam ringenden Jungen ist mir klar geworden, warum Schopenhauer, der doch sieben Sprachen beherrschte, den alten Sprachen für die Bildung des Geistes unbedingt den Vorzug gibt „vermöge ihrer großen Verschiedenheit von der unserigen, die nicht zuläßt, daß wir Wort durch Wort wiedergeben, sondern verlangt, daß wir unsern ganzen Gedanken umschmelzen und ihn in eine andere Form gießen“. Diese geistige Turnarbeit, die der Lateinbeflissene bewältigen muß,



und die ihm oft sauer wird, ist durch nichts Gleichwertiges zu ersetzen, und so müßte man schon um dieses Gewinnes willen unbedingt am Gymnasium festhalten. Ganz abgesehen von der weiteren geistesgeschichtlichen Orientierung, welche das Bekanntwerden mit dem Bildungsgehalt der Antike vermittelt. Schopenhauer hat auch dies trefflich angedeutet: „Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neuern Jahrhunderte, das Mittelalter, das Altertum."[1]) Die tiefe Wahrheit dieser Worte läßt sich nicht durch billige Redensarten abstreiten. Nachdenklich veranlagte, geistig bedeutende Menschen, denen die Ungunst des Geschicks in ihren Entwicklungsjahren den altsprachlichen Bildungsgang versagte, haben mir mehr als einmal mit Bitternis und Bedauern gestanden, daß sie oft diesen Mangel drückend empfänden, daß sie in manchen Lebenslagen das unbestimmte Gefühl hätten, als walle vor dem geistigen Auge ein Nebelschleier, der sich vor Menschen und Dinge der Vergangenheit lege und ihr Verstehen erschwere. Es waren Künstler und Lehrer darunter, denkende Frauen, vor allem aber Absolventen von Oberrealschulen, welche nach Schulabschluß Sinn und Neigung einem Studium zuführte — Geschichte, Germanistik, neuere Sprachen, Jurisprudenz — bei dessen Verfolgung sie die antike Bildungsunterlage schmerzlich vermißten. Die beweglichen Klagen vieler Hochschullehrer über die Studienergebnisse früherer Besucher lateinloser Anstalten dürften auch nicht ungehört verhallen.

* * *

Daß der Erlaß des preußischen Kultusministeriums über den Unterricht an den höheren Knabenschulen, wodurch die ältere Geschichte mehr als bisher gekürzt werden soll, damit

1) Parerga II, § 299.



die neueste Zeit mit um so größerer Ausführlichkeit behandelt werde, vielfach so großen Beifall fand, ist leicht begreiflich. Inmitten der unheimlich rasch sich abwickelnden weltgeschichtlichen Ereignisse darf die Schule nicht auf den toten Geleisen allzu weit zurückliegender Geschehnisse stehen bleiben; sie hat die Pflicht, die jugendlichen Zeugen des jetzigen ungeheuern Weltgeschehens an ihm lebendigsten Anteil nehmen zu lassen. Die Jahre des Weltkrieges müssen in den Schulbüchern Aufnahme finden, das ist selbstverständlich. Den Jahren von 1861 abwärts müsse eine ausgiebige Behandlung zuteil werden, da sie „alles andere an Bedeutung übertreffen". Es soll hier nicht weiter von der Zweckmäßigkeit des Erlasses die Rede sein; er hat, das sei gebucht, von fachmännischer Seite auch schon kritische Beurteilung erfahren.[1]) Bedenken, welche die Grundlagen des humanistischen Gymnasiums berühren, äußerte u. a. auch Oberlandesgerichtspräsident Dr. Spahn, der an der Hand geschickt gewählter Beispiele aus der griechischen Geschichte[2]) dem preußischen Erlaß gegenüber mit Recht darauf hinweist, „daß die alte Geschichte vor der Geschichte der Neuzeit für die menschliche Betrachtung den Vorzug des Abgeschlossenseins hat, wodurch sich zwanglos ihre Nutzanwendung auf die Gegenwart ergibt. Die Vernachlässigung der Lektüre ihrer Quellen würde zu einer Beeinträchtigung der uns durch sie vermittelten Bildung und der auf dieser beruhenden Entwicklung Deutschlands führen".

* * *

Die Gärung der Geister im jetzigen Augenblicke ist nur eine Wiederholung derselben Erscheinung, die sich während der Freiheitskriege und unmittelbar nach ihnen im deutschen Geistesleben bemerkbar machte. Nur daß sie damals viel mehr Berechtigung und viel mehr Aussicht auf Erfolg hatte. Eine völkische Wiedergeburt war nach allen vor-

---

1) Vergl. die sachlichen und zutreffenden Ausführungen von W. Schaefer in Naumanns „Hilfe", Nr. 42 (21. Oktober 1915) S. 678 f.

2) Ein Schuljahr, „Köln. Volksztg." vom 19. Oktober 1915 (Nr. 856)

ausgegangenen politischen und geistigen Zuständen des zerklüfteten Volkes im Interesse seiner nationalen Existenz notwendig. Die Rückkehr zu den vergessenen, ja für viele ganz versunkenen eigenen Kulturüberlieferungen war zwingend. Es ist den Romantikern gelungen, diese Rückkehr in die Wege zu leiten, das deutsche Volksbewußtsein wunderbar zu heben, den verschütteten Born des Volksliedes aufzudecken, die altdeutsche Kunst wieder zur Ehre zu bringen. Wenn es ihnen — wenigstens einige unter ihnen sahen darin das letzte Ziel ihrer Kulturarbeit — nicht gelang, aus dem „heiligen Lied der Nibelungen" die Grundlage einer völlig deutschen Kultur zu gewinnen, sowie die homerischen Gesänge den Untergrund des hellenischen Kulturlebens bildeten, so geschah es, weil der Strom der geistesgeschichtlichen Entwicklung sich nicht rückwärts wenden läßt. Das Erbe Lessings, Herders, Schillers und Goethes war doch so gefestigter Besitz geworden, daß es nicht von der starken Flutwelle altdeutscher Kulturelemente gänzlich weggeschwemmt werden konnte. Selbst ein so begeisterter Freund dieser Bewegung, der romantische Deutsch-Norweger Henrik Steffens, mußte bekennen — es ist heute sehr am Platze, daran zu erinnern —, daß eine Ausschaltung des antiken Kultureinschlags verhängnisvoll wäre. Nachdem er in seiner Schrift „Die gegenwärtige Zeit" den neuen Bildungsbestrebungen das Wort geredet, sagt er:

„Man könnte aus dem, was wir bis jetzt geredet, den Schluß ziehen, daß wir das strenge Studium der alten Sprachen als die feste Grundlage der allgemeinen gelehrten Bildung zu verdrängen suchen. Dieses ist durchaus nicht der Fall. *Unsere ganze Bildung wurzelt fortdauernd in der alten Welt, aus welcher sie entsprungen ist*; diese liegt mit ihrem in sich geschlossenen Dasein nicht wie eine Ruine, vielmehr wie ein ewig unverwüstlicher Tempel in dem unwandelbaren Hintergrunde; sie enthält die für alle Zeiten gewonnenen unveränderlichen gnomischen Massen jedweder Kunde, und während Gedanken und Begriffe, von dem wechselnden Leben ergriffen,



schwanken und wogen in unsicherer Gährung, kehrt die unbefriedigte Seele, neue Kraft schöpfend, zu ihren ewigen, nie ganz enträtselten Monumenten zurück, in welchen der Geist des Geschlechts sich tiefsinnig und alle Verhältnisse des Lebens und Denkens ergreifend so wundersam enthüllt hat. Daher wäre es in aller Rücksicht als ein großes Unglück zu betrachten, wenn jemals das Studium der alten Sprachen und die gründliche Kunde der alten Welt auf den Universitäten erlöschen." [1])

Die Grundtendenz der Romantiker, die Volkskultur im ausschließlich deutschen Geiste auf künstlerischer Grundlage neu aufzubauen, ist in der Folgezeit bei uns immer wieder aufgetaucht, freilich ohne jedes praktische Ergebnis. Im Jahre 1890 verfolgte das merkwürdige Buch „Rembrandt als Erzieher" ähnliche Bestrebungen. Aber mehr als ein glänzender Augenblickserfolg war ihm, trotz vieler gesunder und vernünftiger Anregungen, nicht beschieden. Einen ähnlichen, wenn auch schwächlicheren Versuch hat die Kriegsbegeisterung jetzt wieder gezeitigt. Richard Benz will in einer Reihe von Veröffentlichungen, die unter dem Sammelnamen „Blätter für deutsche Art und Kunst" erscheinen, helfen: „ein geistiges Deutschland aufbauen, das des verteidigten und als stark erwiesenen leiblichen Deutschlands würdig sei". Er will die Frage beantworten, „warum wir keine geistige Einheit, keine dem ganzen Volk vertrauten geistigen Ziele haben", und findet die Antwort in dem Umstande, daß „wir seit vierhundert Jahren unter der Herrschaft *fremder* Kulturen stehen und den Zusammenhang mit der eigenen nationalen Vergangenheit, wie sie *vor* dieser Zeit war, verloren haben". Diese Selbstentfremdung des deutschen Geistes sucht er in der ersten erschienenen Schrift „*Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur*" nachzuweisen.[2])

1) *H. Steffens*, Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Berlin 1817. S. 723. Über Steffens' große Bedeutung für die deutsche Romantik vergl. *R. Haym*, Die romantische Schule. 2. Aufl. Berlin 1906 S. 620 ff. und passim.

2) Jena, bei E. Diederichs 1915. 40 S.

Die Antike wird also auch hier als der große Feind betrachtet. Der Gedanke, in dieser Form ausgedrückt, ist nicht gerade neu. Houston Stewart Chamberlain hat ihn in seinem rasch berühmt gewordenen, aber auch rasch vergessenen an der letzten Jahrhundertwende gedruckten Buche über die „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" mannigfaltig beleuchtet.[1]) Das Bildungsideal, das Benz vorschwebt, ist im wesentlichen das der Romantiker, doch weiter nach der Seite einer volkstümlichen bildenden Kunst ausgebaut. Er will die volkstümliche Kultur des Mittelalters wieder zum Leben erweckt wissen. „An dem Ernst und an der Inbrunst alter deutscher Sprache, Dichtung, Kunst müssen wir wieder lernen, auch in geistigen Dingen, wahrhaft deutsch zu sein. Wir laufen heute nicht mehr die Gefahr, der die Romantiker vor hundert Jahren erlagen, die künstlerische Weltanschauung des deutschen Mittelalters mit der katholischen Glaubensansicht zu verwechseln; wir sind einer wahren Wiedergeburt des deutschen Geistes bereit." Die letzten Sätze beweisen zunächst, daß manche Romantiker das Wesen der deutschmittelalterlichen Kultur besser erfaßten als der Verfasser. Es zeugt doch von einer höchst oberflächlichen Auffassung, ja einer völligen Verkennung der mittelalterlichen deutschen Volkspsyche, wenn Benz meint, daß der wesentliche Anreiz des mittelalterlichen Glaubens die Befriedigung der Phantasie war, und daß am Ausgang des Mittelalters die Entwicklung immer mehr dahinging, das,

„was an Dogma vorhanden war (!), aufzulösen ins Bildliche. Man war auf dem besten Wege, das Christentum durch das Medium der Kunst zu verwandeln, es aus der Praxis eines bejahenden Lebens, zu dessen Instinkten es im tiefsten Widerspruch stand, herauszuretten und ganz ins Geistig-Bildliche zu setzen. Die Religion war so mit Mythus gesättigt, so Bild und Symbol, Wort und Klang geworden (!), daß sie ohne Kampf

1) Vergl. meinen Aufsatz „Renaissancetheorien" in diesen Blättern Bd. 134 (1904) S. 202 ff.

hätte überführen können zu einer ästhetischen Weltanschauung, der die letzten und höchsten Fragen des Daseins nur im Gleichnis, im Bild, im Kunstwerk ausdrückbar und faßbar waren. Und diese Weltanschauung konnte alle umfassen, denn durch eine jahrhundertelange Erziehung zum symbolischen Sehen war das ganze Volk, war der einfachste Mann zur Kunst, zum Bilde bereitet" (S. 2 f.).

Diese Entwicklung sei durch die Renaissance unterbrochen worden. Wundern muß man sich allerdings, daß diese so willkürlich konstruierte Entwicklung in gar keine Beziehung zum Werke Luthers gebracht wird. Da wäre doch manches zu sagen. Nur durch eine Reform unserer Bildungs- und Kunstanstalten, und zwar eine Reform von Grund aus, könne die vom Verfasser erträumte, einheitliche, künstlerische Volkskultur neu begründet werden. Der moderne Mensch dürfe seine Jugend nicht wie bisher dem Kunstideal der Renaissance opfern, die sogen. klassische Bildung muß ausscheiden.

Ein weiteres Eingehen auf die Darlegungen des Verfassers, die auch manche zutreffende kritische Bemerkungen enthalten, sei mir erlassen. Sein Bildungsideal krankt an dem großen Fehler, das den gleichgearteten Reformversuchen der Romantiker, auch des Rembrandtdeutschen anhaftete: dem einseitigen Vertrauen auf die Macht der Phantasie. Sie wollten das Leben und die Religion durch Poesie und Kunst erneuern, statt den umgekehrten Weg einzuschlagen. Jene Romantiker, die das Wesen der deutschmittelalterlichen Kultur nicht bloß im rein Künstlerischen erblickten, sondern in der festgefügten Einheit der Geister, die wiederum in der christlichen Weltanschauung verankert war, handelten nur konsequent, wenn sie bedingungslos zu dieser Weltanschauung zurückkehrten und in ihr allein das Heil der kommenden Zeiten erblickten, wie der jüngere Schlegel und der große Görres. Auch der Rembrandtdeutsche sah in seinen letzten Tagen ein, daß in den heutigen harten Kampfzeiten der Menschheit mit einer rein künstlerischen Kultur nicht ge-



dient sei, daß sie anderer Kräfte benötige. Ist es ein Zufall, daß auch er den Weg Schlegels gegangen ist? Glaubt Benz im Ernst, daß unserem Geschlecht nach dem Kriege mit einer rein ästhetischen Weltanschauung, auch wenn sie auf einer „christlichen Mythologie“ sich aufbaue, gedient sei? Uns allen, Katholiken und Protestanten, denen der Gottes- und Christusglaube mehr ist als verflüchtigter Mythus, ist eine rein ästhetische Kultur ein Kartenhaus, das beim leisesten Sturmwind kläglich zusammenstürzt. Die Kunst soll eine Macht sein im Leben der Menschen und Völker, aber daneben gibt es höhere und stärkere Mächte, welche die innere und äußere Größe eines Volkes in Krieg und Frieden schaffen. Das hat uns der jetzige Krieg gelehrt.

LXXVII.

Italiens Absichten auf Südtirol.

Von Dr. Alemannus.

(Schluß.)

Vom Fleimstal kommt man östlich durch das Tal des Travignólo in das Gebiet von Primör, Primiero, dessen Gewässer mit dem Cismone nach Italien hinabfließen. Primör ist durch seine großartige Alpenlandschaft (San Martino di Castrozza) berühmt. Man spricht dort den venetianischen Dialekt von Feltre, nicht ohne Anklänge an das Ladinische. Deutsche Geschlechtsnamen finden sich hier noch ziemlich häufig. So Trenner, Plank, Caser, Taufer, Doff-Sotta, Bond u. andere.

Zu den Ladinern zählen auch die Bewohner des Nonsberges und eines Teiles des Sulzberges. Es ist das Flußgebiet der Noce, welche unterhalb Mezzolombardo der Etsch sich zugesellt. „La valle della Noce et dell' alto



Adige non sono ancora del Regno, das Nocetal und das obere Etschtal gehören noch nicht zum Königreich (Italien)", sagen die Irredentisten (Abba, Le Alpi nostre, 333). Sie beanspruchen es also ebenfalls als „unerlöstes" Gebiet, wie die ladinischen Täler von Fassa, Fleims, Buchenstein, Ampezzo, Enneberg, Abtei und Gröden. Mit gleichem Rechte könnte Deutschland die Vlämen und Holländer und noch mehr beanspruchen. „Die Alpenjäger in Valcamonica (zu Edolo und Breno) warten nur bis sie in den Sulzberg, Val di Sole, über den Tonale-Paß (Passo del Tonale) einrücken können." So Abba (l. c. 321) „stanno ancor bene ad Edolo e a Breno i soldati alpini. All' occorrenza, uno squillo di tromba, e via! Il montanaro camuno, soldato alpino, zaino e schioppo in spalla, marcia lassù; et, dietro, la patria aiuti." Das Trompetensignal ertönte im Sommer des Jahres 1915 tatsächlich; Tornister und Flinte wurden auf die Achsel genommen, aber das Hinaufmarschieren wollte bisher nicht gelingen, trotz der Hilfe von rückwärts. Der Nonsberg (und ähnlich der Sulzberg) ist weder ein Berg, wie sein deutscher Name besagt, noch ein Tal, wie sein italienischer (Val di Non, Val di Sole) ausdrückt, sondern beides zugleich, Berg und Tal, eine Hochebene von vielen Bergen, Hügeln, Rücken, tiefen Schluchten und Klammen durchzogen, mit volkreichen Ortschaften übersät, die in ganz verschiedenen Höhenlagen — 1000 m Unterschied — sich ausbreiten, oben nordischen Bergwald, in der Mitte große Wiesen und Almen, unten Obstbäume und Reben tragend. Hauptort ist das alte Cles (Ecclesia). Die militärische Bedeutung dieser Hochebene zur Verteidigung Südtirols springt auch Laien in die Augen. Nach den im Nonsberge gemachten Bodenfunden ist hier eine etruskische oder altitalische Bevölkerungsschicht vorhanden gewesen; dann eine gallische oder keltische, hierauf eine römische und zuletzt eine mit germanischen Elementen vermischte ladinische. Die Mundart des Nonsberges ist rätoromanisch. Man hört hier: aut (altus) hoch, auter (alter)



ein anderer, chiaud (calidus) warm, chiaura (capra) Ziege, ochjel, occli (oculus) Auge, véchjel, vecla (vetulus) alt, nöf (novem) neun, glesia (ecclesia) Kirche, planser (plangere) weinen, clamar (clamare) rufen usw. So scheint im Nonsberg alles welsch zu sein. Kommt der Fremde von Bozen über Kaltern beim Mendelpasse auf die Höhe herauf, so trifft er eine Tafel mit der Inschrift: „Bezirkshauptmannschaft Bozen — Capitanato distrittuale di Cles.“ Nun weiß er, daß er deutschen Boden verlassen und welschen betreten. Wandert er aber gegen das herrlich gelegene Fondo weiter, so kommt er nach Tret, und dieser Dorfname kann ihn stutzig machen. Weiter oben liegt das Dorf St. Felix, und hier wird er deutsch begrüßt. Noch weiter im Gebirge oben ist der alte vielbesuchte Wallfahrtsort „Unsere Liebe Frau im Walde“, kurz Frauenwald, italienisch Senale genannt, und hier ist ebenfalls alles deutsch. Die beiden Dörfer St. Felix und Frauenwald haben das Deutschtum bewahrt, Tret dagegen hat es aufgegeben, aber erst vor wenigen Jahrzehnten. Die Seelsorge in Frauenwald obliegt dem Benediktinerstifte Muri-Gries (bei Bozen) und dieses Stift hat sich um die Erhaltung des Deutschtums in Frauenwald und Umgebung große Verdienste erworben. Geht man von Cles nordwärts, so stößt man wieder auf ein deutsches Dorf, Laurein (italienisch Lauregno), und noch weiter oben folgt das stattliche hochgelegene Dorf Proveis (Proves), wo urdeutsches Tirolertum fest sitzt. Die neue gotische Kirche daselbst erinnert an den 1899 verstorbenen Kuraten Franz Xaver Mitterer, der ungemein viel für das Deutschtum daselbst, für die soziale und wirtschaftliche Hebung der Gegend getan hat. Wer Geld im Beutel hat, kann in der hier bestehenden Spitzenklöppelschule seinen Lieben daheim ein schönes duftiges Spitzenandenken an den deutschen Nonsberg erstehen und die biederen deutschen Brüder wirtschaftlich etwas stützen. Die vier deutschen Gemeinden im Nonsberg (Frauenwald, St. Felix, Proveis, Laurein) sind nicht eigentlich Sprachinseln, da sie mit dem deutschen Etschtale östlich und



mit dem deutschen Ultentale nördlich im Zusammenhange stehen, aber sie sind eine weit in welsches Land vorspringende Halbinsel. Früher muß das Deutschtum hier noch weiter verbreitet gewesen sein. Wenigstens finden sich noch jetzt zahlreiche deutsche Familiennamen im ganzen Nonsberg. Folgende haben wir uns aufgeschrieben: Frank, Greif, Mor, Clauser, Visintainer, Erspamer, Pret, Sicher, Branz, Piz, Stringari, Fellin, Parteli, Stancher, Greifenberg, Stablum, Sieff, Job u. s. f.

Vom Nonsberg zieht sich westlich der Sulzberg hin, Val di Sole, mit dem Hauptorte Malé. Die rätoromanische Mundart macht allmählich einem italienisch-lombardischen Dialekte Platz. Die Gegend dürfte wohl immer vorwiegend italienisch gewesen sein. Das Mineralbad Rabbi und das große Alpenhotel Madonna di Campiglio (1515 m hoch), sind in Touristenkreisen bekannt. Westlich endet der Sulzberg mit dem 1985 m hohen grasreichen Tonalepaß, welcher jetzt wieder, wie schon 1866, 1859, 1848 der Schauplatz italienischer Einfälle und tirolischer Abwehr ist.

Wir kehren nach Bozen zurück, wenn wir nicht südlich in der Presanella- und Adamello-Gruppe, oder nördlich in dem Ortler-Gebirge auf aussichtsreichen Bergen einen Blick auf Südtirol und Oberitalien tun wollen. Viel ehemals deutsches, nun verwelschtes Land, aber trotzdem noch manches bisher der Entdeutschung entgangenes Gebiet können wir von da oben sehen.

Nun noch ein Rundgang durch jenen Teil von Südtirol, der, falls es nach dem Willen der italienischen Irredentisten geht, künftig verwelscht werden soll. Denn daß Italien sich mit dem eigentlichen Welschtirol nicht begnügen will, sondern weitergehende Absichten auf Südtirol hat, beweist der Abbruch der Verhandlungen zwischen Italien und Oesterreich im Mai 1915, in welchen Verhandlungen die Abtretung von Welschtirol, dem sogenannten Trentino, an Italien zugestanden war. Von österreichischer Seite jedenfalls nicht leichten Herzens. Man erinnert sich noch des Aus-



spruches von Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1878: „Eher gehe ich mit meinem ganzen Hause zugrunde, als daß ich einen Zollbreit Landes von Welschtirol abtrete.“ Schon oben, bei Erörterung des Begriffes Trentino, wurde die Sache gestreift. Unseren letzten Rundgang können wir an der Hand einer der vielen italienischen Karten machen, auf denen die von den Irredentisten erstrebten neuen Grenzen des Königreichs Italien gegen Österreich schon längst eingezeichnet sind und der italienischen Jugend vorgeführt werden. Unsere Karte stammt aus dem Geographischen Institut von De Agostini in Novara und trägt die Aufschrift: „La regione Veneta et le Alpi nostre dalle fonti dell' Adige al Quarnaro. Carta etnico-linguistica.“ „Venezien und unsere Alpen von den Quellen der Etsch bis zum Quarnero-Busen. Ethnographisch-Linguistische Karte.“ „Von den Quellen der Etsch bis zum Quarnero-Busen“, damit sind Italiens Ansprüche auf Südtirol und das österreichische Küstenland samt Triest und Istrien klar ausgesprochen. Der königliche Tagesbefehl Viktor Emanuels III. an Heer und Flotte vom 24. Mai 1915 bei Eröffnung des Krieges gegen Oesterreich besagt das nämliche: „Soldaten zu Land und zur See! Die feierliche Stunde der Verwirklichung der nationalen italienischen Ansprüche hat geschlagen ... Euer wird der Ruhm sein, Italienes Trikolore an den heiligen Grenzen aufzupflanzen, die die Natur unserem Vaterland gesetzt hat, euer der Ruhm, endlich das Werk zu vollenden, welches unsere Väter mit so viel Heldenmut begannen.“ Welches diese „heiligen Grenzen, die die Natur Italien gesetzt hat“, sind, hat Barzilai deutlich gesagt. Dieser Hauptführer der irredentistischen Bewegung in Italien, der 1915 als Minister für „die unerlösten Gebiete“ ins Ministerium aufgenommen wurde, sprach im Juli 1915 zu Rom vor seinen Wählern: „Italien wird niemals Frieden mit dem Erbfeinde schließen, solange man ihm nicht mit dem Trentino, dem Walle der Alpen, und Triest die Freiheit der Adria zurück-

gegeben hat, solange nicht die Eroberung dieser Länder zeigt, daß in Europa die Herrschaft der Freiheit und der internationalen Gerechtigkeit gegen den Egoismus der teutonischen Vorherrschaft eingesetzt worden ist." Der „Wall der Alpen" soll also die künftige Grenze Italiens gegen Österreich sein. Gegen die Schweiz natürlich auch. Aber dies spricht man nicht gern aus, wenigstens zur Zeit nicht. Schon 1863 hat ein Mailänder Dichter, Arnaldo Fusinato (Poesie patriottiche, 8. ed. Milano 1901), das nämliche gefordert in seinem Gedichte La Questione Veneta: Italien soll Herr sein an allen Ecken, wo das Sì (Ja) erklingt, soll frei sein von den Alpen bis zum Meer. Ihm gebührt mit dem Veneto Istrien und Tirol. Das neue Reich soll sich erstrecken vom Brenner bis zum Quarnero, dal Brennero fino al' Quarnero." Daß die Alpen Deutschlands Grenze seien und Italien sich durch Tirol bis zu den Alpenkämmen erstrecke, könnte man unschwer auch in Dantes Verse hineinlegen:

> Im schönen Welschland droben liegt ein See
> Am Fuß der Alpen, welche Deutschland schließen
> Dort oberhalb Tirol, er heißt Benacus.
> Suso in Italia bella giace un laco
> A piè de l'alpe che serra Lamagna
> Sopra Tiralli, che ha nome Benaco.
>
> (Dante, Inferno XX.)

„Noch sind die Julischen und die Rätischen Alpen, le Giulie e le Retiche, im Besitz der Österreicher," sagt ein Italiener (Abba, Le Alpi nostre, 90). Unter den Rätischen Alpen sind hier alle Kammhöhen nördlich des Oberengadins vom Splügen bis zu den Ötztaler Alpen zu verstehen, ferner die Ötztaler und Stubaier Alpen bis zum Brenner und die Zillertaler Alpen bis zu den Hohen Tauern. Also die Wasserscheide in Graubünden und Tirol. Von Oesterreich müßte dementsprechend der ganze Vintschgau und das übrige deutsche Südtirol zu Italien kommen. Der Vintschgau wird auch von Abba (l. c. 273) ausdrücklich als italienisches Land für Italien beansprucht: „Der Vintschgau und das Trentino sind



italienisches Land, aber noch unter der Herrschaft Österreichs." (La val Venosta ed il Trentino, terre italiane ancora nei dominî d' Austria.) Die Julischen Alpen, im Nordosten des österreichischen Küstenlandes und Istriens, die nach Julius Cäsar benannt sind, sollten nach dem Vorschlage des gleichen Italieners (Abba, l. c. 100) ein Riesenstandbild Cäsars tragen, des größten Römers, um zu sagen: „Italia fin qui." Italien bis hieher. Auf der Paßhöhe des St. Gotthard würde dann später wohl auch eine ähnliche Statue errichtet werden mit der gleichen Inschrift. Denn der Kanton Tessin, die italienische Schweiz, Svizzera italiana, „wo man italienisch spricht, ist zwar noch schweizerisch, è svizzero ancora, weil er 1515, als Italien von Fremden zerrissen war, zur Eidgenossenschaft kam" (Abba, l. c. 251, 261), würde aber auch noch „erlöst" werden wie Welschtirol, Tirolo italiano. Die schweizerisch-italienische Grenze würde dann auf der Paßhöhe vom St. Gotthard zum Splügen verlaufen. Vom Splügen bis Reschen-Scheideck bereitet die Festsetzung der neuen Grenze einige Schwierigkeiten. Das romanische Engadin wird zwar als italienisches Land beansprucht, allein seine Wasser gehen größtenteils nach Norden. Das Bergell (Bregaglia) westlich vom Maloja und das Puschlav (Poschiavo) südlich vom Bernina müßten jedenfalls vom Kanton Graubünden an Italien fallen. Vielleicht wäre dann Italien so großmütig, das kleine noch italienische Val di Lei, östlich vom Splügen, an die Schweiz abzutreten, weil dessen Wasser bei der Rofna-Schlucht zum Rheine geht. Ebenso das Val Livigno (westlich vom Stilfser Joch), dessen Gewässer mit dem Spöl bei Zernetz in den Inn fließen. Die zwei italienischen Sprachinseln im Schweizerischen Graubünden, Bivio und Marmorea jenseits des Septimers, im Tale des Oberhalbsteiner Rheines, würden einen Gegenstand des Streites bilden, welcher dem Haager Friedenskongreß vorgelegt werden könnte: die Sprache zieht hier nach Süden, das Wasser aber nach Norden. Das Schweizerische Münstertal nördlich des Stilfser Joches aber, wo man früher und zum Teile noch heute romanisch redet,



und dessen Wasser unterhalb Mals in die Etsch münden, müßte von der Schweiz an das künftig italienische Südtirol, Provinz Alto Adige, abgetreten werden. Von Südtirol, wie schon erwähnt, das ganze Vintschgau, denn dessen Wasser geht alles mit der Etsch nach Süden. Zudem sprachen die Bewohner früher, stellenweise bis ins 18. Jahrhundert, romanisch, wie im benachbarten Engadin. Sind jetzt freilich schon lange germanisiert bis auf die zurückgebliebenen rätoromanischen Orts- und Flurnamen. Nahe den Etschquellen, bei Reschen-Scheideck, wo die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch ist, werden künftig die grün-weiß-roten Grenzpfähle Italiens stehen. Die fernere Grenze gegen Österreich verläuft auf der Kammhöhe der Ötztaler Alpen, die fortan Alpi Venoste heißen, nach Val Venosta, dem Vintschgau. Dann auf der Höhe der Stubaier Alpen, die nun den Namen Alpi Passirie erhalten, nach dem Passeier Tal, Val Passiria. Weiterhin auf der Paßhöhe des Brenners, Brennero, dessen Berge Alpi Breonie heißen, nach den vorrömischen Breones oder Breuni, die hier wohnten. Das ganze Gebiet Tirols südlich dieser neuen Grenze wird italienisch. Also das schon erwähnte Vintschgau, nach den vorrömischen Bewohnern Venostes, Val Venosta genannt. Das uralte Städtchen Glurns im Vintschgau heißt auf unserer Karte schon Glorenza, Schlanders Slandro. Das gut deutsche Meran verlängert seinen Namen zu Merano; Schloß Tirol, der Wurzelstock und Kristallisationspunkt des ganzen Landes Tirol, zu Tirolo. Das Passeiertal, die Heimat Andreas Hofers, der eher sterben wollte, als dem Hause Österreich und seinem Kaiser untreu zu werden, ist in Val Passiria umgetauft; das kerndeutsche Ultental in Val d'Ultino. Die Ortschaften im Etschtale zwischen Meran und Bozen lassen ihre Namen leicht italianisieren, so Lana, Vilpian, Terlan und Andrian. Die noch als Ruinen trotzigen Burgen der einst so mächtigen Feinde der Grafen von Tirol, der Herren von Eppan und Starkenberg, sind in ihren alten Tagen noch welsch geworden. Bozen, bisher schon von den



Italienern Bolzano genannt, wird als solches eine italienische Stadt. Walther von der Vogelweide, auf dem sonnigen Waltherplatze in Bozen bedeutungsvoll gegen Süden blickend, wird nicht wenig erstaunt sein, daß er, der Sänger deutscher Zucht, deutscher Treue und deutscher Frau noch Italiener wird. Hatte er doch gesungen: „Ich hân lande vil gesehen ... tiuschiu zuht gât vor in allen ... Tiusche man sint wol gezogen, rehte als engel sint diu wîp getân ... tugend und reine minne swer die suochen wil, der sol komen in unser lant, da ist minne vil. Lange müeze ich leben darinne!" Die blauäugigen Goten auf Jenesien und im Sarntale werden Italiener und wohnen nun in Sarentino, bisher Sarnthein. Kaltern auf dem burg- und rebenreichen Überetsch wird zu Caldaro. Das Eisacktal von Bozen bis zum Brenner heißt fortan nach den vorrömischen Isarci Val Isarco; das malerische Klausen Chiusa, das kerndeutsche Brixen Bressanone. Vahrn mit seinem Kastanienhain wird zu Varna. Die granitene Franzensfeste aber hat auf unserer Karte der Verwelschung noch widerstanden. Das traute Sterzing dagegen ist bereits zu Sterzen geworden. Der Brenner nennt sich selbstverständlich jetzt Brennero. Ostwärts des Brenners geht die neue italienische Grenze auf den Kammhöhen der Zillertaler Alpen weiter, die nach dem südlich davon gelegenen Ahrntale, das als Val Aurina natürlich italienisch wird, Alpi Aurine heißen. Bei der Dreiherrenspitze, Punta dei tre Signori, in den Hohen Tauern, Alti Tauri, biegt die künftige italienische Grenze nach Südosten um, das ganze Flußgebiet der Rienz, die zum Eisack geht, zu Italien ziehend. Das Pustertal, das einst von den Bajuwaren besetzt und im Osten gegen die eingedrungenen Slaven germanisiert worden war, wird zum italienischen Val Pusteria, und wo einst die Dolomitensteiger in einem Bruneck oder Welsberg Rast machten, da finden sie fortan nur mehr ein Brunico und Belispergo. Das ganze Flußgebiet der Drau dagegen verbleibt großmütig dem bisherigen Besitzer Österreich. Innichen und Toblach liegen zwar, wie die Irredentisten selber zu-

geben, „in deutschem Lande, in terra tedesca" (Abba l. c. 386), nichtsdestoweniger muß Toblach der Geographie oder vielmehr Hydrographie wegen italienisch werden. Auf der Wasserscheide von Rienz und Drau, zwischen Toblach und Innichen, stehen die neuen italienischen Grenzpfähle: Regno d'Italia. Alto Adige.

Die Ladiner südlich in Enneberg und Abtei werden italianisiert: Dorf Enneberg heißt künftig statt ladinisch Pieve da Maro „Marebbe", St. Leonhard in Abtei „Badia". Die bisherige Grenze gegen Kärnten auf der Kammhöhe der Karnischen Alpen, Alpi carniche, bleibt. Es müßten denn die Italiener in das nördlich davorgelegene Lessach-Tal, Val Lessana, vordringen wollen, aus Ärger darüber, daß südlich der Karnischen Alpen im italienischen Friaul sich bis auf den heutigen Tag die drei deutschen Sprachinseln Timau (Tischelwang), Bladen (Sappada) und Sauris erhalten haben, wie drei Nägel im italienischen Fleische. Östlich von Pontafel (Pontebba) aber wird Kärnten ein Stück Land an Italien abtreten, weil hier das Wasser südwärts rinnt. Mit einem kühnen Schnitte, der aber bisher den Italienern schon mehr Blut kostete wie den Österreichern, wird das ganze österreichische Küstenland mit Görz und Gradiska, dann ganz Istrien mit Triest bis zum Quarnero-Busen, noch über Fiume (St. Veit am Flaum), dem einzigen Seehafen Ungarns, hinaus von Österreich abgetrennt, ebenso die Quarnerischen Inseln. Die Kammhöhe der Julischen Alpen ist hier die Grenze gegen Österreich. Das oben erwähnte Denkmal für Julius Cäsar mit dem „Italia fin qui" ist aber bisher eingetretener Hindernisse wegen noch nicht errichtet. Von den italienischen Absichten auf Dalmatien und Albanien, auf die griechischen Inseln und auf Kleinasien ist hier nicht zu reden. Die Adria aber soll ein italienischer See werden und Österreich zu einem ohnmächtigen, entwickelungsunfähigen Binnenstaate herabgedrückt werden.

Das sind die erstrebten neuen Grenzen Italiens gegen Österreich. Österreich wird von Italien angeblich im Namen



des sogenannten Nationalitätenprinzips bekriegt: die unter österreichischem Joche seufzenden „unerlösten" italienischen Brüder sollen von dieser Fremdherrschaft erlöst werden. Zu gleicher Zeit will aber Italien die Slaven an der Adria, besonders in Istrien und Albanien, seiner Herrschaft unterwerfen, desgleichen die verschiedenen Nationalitäten in Tripolis, Kleinasien, auf den griechischen Inseln. Und dies im Bunde mit Rußland, das ein ausgesprochener Nationalitätenstaat ist. Wer hat mehr fremde Völkerschaften unterjocht als Rußland! Es genügt, an die Polen, an die Ukrainer, an die Finnen, an die Deutschen der Ostseeprovinzen zu erinnern, um von den asiatischen Völkern abzusehen. Und dies im Bunde mit England, dessen Weltherrschaft und Reichtum auf den Sklavenschultern unzähliger unterjochter und ausgebeuteter, größerer und kleinerer Völkerschaften ruht. Und dies im Bunde mit Frankreich, das trotz des Nationalitätenprinzipes zwei urdeutsche Provinzen, Elsaß-Lothringen, von Deutschland losreißen will. Daraus ersieht man, daß Italien das Nationalitätenprinzip und den Irredentismus nur vorgeschützt hat für seinen imperialistischen und nationalistischen Eroberungskrieg. Es will in der Adria die Alleinherrschaft gewinnen. Österreich soll in erster Linie die Kosten des italienischen Eroberungskrieges tragen. „Austria delenda, Die Auflösung Österreichs als eine Notwendigkeit unserer Zeit", so lautet jetzt wiederum die Losung, die schon 1849 in einem zu Herisau erschienenen Buche ausgegeben wurde. Der österreichische Staatsgedanke, das Österreichertum hat sich aber bisher als ungeahnt lebensfähig erwiesen und hat die Deutschen, Magyaren, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben, Polen, Ruthenen, Rumänen, Zigeuner und Italiener zusammengehalten. Es ist bisher nicht zu der von Rußland erstrebten „katastrophalen Liquidierung der seit Jahrhunderten aufgehäuften Fehler Österreichs" gekommen. Die österreichisch-ungarische Monarchie hat sich als mehr erwiesen denn ein bloßer Länderkomplex, wie im Revolutionsjahre 1848 Anton Bauer schrieb: „Ist das Kaiser-



tum Österreich bloß ein Länderkomplex oder ein Staatenbund?" Ungezählte Propheten haben bisher schon die nahe Auflösung dieser Monarchie vorhergesagt, besonders als vor einigen Jahrzehnten dortselbst der Sprachen- und Nationalitätenhader in seiner Maienblüte stand.

„Österreich-Ungarn", sagte ein Italiener, „kann so, wie es jetzt ist, nicht auf die Länge bestehen. Aus Österreich-Ungarn ein österreichisch-ungarisches-tschechisches-polnisches-kroatisches-serbisches-italienisches usw. Reich zu bilden, ist unmöglich. Unmöglich ist es auch, einen Staatenbund daraus zu machen. Was wird kommen? Niemand könnte es mit Sicherheit sagen. Zu befürchten ist, daß der deutsche Teil nach Berlin geht, und dann werden wir den Pangermanismus haben. Der mehr oder weniger slavische Teil schielt vielleicht nach Petersburg, und dann werden wir den Panslavismus haben. Der italienische Teil wird an Italien fallen. Aber ein wahres Unglück wird das Verschwinden dieses mitteleuropäischen Österreichs sein, welches dem Frieden so viele Dienste erwiesen hat und noch erweist, welches die Aufsaugung so vieler kleinerer Nationalitäten verhindert, welches das Auftreten des Pangermanismus und des Panslavismus, zweier großer Gefahren für die Unabhängigkeit der lateinischen Völker, niederhält. Lassen wir die Zeit walten und die Vorsehung, welche die Geschicke der Völker nach ganz anderen Normen leitet, als unsere stets armseligen und eigennützigen es sind. Es wird vielleicht eine Neuordnung der Dinge hervorgehen, die wir uns nicht vorstellen können." (Geremia Bonomelli, vescovo di Cremona, Tre mesi al di là delle Alpi, 2. ed. Milano 1902, 415.)

Diese „Neuordnung der Dinge" nach dem großen Weltkriege wird schwerlich den Gedanken des Nationalitätsstaates und des Nationalitätenprinzipes stärken. Es hat sich bereits der Zweifel geregt, ob der reine Nationalitätsstaat überhaupt ein erstrebenswertes Ideal ist. Machen nicht gerade wirklich oder angeblich reine Nationalitätsstaaten, wie Spanien, Frankreich u. s. f. den Eindruck von absterbenden Staaten? Übrigens weiß man, daß diese romanischen Staaten in ihrer



Bevölkerung durchaus nicht gleicher Rasse und Abstammung sind. Sie haben die lateinische Kultur, sind aber nicht rein lateinischer Rasse. Nach dem Kriege werden die jetzt einander befehdenden Staaten und Völker trotz allem wieder in Frieden mit- und nebeneinander leben müssen. Warum sollten also in Österreich die verschiedenen Nationalitäten nicht friedlich zusammenwohnen können? Die österreichische Staatsidee hat vielleicht eine größere Zukunft, als man glaubt, weil sie das Vorbild für das künftige Beisammenwohnen der Völker Europas gibt. Könnte nicht dann ein mitteleuropäischer Staatenbund mit Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei, vielleicht auch mit Polen, der Ukraine und Skandinavien entstehen?

In Österreich-Ungarn ließe sich recht wohl eine starke Zentralgewalt mit weitgehender Selbständigkeit und Gleichberechtigung seiner Völker und Stämme verbinden. Und so könnten auch insbesondere in Tirol die Deutschen und Ladiner und Italiener ganz gut in Frieden miteinander leben und jeder Stamm seine Eigenart im Rahmen des Ganzen entfalten. Verschiedene Nationalitäten in einem Staatswesen können ein belebendes, den Wettstreit anregendes Element sein. Reibung erzeugt Wärme und Leben. Man braucht deswegen noch nicht mit dem alten Heraklit zu sagen: „Der Streit oder Krieg ist der Vater aller Dinge." (*πόλεμος πατὴρ πάντων*. Plut. Is. et Os. 48.) Nord- und Südtirol, Edelweiß und Lorbeer, sind nun einmal geschichtlich zusammengewachsen, von Kufstein bis zur Bernerklause, vom Bodensee bis zum Gardasee. Ihre Zerreißung, die schon einmal, 1810 in der Napoleonischen Ära auf kurze Zeit versucht wurde, wäre ein Sieg der ungeschichtlichen, ja naturalistischen Weltanschauung: ungeschichtlich, wie die Aufklärungszeit dachte, als man den Namen Tirol austilgen und Schloß Tirol auf Abbruch versteigern wollte, als Namen wie Schwaben, Franken usw. in Nachahmung der französischen Departements in Donaukreis, Mainkreis usw. umgetauft wurden; ungeschichtlich, wie die Irredentisten von Triest



denken, deren Heimatstadt sich einstens freiwillig an Österreich hingab, um von dem gefährlichen Nebenbuhler Venedig nicht erdrückt zu werden. Naturalistisch, weil zwar das Mechanisch-Materielle, in unserem Falle die natürlichen geographischen Verhältnisse, wie Gebirgskämme, Wasserläufe, Wasserscheiden und dergleichen, eine große Rolle im Leben der Menschen und Völker spielen, aber doch nicht allein und ausschließlich entscheiden, sondern durch moralische und ideale Kräfte ergänzt und ersetzt werden sollen. Und solche haben im Falle Südtirols für die Deutschen entschieden, seitdem die Bajuwaren den Brenner überstiegen und Deutsch-Südtirol besetzten. Unter keinem Gesichtspunkte wäre das Verschwinden des geschichtlich gewordenen Tirols erfreulich, weder wirtschaftlich, noch politisch, noch strategisch, noch ästhetisch. Tirol mit dem ungeteilten Südtirol bildet den Übergang von Deutschland nach Italien, die Vermittlung, das Bindeglied, wie dies die Schweiz tut. Wenn die Italiener die Alpenkämme als für die Verteidigung ihres Landes notwendig aus militärischen Gründen fordern, so kann Österreich aus den gleichen Gründen das Verbleiben von ganz Südtirol bei seiner Monarchie verlangen. Die deutsche Kunst wanderte an der Brennerstraße gegen Süden, die italienische Kunst an derselben Straße gegen Norden. In Tirol treffen sie aufeinander und erzeugen jene reizvolle Tiroler Kunst, die der verstorbene Berthold Riehl in seiner „Kunst an der Brennerstraße" 1898 beschrieben hat. Das Tiroler Stadthaus z. B., wie man es in Schwaz, Sterzing, Bozen und anderwärts trifft, verbindet eigentümlich das italienische und das deutsche Haus. Die Erker sind deutsch, die Lauben und der Arkadenhof sind italienisch. Österreichisch-ungarische und deutsche Truppen werden im Bunde mit den altbewährten Tiroler Schützen aus Süd- und Nordtirol voraussichtlich dafür sorgen, daß Italiens Absichten auf Südtirol eine Utopie und Uchronie bleiben. Nicht umsonst singen diese Landesschützen, z. B. in Kastelruth:

Bin fort zu schützen meine Lieben,
Den Kaiser und das Land Tirol,
Das nie der Welsche haben soll.

Nicht aus Abneigung gegen Italien sind diese Zeilen geschrieben. Jedermann anerkennt ja die unsterblichen Verdienste Italiens um die europäische Kultur, so insbesondere in der Renaissance. Jedermann anerkennt auch die vielen guten Seiten des italienischen Volkes. Aber die dort durch verhältnismäßig kleine Kreise in Schwung gebrachte Großmannssucht, megalomania, wie der Italiener selber sagt, kann nicht unwidersprochen bleiben. Sie bedroht Frieden und Bestand Europas, ja der Welt. Man zeichne die Karte Europas, wie sie werden müßte, wenn die übrigen Völker ähnliche Ansprüche auf fremde Gebietsteile stellen würden, wie es Italien kraft des Nationalitätenprinzipes auf Südtirol und andere österreichische Lande tut! Schon 1868 hat übrigens Italien einen Beweis dieser seiner Megalomanie gegeben. Die italienische Abgeordnetenkammer erteilte damals allen nicht auf italienischem Boden weilenden Italienern, nicht bloß denen in Rom, sondern auch denen in Dalmatien, Istrien, Triest, Südtirol, Tessin, Nizza und Malta das italienische Bürgerrecht, eine Demonstration, um welche sich die arg provozierten Staaten aber nicht kümmerten. Achab wollte von Naboth dessen von den Vätern ererbten Weinberg haben und Jezabel wußte diese Forderung mit Blut durchzusetzen. Elias aber prophezeite von Hunden, die des Königs Blut auflecken und der Königin Leiche auffressen würden. Und es traf ein. Italien scheint vergessen zu haben, daß es nicht aus eigener Kraft seine Einheit und Unabhängigkeit erkämpft hat, sondern daß mit fremder Hilfe „der König von Piemont, nachdem er das Land seiner Väter verloren, sich mit der Nation eilig auf den Weg machte, um König von Italien in Rom zu werden“, wie Abba (Le Alpi nostre, 186) sagt. Die Zeiten sind längst vorbei, da Vincenzo da Filicaja mit berechtigtem Schmerze in seinem berühmten Sonette „Italia! Italia!“ sang:



„Italia! o du, auf deren Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So dir gebracht als Mitgift Leid ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob deinen Brauen.

Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden,
Und dennoch dich bedroh'n mit Todesgrauen.

Nicht strömen säh' ich von den Alpen weiter
Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Roß und Reiter;

Noch säh' ich dich, mit fremder Wehr umzogen,
Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
Stets, siegend und besiegt, ins Joch gebogen."

Italien sollte das „unerlöste" Italien nicht bei Trient und Triest suchen, sondern da, wo es wirklich ist, in Süditalien, auf Sizilien, auf Sardinien, wo, wie bekannt, die traurigsten sozialen, wirtschaftlichen, moralischen und hygienischen Zustände dringend nach „Erlösung" schreien. Italien sollte, wie der russische Soziologe Novicow in seinem Buche „Die Mission Italiens" (italienisch La missione d'Italia, Milano 1901) schrieb, sich bestreben, immer mehr „das geistige und sittliche Sanatorium der Welt, il sanatorio intelletuale e morale del mondo" zu werden, wozu Natur und Kunst es bestimmt. Und dies auch ohne Südtirol.

LXXVIII.

Frankreichs gefährlichster Feind.

(Schluß)

3. Über seine Abwehr.

Da die Wehr gegen eine drohende gänzliche Entvölkerung schließlich von jenen Menschen abhängt, die sich bisher in einer Kinderbeschränkung gefielen, so ging die Anregung zur Abwehr natürlich nicht von ihnen selbst aus. In ihrer Selbstsucht empfanden sie die Kinderarmut ja als eine Art von Reichtum. Die Mehrzahl des Volkes zählte zu ihnen. Die Abwehr mußte deshalb von den Wenigen herrühren, die in dem Zweikindersystem die Ursache von Frankreichs militärischem und politischem Zerfall sahen und die sich davon rühren ließen. Diese Wenigen brauchten deshalb noch nicht zur Regierung des Landes zu zählen. Wir werden später sehen, daß gerade die Regierung sich nur sehr oberflächlich von dieser Lebensfrage ihres Staates beunruhigen ließ. Die Warner vor der Entvölkerung, die Prediger zu ihrer Abwehr waren meist Männer der Wissenschaft, des Schrifttums, der Kirche, denen die Zukunft ihres Volkes mehr am Herzen lag als den eigentlich dazu berufenen Politikern.

Die Mittel, die sie zum Kampfe gegen den furchtbaren Feind vorschlugen, waren sehr verschieden. Sie betrafen zuerst die Steigerung der Erwerbsmöglichkeit. Fühlt in der Tat der Mensch, der hohen Lohn hat, sich nicht eher zur Gründung einer zahlreichen Familie geneigt, als sein Nächster, der einen geringen Lohn hat? Das war ein äußerer Grund der Volksvermehrung, so äußerlich und in die Augen stechend, daß schon Malthus und selbst seine Vorgänger ihn gesehen hatten.

Als Mittel, das Einkommen zu erhöhen, empfehlen die Führer in dem Kampfe gegen die Entvölkerung vor allem



eine Verbesserung der gesetzlichen Verhältnisse des Besitzes. Nach dem Gesetze hat dieser nämlich nicht das Recht, sein Gut, sein Geschäft und seine Liegenschaften nach Gutdünken zu vererben; also zum Beispiele einem Sohne, sei es nun der älteste oder jüngste, den Hof zu vermachen. In so viele Kinder, in so viele Teile zerschlägt der Gesetzgeber seine Hinterlassenschaft. Um diese Zersplitterung seines Werkes, das er gehütet und vermehrt hat und das er liebt, zu verhindern, schränkt sowohl der begüterte Bauer, wie der emporgekommene Geschäftsmann die Zahl seiner Kinder ein. Vor der Sorge um das, was nach ihm kommen soll, geht ihm die Sorge das zu erhalten, was besteht. Um dieses Hindernis der Kindervermehrung zu beseitigen, fordern die Volkswirte die Änderung der Erbschaftsgesetze. Namentlich für die Landbewohner sind diese Maßnahmen dringend empfohlen worden. Ihrem Mangel schreibt man es ursächlich zu, daß in nur 5 Jahren, von 1906 bis 1911, die ländliche Bevölkerung um 123000 Köpfe zurückgegangen ist. Man fordert gleichzeitig die Verbreitung von Bauernvereinen und Gewerkschaften und außerdem von ländlichen Kassen. Die Bauernvereine sollen, ganz wie bei uns, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch Empfehlung von erfolgreichen Anbauarten vermehren und durch eine kluge Politik die Preise erhöhen. Die Bauernkassen sollen durch Darlehen die Unternehmungslust der Landleute, die nicht eben groß ist, anfeuern und steigern. Zu Landkäufen sollen ihnen die niedrigsten und zu Landverkäufen die höchsten Preise vermittelt werden. Alles also Mittel zur Steigerung des Gewinnes und des Gewerbes. Haben sie Erfolg gehabt? Winzigen oder gar keinen, trotzdem man bewundernswerte Vorbilder zu den geplanten Einrichtungen in der Schweiz, in Dänemark, in Schweden, Norwegen und selbst in Rußland hatte, von Deutschland zu schweigen. Auch die Erwerbsmöglichkeiten der Bergleute, der Fabrikarbeiter, der Kellner durch Bekämpfung der Einwanderung ausländischer Lohnunterbieter zu verbessern, hatte nicht den geringsten Erfolg. Nur einige eigentliche Pariser Berufe, wie die Arbeiter

in der Elektrizität und die Straßenbauer, gelangten zu hohen Löhnen, aber dies aus der strotzenden Kraft ihrer zukunftsreichen Gewerbe selbst heraus. Diese Arbeiter verdienen viel, haben aber deswegen nicht, so viel mir bekannt ist, besonders zahlreiche Familien. Also erhöhte die Erhöhung der Löhne, selbst wenn die Lebenspreise verhältnismäßig niedrig bleiben, keineswegs auch den Kindernachwuchs in den Arbeiterfamilien? Es scheint. Dann wäre diese Art von Kampf gegen die Entvölkerung vergebens? Keineswegs, sagen die Volkswirte; wir dürfen uns nur nicht entmutigen lassen.

Die Versuche, die Volkszahl durch Hebung des äußerlichen Wohlstandes zu mehren, haben in Rom ja Erfolg gehabt. Bis vor kurzem soll zwar, auf des Tacitus schön klares Zeugnis, das Gesetz Julia vom Jahre 736, das die Junggesellen mit Abgaben und Strafen belegte, nur wie ein Schlag aufs Wasser gewesen sein.

„Die reine Lüge", ruft Bertillon dagegen aus, „die Inschrift des Ancyrus beweist es. Daraus geht hervor, daß 10 Jahre nach der Einführung dieses Gesetzes die Volszählung von 746 eine Volksvermehrung von 170 000 Bürgern aufweist und daß sich aus der Volkszählung von 767 ein Überschuß von 704 000 auf den letzten Überschuß ergibt, was einer jährlichen Vermehrung von 8 vom 1000 gleichkommt. Und hat nicht auch in unserem Zeitabschnitte das Gesetz Le Myre, das die zivile Trauung vereinfacht, in 12 Monaten die Zahl der Eheschließungen um 9 vom Hundert erhöht!"

Neben den Heiraten müßten sich allerdings auch die Geburten vermehren. Das ist leider nicht nachweisbar. Nachweisbar freilich auch nicht, daß es an sich nicht möglich sei. Der Erfolg des Gesetzes Julia spricht am lautesten für die Möglichkeit. Es müßten daneben nur noch andere Anregungen zur Kindervermehrung folgen. Daher schlug man weitere Mittel vor zur Begünstigung der Ernährer zahlreicher und zur Besteuerung der Junggesellen, der Menschen ohne Familie. Hier müßte man viel nennen. Führen wir nur die wichtigsten und merkwürdigsten Vorschläge an. Da

soll hauptsächlich für jedes Kind, das dem dritten folgt, eine Prämie von 500 Franken ausgesetzt, den Arbeiterinnen in ihrer Mutterschaft soll Beihilfe gewährt werden, anstatt daß man, wie es oft der Fall sein soll, den Arbeiterfrauen im Wochenbette ihren gewöhnlichen Verdienst entzieht; da wären weiter den beiden Eltern zahlreicher Kinder Erhöhungen ihres Einkommens oder Unterstützungen zu geben, die im Verhältnisse zu ihrem Verdienste und der Zahl ihrer Kinder ständen; etwa wie man es in Ungarn mit Erfolg wirklich zu tun unternommen hat. Da könnte man ferner den Familienvätern ein politisches Wahlrecht schaffen, dessen Stimmenwert nach der Zahl seiner Sprößlinge berechnet würde. Es ist sogar vorgeschlagen, den Erzeuger zahlreicher Söhne oder den ältesten von zahlreichen Brüdern auch durch Befreiung von den größten militärischen Lasten auszuzeichnen. Leroy-Beaulieu, einer der hervorragendsten Eiferer zur Wiederbelebung der französischen Volkskraft, gibt schließlich noch dieses Abwehrmittel an: „Um Frankreichs Geburtskraft zu erhöhen oder wenigstens seinen weiteren Fall zu hindern, könnte der Staat Vorteil ziehen aus der Leidenschaft, die die Franzosen zu Beamtenposten und festen Anstellungen hegen. Der Staat hätte nur zur bestimmen, daß kein Beamter in seinen Verwaltungen angestellt würde, der nicht mindestens drei oder mehr lebende Kinder hätte." Während man auf solche Art einerseits die Eheschließungen begünstige und die Kindermenge belohne, müsse man andererseits die Feinde der Ehe, die Hagestolze bestrafen, indem man sie etwa mit 20 vom Hundert auf ihre Ausgaben (Miete und so weiter) oder gar auf ihr Einkommen besteuerte. Was ist von all diesen Vorschlägen in die heilsame Tat umgesetzt? Von Regierungsseite fast nichts; nur zwei betreffende Wohlfahrtsgesetze. Nach dem einen vom 14. Juli 1913 erhält ein hilfsbedürftiger Staatsbürger, Vater von 3 ehelichen Kindern, für jedes weitere Kind bis zu dessen 13. Jahre eine jährliche Unterstützung von mindestens 60 Franken und höchstens 90 Franken (in Paris 120 Franken). Ärztliche Ortshilfe



ist ihm frei, wenn er 1 Jahr am Orte gewohnt hat. Das andere Gesetz vom 17. Juni und 30. Juli 1913 betrifft die Wöchnerinnen. Um der Sterblichkeit, die in bedeutendem Maße Kinder des frühesten Alters schlägt, aufzuhelfen, ist verboten, Wöchnerinnen zu beschäftigen während der vier Wochen, die ihrer Entbindung folgen. Der Arbeitslohn, der ihnen dadurch entgeht, soll auf Grundlage eines ärztlichen Zeugnisses durch eine tägliche Unterstützung ersetzt werden während höchstens 4 Wochen vor und nach der Niederkunft. Da die Gemeinde dazu beisteuert, muß jede Frau, die dies Gesetz anruft, ein Jahr am Orte gewohnt haben. Die ihr bewilligte Unterstützung darf nicht geringer als 50 Centimes und nicht höher als 1,50 Franken sein. Das ist so viel wie nichts, wird man sagen. Und dies in Beziehung auf beide Wohlfahrtsgesetze. Im Vergleiche zu deutschen Maßnahmen ist es in der Tat nichts. Doch man darf nicht vergessen, daß in Frankreich die gesellschaftliche Lage der unteren Klassen wesentlich behäbiger und milder ist als in Deutschland. Man hilft sich gegenseitig in Frankreich mit einer Opferliebe, wovon in Deutschland die Fälle selten sind. Bei uns läßt man gern durch den Staat die Nächstenliebe pflegen. Unsere Nachbarn, mißtrauisch gegen den Staat und seine Glieder, üben lieber die Barmherzigkeit persönlich aus. Wenn zu der persönlichen Unterstützung notdürftiger Wöchnerinnen die erwähnten Gesetze auch wenig geben, so ist das doch zusammen mit der Hilfe von Nachbarn, Freunden und Gönnern nicht gerade nichts. Die Freude am Kindersegen dadurch zu wecken, dazu scheinen sie aber in der Tat so viel wie nichts zu wirken.

Solchen unmittelbaren Maßregeln hätten sich die mittelbaren anzuschließen. Dazu muß man jene gesellschaftlichen Unternehmen rechnen, die in England und Deutschland schon seit langem mit Erfolg im Gange sind und bezwecken, den Arbeitern und mittleren Ständen gesunde, behagliche und billige Wohnungen zu beschaffen. In Frankreich sieht man von ähnlichen Bestrebungen nur auf dem Papiere etwas.





Auch die Vervollkommnung der Kranken- und Armenfürsorge, die Verbesserung der Spitäler, die Gründung von Sanatorien gehören hieher. Doch die Vorschläge dazu sind auch nur menschenfreundliche und vaterländische Ratschläge. Noch immer neu ist das alte Urteil: In Frankreich gibt es vorzügliche Ärzte, doch durchschnittlich schlechte Einrichtung nnd Bedienung in allen Heilanstalten des Staates oder der Gemeinden.

Am eifrigsten wird von den Kampfmitteln der dritten Gruppe gesprochen, welche die sittliche Stärke der Bevölkerung heben soll. Man weiß sehr wohl, daß sie die wichtigsten sind. Zu ihnen gehört vor allem der Kampf gegen den Alkoholismus. Er ist, woran man nicht zweifeln darf, nicht die Ursache aber ein Förderer der Entvölkerung. Er zerrüttet die Lenden- und die Hirnkraft der Völker. Auf fünf Millionen Schulkinder sind 300,000 seelisch schwache zu rechnen. Der Durchschnitt der Körperstärke der Rekruten soll durch ihn mehr und mehr fallen. Die Sterblichkeit in den Gegenden, wo man viel trinkt, ist um 10 bis 20 % höher als da, wo man wenig trinkt. Es bedeutet, daß auf 1 Million Sterbefälle mindestens 100,000 sind, die vom Verbrauche von Alkohol und allen seinen Formen herrühren. Der Alkoholgenuß der Eltern schwächt die Brust der Kinder und macht sie zu Opfern der Schwindsucht, dieser anderen Geißel Frankreichs. Gegen den Alkoholismus kämpfen heißt daher wirklich für eine steigende Bevölkerung Frankreichs kämpfen. Es hat sich denn auch ein vaterländischer Verein zum Kampfe gegen dieses Laster gebildet, le syndicat national antialcoolique, mit einem parlamentarischen Ausschusse. Und der Erfolg? Lassen wir ein Mitglied, Herrn Leonard Rosenthal, über seine Erfahrungen sprechen. Mein eigenes Urteil verblaßte dagegen.

„Ein geheimnißvoller Einfluß", sagt er, „bewirkte, daß die anfangs zahlreichen Tagungen des Ausschusses in der Folge in immer weiteren Zeiträumen abgehalten wurden: aus den wöchentlichen Sitzungen wurde durch ein unfühlbares Gefälle

erst monatliche, dann vierteljährliche und darauf jährliche; so gut, daß ein Zeitraum von drei Jahren die zwei letzten Versammlungen trennte. Ein gewisser Bericht, dessen Verfasser ich sehr vertraulich kenne, und der seit dem Jahre 1903 beendet und gedruckt ist, hat das Feuer der Besprechung erst im Jahre 1909 gesehen. 1912 ist der erste Entvölkerungsausschuß, selbst entvölkert und beträchtlich zusammengeschrumpft, aus Erschöpfung an seiner Arbeitsordnung sanft verschieden. Der Ausschuß ist nicht mehr: es lebe der Ausschuß! In demselben Jahre 1912 wurde ein anderer gegründet, zusammengesetzt diesmal aus 375 Mitgliedern. Keine von den zahlreichen und wichtigen Arbeiten seines Vorgängers wurde durch diesen neuen Ausschuß geprüft oder der Volkskammer vorgelegt: man gab sich davon keine Rechenschaft, als ob sie überhaupt nicht bestanden hätten. Die ersten Sitzungen waren häufig, voll von der lebhaftesten Teilnahme, belebt von den gelehrtesten Verhandlungen, angefüllt von feuriger und nützlicher Arbeit. . . . Doch unter einem geheimnisvollen Einflusse wurden die Einberufungen seltener, im Zeitraume immer mehr von einander entfernt: aus wöchentlichen Sitzungen wurden durch fühlbar schnelles Gefälle zuerst halbmonatliche und dann monatliche; so gut, daß der Ausschuß seit Monaten nicht mehr tagt, wie zufällig vergessen in den ministeriellen Akten, die übrigens auch ihre Herren geändert haben."

So Hr. Rosenthal.

Der geheimnißvolle, von ihm beobachtete Einfluß ist die geheimnisvolle Kraft jener, die vor durchgreifenden Taten eine träge Scheu haben, oder er ist nichts wie Furcht der Volksvertreter vor ihren Wählern, die vom Alkoholgewerbe leben. Und die Schlußfolgerung? Der Krieg gegen den Alkohol verlief ohnmächtig. Der Sieger Alkohol verlangt an Abgaben jährlich: 1122 Millionen Franken für den Verbrauch des Giftgetränkes, 960 Millionen Franken für den Wert verlorener Arbeitstage, 400 Millionen Franken (so hat man berechnet) für den Verlust von Schaffenskraft, infolge der Sterblichkeit durch die Schwindsucht; also



im ganzen 2482 Millionen, was für jeden erwachsenen Menschen Frankreichs 275 Franken jährlich ausmacht. Wie ohnmächtig eigentlich die Regierung ist oder sein will, beweist schließlich am besten die Schmuggelei in Alkohol, wodurch der Regierung über 100 Millionen Franken an Abgaben jährlich entgehen sollen.

Ähnlich geht es mit den anderen Ausschüssen in Sachen des Kampfes gegen die Entvölkerung. Nach der Musik schöner Reden verbreitet sich über sie und um sie die Stille des Grabes. Die Sprecher der Öffentlichkeit fahren dabei fort, von dieser ohnmächtigen Regierung Hilfe zu verlangen. So fordern sie ein Verbot der Werbetätigkeit in den Geschäften des Neumalthusianismus. Wie die amerikanischen Staaten Newyork, Massachusetts, wie Dänemark und Holland Verkauf, Ausstellung, Angebot, Anpreisung von Werkzeugen und Mitteln zur Geburtsverhütung bestrafen, so solle es auch Frankreich tun, wo man eine solche Werbetätigkeit nur dann verfolgt, wenn sie in unzüchtiger Form gemacht wird. Auch verlangt man das Verbot jeder Verlockung zur Geburtsabtreibung. Unter dem Vorwande der Gedankenfreiheit wird sie bisher nicht bestraft. Was das Verbrechen gegen das keimende Leben selbst anbetrifft, so wird es so hoch (mit Zuchthaus) geahndet, daß die Geschworenen vor seiner Härte zurückschrecken und den Angeklagten meistens lieber freisprechen. Man erwartet schon lange eine Verminderung der Strafe, nur damit diese tatsächlich verhängt werde und heilsam wirke. Doch auch diese Hoffnung auf die Regierung blieb bisher nur eine Sehnsucht der Kinderfreunde. Kinderfreund ist man eben in Frankreich gegen die Kinder anderer Leute. Man wird es erst, wenn man eigene Kinder nicht mehr zu erwarten hat.

Man will keine Kinder mehr, das ist es. Die Hausbesitzer verbieten sie des Geschreies wegen, das die kinderlosen Mieter belästigt. Die Eheleute fürchten die Sorgen, die ein Kind verlangt. Man hat Furcht vor dem Kinde. Wer das Kind wie ein neues Vergnügen wieder in Mode brächte, der

allein würde wohl, hat man gesagt, die Entvölkerung am gründlichsten bekämpfen. Ja, wer das Kind in Mode brächte, ein Pariser Witzwort, hart aber wahr und trostlos hinter seiner witzigen Form. Für die Franzosen ist dieses Bild eines Kampfes gegen die Entvölkerung trostlos, denn jede Abwehr zerfällt fast immer in Klagen und Anklagen, in Ratschlägen und Tatlosigkeiten. Sie sehen sehr wohl ein, daß alle Mittel, alle Aufrüttelung in Zeitschriften, Schulen so lange nichts fruchten, bis der alte französische Geist vor der großen Staatsumwälzung, vor dem Sonnenkönige, ja vor Franz I. wieder am Leben ist: die Lust an der Überwindung häuslicher Mühsal, womit ja nun kein Ruhm, sondern nur die stille Freude an der getanen Pflicht verknüpft ist. Alle erwähnten wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, sittlichen Mittel versprechen nur Erfolg, wenn sie gestützt werden von dem inneren Willen zur eigenen Anstrengung. Dieser Wille zieht aber in den meisten Fällen seine Kraft aus dem Gemütsleben, aus jenen Tiefen der Seele, wo sich des Menschen Verhältnis zur Erde und zum Himmel bildet. Einer, der über dies Leben nicht hinaus zu sorgen liebt, wird sehr unfruchtbar sein; nur einer, der nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel bevölkern möchte, ist mit aller Not, aber auch mit allem Segen der Arbeit bebürdet. Selbst die Gegner der französischen Volksreligion, des Katholizismus, haben dies erkannt. Deshalb schreibt die in religiösen Dingen kühle „Revue Bleue“:

„Wenn das Leben sich begrenzt in der Verfolgung eines irdischen Glückes, das uns entflieht, je nachdem wir uns einbilden es zu erreichen, wer wähnte dann noch, daß es sich verlohne dies Leben in Sprößlinge zu übertragen? Wer dagegen glaubt, daß unser Dasein im gegenwärtigen Leben nicht begrenzt sei, der hält es auch für gut, so viel Seelen ins Leben zu rufen, wie er vermag. Ist doch für ihn des Menschen Beruf die Unendlichkeit!“

In diesem Zustande der Ohnmacht und der schmerzlichsten Sorge gegen den tödlichen Volkswürger befanden



sich vor Ausbruch des Weltkrieges die besten Männer Frankreichs. Als dann der ungeheuere Krieg das Gemüt aller Volkskreise aufwühlte und die bitterlichsten Opfer an Gut und Blut heischte und erhielt, rüttelte er da auch das Gewissen des Volkes wach? Die vaterländische Begeisterung erweckte alte, bei den meisten eingeschlummerte Triebe zu Waffenruhm und Opferlust. Sie spornten zur gutwilligsten und heitersten Hingabe an das liebe Vaterland an. Das Vaterland wurde wieder der wahre Hort der heiligsten Schätze von den gewöhnlichsten wirtschaftlichen an bis zu den köstlichen, geistigen und seelischen Gütern in Geselligkeit und Kunst. In Jahrhunderten französischer Arbeit waren sie geschaffen und vermehrt und gewahrt worden. Wessen Seele hätte daraus nicht viele Male in ihrem Dasein Stärke, Trost, Wonne gezogen? Dafür sein Leben zu lassen, war nicht allzu schwer. Fand die Tapferkeit, womit die oft einzigen Familiensöhne im Schlachtengrauen ihre blühende, zukunftsreiche Jugend dem Tode, der Verkrüppelung, der Ansteckung, der Verseuchung aussetzten, im Eheleben eine ausgleichende sittliche Tapferkeit, die ihnen neuen Menschenzuwuchs, köstliche Zukunftssaat sichern wird? Verging mit der Furcht vor dem Feinde auch die viel gefährlichere Furcht vor dem Kinde?

Es ist unmöglich, darauf mit Gewißheit ja oder nein zu sagen. Die Berichte, die wir haben, stützen sich nur auf Zeitungen. Über ihre Übereinstimmung mit den amtlichen Ausgaben fehlt während der Feindseligkeit jede Darstellung. Die Geburten brauchten während eines Krieges nicht notwendig zurückgehen. Während der verheerenden großen Staatsumwälzung während der Kriege der ersten Republik und des ersten Kaiserreiches darf man annehmen, so meint Malthus sogar, daß sich die jährlichen Geburten um $^1/_7$ vermehrt hätten. Auch hatte die Sterblichkeit der im Lande Gebliebenen abgenommen. Geburten und Todesfälle hängen nun auch von einer Menge von geistigen und leiblichen Bedingungen ab, die wir zwar annähernd in Beziehung auf die



kriegerische Zeit des 19. Jahrhunderts, doch nicht in Beziehung auf die kriegerische Zeit im Anfange unseres 20. Jahrhunderts kennen. Aus den uns bekannt gegebenen Zahlen über die jetzigen Bevölkerungsverhältnisse in Frankreich läßt sich deshalb nur eine Hoffnung oder eine Befürchtung ablesen. Im Gegensatze zur männermörderischen Zeit der politischen Aufrührer und des Kroneneroberers Napoleon stiegen in der Gegenwart die Geburten nicht, sondern fielen weiter derartig, daß heute die Zahl der wöchentlichen Geburten nur noch 1/5 oder 1/6 der wöchentlichen Geburten vor dem Kriege betragen soll. Unter den Geburten sollen sich 22 vom Hundert mehr Knaben als Mädchen befinden. Vor dem Kriege war dies Verhältnis nur 3 vom Hundert. Der Überschuß der männlichen Geburten ist aber eine Erscheinung, die in jedem Kriege hervortritt, und sich auch 1870 und 1871 zeigte; wichtig würde sie erst, wenn die allgemeinen Geburtenziffern auch gestiegen und die der Sterblichkeit gefallen wären, denn daraus erst könnte man auf eine Änderung von Frankreichs Bevölkerungslage schließen. Aus einer Aufstellung des Matin vom 1. Juli 1915 ersehen wir den genauen Fall der wöchentlichen Geburten in der Stadt Paris.

	1915	1914	
1. Maiwoche . .	801	964	Kinder
2. " . .	655	927	"
3. " . .	544	957	"
4. " . .	448	998	"
1. Juniwoche . .	442	1005	"
2. " . .	313	850	"
3. " . .	356	965	"
4. " . .	406	933	"

Die Zahl der unehelichen Geburten stieg gegen 1914 von 23 vom Hundert auf 25 bis 26 vom Hundert. Diese Angaben sind nicht fähig die Befürchtung französischer Volkswirte, daß Frankreich sich vollends entvölkere, zu vermindern. Auch nicht die Hoffnung sonderlich zu mehren, daß dies nach dem Kriege der Fall wäre. Die Geburtensteigerung nach 1871 wurde durch eine spätere Geburtenverminderung sehr



ungünstig aufgewogen. Nach der Niederlage der französischen Heere wird diese Befürchtung gestiegen sein. Ein Sieg über Deutschland wäre möglicherweise die Morgenröte einer neuen französischen Erhebung geworden. Das Vertrauen in die eigene militärische und wirtschaftliche Kraft wäre in die Köpfe zurückgekehrt und hätte dort vielleicht auch den Willen und die Leidenschaft zur großen Familie erzeugt. Mit einer Niederlage der Heere versinken bei diesem lebhaften aber spannungsschwachen Volke auch die Träume nach einer Wiedergeburt des alten Frankreich. Alle vielfachen, schmerzlichen, bitteren Opfer und Anstrengungen der Einzelnen werden sich als Trugbilder erweisen. Gänzliche Mutlosigkeit, Erschlaffung, Verzweiflung wird an den stolzesten und besten Seelen am heftigsten nagen. Wird es eines großen Volkes Zusammenbruch auf sein Sterbelager sein?

Schlußfolgerung.

Französische Schriftsteller meinen, daß die Entvölkerung eine unvermeidliche Folge der Zivilisation sei. Verfeinerung des Geistes hätte eine wachsende Fruchtlosigkeit des Leibes zur Folge. Das Eine bedinge das Andere. Wir selbst haben ja auch festgestellt, daß die Wurzel von Frankreichs Entvölkerung in jenem Geiste menschlicher Verständigkeit sitze, der mit der Renaissance sich im französischen Volke entfaltete. Nur legten wir die Betonung und den Sinn nicht auf das Wort Verständigkeit, sondern auf das Wörtchen menschlich und sagten, daß überall da, wo der Mensch das Ziel und Maß des Lebens werde, das Leben eigenmächtig gelebt werde, was zur geistigen und leiblichen Auszehrung führen müsse. Leben, dauern und wachsen kann der Mensch nur in Gott. Nur wenn er sich nach des Himmels lichten Wohnungen sehnt, werden seine Hütten auf Erden voll vom Lärm der Arbeit aber auch voll von Kinderjubel sein. Die französische Verständigkeit strebte nach der Festlegung des irdischen Lebens. Sie wollte die irdischen Erscheinungen, die nur flüchtig sind, bannen. Man möchte unter der milden



Sonne Frankreichs alles so fest, so sicher, so klar, so lange wie möglich besitzen und genießen. Die Sprache sollte in festen, unabänderlichen Regeln leben. Die Geselligkeit in bestimmten, klaren, überlieferten Formen eingezirkelt werden. In Kunst und Wissenschaft war das vornehmste Ziel das der Zergliederung und der Anordnung menschlicher und seelischer Zustände. Selten die Schilderung des Werdens, fast immer nur die Darlegung des Seins. Das Sein war auch die Hauptsache in der Wirtschaft. Eines besseren Daseins wegen legte man die Ersparnisse in sicher scheinenden Papieren an. Eines besseren Seins wegen fürchtete man die Verantwortung im Werden neuer Unternehmungen, scheute man auch das Werden eines neuen Seins, das sich im Schoße der Mutter an das Licht der Welt sehnte. Das lateinische Ideal, welches das mannigfache Hin- und Herwogen, Quellen, Schäumen, das Ungewisse des Daseins, also das stets bewegliche Werden des Lebens in die Unbewegbarkeit von festen Begriffen, Gedanken, Linien und Formen der Geselligkeit, Wirtschaft und Kunst verewigen will, ist vielleicht göttlich schön. Ob seine Propheten und Jünger aber für diese Schönheit nicht mit einem Prometheusschicksale zahlen müssen? Man sollte sich vielleicht von dieser göttlichen Anschauung nur anregen lassen; man sollte sich nicht übermütig davon erfüllen. Das ist besonders für uns Deutsche wichtig. Auch bei uns scheint die Entvölkerung beginnen zu wollen. Wir sind indessen ein Volk mit dem Ideale zur fortdauernden Anstrengung, Einrichtung, Arbeit. Bei uns ist nicht nur außer uns in der Natur, sondern auch in unserm Innern alles im fortwährenden Werden; aus Schlechtem Gutes, aus Gutem Schlechtes und dann wird oft wieder von vorn angefangen; manchmal auch aus Gutem zu Besserem und aus Besserem zum Besten. Und so arbeiten wir stets und erreichen, unbefriedigt wie wir sind, das Vollkommene nur so vorübereilend im Fluge. Wie sehr ist uns Deutschen aus der Seele gesprochen des Goetheschen Faust Grundsatz: Wie ich beharre, bin ich Knecht. Und wie

wahr ist auch das andere Wort, das die Engel über Faustens Seele verkünden:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Und wahr wird es auch in Beziehung auf des Menschen Fortpflanzung sein, wenn wir, den echten Sinn heraushebend, nur das Wörtchen immer betonen. Firmin Coar.

LXXIX.

Das erste Kriegsjahr im ausländischen und im protestantischen Missionswesen.

Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin.

Mit den deutschen katholischen Missionen, deren Kriegsnot wir im 7. Hefte dieses Bandes (S. 489 ff.) verfolgt haben, sind auch die nichtdeutschen und die nichtkatholischen von der Geißel des Weltkriegs in größerem oder geringerem Maße betroffen worden. Auch ihre Kriegsbilanz entbehrt nicht des Interesses, nicht bloß vom allgemeinen Gesichtspunkt aus und wegen des Vergleiches mit unserm Missionsgeschick, sondern auch weil uns das ausländische katholische Missionswerk als Katholiken in kirchlich-religiöser, das deutsche protestantische als Deutsche in politisch-nationaler Hinsicht angeht. Unsere Missionschronik über das verflossene Kriegsjahr wird sich also auch mit diesen beiden Kategorien von Missionsveranstaltungen[1]) befassen müssen.

1) Auch dafür vergleiche man bezüglich der Belege und Einzelheiten meine Missionsrundschau in den vier Heften des gegenwärtigen Jahrgangs der „Zeitschrift für Missionswissenschaft" (Aschendorff, Münster), auf einen breiteren Leserkreis berechnet meine Monographie „Die christliche Weltmission im Weltkrieg" (Volksvereins-Verlag München-Gladbach).



1. Rückschlag des Krieges auf das heimatliche Missionsleben im Ausland.

Weitaus das größte Missionskontingent an Mitteln wie an Kräften stellte bisher Frankreich, wie das Kriegspamphlet der französischen Katholiken (La guerre allemande et le Catholicisme) mit Recht betont. Darum ist mit dem französischen Missionswesen das katholische überhaupt vom ausgebrochenen Weltbrand sehr empfindlich betroffen worden. Hierauf geht es hauptsächlich zurück, wenn der von Frankreich aus geleitete und am stärksten unterstützte (jährlich 3 Mill. Frcs.) internationale Verein der Glaubensverbreitung seine Missionszuwendungen in diesem Jahre auf die Hälfte herabsetzen mußte, während die ebenfalls ausschließlich französische Direktion des Brudervereins der Kindheit Jesu vorab durch die Sperrung der deutschen Beiträge (doppelt soviel als die französischen) sich gar zu einer Reduktion um das Dreifache gezwungen sah. Auch den kleineren Missionsorganisationen, wie z. B. der Prokur für die indische Jesuitenmission, blieb nichts anderes übrig, als ihre Sammlungen und Geldsendungen einzustellen. Noch schwerer als die Missionsvereine und Missionsgelder leiden die Missionsgesellschaften und Missionsberufe Frankreichs unter der Kriegsgeißel, besonders dadurch, daß „die älteste Tochter der Kirche" ihre Priester in den Missionen wie in der Heimat zum Waffendienste nötigt. Infolge dieser Einziehung der Lehrer wie Schüler, meist zugleich infolge der Verwendung für militärische Zwecke (Kasernen oder Lazarette) sind fast alle französischen Missionshäuser geleert und geschlossen oder doch auf ein Minimum beschränkt, so z. B. das berühmte Pariser Missionsseminar für Weltpriester, während das afrikanische Lyoner Seminar notdürftig wiedereröffnet werden konnte. Gleich zu Anfang mußten die Pariser über 300, die Väter vom hl. Geist und die Lazaristen je 200, die Weißen Väter bis jetzt 300, die Jesuiten gar 600 Mitglieder in den Dienst der französischen Waffen und damit jenes Staates stellen, der bisher die religiösen Genossenschaften so unbarmherzig



aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Sie alle haben große Verluste durch Tod, Verwundung und Gefangennahme zu verzeichnen (vgl. die Einzelziffern in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft"). Am härtesten und verhängnisvollsten aber war es, daß die freimaurerische Regierung trotz des ungeheuren Schadens, den sie dadurch der Weltstellung Frankreichs wie dem katholischen Missionswerk zufügte, die im dienstflichtigen Alter stehenden Missionare nicht bloß aus den heimatlichen Missionsanstalten, sondern auch aus den französischen Missionsgebieten herausholte, so daß die Zahl der als Soldaten nach Frankreich zurückgekehrten Missionsleute auf 3000 anschwoll (nicht mitgerechnet die aus den Missionen eingerückten 370 Schulbrüder).

Was aber dabei am merkwürdigsten anmutet, ist die geradezu frenetische Begeisterung, mit der die Mehzahl dieser armen Opfer einer kulturkämpferischen Gesetzgebung wenigstens beim Beginn des Krieges ihre Herde und ihr Arbeitsfeld verließen, um zu den Fahnen zu eilen und den Talar mit dem Waffenkleid zu vertauschen. Erst in allerletzter Zeit erheben sich in amerikanischen Missionsorganen (besonders The Field Afar) und selbst aus französischen Missionskreisen schüchterne Stimmen, welche diese kurzsichtige und unheilvolle Maßregel der kirchenfeindlichen Regierung verurteilen. Überhaupt grenzen manche Ergüsse französischer Missionare in Bezug auf Chauvinismus und Gehässigkeit geradezu an blasphemischen Wahnsinn; es sei nur erinnert an die Missionspredigt, die ein Libanonmissionar (P. Delore, S. J.) am großen Vereinsfest des hl. Franz Xaver in der Lyoner Kathedrale vor dem versammelten Generalrat der Glaubensverbreitung hielt, oder an den Ruf „Attila ante portas", in den der Einführungsartikel des jetzigen Jahrgangs der „Missions catholiques" ausklang, allem Anschein nach von demselben „Missionar", der auch den Missionsaufsatz der französischen Streitschrift verfaßt und darin die deutschen Katholiken der Ansteckung durch den Bismarckschen Kulturkampfgeist beschuldigt hat! Grau in grau malt er hier auf der einen Seite im Falle



eines deutschen Sieges, gold in gold auf der andern, falls Deutschland unterliege, die Missionszukunft, ohne zu bedenken, daß mit Frankreich auch sein antikirchliches System und das seiner nicht minder kirchenfeindlichen Bundesgenossen triumphieren würde (vgl. meinen Schlußaufsatz in der demnächst erscheinenden deutschen Abwehrschrift). Eben deshalb wird es zu einer der dringendsten künftigen Missionsaufgaben Deutschlands gehören, die Lücken des so stark dezimierten französischen Missionswesen auszufüllen und die von ihm notgedrungen im Stiche gelassenen Posten zu besetzen.

Dadurch, daß Belgien sich im Weltkriege unseren Gegnern angeschlossen hat, ist auch das nicht unwichtige und proportionell sehr umfangreiche belgische Missionswerk in den Strudel hineingezogen worden. Die große Schentvelder Missionsgesellschaft wanderte nach London aus, wo sie im November 1914 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, aber im Frühjahr zur Einstellung ihrer Alumnen für die belgische Front gezwungen worden sein soll, während ihr verlassenes Mutterhaus bei Brüssel für das rote Kreuz verwendet wurde. Ähnlich haben die belgischen Väter vom hl. Geist ihre Missionsschulen nach Holland verlegt. Doch sind weitaus die meisten belgischen Missionshäuser, einschließlich derjenigen in Löwen, verschont geblieben, auch die der Picpusianer und Herz-Jesu-Missionare. Vielfach trugen sie zur Verpflegung der durchziehenden Truppen und zur Beruhigung des betörten Volkes bei, speziell die deutschen Lazaristen von Theux. Dagegen ist die finanzielle Missionsunterstützung in Belgien außerordentlich gelähmt, woraus eine gewisse Ehrenpflicht für das katholische Deutschland erwächst, sich der in Not geratenen belgischen Missionen in besonderer Weise anzunehmen.

Umgekehrt scheint das bisher sehr zurückgebliebene Missionsinteresse der britischen Katholiken während des Krieges gestiegen zu sein und die momentane Lähmung der anderen zu seinen Gunsten ausnützen zu wollen. Der englische Zweig des Glaubensvereins feierte das Jahr 1914 als Rekordjahr für seine Einkünfte, und ebenso erfreut sich die



einzige englische Missionsgesellschaft von Millhill (allerdings meist Holländer) einer wachsenden Ernte an Berufen wie an Geldern. Die rege mündliche wie schriftliche Agitation beider Organisationen in Versammlungen und Zeitschriften kommt immer wieder auf die Notwendigkeit zurück, in die gelichteten Reihen der katholischen Glaubensboten an Stelle der Franzosen, Belgier usw. einzutreten und dadurch gleichzeitig den Weltherrschaftsplänen des Vaterlands zu dienen.

Einen nicht mehr wieder gutzumachenden Schlag haben die weiten italienischen Missionen durch den treubrüchigen Eintritt ihres Landes in den Krieg erlitten. Gerade am Vorabend dieser Felonie, als Italien noch neutral war, hatten die italienischen Katholiken nach dem Muster der deutschen sich zu eifrigem Missionsgeist aufgerafft und organisiert, die Bischöfe und Blätter zu werktätiger Unterstützung der beiden allgemeinen Missionsvereine wie der italienischen Missionsunternehmungen aufgefordert, das italienische Missionsorgan einen besonderen Missionskreuzzug im Hinblick auf die Kriegsschäden gepredigt, das Mailänder Missionsseminar ein Dutzend neuer Missionare ausgesandt und für seine Missionssprengel einen ansehnlichen „außerordentlichen Kriegsfond" gesammelt, neben ihm und den beiden anderen italienischen Missionsseminarien ein neues in Tortona sich aufgetan. Nun ist eingetreten, was verständige Missionskreise Italiens schon vorher befürchtet, die Aufgabe der für sie so günstigen Neutralität und damit eine Bedrohung ihres Werkes in seinem innersten Lebensnerv. Auch hier versiegten nicht bloß die Missionseinnahmen, sondern zahlte vor allem das Missionspersonal seinen Tribut dem kirchenfeindlichen Militärgesetz. Aus den Missionsinstituten mußten Priester wie Kandidaten in die Kasernen eilen, aus dem von Mailand weit über die Hälfte, aus dem von Turin ihrer sechzehn. In ihren Abschiedsbriefen mischen sich ebenfalls in die Ausbrüche patriotischer Berauschung, die von Triumph und Größe des Vaterlandes träumen, bittere Klagetöne über die schmerzliche Losreißung vom liebgewordenen Berufe im Dienst

des Weltapostolats. Und damit klingt in düsterer Harmonie der Notschrei der schwergeschädigten italienischen Missionsbischöfe zusammen.

So bleiben nur mehr wenige neutrale Länder übrig, um in die geschaffenen Breschen einzuspringeu. An der Spitze stehen nach den Erwartungen vieler Missionare und Missionsfreunde die amerikanischen Katholiken, die bislang in der Missionsbeteiligung weit hinter denen anderer Nationen und namentlich hinter den protestantischen Amerikanern zurückgeblieben waren. Emsig sind die missionarischen und auch heimatkirchlichen Kreise bemüht, sie von dieser Apathie unter Berufung auf die Kriegslage aufzurütteln; der amerikanische Katholikentag (Generalversammlung der katholischen Vereine) faßte eine Resolution in diesem Sinne; Missionszeitschriften wie Kirchenzeitungen werden nicht müde, ihre Missionsmahnungen zu wiederholen und an die speziellen Missionsaufgaben Amerikas zu erinnern; nicht wenige Kirchenfürsten, wie die Erzbischöfe von Boston, Newyork, St. Louis, St. Paul usw. legen dieselben ihren Diözesanen ans Herz und empfehlen insbesondere die beiden internationalen Missionsvereine; diese selbst, ähnlich wie in England mit viel größerer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit ausgestattet als in Deutschland, veranstalten glänzende Propagandaversammlungen und Werbereisen, so daß sie eine bedeutende Mehreinnahme erzielt haben, der Glaubensverein im vorigen Jahre bis zu 2 Millionen Mark. Dazu kommt die rührige persönliche wie literarische Aktion einerseits der jungen amerikanischen Missionsgesellschaft, die im letzten Jahre 1/4 Million Mark eingenommen und aus ihrem Missionsseminar endlich den ersten Priester hervorgebracht hat, andererseits der Steyler Gesellschaft vom göttlichen Worte, die mit ihren Missionshäusern Techny und Girard besonders unter den Deutschamerikanern wurzelt. Tatsächlich spricht auch bei dieser Agitationsarbeit das nationale Moment und politische Motiv mit. Trotzdem kann man ebensowenig wie für Großbritannien behaupten, daß dadurch die Katholiken auch nur



annähernd zu ähnlicher Missionsbegeisternng und Missionsbetätigung erzogen worden sind als ihre protestantischen Landsleute. Noch schwieriger wird dies im lateinischen oder spanischen Mittel- und Südamerika, wo ebenfalls die Steyler besonders durch literarische Mittel das eingeschlafene Missionsverständnis zu wecken suchen.

Ähnlich schärfen die spanischen Missionsorgane ihrem Freundes- und Leserkreis immer von neuem ein, wie Spanien angesichts seiner privilegierten neutralen Stellung und der allgemein bedrohten Missionslage seine Kräfte und Anstrengungen verdoppeln müsse, um die Missionen zu retten. Besonderen Erfolg scheinen sie bei der studierenden Jugend und in der Frauenwelt zu haben, die eigene Missionsveranstaltungen und Missionssammlungen abhält.

Endlich bemühen sich die holländischen Katholiken und Missionskreise, nach Maßgabe ihrer schwachen, durch die Kriegswehen noch verminderten Kräfte redlich, dem gefährdeten Weltapostolat zu Hilfe zu kommen. Auf der einen Seite unterstützen sie kräftig ihre eigenen Missionsanstalten und nehmen auch fremde gastlich auf; andererseits übernehmen sie einen großen Teil der finanziellen Missionslast, speziell gegenüber den verbannten belgischen Missionen von Schent, und bekunden dafür einen rührenden Sammeleifer, z. B. das im Priesterseminar von Roermond eingerichtete Liebeswerk zur Unterstützung niederländischer Missionare vorab durch Briefmarken. Ein großes Verdienst kommt auch hierin der unermüdlichen Gesellschaft des göttlichen Wortes, namentlich den in Steyl selbst redigierten und gedruckten holländischen „katholischen Missionen" zu.

Am liebsten würde ich meinen ausländischen Missionsrundgang mit einem begeisterten Panegyrikus auf das uns verbündete katholische Österreich-Ungarn beschließen. Leider kann ich dies auch im Kriege nicht, weil die österreichisch-ungarischen Katholiken vor dem Kriege wie während desselben nicht nur in den tatsächlichen Missionsleistungen an Personal und Geld, sondern auch im Missionsinteresse und



Missionseifer, abgesehen von einzelnen rühmlichen Ausnahmen, weit hinter dem zurückstehen, was sie tun könnten und sollten.

Denn außer der Claversodalität registrieren die Missionsvereine daselbst nur sehr magere Einnahmen, und auch die wenigen Missionsgesellschaften, die Österreich besitzt, stammen vom Ausland und rekrutieren sich zumeist aus dem Deutschen Reiche, so daß wir schon im vorigen Artikel das Kriegsgeschick der österreichischen Missionen zusammen mit dem der deutschen behandeln konnten. Auf die Gründe dieser abnormen Erscheinung, die freilich dadurch teilweise erklärt und entschuldigt wird, m. a. W. auf die eigentümlichen Hindernisse und Schwierigkeiten, auf welche das Werk der Heidenmission in Österreich-Ungarn stößt, wollen wir hier nicht näher eingehen.

Man hat mir einen leisen Vorwurf gemacht, daß ich in meiner Kriegsmissionsbroschüre wie in meiner Kriegsmissionsrundschau der missionswissenschaftlichen Zeitschrift die Doppelmonarchie so selten erwähnt habe; aber beim besten Willen war es mir nicht anders möglich, weil ich zu meinem eigenen tiefen Schmerze nicht mehr vorfand. Trotz meiner persönlichen Bemühungen seit Jahren, trotz der Missionsrede, die ich auf dem Wiener eucharistischem Kongreß gehalten, und der ausführlichen Missionsdenkschrift, die ich im Anschluß daran dem österreichischen Episkopat eingereicht, habe ich auch in der neuesten Zeit hierin keine wesentliche Wendung zum Bessern verspürt, abgesehen von dem österreichischen Theologen-Missionsvereine, der in enger Verbindung mit der akademischen Missionsbewegung Deutschlands in den Seminarien und Fakultäten des Donaureiches aufgerichtet wurde. Möge dieser hoffnungsvolle Keim, möge überhaupt die ganze Kriegskonstellation und der innige Zusammenschluß mit Deutschland auch für Österreich-Ungarns Weltmission eine neue große Periode inaugurieren und seine Kirche zu weltweitem Missionseifer anspornen, damit sie nicht den Vorwurf verdiene, den der anonyme Verfasser des Missionsbeitrags in der französischen Kampfbroschüre gegen sie erhoben hat!



2. Kriegsfolgen in den außerdeutschen Missionsfeldern.

Obschon die Missionen der feindlichen oder neutralen Länder dem Kriegssturm gegenüber insofern in einer günstigeren Lage waren, als sie im Unterschied zu den deutschen in wie außer den Kolonien von der direkten Zerstörungswut unserer Gegner verschont blieben, so sind doch auch sie von der Furie dieses Weltkriegs in mannigfache Mitleidenschaft gezogen worden, nicht nur moralisch durch die prinzipielle Schädigung der Missionsidee und Missionsaktion in den Augen der heidnischen wie christlichen Welt angesichts dieses dem Geiste des Evangeliums so sehr zuwiderlaufenden innerchristlichen Konflikts, sondern auch in der realen Wirklichkeit. Zunächst konnte es nicht ausbleiben, daß die Lähmung und Schwächung der heimatlichen Missionsveranstaltungen im Personal und Geld auch in den solchen nichtdeutschen Gesellschaften anvertrauten Missionsgebieten zur Geltung kam und hemmend auf den Fortgang ihrer Arbeiten einwirkte. Weiter nahmen sämtliche Missionen, um so mehr als sie eben ihrer heimatlichen Hilfsquellen vielfach beraubt waren, an der allgemeinen wirtschaftlichen Depression der überseeischen Länder teil, insbesondere derjenigen, die in ihrem Wirtschaftsleben auf europäische und speziell auf deutsche Mitwirkung angewiesen sind. Endlich gaben die heimatlichen Regierungen selbst ihren Missionen einen vitalen, um nicht zu sagen den Todesstoß dadurch, daß sie ihnen durch Einberufung der Missionäre einschließlich der Missionspriester die wertvollsten und unentbehrlichsten Kräfte entzogen, im Gegensatz zu Deutschland, das die Priester vom Heeresdienst ausnimmt und darüber hinaus noch die militärpflichtigen Missionsmitglieder weitherzig schonte. Namentlich Frankreich, das ja seine Kirche mit demselben Hasse verfolgt wie unser Vaterland, hat sich in Ausführung seiner kulturkämpferischen Gesetze zu diesem politisch ebenso unbegreiflichen wie kirchenpolitisch verwerflichen Schritte hinreißen lassen, und seinem kurzsichtigen Beispiel sind Italien und Belgien zum Teil ge-



folgt. Eine solche Dezimierung der Missionsarmee mußte für die katholischen Missionen um so verhängnisvoller wirken, als unter ihnen die französischen, in zweiter Linie auch die italienischen und belgischen einen so wichtigen Platz und den größten Umfang einnehmen.

Im **Orient** kam zur völligen Zerstörung einer jahrhundertalten Missionsarbeit als ferneres Moment der Kriegszustand der Türkei mit dem Vierverband hinzu, dessen Völker bisher fast alle Orientmissionare gestellt hatten. Dies kann uns um so weniger befremden, als leider die französischen und in etwa auch die italienischen Levantemissionen der Mehrheit nach unter der Fessel des sog. Protektorats zugleich ausgesprochen politische Ziele im Interesse ihres Vaterlandes anstrebten und ihre Pflegebefohlenen gegen die türkische Landesobrigkeit aufhetzten, wie es der Jesuit Delore aus dem Libanon mit geradezu zynischer Offenheit in seiner an Delirium grenzenden Missionspredigt zu Lyon proklamierte. Mit ihm waren schon im August auf seinem Dampfer allein 150 Priester und Brüder verschiedener Orden aus Syrien in Frankreich angekommen, um dem Rufe zu den Waffen zu folgen, nachdem sie bei ihrer Abfahrt wie unterwegs teils Subjekt, teils Objekt begeisterter vaterländischer Ovationen gewesen waren; dazu kamen noch viele andere Mobilisierungen, die schon im Herbst einen großen Teil der französischen Missionsanstalten zur Schließung zwangen. Schwer legte sich dann auf sie die Aufhebung des Protektorats und die einseitige Schulverordnung, die der Abschaffung der Kapitulationen auf dem Fuße folgte. Im November und Dezember endlich wurden auf Grund der Kriegserklärung an Frankreich sämtliche französische Anstalten geschlossen und für Staatszwecke verwandt, alle zurückgebliebenen französischen Patres, Brüder und Schwestern mit sehr geringen Ausnahmen aus dem türkischen Reich vertrieben. Scharenweise strömten die Jesuiten, Lazaristen, Assumptionisten, Kapuziner, Dominikaner, Karmeliter und Schulbrüder in Beyrut und anderen Häfen zusammen, um nach Frankreich zurückzukehren.



Schon damals dehnten die Behörden diese Maßnahmen zum Teil auch auf italienische Missionen und Häuser aus, inzwischen werden diese infolge der italienischen Kriegserklärung wohl sämtlich das gleiche Schicksal geteilt haben. Doppelt zu bedauern ist, daß auch die einheimischen katholischen Kirchen der lateinischen wie der orientalischen Patriarchate, die unierten Griechen, Syrer und Armenier in diese Katastrophe und Verfolgung hineingezogen wurden; bis zu welchem Umfang läßt sich bei den widersprechenden Nachrichten noch nicht erweisen. Die wenigen deutschen Institute, besonders diejenigen des Vereins vom hl. Lande, blieben zwar im allgemeinen unberührt und konnten ihre Werke weiterführen, aber die Bemühungen der deutschen Katholiken, dem Zusammenbruch der Orientmission zu steuern oder wenigstens durch Einstellung deutscher Kräfte einiges zu retten, scheiterten bis jetzt an der Verblendung und Religionsfeindlichkeit jungtürkischer Fanatiker. So sehr wir indes eine solche Intoleranz im Interesse des türkischen Kulturfortschritts wie unseres Christentums beklagen müssen, so wollen wir doch bei dieser Nemesis die Wahrheit nicht vergessen, welche in der ironischen Antwort liegt, die der Gouverneur von Syrien dem apostolischen Delegaten Msgr. Giannini auf seine Beschwerde erteilt haben soll (se non è vero, è ben trovato): „Ich möchte Ew. Exzellenz bemerken, daß meine Regierung während des Krieges zwischen Türkei und Frankreich mit den Missionaren genau so verfahren ist wie die französische Regierung mit diesen Herren in Friedenszeiten!"

Unausfüllbare Lücken hat die Mobilisation auch in die französischen Missionen Indiens gerissen. Die Salesianer in Nagpur und Vizagapatam haben dafür ihre sämtlichen Patres außer den gänzlich Untauglichen abgegeben, so daß die verwaisten Christen ins Heidentum zurückzufallen drohen; von den vorderindischen Pariser Missionen mußten bei Beginn des Krieges und im Januar wiederum je 14 sich in Pondicherry nach Frankreich einschiffen; aus derselben Gesellschaft verließen im Oktober 25 Missionare das nichtfran-



zösische Hinterindien, und in Französisch-Indochina, wo sie anfangs als Mithelfer bei der Beruhigung der Eingeborenen hatten bleiben dürfen, entführte im Frühjahr ein Dekret des neuen Gouverneurs mit einem Schlag ihrer 50 in die Kasernen. Auch mit diesem tragischen Abschied waren im ersten Enthusiasmus überall geräuschvolle Detonationen übersprudelnder Vaterlandsliebe seitens der scheidenden Missionare wie der Zurückgebliebenen verbunden, mittlerweile ist aber die Gemütsverfassung beider Teile entschieden nüchterner geworden. Andere Missionen, die dem Militärzwang einen viel geringeren Tribut hatten zahlen müssen, wie die der französischen Jesuiten in Trichinopoli, sahen sich durch das Versiegen der heimatlichen Missionsalmosen genötigt, viele Anstalten und Arbeiten eingehen zu lassen. Noch kritischer ist die finanzielle Lage in den belgischen Missionen der Jesuiten in Kalkutta, der Kapuziner in Lahore und der Karmeliter in Quilon. Bitter klagen auch die italienischen Missionen des Mailänder Seminars über das Ausbleiben der Unterstützungen aus Europa und die Verarmung der einheimischen Bevölkerung. Daß die Verwendung so vieler Indier auf den europäischen Schlachtfeldern und der inmitten des Krieges zur Schau getrageue religiöse Synkretismus der englischen Regierung für die Missionsarbeit nur verheerend wirken kann, braucht nicht erst gesagt zu werden.

In China wurden den französischen Missionen gleich zu Anfang des Krieges zwei- bis dreihundert Missionare entrissen, und nachher folgten noch andere Abschiebungen wie z. B. allein am letzten Januar von 57. Dadurch trat auch hier unter den sich selbst überlassenen einheimischen Neuchristen und Priestern eine schwere Krisis ein, so daß die französischen Missionsfelder als die verlassensten und bedrängtesten im Reich der Mitte geschildert werden, obschon wenigstens ein erheblicher Rückgang im Bekehrungswerk in der großen Jesuitenmission von Kiangnan noch nicht eingetreten sein soll. Dagegen sehen sich die belgischen Missionen der Schentvelder in der Mongolei gezwungen, mangels

an Mitteln eine große Zahl von Schulen, Waisenhäusern und Katechumenaten einzustellen. Hart drückt die materielle Armut auch das italienische Missionswerk in Honan und Hongkong, wo viele verheißungsvolle, auch nach dem Kriegsausbruch unverdrossen fortgeführte Arbeiten nun zum Stillstand oder Rückgang verurteilt sind. Auf der anderen Seite scheinen sich die spanischen Missionen, die von jeher mit des Lebens Not zu kämpfen hatten, dank der Aufraffung ihrer heimatlichen Missionsfreunde leidlich über Wasser zu halten. Noch immer nimmt die Zahl der getauften Chinesen in erfreulichen Proportionen zu, und die ehrenvolle Aufnahme des päpstlichen Schreibens, das die Thronbesteigung Benedikts XV. ankündigte, durch den Präsidenten der chinesischen Republik zeigt, in welchem Ansehen die katholische Chinamission steht. Aber drohende Anzeichen erheben sich einerseits in der heidnischen Reaktion, die in den Opfern des Präsidenten und in der Absetzung christlicher Beamten zum Ausdruck kam, andererseits in den japanischen Bestrebungen, die bewußt auf eine Stärkung des Buddhismus und eine Untergrabung der christlichen Mission ihn China hinausgehen.

Das katholische Missionswerk in Japan selbst ist insbesondere durch den französischen Gestellungsbefehl um so tiefer erschüttert, als es dort fast ganz in den Händen des Pariser Seminars liegt. Schon im August vorigen Jahres rissen sich infolgedessen vom japanischen Arbeitsfeld miteinander 60 Missionare los, denen eine Fanfare mit der japanischen, russischen, englischen und französischen Nationalhymne das drastische Geleite gab. Aus Korea mußte sogar der Bischof Demange von Taiku selbst mit seinen meisten Missionaren zum Eintritt in die Armee abreisen, konnte aber urlaubsweise in sein Vikariat zurückkehren, wo er Frankreich gegen die sehr verständliche Anklage der Protestanten, es sei ein unchristliches Land, weil es die Missionen ihrer Missionare beraube, in Schutz nehmen mußte. Aus dem anderen koreanischen Vikariat rückten 14 ein, „mit zerrissenem Herzen“, wie die zurückgebliebenen Mitbrüder ihnen freimütig schreiben,

„Opfer eines verruchten Gesetzes, das bestimmt ist, die Kirche Frankreichs zu entvölkern, zu erniedrigen, ja zu verderben, wenn sie sich ihm unterwirft, sie aber der Feigheit zu beschuldigen und beim Volk herabzusetzen, wenn sie sich widerspenstig erweist". So sind in der ohnehin schwer genug mit der Existenz kämpfenden Japanmission nur die Alten oder Gebrechlichen zurückgeblieben, und ihrer hat sich angesichts des gesteigerten Elends eine an Verzweiflung grenzende Stimmung bemächtigt.

Ähnlich leidet das afrikanische und ozeanische Missionswerk, das gleichfalls zum weitaus überwiegenden Teil von Franzosen verwaltet wird, bitter unter den Folgen der Mobilisation und Verarmung. Viele Dutzende Lyoner Missionare, Väter vom hl. Geist, Weiße Väter u. a., aus der blühenden Ugandamission allein 46, mußten den dunkeln Erdteil verlassen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, oder sie wurden der Kolonialarmee eingereiht, wie z. B. die apostolischen Vikare von Benin und Elfenbeinküste, von denen der eine unter dem Kommando seines Laienbruders exerzierte. Auf der andern Seite steigerte sich beim Ausbleiben jeglicher Hilfe aus Europa die wirtschaftliche Notlage. Die unvermeidliche Folge beider Erscheinungen war, daß in vielen Missionen eine Reihe von Stationen und Werken aufgegeben werden mußte. Einzelne Stationen sind auch durch Negeraufstände, die mit dem Krieg im Zusammenhang stehen, hart mitgenommen, ja zerstört oder ausgeplündert worden, so die von Nguludi (Schiremission) und zwei der Millhiller am Obernil. Noch stärker als die Missionen des schwarzen Kontinents jammern die Bischöfe von Madagaskar, Neuguinea und Südsee-Archipel über die Abschneidung aller Hilfsmittel und die zunehmende Teuerung, die zu den bittersten Einschränkungen nötige. Auch hier wurde ein apostolischer Vikar, der von Tahiti, in die Armee eingestellt, aber wenigstens als Militärseelsorger auf seiner eigenen Insel verwandt, wofür er dann bei der Beschießung von Papete durch ein deutsches Kriegsschiff eine höchst patriotische Predigt gegen den Kapitulationsvorschlag vom Stapel ließ.

3. Die deutschen protestantischen Missionen im Weltkrieg.

Ganz parallel zur Kriegslage und Kriegsnot der katholischen Missionen Deutschlands ist die der protestantischen, zunächst in den heimatlichen Rückwirkungen. Auch die zahlreichen protestantischen Gesellschaften und Häuser im Reiche haben dem Vaterlande ihre Opfer bringen müssen, einerseits durch Stellung vieler Vaterlandsverteidiger, von denen nicht wenige bereits gefallen sind (im Februar schon 27 von 384 Eingestellten), andererseits durch Unterbrechung ihres Betriebs in den meisten Anstalten und durch bedeutende Verluste in den Einnahmen. Indes schwangen sich die verschiedenen Missionsveranstaltungen und damit zusammenhängend die Missionsfinanzen protestantischerseits schon nach den ersten Kriegswochen zu neuem Leben auf, um in den letzten Monaten infolge der langen Kriegslähmung abermals zurückzugehen. Als Vermittlungsinstanz zwischen den einzelnen Missionskreisen diente einerseits der deutsche Missionsausschuß, der im Oktober in Halle, anderseits die evangelische Missionshilfe, die im Januar zu Berlin tagte und die Kriegsprobleme erörterte. Man beschäftigte sich besonders mit dem Verhältnis zu den nichtdeutschen Missionsgesellschaften, speziell zu den englischen, die eine Kollekte zu Gunsten der hartbedrängten deutschen Missionen angeboten hatten, ein Vorschlag, der jedoch im Hinblick auf die herrschenden Gegensätze abgelehnt wurde. Auch prinzipiell setzten sich die deutschen Missionsvertreter mit den britischen auseinander in einem Manifest an die evangelischen Christen des Auslands, dem nach der Entgegnung der Engländer ein zweites Wort an die Protestanten des Auslands folgte, ohne durchschlagenden Erfolg zu erzielen.

Auch in unseren Kolonien war das Schicksal der protestantischen Missionen mit dem der katholischen gemeinsam oder verwandt. In Togo wurden sechs Missionare von unseren Feinden gefänglich eingezogen, sonst dürfen aber sowohl die Bremer im Süden, als auch die Basler unter



allerhand Einschränkungen und Überwachungen weiterarbeiten, nicht ohne mannigfachen Widerstand seitens der wieder zum Heidentum hinneigenden Bevölkerung. In Kamerun wurden die Basler und Baptistenmissionare aus den okkupierten Stationen vertrieben und gleich den Pallottinern abgeführt, während die im Innern noch fortwirken. Aus Deutschsüdwest weiß man nur soviel, daß die rheinischen Missionare der Südstationen in Natal interniert, später aber wieder freigelassen worden sind. In Deutschostafrika sind die evangelischen Missionen gleich den katholischen noch ungestört an ihrer Arbeit. Wie die Barmer und Neuendettelsauer in Deutsch-Neuguinea von den Engländern, so werden auch die Liebenzeller auf den Karolinen von den Japanern gut behandelt und in ihrer Missionstätigkeit nicht behelligt. An der Verteidigung Tsingtaus beteiligten sich auch protestantische Missionsleute, die nach der Übergabe als Kriegsgefangene nach Japan kamen; in Tsingtau selbst wurde die Berliner Mission sehr beschädigt und unterbunden, in der Schul- und Vereinsarbeit bis auf den heutigen Tag, während der liberale evangelisch-protestantische Missionsverein seine Tätigkeit in vollem Umfange wieder aufnehmen durfte.

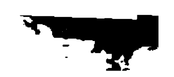
Auch auf den britischen Territorien erging es den protestantischen deutschen Missionaren im allgemeinen nicht besser als den katholischen. Stufenweise verschärfte sich ihre Behandlung in Britisch-Indien, bis schließlich die dienstpflichtigen Mitglieder sämtlicher deutschen Gesellschaften, zuletzt auch der am glimpflichsten angefaßten Goßnerschen, im Kriegsgefangenenlager, die übrigen als Zivilgefangene eingekerkert waren; auch die protestantischen Glaubensboten stehen nun vor der restlosen Gefangensetzung oder Vertreibung; und während sie früher von ihren nichtdeutschen Kollegen noch unterstützt und in Schutz genommen wurden, sind sie jetzt den niederträchtigsten Schmähungen und Denunziationen selbst aus diesen Kreisen ausgesetzt. In Britisch-Afrika ist das Verfahren gegen die deutschen Missionare nicht einheitlich, sondern hängt vielfach von der Gunst und Willkür der

Lokalbehörden ab; während sie an der Goldküste dank dem Eintreten des katholischen Gouverneurs nur sehr vorübergehend belästigt und in Südafrika nach längerer Internierung wieder freigegeben worden sind, schmachten die aus Ostafrika immer noch in Gefangenschaft und wurden die vom Sudan verjagt. Das gleiche Los ereilte im Oktober die anfänglich festgehaltenen deutschen Missionsleute in der englischen Chinakolonie Hongkong.

Im Gegensatz dazu können die übrigen deutschen Missionen Ostasiens im neutralen China wie im feindlichen Japan ohne äußere Schwierigkeiten ihrer Aufgabe weiter nachgehen. Die japanische Regierung und Bevölkerung zeigt sich gegen die dort ansässigen Arbeiter des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins andauernd freundlich und zuvorkommend, so daß die Vereinsleitung ihren Entschluß, die Arbeit einzustellen, wieder zurücknehmen konnte, wenn auch einzelne kleinere Posten eingingen und im öffentlichen Auftreten Zurückhaltung nottut. Im Süden Chinas arbeiten die Berliner, Barmer und Basler ebenfalls ungestört weiter, mehrfach sogar von ihren englischen und amerikanischen Mitmissionaren finanziell unterstützt, freilich durch Unruhen und Finanzkrisen namentlich im Schulwesen nicht wenig gehemmt. Ebenso können sich in Niederländisch-Indien die Missionen der deutschen Protestanten ruhig fortentwickeln. Natürlich gilt dies in verstärktem Grade von den paar schwachen Missionsansätzen des protestantischen Deutschland im türkischen Reiche, wo sie sich u. a. um die verfolgten Armenier annehmen.

Abgesehen von diesen ottomanischen Gebieten, von denen die protestantischen Engländer wie die katholischen Franzosen sich infolge des Krieges trennen mußten, während die Amerikaner zurückbleiben durften, sind die nichtdeutschen protestantischen Missionsgesellschaften, vor allem die englischen und amerikanischen — und das ist im protestantischen Missionswesen weitaus die erdrückende Majorität — unbehindert an ihrer Arbeit geblieben und können sie sogar mit erhöhtem

Nachdruck weiterführen, eben wegen der Krisis, in welche die katholischen wie die deutschen protestantischen Missionen sich durch den Weltkrieg gestürzt sehen. Wenn daher auch die ideelle Missionseintracht, die namentlich durch den Edinburger Weltmissionskongreß zwischen den verschiedenen protestantischen Missionszweigen angebahnt worden war, in der augenblicklichen Verhetzung einen vorübergehenden Riß erlitten hat, so ist doch mit allem Grund zu erwarten, daß die protestantische Mission in ihrer Gesamtheit von der augenblicklichen Kriegskonstellation eher Nutzen als Schaden hat, wenigstens unter dem konfessionellen Gesichtswinkel. Wollen wir nicht, daß dieser Vorsprung ein dauernder wird, daß die katholische Mission ihre bisherige Prärogative vollständig einbüßt, daß die zweifellose Überlegenheit, die dem protestantischen Missionswerk jetzt schon in finanzieller Beziehung und in den kulturellen Unternehmungen zukommt, sich zugleich auf den Kern der Missionsaufgabe überträgt und das Zünglein der Heidenbekehrung zu Gunsten des Protestantismus wendet, so müssen besonders wir deutsche Katholiken zur Rettung und Wiederaufrichtung unserer bedrohten Missionsarbeit während des Krieges und noch mehr nach demselben alle Kräfte anspannen und zusammennehmen, aus Liebe für unsere Weltkirche wie aus Interesse für die Weltstellung unseres Vaterlandes. Auch im Kampf des Christentums mit dem Heidentum heiße die Losung: „Germans to the Front! Deutsche vor die Front!"



LXXX.

Das Testament Peters des Großen und die orientalische Frage.

(Schluß.)

Seit Jahren ist es nur die gegenseitige Eifersucht der Mächte, die den Sultan der Osmanen, den „kranken Mann", auf Europas wichtigem Vorposten erhält. Außer Rußland ist Großbritannien hier am meisten interessiert. Einem mächtigen Herrscher auf dem Thron von Byzanz dürfte es nicht allzu schwer fallen, England den Weg nach Indien, der Perle seiner Kolonien und Quelle seines Reichtums, abzuschneiden und die englische Herrschaft in Ägypten, dem Vorland Indiens, zu bedrohen. Deshalb wird England, der Bundestreue zum Trotz, Konstantinopel niemals für Rußland erobern. Die englisch-russischen Interessengegensätze sind zu groß.

Der Traum eines russischen Byzanz ist uralt und reicht bis in die Anfänge der moskowitischen Geschichte hinauf. Die Sage erzählt von einer ersten Belagerung Konstantinopels durch die Herren von Kiew im Jahre 866 n. Chr. Die Russenzüge nach Byzanz wiederholten sich, kriegerische und friedliche. Bald kehrten die Russen beutebeladen heim, oder sie schlossen ein Bündnis zu gegenseitigem Schutz und Trutz. Wladimir der Große (980—1015) nahm eine griechische Kaisertochter zur Frau und griechische Priester bekehrten das russische Volk.

Doch das Moskowiterreich zerfiel. Durch innere Wirren, Teilungen und Bürgerkriege geschwächt, vermochte es dem Ansturm der Mongolenhorden nicht zu widerstehen. 200 Jahre lang trug es das fremde Joch. Erst Iwan III. (1462—1505) gelang es, die Mongolen zu vertreiben. Froh der wiedererlangten Freiheit, nahm er die alten Verbindungen wieder auf. Er vermählte sich mit der Nichte des letzten byzanti-



nischen Kaisers, in der Hoffnung als Erbe des Oströmischen Reiches zu gelten. Sein Sohn und Nachfolger Iwan IV., der sich bereits „Herr von Europa und Asien" nannte, begann mit den Deutschen Kaisern Karl V. und Maximilian II. wegen eines gemeinsamen Angriffs auf die Türkei zu verhandeln, aber der Vertrag kam nicht zustande.

Peter des Großen Schwester Sophie blieb es vorbehalten, während des Zaren Minderjährigkeit zuerst mit einer europäischen Macht einen Bund gegen die Türkei zu schließen. Und darin liegt der Wendepunkt für die orientalische Frage: nicht Peter hat Rußland den Weg nach Konstantinopel gewiesen, aber seit Peter rechnet Europa mit den russischen Ansprüchen im Orient.

Peter übernahm, als er den Zarenthron bestieg, die Herrschaft über ein riesiges Binnenland, das sich von der polnischen Grenze bis weit nach Asien erstreckte. Nur das Weiße Meer im Norden erlaubte, wenn das Eis geschmolzen, freien Verkehr mit dem übrigen Europa. England und Holland wußten diesen Weg für ihren Handel auszunützen, Rußland konnte er nicht genügen.

Küsten sind Lebensbedingung für ein starkes Volk und die steigende Entwicklung der russischen Nation drängte dem Meere zu. Der glückliche Krieg mit Schweden gewann Peter die Ostseeländer. Dort erstand Petersburg, die neue Hauptstadt, und das bisher vorwiegend asiatische Reich ward zur europäischen Großmacht. In die lange Zeit des Nordischen Krieges fällt, gleich einem „Intermezzo das System der baltischen Politik ... wie zufällig unterbrechend",[1]) Peters zweiter, unglücklicher Türkenkrieg. „Das Wagnis, die slavische Frage mit der orientalischen zugleich lösen zu wollen, büßte der Zar mit der Krisis am Pruth und dem Verluste Asows."[2]) Er mußte die Grenzen seines Reiches nach Norden zurückziehen, gab aber troß des mißlungenen Feldzugs, die Pläne

1) Brückner: Peter der Große 471.
2) a. a. O. S. 338.



gegen die Türkei nicht preis, da seine Lebensarbeit auf den Orient wies. Seine Reisen, die Gründung der Flotte, die Beziehungen zu den europäischen Mächten, alles hatte dem Untergang der Türkei gegolten. Die Weltereignisse fügten es anders. Während Peter den Feind im Süden suchte, bot sich der Krieg und damit günstige Gelegenheit zu Eroberung im Norden. Es war eine fast zufällige Verschiebung der Politik ... und Peter ist inmitten der glänzenden baltischen Erfolge dem alten Gedanken treu geblieben. Was den Waffen diesmal nicht gelungen, sollte eine Politik friedlicher Kolonisation für spätere Zeiten vorbereiten. Das öde Steppenland an der Südgrenze des Zarenreichs ward besiedelt und die kleine Pflanzung, von Peters Nachfolgern in großem Stile erweitert, schuf einen starken Rückhalt für künftige Türkenkriege.[1])

Während seiner letzten Lebensjahre hat Peter der russischen Politik noch einen Weg gewiesen, türkische Interessen zu gefährden und zugleich das eigene Land zu bereichern. Als persische Untertanen sowohl russische als türkische Hilfe gegen ihre Herren erbeten hatten, kam Rußland der Pforte zuvor und Peter setzte sich im Südwesten des Kaspischen Meeres fest. Besorgt folgten die Blicke Europas dem russischen Siegeszug. Man glaubte, Peter werde nicht ruhen, bis er Indien erreicht und beim Persischen Golf angelangt sei. Damals blühten Europas Ostindische Kompagnien. Nachdem der portugiesische Einfluß gesunken, bemühten sich Holland, Frankreich und England um die Vorherrschaft in Indien und suchten den Reichtum des Landes für sich auszubeuten. Auch Peter hatte schon in früheren Jahren einen russischen Handelsweg nach Indien gesucht.

Der persisch-russische Friedensvertrag (1723) — Peter erhielt Derbent, Baku, Ghilan, Masanderan und Asterabad — verstimmte in der Türkei. Nur mit Mühe gelang es, den Frieden aufrecht zu erhalten. Peter schrieb seinem nach Kon-

1) Brückner-Mettig: Geschichte Rußlands S. 288, 306.

stantinopel reisenden Gesandten: „Hier sind Armenier angelangt mit der Bitte, sie in Schutz zu nehmen; wir haben ihnen gestattet, sich in unsern neuen kaspischen Provinzen anzusiedeln. Kommen die Türken darauf zu reden, so sagen Sie, daß wir die Armenier nicht gerufen haben, daß sie aber als Glaubensgenossen um unsern Schutz baten und daß wir um des Christentums willen sie nicht abweisen können." [1])

Peter verstand es, als Beschützer der Glaubensgenossen aufzutreten und dabei seine Zwecke zu verfolgen. Die Glaubensgemeinschaft der russischen Zaren mit den Balkanchristen war dem Sultan schon lange ein Dorn im Auge. „Der Großfürst der Moskowiter wird (in Konstantinopel) deshalb gefürchtet," schreibt im Jahre 1576 der Venetianer Giacomo Soranzo, „weil er der griechischen Kirche angehört, wie die Bevölkerung von Bulgarien, Serbien, Bosnien, Morea und Griechenland, welche ihm im höchsten Grad ergeben ist, da sie sich zu demselben griechischen Ritus hält; auch wird sie immer sehr bereit sein, die Waffen zu ergreifen und sich zu erheben, um sich von der türkischen Sklaverei zu befreien und sich der Herrschaft des Großfürsten zu unterwerfen." [2])

Etwa zwei Jahrzehnte vor Peter des Großen Regierungsantritt verfaßte der Serbe Jurij Krischanitsch zu Tobolsk seine politischen Schriften. Brückner nennt ihn den „ersten Panslavisten". Krischanitsch hat den Solidaritätsgedanken von Russen und Balkanchristen „wissenschaftlich, historisch und politisch" [3]) begründet. Peter selbst stand in lebhaftem Briefwechsel mit den Kirchenfürsten des Orients. Auf die Bitte des serbischen Erzbischofs Moses Petrowitsch sandte er geistliche Bücher für 20 Kirchen, 400 Fibeln, 100 Grammatiken und zwei von ihm besoldete Lehrer in die slavischen Gebiete, um, nach des Bischofs Worten, ein Apostel der Balkanvölker zu werden.[4])

---

1) Brückner: Peter der Große S. 402.

2) Weiß: Weltgeschichte Bd. X S. 390.

3) Brückner; a. a. O. 66. 75. 4) A. a. O. S. 471.

Dies, in Wahrheit politische, Apostolat wurde den Selbstherrschern aller Reussen zur Tradition und schon Katharina II. glaubte den türkischen Staat genügend unterwühlt, um mit Österreichs Hilfe auf den Trümmern des Osmanenreichs ein neues Griechenland aufzubauen. Ihr zweiter Enkel trug den bedeutungsvollen Namen Konstantin. Er mußte früh die griechische Sprache lernen und erhielt Griechenknaben zu Spielgefährten.

Das neue Kaisertum Byzanz blieb ein Traum, aber es ist Katharinas Klugheit gelungen, die Vormachtstellung Rußlands auf dem Balkan zu begründen. Im Frieden von Kutschuk-Kainardschi (1774) verlangte sie für ihren Gesandten zu Konstantinopel das Recht die Interessen der Donaufürstentümer zu vertreten. Jede wahre oder scheinbare Unterdrückung der Christen in der Moldau und Wallachei durch die Pforte bot Rußland nunmehr einen willkommenen Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu mischen.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krimkrieges mußte zwar Alexander II. auf das Schutzrecht über die Balkanchristen verzichten, aber das Mitregieren in Konstantinopel war den russischen Diplomaten zur zweiten Natur geworden. Was offiziell nicht mehr geschehen durfte, ward durch klug berechnende Geheimarbeit ersetzt. Die ungeordneten Verhältnisse des Osmanischen Reiches, besonders die finanzielle Mißwirtschaft, erleichterte das russische Spiel. Graf Ignatiew, der russische Botschafter, wurde bald allmächtig zu Konstantinopel. Den schwachen Sultan Abdul-Aziz beherrschend, suchte er langsam, etappenweise auf der „alten Straße“ vorzurücken. Er begehrte zunächst „nur die Vormundschaft über das altersschwache Reich“.[1]) An eine russische Annexion Konstantinopels war noch nicht zu denken, denn Rußland mußte sich hüten, das allgemeine Interesse an der Türkei von Neuem zu wecken. Die orientalische Frage durfte

1) „Histor.-polit. Blätter“ Bd. 82, S. 214.



nicht wieder zur europäischen werden. „Rußland", sagte damals ein türkischer Pascha, „hat uns in Europa noch nötig. . . . Unsere Existenz war bis jetzt eine europäische Notwendigkeit; heute ist sie eine russische geworden."[1]) Und Ignatiew erklärte dem deutschen Botschafter zu Paris: „Wenn wir die Türkei in Baumwolle und Essig legen könnten, um sie zu konservieren, würden wir es tun."[2])

Dieser Ansicht zum Trotz, schürte Rußland fortwährend unter den christlichen Untertanen der Pforte. Es kam zum offenen Aufstand und der Zar verlangte die Sanktion der Mächte, um im Namen Europas die Balkanhändel zu entwirren. Schon glaubten die russischen Staatsmänner zu triumphieren, da trat, durch die Mairevolution 1876 veranlaßt, in Konstantinopel selbst der Umschwung ein. Abdul-Aziz fiel und die neuen Lenker des Osmanischen Reiches waren entschlossen, eher nach Asien zurückzugehen, als das demütigende russische Joch länger zu dulden. Die Losung war Krieg und Rußland siegte vollständiger, als die Mächte es erwartet oder gewünscht. Deshalb ward auf dem europäischen Kongreß zu Berlin der zwischen den kämpfenden Parteien abgeschlossene Präliminarfriede zu Rußlands Schaden neu bearbeitet. Großbritannien erschien als Anwalt der Türkei und wußte dadurch seinen Einfluß in Konstantinopel bedeutend zu heben. „Im Handumdrehen (hatte es) ein größeres Kapital aus den orientalischen Wirren geschlagen . . . als Rußland mit seinen Milliarden Rubeln und Strömen Blutes."[3])

Die Engländer „wollen immer alles für sich haben", sagte viele Jahre später Zar Nikolaus II. zum deutschen Reichskanzler. „Wo jemand sich etwas nimmt, wollen die Engländer sich gleich viel mehr nehmen."[4]) „Ich liebe Eng-

1) A. a. O. Bd. 81 S. 540.
2) Hohenlohe: Denkw. Bd. II S. 210.
3) „Histor.-polit. Blätter" Bd. 82 S. 220.
4) Hohenlohe: II. S. 521.

land und die Engländer, weil sie mir sympathisch sind", erklärte er ein andermal, „aber ich mißtraue ihrer Politik." [1])

Britanniens Orientpolitik ist besonders doppelzüngig, da ihr gleichsam „zwei sich gegenseitig widerstrebende Seelen innewohnen". England ist hier „nicht blos als europäische, sondern mehr noch als asiatische Großmacht" [2]) interessiert. Während die Pforte in Europa oft auf englischen Schutz angewiesen war, braucht der Brite in Asien die türkische Freundschaft.

Die Theorie von den „zwei britischen Seelen" hilft auch Englands wechselnde Stellungnahme dem Zarenreiche gegenüber erklären. In Europa stützt sich die Macht Großbritanniens seit mehreren Jahrhunderten auf die Vorherrschaft zur See und damit auf seinen einflußreichen Außenhandel. Die Söhne Rußlands, des küstenarmen Reiches, sind auf dem Meer keine gefährlichen Gegner. Das beweist die wenig ruhmvolle zweihundertjährige Geschichte ihrer Flotte. Das große, kulturell rückständige Rußland bietet überdies dem englischen Krämervolk ein willkommenes Absatzfeld für die Erzeugnisse seiner Industrie.

Die beiden Mächte haben sich schon oft die Hand geboten, um einen Dritten zu verderben. Noch kurz vor dem Krimkrieg sagte Zar Nikolaus I. zum englischen Gesandten, Lord Hamilton Seymour, wenn Rußland und England einig sind, sei er, was den Westen Europas betreffe, ohne Sorgen. „Was andere denken oder tun", meinte er, „ist im Grunde von wenig Bedeutung." [3]) Damals hatte der Zar umsonst auf England gehofft, wie es der Krimkrieg bewies. Heute, ein Menschenalter später, sind die Gegensätze durch die Verträge von 1907 und 1908 scheinbar ausgeglichen, doch nicht aus der Welt geschafft. Könnte auch eine Art Teilung der

---

1) Hohenlohe: II. S. 527.
2) „Histor.-polit. Blätter" Bd. 81 S. 953.
3) Widman: Geschichte der Neuesten Zeit (IV. Bd. der Illustr. Weltgesch.) S. 372.

Türkei vereinbart werden, befriedigen würde sie wohl keinen der Bundesgenossen. Und Rußlands Landhunger wird in Europa nicht gestillt. Der Zug nach Indien, seinem „über alles . . . gelobten Land“ [1]) ist unaufhaltbar. Vielleicht wäre der englisch-russische Entscheidungskampf auf den Hochflächen Asiens schon lang entbrannt, wenn nicht das wiedererstarkte Deutschland sich zur Großmacht emporgerungen und die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Völker auf sich gelenkt.

Frühere Gegner boten sich die Hand, um Deutschland zu vernichten. Der Ring schloß sich enger um das kräftig aufblühende Reich, und als sich im Herbst 1912 auf dem Balkan, „Europas Wetterecke“, [2]) der Sturm erhob, da wetterleuchtete es auch am deutschen Horizont, Vorboten des Ungewitters, das zwei Jahre später mit erschütternder Wucht über Europas Zentralmächte hereinbrechen sollte.

In Serbien entglomm der Weltbrand. Der österreichisch-serbische Konflikt ward zum gewaltigen Völkerringen und die orientalische Frage ist zur europäischen geworden. Deutsch-österreichische Heere drangen siegreich in Rußland vor, blühende Provinzen Frankreichs wurden von Deutschen besetzt, an der Tiroler Grenze, am Isonzo tobte der Kampf und doch wandte Großbritannien kein Auge vom Balkan. England und Frankreich sandten Tausende und Abertausende ihrer Söhne in den Tod, um Konstantinopel zu erreichen. Im Besitz der alten Kaiserstadt würde ihnen die Verbindung mit Rußland offen stehen. Dort angelangt, hätten sie die kleinen, schwankenden Balkanstaaten in ihren Kreis gebannt, um den fast völlig eingeschlossenen Zentralmächten Vernichtung zu bringen.

Der wohlerwogene Plan scheiterte an dem zähen Widerstand der Dardanellenfestungen. Mit deutscher Hilfe gelang

1) Grauert: England und Deutschland in „Hochland“. 12. Jahrg. S. 321.

2) Widmann: S. 484.



es den tapferen Osmanen, die wichtige Straße trotz wütender Sturmversuche des Feindes monatelang zu halten.

Im September 1915 begann mit der neuen großen Offensive der Mittelmächte gegen Serbien und dem Abschluß des bulgarisch-türkischen Bündnisses eine neue Phase des Weltkriegs. In überraschend kurzer Zeit ist es den deutsch-österreichischen Heeren gelungen, den Bulgaren die Hand zu reichen und dadurch die Verbindung mit dem bedrohten Konstantinopel herzustellen!

In den 70er Jahren, also kurz nach dem deutsch-französischen Krieg, sagten einmal die „Histor.-polit. Blätter": „Früher oder später (werden) in Konstantinopel die Würfel fallen ... über die endgültige Lösung der deutschen Frage, welche trotz allem zur Stunde erst halb gelöst ist." [1])

Nach dem Berliner Kongreß hat die Türkei Anlehnung an Deutschland gesucht, der nach Bismarcks Ansicht „in orientalischen Fragen am wenigsten interessierten Macht". [2]) Das Verlangen der Pforte nach deutschen Offizieren zur Reorganisation des Heeres ward erfüllt, denn „wenn in Rußland", meinte der Reichskanzler, „der Chauvinismus, Panslavismus und die antideutschen Elemente uns angreifen sollten, so wäre die Haltung und die Wehrhaftigkeit der Türkei für uns nicht gleichgültig. Gefährlich könnte sie uns niemals werden, wohl aber könnten unter Umständen ihre Feinde auch unsere werden". [3])

Der Erbfeind der Türkei hat im Bund mit den Westmächten Deutschland überfallen. Triumphierend sollten seine Horden das Deutsche Reich überschwemmen und die Bosporus-Armee zugleich Konstantinopel erreichen. Wären die Weichselmündungen russisch, die Dardanellen eingenommen, so sähe sich Rußland als Alleinherr Osteuropas. Dann würde

1) „Hist.-pol. Blätter." 82. Bd. S. 334.

2) Bismarck: Gedanken und Erinnerungen. Bd. II. S. 266.

3) Aus einem Brief Fürst Hohenlohes, damals Botschafter in Paris, an den Kronprinzen, spätern Kaiser Friedrich. — Hohenlohe: Denkwürdigkeiten. II. S. 302.



Rußland der Bundesgenossen denken. Die Mächte, die erdrücken halfen, dürften nun selbst erdrückt werden (écraser a son tour celle [la cour] qui demeurera). „Das übrige Europa würde sich leicht und widerstandslos dem Joche fügen.“

Bei Tannenberg ist Rußland jäh aus seinen Träumen geschreckt worden. Die deutschen Sieger stehen nun auf russischem Boden. Auch die Armee, die Konstantinopel stürmen sollte, wurde nach Norden gezogen, zur Hilfe gegen den deutschen Feind. Russische Welteroberungspläne sind wohl für manche Jahre unmöglich geworden.

Deutschland ist nicht mehr das ungeeinte Land, in dessen Händel der mächtige Nachbar sich ungestraft zu mischen pflegte. Mit kühnem Mut wissen Deutschlands Söhne dem Feind zu wehren. Nachdem sie des Vaterlandes Grenzen gegen jeden Überfall sichergestellt, suchen sie nun mit weitem Blick und kräftiger Faust den Gegner dort zu treffen, wo er am Schwächsten ist, auf dem Vulkanboden des Balkan. Möge Gott ihre Schritte lenken und ihre Waffen zum endgiltigen Siege führen, daß Deutschland stark und geläutert aus dem Weltbrand hervorgehe — als Großmacht Achtung gebietend, im Innern friedlich wirkend, um einig und dankbar die Wunden des Krieges zu heilen.

LXXXI.

Georg v. Eyschen.

Von Dr. Jos. Massarette, Luxemburg.

Anläßlich des Todes des luxemburgischen Staatsministers Dr. Paul Eyschen wurde in der Presse auf dessen Vorfahr Georg v. Eyschen (1592—1664), Kanonikus am Kölner Dom, hingewiesen. Als geistlicher Würdenträger, Gelehrter, Diplomat und Wohltäter weiter Kreise hat dieser ausgezeichnete Mann sich um Kirche und Reich hochverdient gemacht. Georg Eyschen war 1592 in Arel (Arlon), einem Städtchen des deutschsprachigen Teils des damaligen Herzogtums Luxemburg, der heutigen Hauptstadt der belgischen Provinz Luxemburg, einer seit Jahrhunderten angesehenen bürgerlichen Familie entsprossen. Im Vaterhause trefflich erzogen, studierte er zunächst in Löwen Humaniora, dann an der Trierer Universität Philosophie. Er promovierte an der Hochschule zu Köln zum Lizentiaten der Theologie und beider Rechte. Nachdem er dort die hl. Priesterweihe empfangen, bot man dem durch Talent und Frömmigkeit gleich ausgezeichneten jungen Mann die Pfarrei St. Johann am Hof und das damit verbundene Kanonikat S. Maria ad gradus an. Seine gesegnete Wirksamkeit wurde bald allgemein bemerkt. Im Jahre 1624 ernannte der Fürstbischof von Verdun, Herzog Franz von Lothringen, Dompropst von Köln, Kanzler der dortigen Universität, Georg Eyschen zu seinem Hofkaplan und Rat. Nun übte Eyschen Jahrzehnte hindurch tiefgreifenden Einfluß auf das kirchliche Leben im Kurfürstentum Köln, wie auch auf die politischen und religiösen Verhältnisse Lothringens und des Bistums Verdun aus. Dem Kölner Dompropst unterstand damals die Rechtspflege in Streitsachen zwischen Klerus, Volk und Kurfürst, ferner die Oberaufsicht und Kanzlei der Universität. Mit der Erfüllung dieser seiner Amtspflichten betraute Franz von Lothringen seinen Hofkaplan. Eyschen rechtfertigte in glänzender



Weise das in ihn gesetzte Vertrauen, so daß seine 1626 erfolgte Ernennung zum Kanonikus am hohen Dom niemand überraschte. Bald nachher gelangte er in die erste Klasse der Kölner Domherren, welcher die acht sogenannten Domkapitularpriester angehörten, durchweg hervorragende verdienstvolle Männer. Wenn Georg Eyschen zur Erhaltung des Katholizismus im Kurfürstentum ungemein viel tat, so betätigte er sich anderseits auch als unermüdlicher Vorkämpfer für Kaiser und Reich. Nach Kräften suchte er inmitten der Wirren des Dreißigjährigen Krieges die kaiserliche Macht gegenüber französischen Anmaßungen zu stärken.

Das Bistum **Verdun** war deutsches Reichsfürstentum, bis 1552 die Franzosen es annektieren konnten infolge des Verrates protestantischer Fürsten, welche dem mit ihnen verbündeten französichen König Heinrich II. durch Vertrag die Befugnis einräumten, unter dem Titel eines Reichsvikars die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai zu besetzen. Einmal in Verdun, ließen die Franzosen die Stadt nicht aus ihrer Hand, obwohl sie klugerweise die weltlichen Herrschaftsrechte des Bischofs vorläufig noch schonten. Das wurde indes allmählig anders. Zu Anfang 1611 resignierte der Bischof von Verdun, Heinrich von Lothringen, aus Verdruß darüber, daß Frankreich immer mehr die fürstlichen Rechte des Bischofs schmälerte. Ihm folgte sein Neffe Karl II., der seinerseits 1622 mit päpstlicher Zustimmung das Bischofsamt an seinen Bruder Franz abtrat, um selbst in die Gesellschaft Jesu einzutreten Sobald Franz von Lothringen den Bischofsstuhl bestiegen hatte, griffen die Franzosen rücksichtslos in die weltlichen und kirchlichen Gerechtsamen des Bischofs ein. Im Auftrage Richelieus forschten königliche Kommissare in den Archiven von Verdun nach angeblichen Rechten Frankreichs auf das Bistum und auf Lothringen. Richelieu hob eigenmächtig verschiedene seit längerer Zeit zwischen Verdun und Lothringen bestehende Verträge auf. Als der rücksichtslose Staatsmann 1626 beim Bau einer Zitadelle in der Nähe Verduns mehrere Kirchen niederreißen ließ, tat der Bischof alle am Bau Beteiligten in den Bann und verließ seine Diözese, um fortan



meist in Köln zu leben. Die Folge war, daß die französischen Machthaber ihn seiner Einkünfte und Güter verlustig erklärten. Von Georg Eyschen selbst wissen wir, daß er Anteil nahm an den Reisen und Mühen, welchen Franz von Lothringen sich unterziehen mußte, um den französischen Übergriffen zu wehren und seine Selbständigkeit als Bischof und Fürst zu verteidigen. Dieser suchte als deutscher Reichsfürst Hilfe bei Kaiser Ferdinand II., welcher denn auch in Paris Beschwerde erheben ließ. Doch in Verdun schaltete und waltete französische Willkür immer toller, denn durch die kriegerischen Ereignisse sehr in Anspruch genommen, konnte der Kaiser seinem Protest nicht den gehörigen Nachdruck geben. Im Februar 1627 ging dem Domkapitel von Richelieu die Weisung zu, in den öffentlichen Gebeten den König von Frankreich nicht mehr „unsern Beschützer", sondern „unsern König" zu nennen. Als Antwort hierauf leistete Franz von Lothringen dem Kaiser einen feierlichen Lehenseid. Bei dieser Gelegenheit wurde Georg Eyschen in den Adelsstand erhoben. Der erbliche Adel wurde auf seine Verwandtschaft ausgedehnt; der verstorbene Luxemburger Staatsminister stammte in direkter Linie von einem Bruder Georgs von Eyschen. Dieser konnte in der Stiftungsurkunde einer Studienbörse selbst schreiben, er sei „wegen besonderer Verdienste" geadelt worden, war doch er es in erster Linie, der durch Rat und Tat Franz von Lothringen bei dessen mannhaftem Widerstand gegen Frankreich unterstützte. Eyschen fuhr auch weiter fort, den Franzosen bei ihren Versuchen, ihre Herrschaft in Verdun fest zu begründen, Schwierigkeiten zu bereiten, Domkapitel und Bevölkerung des Bistums in ihrer Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu bestärken. 1631 kam im Auftrag Ludwigs XIII. der Prinz von Condé nach Verdun, um dem Domkapitel, dem bischöflichen Rate und dem städtischen Magistrate zu erklären, daß fürderhin die Erwähnung des deutschen Reiches in offiziellen Aktenstücken zu unterbleiben hätte; sie müßten in dem König von Frankreich ihren Landesherrn sehen gerade so, wie er sie als seine Untertanen betrachte. Zwei Jahre später erfolgte in Verdun die Abschaffung der bischöflichen Gerichtsbarkeit. So wurde durch



Gewaltstreiche das Bistum Verdun trotz des Widerspruchs des größten Teils der Bevölkerung vom deutschen Reiche getrennt. In dem schrecklichen Kriege, der 1635 zwischen Lothringen und Frankreich wütete, führte Franz von Lothringen, der nie die höheren Weihen empfangen hatte, den Oberbefehl über die Lothringer. Auch das Herzogtum Luxemburg litt damals sehr, doch gelang es Georg von Eyschen, seinem Vaterlande manche Heimsuchung zu ersparen. Auch in den folgenden Jahren stand er gegenüber der Eroberungssucht Frankreichs wacker auf Seiten des Kaisers. Doch konnte das Bistum Verdun nicht fürs Reich gerettet werden. Es kam 1648 durch den Westfälischen Frieden unter die Souveränität Frankreichs, wobei dem Bischof Franz von Lothringen die Rückkehr gestattet wurde, wovon er aber keinen Gebrauch machte.

Eyschens Verdienste wurden auch außerhalb des Kurfürstentums Köln anerkant. 1635 erhielt er vom Kurfürst von Mainz die Präbende des dortigen Stiftes St. Viktor und das Kanonikat in Seligenstadt. Franz von Lothringen gab ihm immer wieder Beweise seines dankbaren Wohlwollens; so schenkte er 1641 seinem bewährten Vertrauensmann ein adeliges Landgut. Georg v. Eyschen war unablässig bestrebt, in seinem weiten Wirkungskreis die wahre kirchliche Reform durchzuführen, der Kirche den bedrohten Boden zu sichern. Die Schäden ungenügender Bildung mancher Geistlichen und des Mangels christlichen Bußeifers bei vielen Katholiken erkannte er wohl und war daher bedacht, sowohl die Pflege der Wissenschaft wie eine ernste Lebensauffassung zu fördern. Die Einkünfte aus seinem Vermögen und seinen verschiedenen Ämtern ließ er größtenteils den Armen und kirchlichen Zwecken zukommen. Vor allem sorgte er für klösterliche Niederlassungen, die eine Quelle des Segens für ihre Umgebung werden sollten. So gründete er aus eigenen Mitteln in Boppard am Rhein ein Minoritenkloster und blieb ihm ein Wohltäter bis an sein Lebensende. In Köln konnten Oratorianer ein ihnen von Eyschen geschenktes Haus beziehen. Bei der Eroberung von Herzogenbusch durch die Holländer hatten die Karmeliterinnen,



nachdem ihr Kloster zerstört war, fliehen müssen. Sie fanden 1630 ein Obdach in Köln, wo Eyschen in der Kupfergasse ein Haus für sie kaufte und zwei seiner Nichten, die sich dort aufnehmen ließen, reichlich ausstattete. In seiner Vaterstadt Arlon errichtete Eyschen 1634 zur Förderung der Rosenkranzandacht ein Gotteshaus und machte dabei eine Stiftung zum Unterhalt eines Priesters. Der Bau diente bis vor kurzem als Pfarrkirche. Der Karmeliterkirche in Arlon schenkte er einen prachtvollen Hochaltar. Noch am Abend seines Lebens dachte er an die Gründung guter Mädchenschulen in Arlon, die unter Leitung von Karmeliterinnen stehen sollten. Der Tod hinderte ihn jedoch an der Ausführung des Planes. Am Gymnasium Montanum zu Köln stiftete Eyschen zwei Studienbörsen. Die einst so blühende Kölner Universität, welche durch die Reformationsstürme des 16. Jahrhunderts viel gelitten hatte, nahm unter Eyschens Verwaltung neuen Aufschwung. Ebenso wandte er den anderen Studienanstalten seine befruchtende Sorge zu. Inmitten seiner vielen Arbeiten fand Eyschen noch Zeit zu schriftstellerischer Betätigung. Er veröffentlichte eine deutsche Lebensbeschreibung der Schwester Maria von der Menschwerdung (1566—1618), die nach dem Tode ihres Gatten Peter Acarie die reformierten Karmeliterinnen der hl. Theresia in Frankreich einführte; sie wurde 1791 selig gesprochen. Ferner schrieb er zum Gebrauch für den Klerus ein lateinisches Werk, worin er mit theologischer Gelehrsamkeit die Leidensgeschichte des Heilandes schildert und kommentiert.

Georg v. Eyschen war ein überaus sympathischer Charakter. Die Dankbarkeit, die Eigenschaft edler Seelen, war ihm eigen. Immer wieder hat er in seinem Leben und seinen Schriften der Eltern und Gönner in dankbarer Liebe gedacht. Es wird berichtet, er habe jeden Sonnabend gefastet und sei stets um 4 Uhr aufgestanden. Mit 70 Jahren konnte er sich noch seiner „angeborenen Heiterkeit des Gemüts“ rühmen.

Am 19. Februar 1664 starb Georg v. Eyschen mit 72 Jahren. Er fand seine Ruhestätte in der St. Stephanuskapelle des Kölner Domes. Hier hatte er 1639 einen Altar



gestiftet mit einem großen, die Steinigung des hl. Stephanus darstellenden Gemälde des Johannes Hülsmann. An diesem Altar zelebrierte er gewöhnlich. Derselbe wurde im 19. Jahrhundert durch einen spätgotischen Flügelaltar ersetzt; das Bild sieht man heute im Bibliotheksaale. In der genannten Kapelle stiftete Staatsminister Paul Eyschen 1902 zum Andenken an seinen Vorfahren eine gravierte Messingtafel, nach dem Urteil Dr. A. Schnütgens „hinsichtlich der Zeichnung wie der technischen Ausführung ein Meisterstück". Sie stellt die Heiligen Georg und Paulus unter reichem Baldachinschmuck und in architektonischer Umrahmung als Standfiguren dar; zwischen ihnen sieht man das Eyschen'sche Wappen, darunter eine Inschrift.

LXXXII.

Aus Eichstätts Vergangenheit.

Im Jahre 1866 haben Dr. Cornelius Will, Archivkonservator des germanischen Museums in Nürnberg, Schweitzer, erzbischöflich geistlicher Rat in Bamberg, Suttner, Archivar des bischöflichen Ordinariats in Eichstätt, und Köhler, Archivar des bischöflichen Ordinariats in Würzburg, die Vereinbarung getroffen, im Sinne und Geiste Fr. Böhmers die Regesten für die fränkischen Bistümer Würzburg, Bamberg und Eichstätt zu bearbeiten und zu veröffentlichen (Past.-Bl. d. Bist. Eichstätt 1866 S. 1—12). Für letztgenannte Diözese übernahm Lyzealprofessor Michael Lefflad die Arbeit, welche schon im Sommer 1871 die erste Abteilung der Regesten der Bischöfe von Eichstätt zu Tage förderte. In der Einführung bemerkte Suttner: „Wenn nun das hier gebotene Material auch nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, wenn auch die Ansicht, daß neben den Regesten der Bischöfe auch jene des Domkapitels, der Stifte und Klöster des Bistums zu



bearbeiten sind, die Hoffnungen der Arbeiter fast niederdrücken möchte, so glauben wir doch, daß die Tatsache: einmal einen, wenn auch noch so bescheidenen Anfang vor uns zu sehen, den Wert habe, unseren Freunden in den anderen Diözesen zu zeigen, wie weit wir selbst zu reichen vermögen, und worin wir ihrer Unterstützung bedürfen, in uns selbst aber den Mut zu erhalten, wenn auch in kurzen Schritten dem längst ersehnten Ziele zuzusteuern." Nach zehn Jahren geriet das mutig begonnene Werk ins Stocken und kam über das Jahr 1305 nicht hinaus; bis 1537 hätte es fortgeführt werden sollen. Nunmehr hat aber die Gesellschaft für fränkische Geschichte den alten Gedanken wieder aufgegriffen und den Eichstätter Diözesanpriester Dr. Heidingsfelder, einen Schüler Chroust's in Würzburg, mit der Neubearbeitung der Regesten der Bischöfe Eichstätts betraut.[1]) Die erste Lieferung, welche die Jahre 741—1194 umfaßt, zeigt, daß das Material bedeutend erweitert, die Auffassung vielfach vertieft, die Kritik in der Darstellung sichtlich verschärft worden ist.

An der Spitze der Eichstätter Bischöfe steht der hl. Willibald, ein Angelsachse, welcher durch den hl. Bonifatius in die deutsche Mission berufen worden ist, als er das dritte Mal in der ewigen Stadt weilte. In Eichstätt erhielt der gehorsame Benediktinermönch am 22. Juli 740 die Priesterweihe und ein Jahr darauf, als er gerade seinen 42. Geburtstag feierte, in Sulzenbrücken bei Erfurt, aus der Hand des Apostels der Deutschen die bischöfliche Mitra: Oktober 742. Länger denn dreißig Jahre waltete Willibald seines Oberhirtenamtes: noch im Oktober 786 soll derselbe neun Huben in dem Dorfe Jüchsen bei Meiningen als Seelgeräte dem Kloster des hl. Bonifatius am Ufer der Fulda übergeben haben! Das kritische Ansehen Mabillons, der zuerst auf diese Urkunde aufmersam gemacht und das bisher festgehaltene Todesjahr 781 bemängelt hat, in allen

1) Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Bearbeitet von Franz Heidingsfelder. I. Lieferung (Bogen 1—20) Innsbruck, Verlag der Wagner'schen K. K. Universitätsbuchhandlung 1915. ℳ 12.

Ehren, aber wir vermögen doch den Einwand nicht zurückzuhalten: wie soll ein Greis von 86 Jahren bei den damaligen Reiseverhältnissen noch von Eichstätt nach Fulda gepilgert sein, um über ein paar Huben testamentarisch zu verfügen? Wenn Wattenbach wohl nicht mit Unrecht bemerkt: „denn am festesten haftete immerdar die Erinnerung am Grabe der Heiligen" (Deutschlands Geschichtsquellen I, 542), so dürfen wir sicherlich den Eichstätter Chronisten, welche gegen das Jahr 1060, wie der Anonymus von Herrieden, der Bischof Gundekar II., das Lebensende des Gründers der Diözese auf den 7. Juli 781 festgelegt haben, nicht mit Mißtrauen begegnen und ihre Angaben ob einer Urkunde verwerfen, welche selbst wieder Zweifel hervorruft. Der Todestag des hl. Willibald wurde von Klerus und Volk schon festlich begangen, ehe noch Reginold 966—991 seine Hymnen zum Preise des Diözesanpatrones verfaßte (Past.-Bl. des Bistums Eichstätt 1883, 105). Sollten die Mönche, welche das Grab des Stifters ihres Klosters Eichstätt bewachten, so rasch dessen wahres Todesjahr vergessen haben?

Für die Mehrung des Besitzes an Gütern und Rechten war außerordentlich tätig der kraftvolle Bischof Erchembold, welcher die Grundlage für die spätere fürstliche Gestaltung der Eichstätter Kirche geschaffen hat, indem er zu Frankfurt am 5. Februar 908 von König Ludwig IV. das Markt-, Münz- und Zollrecht erlangte, wozu 912 König Konrad I. noch die Immunität für alle bischöfliche Besitzungen fügte. Unter Erchembolds Regierung wurde auch das Grab der hl. Walburga in Eichstätt, wohin die irdischen Überreste dieser Schwester des hl. Willibald von Heidenheim am Hahnenkamme im September 870 gebracht worden waren, eröffnet und ein Teil der Reliquien nach dem von Liubila gegründeten Kloster Monheim gebracht 893, wo sie bis 1542 in hoher Verehrung gestanden, seitdem aber verschwunden sind.

Als ein typischer Vertreter des „unchristlichen 10. Jahrhunderts" erscheint Megingund, von welchem der Anonymus von Herrieden die schnurrigsten Anekdoten erzählt, welche den



Bischof als „immer durstigen Freund kurzer Gottesdienste und langer Mahlzeiten“ erscheinen lassen; von einer Verkleinerung seines Sprengels durch Abtretung an das neugegründete Bistum Bamberg wollte jedoch Megingund nichts wissen, obwohl Kaiser Heinrich II., sein Vetter, sehr in ihn drang und Entschädigung anbot. Ein baufreudiger Herr war Bischof Heribert (1022—1042), welcher für sich und die Kanoniker neue Wohnungen aufführen ließ, auch den Dom umändern wollte, aber wegen Mangel an Geld nicht zum Ziele gelangte. Auf dem Willibaldsberge bei der späteren Willibaldsburg entstand auf sein Verwenden ein Mönchskloster, während Graf Leodegar von Graisbach das Frauenkloster am Grabe der hl. Walburga mit Gütern zu Gempfing, Langenaltheim, Sulzdorf, Dietfurt, Rehlingen, Dettenheim begabt 1035, zu welchen der Bischof noch Höfe in Pietenfeld und Böhmfeld hinzufügte. Daß Heribert, welcher die Abtei Neuburg für sein Bistum gerne gewinnen wollte, in Freising gestorben und dortselbst begraben sei: 24. Juli 1042, behaupten erst die Historiographen des 16. Jahrhunderts, indem sie die Angaben des Anonymus von Herrieden fälschlich gedeutet haben. Eine glanzvolle Zeit erlebte Eichstätt, als Gilchard I. 1042—1057 an der Seite des gewaltigen Kaisers Heinrich III. kräftig für die Reformideen des Papstes Leo IX. aus dem schönen Elsaß eintrat und unter dem schönen Namen Viktor II. am 13. April 1055 selbst den Stuhl des hl. Petrus bestieg. Leider sank er schon am 28. Juli 1057 ins Grab; als die deutschen Landsleute den Leichnam nach Eichstätt bringen wollten, ward er ihnen von den Ravennaten abgenommen und vor den Mauern Ravennas in dem ehemaligen Grabmale des Königs Theoderich beigesetzt.

Zu den liebevollsten Gestalten in der Eichstätter Bischofsreihe gehört unstreitig der heiligmäßige Gundekar II. 1057—1075, welcher dem Diözesanhistoriker deswegen so nahe steht, weil er in dem von ihm angelegten Pontifikale, das heute noch die Perle des Eichstätter Domschatzes bildet, die geschichtlichen Nachrichten über die vorausgegangenen Oberhirten, wenn

auch nur skizzenhaft, eingetragen hat. Aus diesen Aufzeichnungen, welche von späteren Bischöfen fortgesetzt wurden, ersehen wir, daß Gundekar 126 Kirchen, größtenteils in seinem Sprengel gelegen, geweiht hat; ihre Namen sind für die Pfarrgeschichte von hoher Bedeutung.

In dem harten Ringen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, welches im Investiturstreite sich kundgab, stand Eichstätts Bischof Ulrich I. 1075—1099 auf Seite des Kaisers Heinrich IV., indem er auf dem Tage zu Worms 24. Januar 1076 mit 23 anderen Bischöfen das Absetzungsdekret des Papstes Gregor VII. unterzeichnete. Ob Eberhard I., der bald auf Seite des Kaisers, bald auf Seite des Papstes stand, die bischöfliche Weihe überhaupt erhalten hat, steht nicht sicher fest; er starb ferne von Eichstätt in Quedlinburg am 6. Januar 1112. Das Wormser Konkordat vom 23. September 1122, durch welches der Investiturstreit beigelegt wurde, äußerte sich bei der Erhebung Gebhards II. auf den Stuhl des hl. Willibald. Während bisher die Könige und Kaiser in unbeschränkter Weise die Eichstätter Bischöfe ernannt hatten, meistenteils aus der Zahl der Hofkapläne, wurde Gebhard II. aus dem Geschlechte der Grafen von Kreglingen-Dollnstein-Hirschberg zum ersten Male von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt 1125. Er und seine Brüder, die Grafen Ernest und Hartwig, gründeten im stillen Sulztale zwischen Berching und Beilngries das Benediktinerkloster Plankstetten 1129; dagegen konnte die Reform in Heidenheim, wo adelige Kanoniker ein lockeres Leben führten, nur durch Eingreifen des Papstes Eugen III. durchgeführt werden. Eine bedauernswerte Rolle spielte der altersschwache Burchard, welcher im Sommer 1153 seines Amtes entsetzt wurde — unwillkürlich erinnert dieser Mann „ohne Talent, ohne Tugend, ohne Geld“ an den späteren Bischof Kaspar von Seckendorf, welcher sich auf Betreiben Roms einen Administrator in der Person des Konrad von Gemmingen nehmen mußte 1593. Als treuer Anhänger der kaiserlichen Partei erwies sich Bischof Konrad I., dem Kaiser Friedrich I. auf Fürsprache seiner



Gemahlin Beatrix den Reichsort Rebdorf schenkte, woselbst ein Kloster nach der Regel des heiligen Augustin errichtet wurde 1159.[1])

Eine unglückliche Wahl berief den mit Podagra behafteten Egelolf auf den Stuhl des hl. Willibald; während 11 Jahren fand er nicht Zeit, die bischöfliche Weihe zu empfangen; am 1. Oktober 1182 legte er sein Amt nieder; unbekannt ist seine Herkunft, unbekannt ist auch sein Lebensende geblieben. An der Grenze des 12. Jahrhunderts steht die erhabene Gestalt des Bischofs Otto 1182—1195, welcher seine Hirtensorgfalt den Klöstern seines Stiftes, aber auch den Pfarreien zuwandte, indem er mehr als hundert Kirchen einweihte oder reconciliierte. Mit der Wiedergabe der Ortsnamen dieser Kirchenweihen schließt die erste Lieferung des Regestenwerkes ab; vorstehende Zeilen sollen dazu dienen, die Freunde Eichstätter Geschichte auf die wertvolle Publikation von Dr. Heidingsfelder, nunmehr Lyzealprofessor in Regensburg, aufmerksam zu machen. Die zweite Lieferung befindet sich, wie wir hören, schon unter dem Druck.

Greding. Hirschmann.

1) Es ist zu bedauern, daß die Geschichte dieses bedeutsamen Klosters, das durch Kilian Leib, Münch, Stein, Strauß in der literarischen, Welt einen guten Klang erhalten hat, noch nicht bearbeitet worden ist. Beiträge hat jüngst Dr. Jos. Hollweck im Sammelblatte des Historischen Vereins Eichstätt, 29. Jahrg. 1914, Eichstätt 1915, S. 47—64 geliefert. Die Angabe, daß Barbarossa und seine zweite Gemahlin Adelheid das Kloster Rebdorf gegründet haben, ist hinsichtlich des Namens Adelheid nicht richtig; denn von seiner ersten Gemahlin Adelheid wurde Friedrich I. im Jahre 1153 rechtskräftig geschieden, worauf er am 14. Mai 1156 sich mit Beatrix, der Tochter Reginolds, Grafen von Burgund, vermählte. Ottonis Gesta Friderici I. Imperatoris Schulausgabe p. 89, 124.

LXXXIII.

Griechische, bulgarische und russische Kirche.

Von Anton Baumstark.

Es ist ein Verhängnis des christlichen Orients, daß völkische und kirchlich-religiöse Gegensätze in seinem Schoße sich gegenseitig verschärfen und vertiefen. Ein Überblick über die Entwicklung, welche die Verhältnisse des Ostens, die Stellung der Kirche zum Sprachen- und Nationalitätsproblem nehmen ließen, zeigte, wie die Tatsache geschichtlich zu begreifen ist. Sich ihrer zu erinnern, geben augenblicklich in besonderem Maße die griechisch-bulgarischen Beziehungen Veranlassung, deren zunehmende Besserung in so ungemein hohem Grade im Interesse Deutschlands und Österreichs und damit im Interesse einer baldigen Wiederkehr des europäischen Friedens gelegen ist.

Denn man verkenne es nicht! Wenn Venizelos und die Seinen das griechische Volk in den Kampf an der Seite des Vierverbandes dadurch hineinzudrängen sich bemühten, daß sie eine solche Stellungnahme als dem „bulgarischen Erbfeinde“ gegenüber geboten einführten, so entbehrte das nicht einer recht gefährlichen Zugkraft. Was aber diese Zugkraft bedingt, ist nicht sowohl die Erinnerung an 1913, die höchstens geeignet wäre, umgekehrt eine tiefe Verbitterung gegen Griechenland auf der bulgarischen Seite zu begründen, als vielmehr der alte kirchlich-nationale Gegensatz zwischen Griechentum und Bulgarentum. Schwerlich wird ohne eine



Ausgleichung dieses Gegensatzes eine bleibende Annäherung der beiden nationalen Staatsgebilde möglich sein. Muß nun eine solche Ausgleichung als eine Utopie erscheinen oder läge sie nicht schon vom kirchlichen Standpunkte aus im wohlverstandenen Interesse beider Teile?

Die Kirche war im byzantinischen Reiche derart zu einer Staatseinrichtung geworden, daß eine volle und unbedingte politische Selbständigkeit jenem Reiche gegenüber die rechtliche Unabhängigkeit vom „ökumenischen" Patriarchat Neuroms als notwendige Ergänzung auf dem kirchlichen Gebiete zu fordern schien und scheinen mußte. Zweimal ist denn auch im Mittelalter jene Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche ausdrücklich und feierlich von Byzanz zugesichert worden: als Zar Peter (927—969) die Geschicke des älteren und als Zar Johann Asên II. (1218—1241) diejenigen des jüngeren bulgarischen Reiches lenkte. Gerade die politische Bedeutung des nichtgriechischen Nationalkirchentums mußte dann aber seit 1453 die neue politische Gewalt des Osmanenreiches zu einer demselben ungünstigen Haltung führen. Kirchliche Abhängigkeit möglichst aller ihrer christlichen Untertanen „orthodoxen" Bekenntnisses von Konstantinopel mußte der Hohen Pforte als eines der sichersten Mittel erscheinen, um auch politisch zentrifugale Strömungen unter denselben hintanzuhalten. Erneute Zentralisation der morgenländischen Orthodoxie unter griechischer Führung ist das für die Entwicklung der christlich-kirchlichen Dinge in der Türkei zunächst Bezeichnende gewesen. Den Druck derselben hat das Bulgarentum ungleich stärker empfunden als das Serbentum. Für das letztere hatte Stephan Duschan (1331—1355) noch 1340 das eigene Patriarchat von Ipek geschaffen. Dem bulgarischen Erzbischof von Tirnowo war eine auch nominell derjenigen der vier altchristlichen Patriarchen ebenbürtige Stellung nicht eingeräumt, sondern nur eine tatsächliche Freiheit von byzantinischer Obergewalt gewährleistet worden. Titelfragen sind aber im kirchlichen Leben des Orients allemal erheblich mehr als bloße Formfragen. Für den von

der Pforte als Haupt der gesamten „romäischen Nation" gewerteten ökumenischen Patriarchen, für die aus politischen Gründen das Griechentum begünstigende Pforte selbst bedeutete die Autokephalie des bulgarischen Erzbistums keine ernsthafte Beschränkung der eigenen Gewalt. Mehr und mehr trat das griechische Element in der von Rechts wegen bulgarischen Hierarchie in den Vordergrund, bis seit 1767 auch der letzte nationalbulgarische Bischofsstuhl mit einem Griechen besetzt war. Das bulgarische Volkstum drohte durch griechisches Kirchentum erstickt zu werden.

Gegen diese Sachlage richtete sich seit dem Jahre 1858 zunächst der Ansturm der nationalen Wiedergeburtsbewegung des 19. Jahrhunderts. Zu der Wiederherstellung eines staatlichen Eigendaseins des bulgarischen Volkes hat seine kirchliche Befreiung vom griechischen Drucke die Einleitung gebildet. Das ökumenische Patriarchat verharrte dabei der bulgarischen Bewegung gegenüber in einer schroff ablehnenden Haltung, die von vornherein in einem nicht zu verkennenden Kontraste mit den Tatsachen stand, daß es schon im Jahre 1589 durch die Konsekration ihres ersten Patriarchen die völlige Verselbständigung der russischen Kirche, im Jahre 1723 die Ersetzung des russischen Patriarchats durch das Regime des „allerheiligsten dirigierenden Synods" sanktioniert und seit 1850 sich auch mit der Unabhängigkeit der Staatskirche des neuen Königreichs Griechenland abgefunden hatte. Die Einsetzung selbst eines noch dem Fanar unterstehenden bulgarischen Erzbischofs konnte nur durch das strikte Geheiß der Pforte erzwungen werden. Die am Ostersonntag des Jahres 1860 erfolgte Lossagung des bulgarischen Elementes von der Obödienz des konstantinopolitanischen Stuhles sah sich vollends der Anerkennung verweigert. Als nach einem Jahrzehnt weiteren Kampfes die bulgarische Kirche im März 1870 ihre endgültige Organisation erhielt, an deren Spitze ein in Konstantinopel residierender Exarch trat, war es das einseitige Vorgehen der türkischen Staatsgewalt, was ihr dieselbe verlieh. Die tatsächliche Erhebung des ersten Exarchen



wurde durch den Patriarchen Anthimos VI. im September des zweitnächsten Jahres durch Verhängung des Anathems über ihn und seine Herde beantwortet. Auch nachdem man im Jahre 1879 der serbischen und im Jahre 1885 der rumänischen Kirche gegenüber sich zu dem Zugeständnis der Autokephalie herbeigelassen hatte, blieb das Verhältnis zur bulgarischen ungebessert. Ebenso wenig änderte die Anerkennung, welche diese seitens anderer autokephaler Teile der orthodoxen Welt erfuhr, etwas an dem Verdammungsurteil, das die erste Stelle jener Welt über sie gefällt hatte. Sie fuhr fort, als eine schismatische Empörerin gegen die Rechte des byzantinischen Stuhles gewertet zu werden.

Die Frage liegt nahe, was letzten Endes eine so unversöhnliche Stellungnahme des Fanars gerade und ausschließlich dem kirchlichen Selbständigkeitsverlangen des Bulgarentums gegenüber bedingt hat. Ein Zweifaches dürfte etwa von maßgeblicher Bedeutung gewesen sein.

Fürs erste konnte jenes Verlangen mindestens ursprünglich als ein berechtigtes im Sinne der alten Traditionen orientalischen Nationalkirchentums in der Tat nicht gelten. Rußland und Griechenland, Serbien und Rumänien forderten und erlangten die Unabhängigkeit ihrer Landeskirchen von Konstantinopel in ihrer Eigenschaft als selbständige staatliche Gebilde. Es war — das Wort in einem wesentlich anderen als in demjenigen Sinne verstanden, in welchem es von Cavour für die italienische Kirchenpolitik geprägt wurde, — das in der frühchristlichen Missionsentwicklung des Ostens grundgelegte, im Anschluß an das byzantinische Staatskirchentum zu seiner Vollreife gelangte Prinzip der freien Kirche im freien Staate, auf das hier überall die Forderung der Autokephalie sich aufbaute. Was mit der Erhebung dieser Forderung durch das bulgarische Bevölkerungselement des Osmanenreiches angestrebt, was durch die staatliche Erfüllung derselben geschaffen wurde, war etwas bisher auch in dem fast an alle möglichen Formen sonderkirchlicher Zerklüftung gewöhnten Orient schlechthin Unerhörtes: das Nebeneinander-



bestehen zweier autonomer kirchlicher Organismen desselben dogmatischen Bekenntnisses im Rahmen eines und desselben Staatsgebietes. Es war die Zerlegung der zur orthodoxen Staatskirche der europäischen Türkei und Kleinasiens gewordenen ehemaligen byzantinischen Reichskirche in zwei von einander unabhängige nationale Zweige. Wohl hat die weitere politische Entwicklung hinterher auch den freien bulgarischen Staat zur Wirklichkeit werden lassen, als dessen Korrelat eine freie bulgarische Kirche dem kirchenrechtlichen Empfinden früherer Jahrhunderte entsprach. Aber die schon bestehende kirchliche Organisation des bulgarischen Exarchats war doch weit davon entfernt, zu dem durch den Berliner Kongreß geschaffenen bulgarischen Nationalstaat sich so zu verhalten, wie die serbische, die rumänische, die hellenische Landeskirche sich zu dem entsprechenden politischen Gebilde verhielt. Selbst nach der Vereinigung Ostrumeliens mit dem alten Fürstentum Bulgarien, am Vorabend des ersten Balkankrieges, wohnten in dem jungen Königreiche noch nicht einmal volle drei Viertel der orthodoxen Christen des bulgarischen Exarchats. Vor allem lag nach wie vor der verfassungsmäßige Schwerpunkt des letzteren auf dem türkischen Staatsgebiete. Der bulgarische Exarch blieb, mochte er auch außerhalb des eigentlichen Stambul in Orta-Keui seine Zelte aufgeschlagen haben, nach wie vor der sogar lokale Rivale des ökumenischen Patriarchen.

Zum andern mag auch der Gegensatz zum abendländischen Katholizismus es dem Fanar erschwert haben, die kirchliche Unabhängigkeit des Bulgarentums anzuerkennen. Beidemale, als diese Unabhängigkeit im Mittelalter durchgesetzt wurde, war es das Papsttum gewesen, dessen Bundesgenossenschaft gegen Konstantinopel zuerst gesucht und erlangt wurde. Dem entsprechend hat auch wieder die antigriechische Erhebung des Jahres 1860 eine starke Bewegung zu Gunsten einer Union mit Rom ausgelöst. Ja, eine, wenn auch noch so bescheidene, unierte bulgarische Kommunität ist das dauernde Ergebnis jener Bewegung geblieben. Der Gedanke war



vom Standpunkte Konstantinopels aus nicht von der Hand zu weisen: es möchte die kirchenrechtliche Selbständigkeit für die bulgarische Orthodoxie nur ein Durchgangsstadium auf dem Wege nach Rom werden. In der Tat ist ja denn auch in jüngster Zeit von bulgarischer Seite neuerdings mit dem Unionsgedanken mindestens gespielt worden, ein Spiel, dessen man sich in keiner der übrigen autokephalen orthodoxen Kirchen der Gegenwart schuldig gemacht hat.

In welchem Lichte sollte nun augenblicklich das Problem des „bulgarischen Schismas" dem ökumenischen Patriarchate erscheinen, wenn dieses sich seinen geschichtlichen Traditionen gemäß als die Vormacht des Griechentums innerhalb der orthodoxen Welt empfindet?

Über das Eine müßte man sich wohl im Fanar klar geworden sein, daß man jede Hoffnung auf eine Rückkehr der bulgarischen Kirche unter die Oberhoheit des Stuhles von Neurom aufzugeben hat. Die Gefahr ihres Anschlusses an das Abendland erhöht man aber zweifellos nur, wenn man trotz dieser Sachlage an einer Kampfstellung ihr gegenüber festhält. Ist es doch unstreitig gerade der Gegensatz zu Konstantinopel gewesen, der dem erneuten Spiele mit dem Unionsgedanken Nahrung gab. Die Zahl der außerhalb der politischen Grenzen des Königreichs Bulgarien verbleibenden Gläubigen des Exarchats hat sich durch die Erweiterung jener Grenzen auf Kosten der Türkei aufs wesentlichste vermindert. Bulgarische Kirche und bulgarischer Staat sind in einem Maße durch den Lauf der Dinge einander angeglichen worden, daß die erstere nachgerade ebenso sehr politisch als völkisch bedingt erscheint. Eine weitere territoriale Vergrößerung Bulgariens steht bevor, wenn es nicht sogar richiger ist zu sagen, daß das siegreiche Vordringen der bulgarischen Armeen bereits die vollendete Tatsache derselben schaffe. Nur einem vollständigen Umschlag der Kriegslage zu Gunsten des Vierverbandes könnte es gelingen, Bulgarien wieder zu entreißen, was es heute nach Westen hin gewinnt. Tritt aber ein solcher Umschlag nicht ein, so wird aus den



furchtbaren Geburtswehen eines neuen Europa auch ein neues, den beiden mittelalterlichen Reichen ebenbürtiges Großbulgarien hervorgegangen sein, in dessen Rahmen die Erneuerung des bulgarischen Patriarchats die nächstliegende Form einer endgültigen Lösung der bulgarischen Kirchenfrage darstellen würde. In jedem Falle gehört schon heute das konstantinopolitanische Exarchat der Vergangenheit an. Die Schließung seines Klerikalseminars, die Einberufung der Zöglinge desselben nach Sofia, die persönliche Übersiedelung des Exarchen Joseph nach der Hauptstadt des Königreichs waren Wirkungen, welche bereits durch den unglücklichen Ausgang des zweiten verkürzten Erfolges des ersten Balkankrieges mit logischer Folgerichtigkeit reifen mußten. Eine wirkliche Reibungsfläche zwischen dem ökumenischen Patriarchate und der bulgarischen Kirche hat aufgehört zu existieren. Was es an Grenzfragen zwischen griechischem und bulgarischem Kirchentum noch zu bereinigen gilt, wird zwischen den beiden von vornherein sich ebenbürtig gegenüberstehenden Staatskirchen des hellenischen und des bulgarischen Königreichs, bezw. zwischen den Regierungen der beiden Königreiche zu bereinigen sein.

Daß über die hier in Betracht kommenden und in der Bevölkerungsmischung Mazedoniens, Thraziens und Altserbiens wurzelnden Schwierigkeiten bei beiderseitigem guten Willen sich wird hinwegkommen lassen, kann einem Zweifel nicht unterliegen, und daß ein guter Wille zunächst einmal auf bulgarischer Seite in weitgehendem Maße vorhanden ist, wird schon heute durch bezeichnende Tatsachen hinreichend bezeugt. Bereits hat ja im bulgarischen Okkupationsgebiet eine Wiedereröffnung griechischer Kirchen und Schulen stattgefunden, die hier unter serbischer Herrschaft geschlossen worden waren. Bulgarien geht mit einer derart versöhnlichen Haltung dem griechischen Kirchentume gegenüber den klaren Weg seines politischen Interesses, in dem eine Verständigung mit Griechenland heute im höchsten Grade gelegen ist. Aber auch die bulgarische Kirche hat von einer solchen Verständi-

gung nur zu gewinnen. Ein sicherer und von keiner Seite mehr angefochtener Besitzstand der als gleichberechtigt im Kreise ihrer orthodoxen Schwestern von jedermann anerkannten, würde nach Herstellung derselben für sie das Ergebnis der politischen Entwicklung von 1912—1916 sein.

Würde der Gewinn der bulgarischen einen Schaden für die griechische Seite bedeuten? — Noch kurze Monate vor dem Ausbruche des europäischen Krieges konnte in der gut bedienten Chronique des églises orientales der von den französischen Assumptionisten herausgegebenen Echos d'Orient das Wort geschrieben werden: „Il est vrai que la Bulgarie est sur le chemin de Constantinople!“ Es war wohl damals schon verspätet. Aber in den Tagen der glänzendsten Bulgarensiege des ersten Balkankrieges hat wohl in der Tat ernsthaft der Gedanke daran auftauchen können, daß Zar Ferdinand in Verwirklichung eines im 10. Jahrhundert von seinem großen Vorgänger Symeon gehegten hochfliegenden Planes in der dem christlichen Kult zurückgegebenen Hagia Sophia sich die Krone des wiederhergestellten byzantinischen Kaisertums aufs Haupt drücken würde. Und dieser Fall wäre unverkennbar für die Bedeutung des Griechentums im Rahmen der Orthodoxie verhängnisvoll gewesen, weil er mit jener Kaiserkrone unabwendbar auch das ökumenische Patriarchat an die bulgarische Nationalität hätte übergehen lassen. Aber Zukunftsbilder solcher Art liegen heute außerhalb jeder politischen Möglichkeit. Der bulgarisch-türkische Ausgleich ist noch vor dem bulgarisch-griechischen zustande gekommen. Das der Vollendung seiner territorialen Ausgestaltung entgegengehende Bulgarien und die Türkei stehen Schulter an Schulter in gleicher Waffenbrüderschaft an die europäischen Zentralmächte angeschlossen. Der erste Herrscher des dritten bulgarischen Zarenreiches ist heute der letzte, der den osmanischen Besitzstand am Goldenen Horn bedrohte. Wie schwer es überhaupt noch immer fallen dürfte, sich „auf dem Wege nach Konstantinopel“ in Bewegung zu setzen, hat das französisch-



englische Dardanellenunternehmen mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Die Entwicklung der Dinge seit dem Spätherbst 1914 hat eine Verjüngung der türkischen Macht in die Erscheinung treten lassen, angesichts deren es mehr als verfrüht wäre, den Einzug irgendwelcher christlichen Balkanmacht in den Mauern des alten Byzanz auch nur im entferntesten in Rechnung zu stellen. Konstantinopel ist heute als türkischer Besitz — man möchte sagen: — so gesichert wie je. Wiederum würde es des denkbar völligsten Umschwungs des Kriegsglückes bedürfen, wenn daran noch etwas sollte geändert werden können.

Dann aber wäre es nicht eine bulgarische, sondern eine russische Gefahr, der sich der erste Hierarchenstuhl der orthodoxen Welt hilflos ausgeliefert sehen würde.

Zu den schlechthin unbegreiflichsten Verirrungen kirchlicher Politik des christlichen Orients muß es gerechnet werden, daß im Namen der orthodoxen Sache nur zu sehr auch der Fanar sich dazu bereit gefunden hat, die Ziele Rußlands fördern zu helfen, das vielmehr schon längst als der eigentliche Todfeind der angestammten kirchlichen Bedeutung des Griechentums hätte erkannt werden müssen.

Wo immer griechische Sprache, griechisches Volkstum und griechische Kultur im kirchlichen Leben des orthodoxen Orients zurückgeworfen werden sollten, hat seit langem Rußland seine Hand im Spiele gehabt. Daß speziell die bulgarische Kirche von der russischen keineswegs als eine schismatische abgelehnt wurde, ist in diesem Zusammenhange kaum noch ausdrücklich zu erwähnen. Im höchsten Grade bemerkenswert ist es dagegen, wie sehr entsprechend in den beiden asiatischen Patriarchaten von Antiochia und Jerusalem die gegen die Herrschaft des Griechentums gerichteten, arabophonen Bestrebungen sich russischer Begünstigung gewiß sahen. Wenn im antiochenischen Patriarchate die Führung bereits dauernd an das arabisch redende einheimische Syrertum übergegangen ist, wenn in der „heiligen Sion, der Mutter aller Kirchen", der Streit des arabischen mit dem



griechischen Element nicht mehr zur Ruhe zu kommen vermag, so ist das wesenhaft das Werk russischen Einflusses. Man mag dabei über die Berechtigung der arabischen Bewegung, objektiv wie auch immer, urteilen, so viel steht natürlich außer Frage: daß vom Standpunkte des Griechentums aus ihre Förderung als ein in denkbar höchstem Grade unerwünschter Akt erscheinen muß. Dazu kommt die direkte russische Durchdringung an den beiden großen Pietätszentren der orthodoxen Frömmigkeit: in Palästina und auf dem Athos. Hier das gewaltige Russenkloster mit seinen Dependancen, dort die auf ihrer breiten Esplanade weithin sichtbar die Heilige Stadt beherrschenden Russenbauten im Norden Jerusalems, sie müßten vom griechischen Kirchentum empfunden werden, wie in Schillers „Tell" das Landvolk der Waldstätte die Zwingburgen der österreichischen Vögte empfindet. Tatsächlich hat es auch mindestens an einzelnen, namentlich in der orthodoxen Kirche Palästinas, von jeher nicht gefehlt, die sich der ganzen Schwere der russischen Gefahr bewußt waren. Schon im Winter 1904/05 hat mir im Gespräche einer der hervorragendsten Geistlichen des hierosolymitanischen Patriarchats seine Meinung dahin ausgesprochen, daß „wir" Griechen letzten Endes Deutsche, Franzosen, Engländer, selbst die bösen „Lateiner" insgesamt als Freunde zu betrachten vermögen, nur die Russen — nicht! *„Μόνον Ῥώσσους οὐ θέλομεν."*

Und nun denke man sich einmal den Fall eines Einzugs dieser Russen als Herrn in Konstantinopel. Welches würde seine Folge für das ökumenische Patriarchat sein? — Nur zweierlei läge im Bereiche der Möglichkeit. Entweder würde sich auch der Thron der angeblichen Nachfolger des „erstberufenen" Apostels Andreas unter die Laienbureaukratie des Heiligen Synods gebeugt sehen, herabgedrückt auf die Stufe irgendwelches anderen Metropolitansitzes im weiten moskowitischen Reiche, oder der seit geraumer Zeit die Geister beschäftigende Gedanke einer Wiederherstellung der Patriarchalverfassung der russischen Kirche würde dahin seine Verwirk-



lichung erfahren, daß die „befreite" Stadt des großen Konstantin der Sitz des neuen Patriarchats, die Hagia Sophia Justinians seine Kathedrale zu werden hätte. Das ökumenische Patriarchat würde im letzteren Falle allerdings an die Spitze der russischen Reichskirche treten, wie es einst an der Spitze der byzantinischen Reichskirche gestanden war. Aber es würde natürlich zu einer national-russischen Institution werden. Selbst aus der weitaus mächtigsten seiner kirchlichen Positionen geworfen, würde das Griechentum alsdann auch des arabophonen Ansturms sich nirgends mehr zu erwehren vermögen. Die Orthodoxie würde nördlich des Ägäischen und des Schwarzen Meeres völlig zu einer Sache slavischer, längs den Küsten des südöstlichen Mittelmeeres zu einer Sache arabischer Sprache und Kultur. Den angestammten griechischen Charakter würde nur die Landeskirche des hellenischen Königreichs bewahren.

Zu dem vielen, um das es in dem titanischen Völkerringen unserer Tage geht, gehört auch dies: Sein oder Nichtsein des Griechentums als einer kirchlichen Macht außerhalb der politischen Grenzen des Hellenenstaates. Indem es zwischen der Türkei und den Zentralmächten die Lücke der gewaltigsten Kampffront aller Jahrhunderte schließend in den Weltkrieg eintrat, hat Bulgarien sich auf diejenige Seite gestellt, deren Sieg die Erhaltung einer solchen kirchlichen Machtstellung griechischer Sprache und griechischen Blutes bedeuten muß. Am Untergange derselben mitzuarbeiten, ist, was diejenigen Griechenland ansinnen, die es zum Losschlagen auf der Seite unserer Feinde oder doch zu einer wenn auch mehr passiven Unterstützung derselben drängen möchten.

LXXXIV.

Rafaels Cäcilienbild und dessen harmonische Deutung.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München.

Die fromme Bologneserin Elena Duglioli Dall'Olio stiftete auf eine Privatoffenbarung im Oktober 1513 hin eine Kapelle in der Kirche ihrer Vaterstadt San Giovanni in Monte. Für dieselbe übernahm der mit ihrem Verwandten, dem Kardinal Lorenzo Pucci, befreundete Malerfürst Rafael ein Altarbild, dessen erster Entwurf in einem Stich von Marcantonio Raimondi uns vorliegt. Der Meister ist über diese Skizze weit hinausgegangen durch psychologische Vertiefung und künstlerische Verfeinerung. Der eigentliche Gegenstand der Darstellung ist durch den hochwürdigsten Herrn Bischof von Rottenburg Dr. Paul Wilhelm von Keppler[1]) einer eingehenden Besprechung unterzogen und in lichtvoller Weise geklärt und vor allem einheitlich erklärt worden, wenn auch noch nicht in abschließender Weise. Eine originelle und nicht nur ästhetisch, sondern auch historisch-psychologisch bezw. liturgisch wohl begründete, ja wegen ihrer allseitigen Harmonie durchaus befriedigende Auslegung hat ein Musiker ex professo, der früher mit der Leitung des Rottenburger Domkirchenchors betraute, nunmehrige Stadtpfarrer von Wiesensteig in der Schwäbischen Alb, Dr. Roth, ausgedacht und auf persönlichen Wunsch seines ehemaligen akademischen Lehrers und gegenwärtigen Bischofs von Keppler im Organ des Rottenburger Diözesankunstvereins[2]) unter dem Titel „Die hl. Cäcilia von Rafael" veröffentlicht. Diese gehalt-

1) Aus Kunst und Leben, Freiburg 1905, S. 27: II. Gedanken über Raffaels Cäcilia. — Das Bild ist als Titelblatt dem ganzen Werke vorangestellt.

2) Archiv für christliche Kunst, 1915 (Verlag: Deutsches Volksblatt in Stuttgart), Nr. 2, S. 29—32.



volle Studie verdient einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu werden, schon wegen ihrer aktuellen pädagogischen Bedeutung in der gegenwärtigen Zeit des Weltkrieges.

Zur Einführung haben wir zunächst eine kurze Orientierung zu geben über die äußere Darstellung der Szene: In malerischer Gruppierung erscheint, umrahmt von vier anderen Heiligen — mit nur leise angedeutetem landschaftlichen Hintergrund, um die Aufmerksamkeit nicht von den lebensvollen Personen abzulenken —, die hl. Cäcilia in ruhevoller, himmlisch verklärter Haltung, angetan mit golddurchwirktem Festgewand. Sie blickt empor zu einer von einer Wolkenschicht umhüllten Gruppe singender Engel. In beiden Händen hält sie leicht eine kleine Orgel nach abwärts, so daß dieselbe jeden Augenblick zu Boden fallen kann zu den übrigen daselbst zerstreut umherliegenden Instrumenten. Sämtliche Musikinstrumente sind mehr oder minder schadhaft. Aus der Orgel haben sich bereits ein paar Pfeifen gelöst, an der Geige sind vollends alle Saiten zersprungen, an einer Pauke das Fell durchlöchert. Sie alle haben allem Anschein nach ausgespielt. Die Heilige selbst beachtet sie nicht weiter, sondern ist ganz Auge und Ohr für die Vision der aus den Wolken herabdringenden Harmonie des Gesanges der reinen Himmelsgeister. Zur Rechten der Heiligen, links vom Standpunkt des Beschauers, stehen die beiden Apostel Paulus und Johannes, leicht erkennbar an ihrer typischen Gestalt und deren Beigaben: Paulus voll kraftvoller Gedrungenheit und in tiefes Nachdenken versunken, die Augen niedergeschlagen, das Haupt auf den Ellenbogen der in den Bart greifenden rechten Hand gestützt, während darunter die Linke eine zusammengefaltete Papierrolle hält und den Schwertknauf erfaßt. Johannes mit seinem Sinnbild des Adlers auf geschlossenem Buch tritt zwischen St. Paulus und St. Cäcilia bescheiden etwas zurück, so daß man nicht viel mehr sieht als das Brustbild mit dem träumerischen, zarten Antlitz, welches er seinem Gegenstück auf der anderen Seite der Hauptheiligen zukehrt. Auf der linken, vom Beschauer aus



rechten Seite steht, dieser zunächst, gleichfalls etwas zurück, gegenüber dem Liebesjünger des Herrn, ein heiliger Bischof mit bereits gelichtetem Haupthaar; ein Knäbchen in der Rundung seines Stabes verrät ihn als den großen Kirchenlehrer Augustinus, den tiefsinnigen Erforscher des höchsten Glaubensgeheimnisses des dreipersönlichen göttlichen Innenlebens, dessen verborgene Tiefen für das enge Verstandesgrübchen des menschlichen Gehirns so unausschöpfbar sind, wie das von einem Knäbchen am Meeresstrand in ein Sandgrübchen daneben einzufassen versuchte Weltmeer. Nach außen schließt diese Seitengruppe ab die mit ihrer Vollgestalt dem Beschauer zugewandte, mit beiden Händen ihr Alabastergefäß zur Salbung festhaltende und herbeitragende heilige Magdalena.

Aus dem Tagebuch des Paris de' Grassi[1]), eines Zeitgenossen des Bestellers, des Kardinals Pucci, haben Crowe und Cavalcaselle[2]) die Notiz ausgegraben, der genannte Kardinal habe in seinen musikalischen Nöten wegen seines schlechten Singens sich um die Gunst der Patronin der Kirchenmusik beworben und ihr die vier Heiligen seiner Titelkirche beigesellt. Diese Erklärung empfiehlt sich scheinbar wegen ihrer historischen Nüchternheit; nur schade, daß jene Notiz auf bloßer Vermutung beruht und die Beziehung auf die Titularheiligen sogar direkt falsch ist; denn diese waren ganz andere, nämlich die Quatuor Coronati, deren Gedächtnis in der Oktav von Allerheiligen begangen wird. Bischof v. Keppler (37 ff.) hat deshalb diese allzu platte Auffassung ebenso entschieden zurückgewiesen, wie die umgekehrt zu doktrinäre Exegese des Italieners Giovanni Franciosi, die Hauptfigur sei der Typus der durch das Christentum wiedergeborenen Kunst überhaupt und die Nebenfiguren die Personifikationen der Hauptbedingungen der Kunst: Schönheitssinn und Wissenschaft, Glaube und Liebe;

1) Diarium III, 161, 713, 745.

2) Raffael II, 301 f.



sogar den Gürtel der hl. Cäcilia bezieht diese gekünstelte Allegorese auf den Schmerz als Quelle der Schönheit der Kunst!

Ein gesunder Kern steckt hingegen in der Auslegung Karl Justi's[1]: Cäcilia, welche den irdischen mit dem himmlischen Bräutigam vertauscht hat, repräsentiert die überirdisch verklärte, himmlische Liebe, im Verein mit den vier heroischen Liebesheiligen: Magdalena, die „viel geliebt hat“ (Luk. 7, 47), Augustinus, der den unaufhaltsamen Drang des Herzens zu seinem göttlichen Urgrund und Endziel bekannt hat, Johannes, dem charakteristischen „Liebesjünger“, und Paulus, dem Verkündiger des tiefgründigsten Liebeshymnus (1. Kor. 13). Nur fehlt hier noch die naturgemäße Beziehung der Musik zur Liebe; eine solche besteht vielmehr zur Freude. Diesem Mangel sucht Bischof von Keppler (40 ff.; vgl. 34) abzuhelfen durch engeren Anschluß an den himmlischen Gesang des Engelchores und dessen Kontrast, die verstummten und unbeachtet am Boden liegenden irdischen Musikinstrumente: Cäcilia hat mit ihrem Verzicht auf die weltlichen Hochzeitsfreuden die rauschende irdische Musik von sich gewiesen, um „als Patronin der heiligen Musik“ deren Triumph zu feiern, „daß sie aus den Disharmonien der Welt und des Lebens heraus auf eine Höhe erhebt, von der man . . . an der Pforte des Himmels ewigen Harmonien lauschen kann“ (42), dem Gesang der reinen Himmelsgeister aus höheren Sphären. Die vier Nebenheiligen erscheinen als die Vertreter der verschiedenen Geschlechter und Altersstufen, sowie der Hauptvorstufen der himmlischen Liebe: der Buße (Magdalena), der Wissenschaft (Augustinus), des Glaubens (Paulus) und der auf Erden vollendeten Liebe (Johannes). Sie fügen sich nebst der Hauptrepräsentantin der Unschuld (Cäcilia) der einen beherrschenden Idee des Ganzen ein: „Die Glorie des Himmels ist die vollkommene Musik und Harmonie, welche alles Sehnen und Ahnen des Menschenherzens stillt und

1) Zeitschrift für christliche Kunst, 1914, S. 129 ff.

erfüllt, die Unschuld, die Buße, die Liebe, den Glauben, das Wissen krönt“ (40), indem sie „der Buße bittere Nöten und herbes Leben in Freuden endet, den Glauben in Schauen verwandelt, die Liebe vollendet und ans Ziel führt, das Stückwerk menschlichen Wissens zu lichtreichster Klarheit ergänzt, der Unschuld die den reinen Herzen verheißene Seligkeit vermittelt“ (43).

An dieser der formell einheitlichen und inhaltlich harmonischen Intuition des Meisters bisher am besten entsprechenden Interpretation hat Stadtpfarrer Dr. Roth noch eine Feinheit herausgearbeitet, welche als dankenswerte Ergänzung und Vollendung zu begrüßen ist. Er hat sich liebevoll hineinversetzt in das Milieu des Künstlers, in das Hauptfeld seines schaffensfreudigen Wirkens, die Hauptstadt der katholischen Christenheit, und in die nächstliegenden Anregungen von dieser Seite. Als Rafael seinen Auftrag erhielt, mußte er unwillkürlich denken an die erhebende Feier des St. Cäcilienfestes in Rom, wo er im Dienste des päpstlichen Hofes stand, und wo gerade die vornehme Welt mit freudigem Stolz in der hl. Cäcilia ihre erhabene Mitbürgerin und Standesgenossin verehrte und scharenweise am 22. November in die ihr geweihte Kirche strömte, um dort den schwellenden Akkorden der Orgel zu lauschen, welche das Vorspiel zur feierlichen Vesper begann mit der Melodie der ersten Antiphon. In dieser liegt das Leitmotiv der überirdischen Lebensweihe der Heiligen ausgedrückt: Cantantibus organis Caecilia virgo in corde suo soli Deo decantabat dicens: Fiat, Domine, cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar. Das Geheimnis dieser heroischen Selbsthingabe findet seine Erklärung im Responsorium der 4. Lektion in der Matutin, der eigentlichen Festlektion: Cilicio Caecilia membra domabat. Deum gemitibus exorabat (31). Welch’ packende Kontrastwirkung: Draußen und drunten im irdischen Jammertal lärmende weltliche Hochzeitsmusik, drinnen im Herzen der reinen Jungfrau stille Sammlung in der vergeistigten himmlischen Musik

des Gebetes vor Gott, in dem einzigen aufrichtigen Verlangen, Christus ausschließlich sich hinzugeben und keinerlei Befleckung der ihm geweihten vollkommensten Herzensreinheit vonseiten der Welt zu dulden. Zu diesem Zwecke ist die Heilige entschlossen, das schwache Fleisch zu kräftigen mittelst geistiger Stählung durch Bußwerke, worauf der Bußgürtel an ihrem zarten Leibe hindeutet. Unschuld und Buße wetteifern hier im Ringen um die himmlische Palme. Droben winkt bereits selige Vollendung in der Himmelsharmonie der Engelchöre.

Den sprechendsten Kommentar bildet die Heiligenlegende, speziell das Martyrologium: Die edle Römerin weist standhaft zurück den von ihren Eltern ihr aufgedrängten fleischlichen Ehebund mit Valerian. Sie hat sich bereits vermählt auf ewig mit dem himmlischen Bräutigam Christus, dem „liebevollsten — er hat für sie sein Leben gelassen —, dem schönsten — sein Angesicht leuchtet wie die Sonne und seine Kleider sind weiß wie Schnee —, dem reichsten — er hat alles Gold und Silber der Erde, alle Schätze und Genüsse der Himmel erschaffen —, dem unsterblichen, dem sie bekennen muß: dem Gott des Himmels und der Erde gehört Leib und Seele. Wie könnte ich einem Menschen meine Liebe schenken?“ Zu ihm betet sie „in Bedrängnis, in inbrünstigem Flehen“ um „Standhaftigkeit in der Jungfräulichkeit. — Ihr Gebet wird zu tiefinnerem Gesang — in Ekstase, in Vision ... Selige, himmlische Wonne durchstrahlt sie“. In diesem Zusammenhang schärft sich der Blick des Beschauers bei der Betrachtung der verklärten Gestalt, sowie der Szenerie über und unter ihr: Das golddurchwirkte Gewand ist ihr Hochzeitskleid, welches dem höheren Zweck der himmlischen Liebe dient. Sämtliche unbrauchbar gemachten Instrumente: die Orgel, die sie wegwerfend zu Boden gleiten läßt, und die bereits auf dem Boden durcheinanderliegenden Instrumente einer weichlichen und wilden weltlichen Musik, Flöte, Tamburin usw., welche die Heilige gleichsam mit




Füßen tritt, sind Hochzeitsinstrumente, die mit der Verwerfung der irdischen Hochzeit gleichfalls weggeworfen worden sind (29), um überreichen Ersatz zu finden durch den himmlischen Hochzeitsgesang, durch „jenes Lied, das nach der geheimen Offenbarung des hl. Johannes 14,3 ff. nur die Jungfräulichen singen und sonst niemand singen kann" (30/1). Die „immerhin etwas materiellen" Instrumente der Engel im ersten Entwurf hat Rafael endgültig weggelassen. An ihre Stelle ist getreten „die geistigste und reinste Art der Musik, der Gesang. Auch in der Kirche ist das Ideal Vokalmusik: Choral ohne Begleitung und mehrstimmiger Gesang nach Art der päpstlichen Kapelle, à la Palestrina. Dieser ‚princeps musicae', der im Petersdom zu Rom begraben liegt, gebraucht ... niemals einen selbständig auftretenden Vierklang — ein Bild der menschlicheu Unruhe und Unbeständigkeit", der deshalb „in der weltlichen Musik mehr seine Triumphe feiert" —, sondern „nur den Dreiklang, das Bild des dreieinigen Gottes; die große Terz im Dreiklang sinnbildet Christus in der Freude, die kleine ... in der Passion. — Beim Anhören der sechsstimmigen, berühmten Missa in honorem Papae Marcelli rief Papst Pius IV. aus: ‚Das sind die Klänge, die der hl. Johannes in der geheimen Offenbarung im Himmel hörte, und die uns ein anderer Johannes (Giovanni da Palestrina) auf Erden nachgesungen hat'" (31).

Aus der kirchlichen und speziell römischen Meßliturgie ist Dr. Roth auch „plötzlich aufgesprungen" seine neue, auch für Rafael persönlich naheliegende Erklärung der vier die hl. Cäcilia umgebenden Heiligen. Wir geben ihm selbst das Wort: „Im ‚Pastor bonus' [1]) steht mit Berufung auf die Summa des hl. Thomas und auf Jungmann (Theorie der geistlichen Beredsamkeit): ‚Die Buße ist die zweite Unschuld; daher betet die Kirche zu Gott, dem Wiederhersteller und Liebhaber

1) 27. Jahrg., 4. Heft vom 1. Januar 1915, Trier, Paulinusdruckerei.

der Unschuld: Deus, innocentiae restitutor et amator (oratio super populum in feria 4. post Dom. 2. Quadrag.)'. Ich schlage nach im Meßbuch und finde am Kopfe dieser Fastenmesse: Statio ad sanctam Caeciliam. Das Stationsfest ist also an diesem Tage der heiligen Fastenzeit seit schon langer Zeit in Rom in der Kirche der hl. Cäcilia als Stationskirche. Wie nun die Kirche die hl. Cäcilia" hier „für ihre Gläubigen um ihre Fürsprache für die Gnade der doppelten Unschuld anruft, so lag es" dem Besteller wie dem Hersteller des Gemäldes „nahe, diesen doppelten Gesichtspunkt auch auf das neue Altarbild für die Kapelle in Bologna zu übertragen" (30).

Die in der Hauptfigur so innig verbundene Unschuld, welche die hl. Cäcilia „auch im Kanon der hl. Messe (nach der hl. Wandlung) und in der Allerheiligenlitanei der hl. Jungfrau Agnes" unmittelbar an die Seite stellt (31), und Buße verteilt sich als Thema der künstlerischen Darstellung auf je ein Paar der sie umrahmenden Heiligen. „Auf der kirchlich bevorzugten, der Evangelienseite, stehen zwei Vertreter der unbefleckten Reinheit, St. Paulus und St. Johannes." Letzterer, „‚der jungfräuliche Apostel', steht selbst wieder der Jungfrau Cäcilia zunächst. St. Paulus denkt nach über die inneren Kämpfe zur Bewahrung der hl. Reinheit" gegen den „Stachel des Fleisches" (2. Kor. 12, 7); darin bestärkt sein „hohes Lied der Jungfräulichkeit" (1. Kor. 7, 7 ff., bes. 38). Die zusammengefalteten Blätter in seiner Hand deuten somit auf die beiden Korintherbriefe hin[1]).

---

1) Auch an Eph. 4, 5. 6 ließe wenigstens nebenbei die Legende denken, wonach dem Gemahl der hl. Cäcilia derselbe hl. Paulus erschienen ist, ein Buch mit goldenen Buchstaben in der Hand woraus er Valerian ablesen läßt: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe: ein Gott, Vater aller Dinge, der über allem und in allem ist." Der noch heidnische Jüngling unterzieht sich hierauf unverzüglich der vollkommenen Herzensreinigung in der Taufe, deren Empfang alle Wirkungen der Buße in sich schließt. (Vgl. Georg Ott, Die ersten Christen ober und unter der Erde, 3. Aufl., Regensburg 1880, S. 95).

„Auf der kirchlich linken, der Epistelseite, stehen die zwei Vertreter der aus der Buße entsproßten, der wiedererworbenen Reinheit, St. Augustinus und die hl. Magdalena. St. Magdalena schaut auf die Beter herab und spricht ihnen Mut zu. Durch das leise Zwiegespräch, das St. Augustinus und St. Johannes[1]) miteinander führen, sind die beiden Paare äußerlich und durch die gemeinsame Reinheitsidee sind sie innerlich untereinander und mit der hl. Cäcilia verbunden. Die vier flankierenden Heiligen streben alle in ihrer Haltung gegen Cäcilia hin", in welcher sich in „besonderer Weise bewahrheitet das Heilandswort: Selig, die ein reines Herz haben, sie werden Gott anschauen (30). — So ist eine ... dem 16. Jahrhundert geläufige Idee zur Darstellnng gebracht, Rafael ist Maler der Jungfräulichkeit (31)".

Wir tragen kein Bedenken, Dr. Roth's scharfsinniger und ebenso einheitlicher wie allseitiger Lösung des Rafael'schen Cäcilienproblems zuzustimmen, nmso weniger als die geistige Befruchtung durch die kirchliche Liturgie dem tiefreligiösen künstlerischen Genius eines Rafael unzweifelhaft nahe liegt. Seine prächtige Farbenkomposition färbt auch geistig ab auf die Zeitbedürfnisse der Gegenwart im Weltkrieg. Wieviele werden durch die Kriegsnöten gezwungen, auch auf die erlaubten fleischlichen Genüsse eines irdischen Ehebundes zu verzichteu! Möchten sie doch die ideale Schöpfung des christlichen Malerfürsten recht lebendig sich vor Augen halten, um daraus Trost und Kraft zu schöpfen, wenn es für sie gilt, aus der Not eine Tugend zu machen und aus dem niedrigen sinnlichen Standpunkt eines irdischen Genußlebens auf den höheren, vergeistigten überirdischer, himmlischer Weihe und Wonne sich zu erheben! In kritischen Zeiten nimmt Gott der Herr nicht mehr mit einem halben, zwischen ihm und der Welt geteilten Dienste vorlieb, verleiht aber auch

1) Die einander ebenbürtigen tiefgründigsten Theologen des apostolischen und patristischen Zeitalters.



durch seine allmächtige Gnadenkraft der Seele Adlerschwingen, so daß hier im vollkommensten Sinne „der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken". Es ist keine krankhafte, hysterische Vision, welche die heilige Jungfrau Cäcilia verklärt und ihr heroischen Mut und himmlische Stärke verleiht zum Martyrium für das höchste übernatürliche Geistesideal vollkommener Jungfräulichkeit; es ist vielmehr die tatkräftige Erprobung der alles überwindenden Gotteskraft des wahren Evangeliums vom Welterlöser, welches die vertrauensvoll seiner Führung unter dem Banner der Kreuzesreligion sich überlassenden Seelen mit einer Großmut belohnt, die alles menschliche Denken und Fühlen übersteigt und die schroffsten Dissonanzen des Erdenlebens auflöst in die Harmonie himmlischer Heiligkeit und Herrlichkeit. Diese wirft ihre beglückenden Strahlen schon voraus auf die Vorstufe der irdischen Prüfungszeit und bringt Menschen und Völkern den wahren Weltfrieden, den ihnen keine Weltmacht und kein teufliches Trugwerk rauben kann — wirkliche, fortwährende Harmonie zwischen Leib und Geist, Natur und Übernatur, vergänglicher Welt des Diesseits und unvergänglicher Überwelt im Jenseits.

LXXXV.

Aus der vergleichenden Religionswissenschaft.

Im Jahre 1906 erschien eine umfangreiche Schrift von Frh. v. Ow über Hom. Wohl dem Umstande, daß das Werk von den Gesichten der Anna Katharina Emmerich seinen Ausgangspunkt nahm, war es zuzuschreiben, daß es vielfach selbst in katholischen Kreisen ohne ausreichende Prüfung in Bausch und Bogen abgelehnt wurde. Allein nicht nur erstand dem Autor in den Laacher Stimmen (1908, 433—40) in dem durch seine Sanskritstudien bekannten Jesuitenpater Hegglin in Bombay (Indien) ein warmer Verteidiger seines Grundgedankens, sondern auch der Orientalist Otto Weber, sowie Forscher wie Sven Hedin und Carpenter (Oxford) fanden wissenschaftlich beachtenswerte Einzelergebnisse in diesem Buche. Deshalb entschloß sich der Verfasser, der sich von seiner Arbeit neue Gesichtspunkte für die vergleichende Religionswissenschaft verspricht, die Grundgedanken seines Werkes in kürzerer, vielfach wesentlich verbesserter Form[1]) neu vorzuführen.

Der Autor bemerkt in seiner neuen Schrift, daß er den Aufzeichnungen der Anna Katharina Emmerich als solchen keinerlei wissenschaftlichen Beweiswert beimißt, sondern diese Aufzeichnungen nur insoweit herangezogen hat, als sie sich auf einen alt-arischen Gott Hom beziehen und damit dem Verfasser die erste Anregung zu Nachforschungen in den Urkunden der indischen und iranischen Altertumswissenschaft gegeben haben. In dieser vernünftigen Einschränkung wird Niemand den Ausgangspunkt des Autors beanstanden können. Görres nannte das Bild der Kath. Emmerich von

1) Brahma — Wodan. Indogermanische Zusammenhänge. Von A. Freiherrn von Ow. 8°. 79 S. Regensburg 1915 Manz 1,50 ℳ.

der noachitischen Zeit, in welchem die Gestalt Homs auftaucht, „das wunderbarste, reichste, umfassendste, tiefsinnigste und ergreifendste Gesicht, das sich irgendje vor dem anschauenden Sinne entrollt hat“. Nun klagt zwar Görres selbst, daß bei der Wissenschaft seiner Zeit schon die bloße Erwähnung seiner „Mystik“ „tierisches Heulen, Schnalzen, Fauchen und Zischen erwecke“. Allein in unserer Zeit, wo seit William James ein neuer Forschungszweig sich gebildet hat, welcher Gesichte, Ahnungen, Träume als Spuren des Hineinleuchtens eines Unterschwellenbewußtseins in unser regelmäßiges Bewußtsein, als momentanes Sichöffnen einer Spalte in der sonst verschlossenen Türe zu einem psychischen Doppelreiche erklären und damit erst das Quellgebiet der Religion erschließen will, verdienen Görres und Brentano mit ihren Werken jedenfalls weit mehr Beachtung als die oft abstrusen Materialiensammlungen moderner Religionspsychologen. Haben Männer wie Sailer und Haneberg, zwischen dem zweifellos rätselhaften psychischen Tatbestande und seiner Formulierung durch den mit überragendem Wissen ausgestatteten Dichter wohl unterscheidend, den Aufzeichnungen Clemens Brentanos ihr Interesse zugewandt, so war es so wunderlich nicht, wenn der Verfasser in jahrelangen Studien sich auf die Suche begab, um den Spuren der in diesen Aufzeichnungen so merkwürdigen Gestalt des Hom in der wirklichen Geschichte nachzugehen. Daß diese Nachforschung ohne Ergebnis gewesen sei, werden heute auch jene nicht mehr behaupten, welche gegen die Methode und auch gegen die prinzipielle Geschichtsauffassung des Verfassers scharfe Angriffe gerichtet haben. Wie die Gestalt Dsemschids, welche ebenfalls in den Aufzeichnungen Brentanos eine Rolle spielt, sich als historische Patriarchenfigur des iranischen Volkes erwiesen hat, so dürfte nach dem Urteile Hegglins es dem Verfasser gelungen sein, die Existenz Homs als eine nicht leicht wegzuleugnende zu erweisen. Darin werden auch solche ein beachtenswertes wissenschaftliches Resultat erblicken können, welche den Namen Hom bei Brentano weder auf Privat-



offenbarung noch in modernem Sinne auf Einstrahlung eines jenseitigen Bewußtseinslichtes, sondern auf die religionsgeschichtliche Routine Brentanos zurückzuführen geneigt wären.

Ausgehend von der Tatsache, daß auch einer der Altmeister der indischen Altertumskunde, Christian Lassen, es für wahrscheinlich hielt, daß religiöse Streitigkeiten es waren, weshalb die iranische Völkerschaft in die Perser und Inder sich spaltete, und daß auch Gelehrte wie Windischmann auf die Identität des persischen Haoma mit dem Somakult der Inder hinwiesen, sucht der Verfasser zu beweisen, daß dieser Kult zu einer Zeit entstanden sein müsse, da die Indoperser noch nicht getrennt waren. Mit Döllinger hält der Verfasser Hom nicht für ein bloßes Trankopfer, sondern für eine Persönlichkeit der Vorzeit, welche in der Erinnerung der Iranier fortlebte. Dieselbe habe die Homlehre an Stelle des Monotheismus gesetzt. Etwas kühn ist ja die Identifikation dieser Persönlichkeit mit Brentanos Kindlein in der Bastmulde der Arche. Allein das ist unseres Erachtens auch nicht das Wesentliche an der Position des Verfassers. Auch das ist nicht wesentlich, ob man der Wanderungshypothese des Verfassers in Bezug auf die Übertragung des Homtypus auf die Götterwelt der Inder, Mongolen, Chinesen, Westasiaten, Griechen und Römer, die nordischen Nationen und die eingeborenen Stämme Afrikas und Amerikas überall wird beipflichten wollen. Auf den meisten dieser Punkte wird namentlich die philologische Einzelforschung ein letztes entscheidendes Wort zu sprechen haben, und die neue Schrift des Verfassers ist von diesem anfechtbaren Detail zudem sehr entlastet. Daß die Wanderungshypothese in dem Sinne, daß bei allen genannten Völkern die Hauptgöttertypen lediglich nationale Repräsentanten des in mythischer Erinnerung fortlebenden Hom sind, plausibel sei, wären wir nach dem heutigen Stande der vergleichenden Religionswissenschaft, wo noch fast alles im Dunklen liegt, ebensowenig geneigt zu behaupten als zu bestreiten. Aber daß der Verfasser eine ganze Reihe sehr einleuchtender Beziehungen und starker



Ähnlichkeiten zum erstenmale aufgezeigt oder doch neu gefunden hat, wird man mit dem Orientalisten O. Weber ihm zugestehen müssen, und gar häufig findet man ihn mit seinen Hypothesen in bester Gesellschaft älterer und neuerer Autoritäten. So z. B. wenn E. Naumann frägt: „Ist es nicht der Aufmerksamkeit wert, daß die Amerikaner einen Votan besaßen, der mit dem Wod oder Odin der gotischen und keltischen Völker identisch zu sein scheint, und daß der Name dieses Wotan in Indien, in Skandinavien und Mexiko Verwendung fand, um einen gewissen Tag, den Mittwoch, zu bezeichnen?" Wenn nun Naumann daraus den Schluß zieht, daß die gleiche Veranlagung des Menschengeistes sogar bis auf die Namen zur gleichen Mythenbildung geführt habe, weil die Annahme einer gemeinsamen Quelle der Überlieferung bei räumlich so weit geschiedenen Völkern unmöglich sei, so wüßten wir nicht, inwiefern der gegenwärtige Stand der Wissenschaft hindern sollte, im Gegensatz hiezu mit Freiherrn v. Ow darauf hinzuweisen, daß zur Zeit des Nomadentums und des Jägerlebens Völker in kurzer Zeit ungeheure Landstriche durchzogen, wie die Jungfräulichkeit des Bodens es gestattete, und daß Amerika schon frühzeitig von Asien her bevölkert war, daß es also nicht verwunderlich sei, wenn man bei den Tolteken in Mexiko einen Gott Votan finde, der die gleichen Merkmale eines vergötterten Weisen der Vorzeit an sich trage wie der germanische Wodan.

Ohne auf etymologischem Gebiete dem Rechte und Werte der exakten Forschung auch nur das Allergeringste abbrechen zu wollen, muß doch jeder Kenner der vergleichenden Religionswissenschaft zugestehen, daß es zur Zeit nicht die exakte Wissenschaftsmethode allein, ja nicht einmal in erster Linie ist, welche dort das Feld beherrscht, sondern daß philosophische Voraussetzungen vielfach norm- und richtunggebend wirken. Man hat auch katholischerseits mehrfach den wissenschaftlichen Bannstrahl gegen den Verfasser des „Hom" schleudern zu müssen geglaubt wegen der vielen kühnen und oft scheinbar abstrusen Hypothesen. Allein was sind diese Hypothesen



gegenüber den wahnwitzigen Aufstellungen eines Hermann Usener und H. Diels über den religionsgeschichtlichen Ursprung des Trinitätsdogmas oder selbst eines Heitmüller über den magischen Ursprung der Tauf- und Abendmahlsidee? v. Ow hat erfreulicherweise wieder auf das mit Unrecht vergessene Buch „Traditionen des Menschengeschlechtes" von Lüken zurückgegriffen, der zwar das riesige Forschungsmaterial von heute noch nicht vor sich hatte, aber an Besonnenheit der philosophischen Problemstellung die modernen Autoritäten weit überragt und den bis heute nicht widerlegten Beweis erbracht hat, daß eine religionsgeschichtliche Betrachtungsweise auch vom Weltbilde der Bibel aus möglich ist. Wie Lüken tritt v. Ow mit warmer Überzeugung und unerschrockenem Mute für den Grundsatz des hl. Augustinus ein, das Christentum sei so alt wie die Menschheit. Speziell glaubt v. Ow den Nachweis bringen zu können, daß die gesamte nachsintflutliche Menschheit sich von Anfang an hineingestellt sah zwischen Christ und Antichrist, zwischen Bestrebungen, die zum wahren Heilande hinführen sollten, und Bestrebungen, die einen Pseudoheiland zum Gegenstande der Vergötterung machten. Sagt denn die Bibel etwas anderes? Wenn v. Ow dabei den Mut hat, im antiken Heidentum überall vorbildlich Christliches zu sehen, so sind wir das allerdings längst nicht mehr gewohnt; aber wir sollten uns doch erinnern, daß das die Betrachtungsweise der geistvollsten Kirchenväter war, welchen das Innere der Antike doch mindestens ebenso offen lag wie unseren modernen Ethnologen. Seitdem freilich durch Darwins Einfluß in der vergleichenden Religionswissenschaft die ethnologische Forschungsmethode an Stelle der philologischen trat; seitdem es als ausgemacht gilt, daß die Naturvölker erstarrte Vorstufen der Kulturvölker, nicht Entartungen derselben seien, gilt in der vergleichenden Religionsgeschichte der Atheismus als erstes Stadium in der Entwicklung der Menschheit. Wenn v. Ow demgegenüber mit unerschütterlicher Überzeugung für die Priorität des monotheistischen Gottesbegriffes und für ein Verblassen desselben vor dem Ahnen-



kulte eintritt; wenn er glaubt, die Bergesspitze des alles überragenden ins Morgenrot der Ewigkeit getauchten höchsten Wesens sei die erste religiöse Bildung gewesen und diese Spitze sei im Verlaufe der Entwicklung zerklüftet worden in eine Menge von Hügeln, die niemals die ursprüngliche oberste Spitze erreichen können; so hat er damit zwar die Mehrzahl der heutigen ethnologischen Forscher, keineswegs aber ein gesichertes Resultat der Forschung gegen sich, wie die Untersuchungen P. W. Schmidts über den Ursprung der Gottesidee zeigen.

Gerade auf religionswissenschaftlichem Gebiete wird künftig der Kampf der Geister entbrennen. Darin, daß der Verfasser, der ohne Zweifel über ein sehr ausgebreitetes Wissen auf dem ethnologischen Gebiete verfügt, den Mut hat, überall gegen den Zeitstrom schwimmend den Standpunkt der christlichen Weltanschauung an Stelle der darwinistischen Dogmatik zu betonen, möchten wir die Hauptbedeutung des Werkes erblicken. In Einzelheiten wird der Verfasser mit sich rechten lassen, namentlich auf philologischem Gebiete. Daß aber durch den Vorwurf rückständiger Methode katholische Forscher sich nicht nötigen lassen, auf einem Gebiete, wo Weltanschauungsfragen noch so sehr die wissenschaftliche Arbeitsmethode beherrschen, sich vor dogmatischen Postulaten des Materialismus zu beugen und um jeden Preis an den Anfang der Menschheitsentwicklung die Finsternis und nicht das Licht zu setzen, das liegt im höchsten Lebensinteresse der Wissenschaft selbst und dafür kann der Verfasser als ritterliches Vorbild dienen.

Regensburg. F. X. Kiefl.



LXXXVI.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Schlußartikel.[1])

III.

Die flaumigen Netze, welche Kirke, die Verlockerin und Verderberin, um Sinne und Willen spann, erwiesen sich, je länger, je mehr, als leichte, aber nicht leicht zu zerreißende Fesseln. Den krausen, süß umnebelnden Nikotinschwaden nachträumend und die „Eindrücke ruminierend" verliert der Denkgeist nur allzu rasch seine Herrschaft über die schweifende Phantasie, die auch jetzt mit Eifer daran ging, Grillen zu fangen, dicke und dünne, ruinöse Luftschlösser zu reparieren und neue zu bauen. Tasse um Tasse des eisig kühlen Trankes kam und versank ins Bodenlose. Aus dem giftschwarzen Mokka begann ein wahrhaft sultanisches Behagen und das ganze Glück des Südens zu erblühen. Honoré de Balzac, der gewaltige Mokkavertilger, erzählt, wie vom Kaffee erweckt, in seinem Kopf die berittenen Lebensgeister sich zur Phalanx zu formen und mit eingelegten Lanzen gegen die Schädeldecke zu rennen pflegten. So lustig und glimpflich sollte es bei mir nicht abgehen. „Alles getan, was nicht getan werden durfte" — in diese lapidaren Worte faßte einige Tage später der griechische Arzt in Athen den Befund seiner Untersuchung zusammen. Dem Lagunensumpf verdankte ich ein folgenschweres Fieber und eine hartnäckige Darm- und Magenerkrankung vor allem dem Gifttrank des Eiskaffee. Man hat schon gesagt, von den menschlichen Genußmitteln sei der echte Kaffee eines der edelsten. Er zerstöre nicht Völker und Köpfe, wie Alkohol, Haschisch und Opium, er gebe keine trügerischen Paradiese, die mit physiologischem Elend bezahlt werden müßten. Dem wird man beipflichten müssen. Nur sollte man dieses vielverhunzte Kulturgut nicht auch noch verfälschen und vergiften mit dem gefährlichsten aller Ingredienzien, dem Eis.

1) Vgl. oben S. 37 ff., S. 175 ff.



Die Glieder waren nachgerade steif geworden. Den hohlgesessenen Rücken wieder zu strecken, war dringendes Bedürfnis. Darum auf zur Hauptsehenswürdigkeit von Missolunghi, zum Heroon! Wir ziehen den schlechtgepflasterten Folterweg weiter. Im Schnittpunkt mehrerer öden, sonnenüberfluteten Straßen öffnet sich ein weiter Platz, aus dem eine seltsame, grüngelb getönte Häuserinsel hervortaucht, von drei einstöckigen, weit von einander abstehenden Hauptgebäuden und etlichen Anbauten gebildet. Die Fenster sperrangelweit geöffnet, aber durchweg mit vertikalen Eisenstäben gesichert. Das Haus auf der rechten Seite des Platzes hat einen hochummauerten Vorraum, dessen Doppelgittertor von einer starken, mehrfach durchgezogenen Kette lose zusammengehalten wird. Zwischen beiden Türflügeln klafft so ein breiter Spalt, wie um ein Stück Freiheit einzulassen. Durch die schreckhaft gähnenden Fensterhöhlen gewahrt man, wie die engen, qualmigen Innenräume chaotisch vollgepfropft sind mit Stühlen, Bänken, Tischen, herumliegenden und herumhängenden Kleidern, Wäsche, Handwerkszeug, Leder und anderen Rohmaterialien, lauter Dingen, die auf manuelle Beschäftigung hindeuteten. Voll Verwunderung ging ich spähend und langsamen Schrittes rund um das steinerne Rätsel und bemerkte, daß auf der Nord- und Ostseite sich ein mäßig breiter, durch eine übermannshohe Mauer von der Straße getrennter Umgang hinzog. Über den Grundriß und Aufriß dieses sonderbaren Bauwerkes konnte ich nur sehr allmählich ins Klare kommen. Weit mehr aber als das Haus selbst und seine Anlage mußte den Beschauer das Drum und Dran, die Bewohnerschaft und ihr Verhalten interessieren. Auf dem Vorplatz hinter der Gittertür standen und hockten einzelne Gruppen in so malerischen Stellungen, als hätte sie ein kunstsinniger Regisseur eigens zu lebenden Bildern zusammengeordnet. Dazwischen wieder ein paar einsame Grübler. Die Hände um die Knie geschlungen, saugten sie krampfhaft an ihren Zigaretten und sahen, ohne ein Wort zu reden, ins Blaue hinaus. Lebhaft war der Verkehr nicht nur mit den eigenen



Genossen, sondern auch mit der Außenwelt. An die Innenseite des Gitters schmiegten sich, die Eisenstäbe umklammernd, kräftige Jünglingsgestalten, die mit den von der Straße herandrängenden Männern und Frauen anscheinend frohgemut plauderten und scherzten. Kamen Passanten des Wegs, so flogen heitere Zurufe hin und her wie Gummibälle. Zuweilen wurden auch Tabake, Früchte und sonstige Liebesgaben durch die Gitterstäbe hineingereicht und dankend entgegengenommen. Inmitten dieses summenden Bienenschwarmes stand still und stumm, Todestrauer im Blick, den Dornenkranz bitteren Herzeleids um die Stirn, eine schöne, schwarzgekleidete Frau mit bleichem, verweintem Gesicht. Durchs Gitter hindurch redete von innen her ein noch junger Mann, wohl ihr Bruder oder Gatte, etwas verlegen und mit sichtlich erzwungener Lustigkeit beschwichtigend auf sie ein. Man konnte ihn leicht erraten, den Schmerz dieser klagenden Frau. Denn das Haus, an dessen verriegelter Türe sie pochte, war das Provinzialgefängnis. Wenn darüber noch ein Zweifel möglich wäre, die zwei schwerbewaffneten, argusäugigen Gendarmen am Gittertor und das beweiskräftige Aufblitzen ihres Bajonetts müßten ihn restlos beseitigen. Sie sind aber nicht die einzigen Wächter. An der Außenseite der Hofmauer klettern nottreppenartig zwei Stiegen aufwärts und münden in einen offenen, kanzelförmigen Standplatz aus. Auch hier ist je ein Soldat mit nicht minder beweiskräftigen Waffen postiert. Auch sie sind ganz Auge. Mit gespannter Aufmerksamkeit blicken sie auf die im Innenhofe sich abspielenden, von außen nicht sichtbaren Vorgänge hinab. Das Tun und Lassen der Gefangenen lag vor dieser Wache wie auf einer Handfläche ausgebreitet. Diese merkwürdige Anstalt fordert unwillkürlich zum Vergleich mit den heimischen Gefängnissen heraus. Natürlich ist auch hier wie bei uns das Handwerk in den Dienst der Gefangenenpädagogik gestellt. Ein Gefängnis ohne Arbeit ist für den modernen Menschen ein unvollziehbarer Begriff. Arbeit gibt diesen Staatspensionären er-

wünschte Gelegenheit, ihre überreiche Zeit auf möglichst schmerzlose und nutzbringende Weise totzuschlagen. Körper und Geist wollen ihre Kräfte üben und entfalten. Wird gegen dieses biologische Grundgesetz, wie nicht selten in den russischen Gefängnissen,[1]) gesündigt, so ist physischer und psychischer Zerfall und der schließliche Zusammenbruch unabwendbare Folge. Zugleich bildet die Arbeit einen heilsamen Blitzableiter für die bohrenden Gedanken und Gefühle der Gefangenen, ein Ventil für die Gemütsspannungen, die sich sonst leicht zu gefährlichem Ingrimm verdichten und in Akten der Widersetzlichkeit und Gewalt entladen würden.

Davon abgesehen aber, welch charakteristischer Unterschied! In der deutschen Heimat alles, was Gefängniszwecken dient, ängstlich isoliert, in keiner Verbindung mit der Straße, still und unheimlich friedlich nach innen gekehrt. Die Zugbrücke zum Leben und zur Außenwelt ist dauernd aufgezogen. Reinliche Scheidung zwischen Ungerechten und Gerechten oder solchen, denen man nichts beweisen kann. Scheu und teilnahmslos eilt man an diesen kahlwandigen, eingegitterten Behausungen vorüber. Und die Unterkunftsräume drinnen, notdürftig erhellt durch Gucklöcher, mit einem spärlich zugemessenen, viereckigen Stück Himmelsblau darüber. Darum haschen auch die Insassen gierig nach jedem Lüftchen, nach jedem Sonnenstrahl, nach jedem Schritt und Blick ins Weite der Natur. Wie die ausgespannten Drähte einer Antenne reagiert ihr Nervensystem noch auf den schwächsten Licht- und Freiheitsfunken. Wie anders das griechische System! Hier in Missolunghi ist das Gefängnis nicht allzu streng geschieden und, was die Straßenfront betrifft, auch nicht allzu sehr verschieden von den Wohngebäuden der Umgebung. Durch keinerlei Uniform als Missetäter abgestempelt, erfreuen sich diese griechischen Sträflinge in den freien Stunden eines überraschend freien Verkehrs mit der Umwelt und Außen-

1) Vgl. das interessante Buch von M. W. Noworußki, Achtzehneinhalb Jahre hinter russischen Kerkermauern. Berlin 1908.

welt, mit Verwandten und Bekannten. Die sonnige Luft, die durch Tür und Fenster weht, kräftigt den Körper und verhindert, daß aus diesen braunen Söhnen des Südens bleiche Mauerasseln werden, und zugleich fächelt sie lindernden Trost ins Gemüt dieser bedauernswerten, an den Strudeln und Sandbänken des Lebens gestrandeten Menschen. In diesem Gefängnis ist sicher noch keiner auf den Gedanken verfallen, Sonetten zu dichten und Spinnen zu dressieren, auf jene Verzweiflungskünste, von denen die Martyrologien nordischer Kerker berichten. Die strenge Absperrung des nordischen Strafvollzugs wäre auch zu unerträglich für die sonnengesäugten Kinder des Südens, deren Hauptlebenselement immer die Sonne ist, jener Drang und Hang zum Licht, den nur versteht, wer selbst unter dem strahlenden Himmel Griechenlands wandeln durfte. „Das Licht der Sonne schauen" — war schon den alten Griechen gleichbedeutend mit Leben. Die Schatten im Hades läßt Homer nach nichts anderem sich zurücksehnen als nach dem Lichte der lieben Sonne. Daher widerstrebte den Griechen von jeher die freiheit- und lichtraubende Gefängnisstrafe. Tatsächlich finden wir auch im griechischen Altertum diese uns geläufigste Strafart verhältnismäßig selten. Und heute sucht man ihr in Griechenland wenigstens die schlimmsten Giftzähne auszubrechen. Sonne, Licht, Wind, Natur, Verkehr teilen die griechischen Gefangenen mit ihren Brüdern in der Freiheit offenbar in höherem Grade als bei uns. Diesen Eindruck hat auch das Zuchthaus auf dem Palamidi in Nauplia auf mich gemacht. Man fühlte sich unwillkürlich an Maupassants „Glücklichen Gefangenen" erinnert. La justice peut-elle être plus douce? Diese Frage würde dem Franzosen sicher auch vor dem Gefängnis in Missolunghi auf die Lippen getreten sein. Ob aber mit dieser besonders humanen Form des Strafvollzugs bessere Früchte gezeitigt werden als anderwärts, oder ob diese griechischen Gefangenen, wenn sie die volle Freiheit grüßt, in der Regel auch schon an der nächsten Straßenecke wieder umfallen, das sind Fragen, die mit an-



deren Gesichtspunkten zusammenhängen und nur an der Hand zuverlässigen, natürlich nicht leicht zu erreichenden statistischen Materials beantwortet werden könnten. Solche Gedanken und Erinnerungen sind mir im Plaudern wieder aufgestiegen und lebendig geworden. Fast hätte ich aber darüber zu erwähnen vergessen, daß dem geschilderten Gebäude noch zwei weitere Häuser mit ebenfalls gegitterten und weit geöffneten Fenstern gegenüberstanden. Die Türe des einen stand offen. Eine unheimliche Stille lagerte über beiden Anwesen. In welcher Beziehung sie zu der Gefangenenanstalt standen, vermochte ich nicht zu ermitteln. Lange schaute ich an diesen stummen Fensterfronten hinauf. Gerne hätte ich auch von diesem Geheimnis den Schleier gehoben. Denn darüber besteht kein Zweifel: auch der Strafvollzug ist ein Gradmesser der Kultur.

Indes wir müssen weiter gehen. Die Geschichte nimmt uns sachte bei der Hand und flüsternd geleitet sie uns zu dem eigentlichen Ziel unserer Wanderung, zum Heroon. Unterwegs ruft sie uns all die folgenschweren Ereignisse ins Gedächtnis zurück, die vor mehr als einem halben Jahrhundert in dieser Stadt sich zugetragen haben. In der Vergangenheit hat ja dieses Missolunghi eine ganz andere Rolle gespielt als in der Gegenwart. Der große Befreiungskrieg gegen die Türken wurde sozusagen auf seinem Boden gewonnen. Eine gewaltige Heldensymphonie ward hier zu Ende gespielt. Ihre erschütternden Akkorde klingen noch in unsere Tage herein und werden fortklingen, solange es ein freies Hellas geben und die Menschheit für hohe Ideale und große Taten sich begeistern wird. Hier wurde blutig gesäet, was Griechenland seitdem in Krieg und Frieden geerntet hat.

Drei Belagerungen hat Missolunghi zu bestehen gehabt. Die erste Einschließung der Festung begann am 7. November 1822. Von der See her war sie dank dem Lagunenwasser zunächst unangreifbar. Um so rascher und sicherer hofften die Belagerer von der Landseite her zum Ziel zu gelangen. Diese Hoffnung war keineswegs vermessen; denn die Besatzung



der Stadt war unglaublich gering. Sie belief sich auf nur 360 Mann und war mit Proviant für kaum einen Monat versehen. Ihr Anführer war Fürst Alexander Maurokordatos. In der Nacht vom 6. Januar 1823 schlug das winzige Häuflein der Verteidiger den türkischen Sturmangriff so wuchtig und blutig zurück, daß der Feind bereits eine Woche später abzuziehen beschloß. Der erste Anprall war glücklich überstanden. Aber die Türken wußten auch, was auf dem Spiele stand. Ihnen mußte alles daran gelegen sein, in den Besitz dieses Bollwerkes zu kommen. Denn es beherrschte den Eingang in den Korinthischen Golf und konnte jederzeit ein Ausfallstor und Stützpunkt für kriegerische Unternehmungen gegen den Peloponnes werden.

Sie legten sich daher im September desselben Jahres mit einer Streitmacht von 35000 Mann unter Reschid Pascha zur zweiten Belagerung vor die Stadt. Auch von der Seeseite her wurde sie jetzt blockiert. Die Besatzung bestand aus 4000 Rumelioten. Eine beträchtliche Verstärkung erhielten die bedrängten Griechen durch die aus aller Herren Länder herbeiströmenden Griechenfreunde. Es wurde in Missolunghi das „Bataillon der Philhellenen" gebildet und an dessen Spitze wurde der württembergische General K. F. Leberecht Graf von Normann gestellt. Am 16. Juli 1822 wurde die Philhellenenlegion durch die Treulosigkeit des Griechen Gogo in dem Gefecht bei Peta am ambrakischen Meerbusen fast ganz vernichtet. Normann selbst hatte in dem Treffen nach dem Ausdruck eines Augenzeugen „allen voran wie ein Kriegsgott gefochten" und eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit an den Tag gelegt. Aber der Verrat Gogos ließ „keinen Weg mehr offen als den zum Himmel". Normann wurde schwer verwundet und starb schon am 4. November 1822. Seine Umsicht und kriegserprobte Tüchtigkeit hätten die Belagerten so dringend nötig gehabt wie je. Denn das Ringen wurde immer heißer. Den entscheidenden Sturm auf Missolunghi hatten die Türken auf den Weihnachtstag 1822 angesetzt. Sie rechneten darauf,



daß die frommen Griechen sorglos in der Kirche sein würden. Aber diese hatten von ihrem Vorhaben Wind bekommen. Die Türken wurden so übel zugerichtet, daß sie unter Zurücklassung eines gewaltigen Materials ihr Lager in aller Hast räumen und auf Prewesa zurückweichen mußten. Auch das nächste Jahr war ausgefüllt mit heißen Kämpfen. In der Nacht vom 20. auf den 21. August 1823 unternahm Markos Botsaris an der Spitze von 350 Sulioten seinen berühmten Überfall auf die aus 4000 Mann bestehende Vorhut des Feindes bei Karpenisi. Die Zeiten des Leonidas schienen erneuert zu sein. Mit todesverachtender Kühnheit stieß er mitten durch das Türkenlager vor. Die feindlichen Wachen hatte der findige Suliotenführer durch eine alte und ewig neue Kriegslist zu täuschen gewußt: er redete sie in ihrer eigenen Muttersprache an. So gelang es ihm, bis hart an das Zelt des türkischen Oberfeldherrn Kiutagi, nach seinem Übertritt zum Islam Reschid Mehemed Pascha genannt, heranzukommen. Dessen Bruder Zelady Bey stand gerade am Zelteingang. Ihn für den Pascha haltend, hieb er ihm den Kopf ab. Im Türkenheere entstand Schrecken und Verwirrung. Botsaris seinerseits wurde im Getümmel leicht am Oberschenkel verwundet. Wie wenn nichts geschehen wäre, kämpfte er weiter. Als er aber unaufhaltsam voranstürmend rekognoszierungshalber über eine mannshohe Mauer hinabsah, wurde er oberhalb des rechten Auges in die Stirne geschossen. So hauchte er, 32 Jahre alt, unter dem Weidenbaum an der Quelle von Karpenisi seine Heldenseele aus, ohne die Genugtuung erlebt zu haben, sein Vaterland erlöst zu sehen. Aber mit prophetischem Blick erschaute er die schönere Zukunft, wie seine letzten Worte beweisen: „Ich sterbe zufrieden, weil ich zu meines Vaterlandes Befreiung beigetragen habe." Zunächst verheimlichte man des Helden Tod. Als aber mit Tagesanbruch der Rückzug angetreten wurde, sah die siegreiche Suliotenschar, wie Botsaris' Neffe Dusas den Leichnam des kühnen Recken auf seinen Schultern nach Missolunghi zurückschleppte.



Der Erfolg war aber nicht zu teuer erkauft. Denn die Belagerung der Lagunenstadt war am Lande zum zweiten Mal gebrochen.

Gleichwohl begannen schwere Zeiten für Missolunghi. Die Seeblockade dauerte fort. Die Vorräte waren aufgezehrt. Hunger und Krankheit wüteten. Die griechische Regierung, selbst von lähmenden Koliken der Zwietracht geschüttelt, tat nichts für die arme Stadt, in der zu allem Unglück auch noch die Geister der Uneinigkeit und Eifersucht umgingen. Eine ernste Krisis hatte eingesetzt. Da erschien zur rechten Stunde der rechte Mann als rettender Engel. Es war der englische Dichter Lord Byron. Mit zwei auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffen traf er, dem Sturm und dem Feind wie durch ein Wunder entronnen, am 5. Januar 1824 in Missolunghi ein. Er brachte Brot, Geld und eine Menge Kriegsmaterial. Längst hatte der englische Dichter sein tätiges Interesse der griechischen Sache zugewandt. Sein alkibiadischer Charakter schien mit einem Schlag wie eine Schlangenhaut von ihm gefallen, als er den Tummelplatz uferloser Romantik und Abenteuerlust mit der Arena zielbewußten, praktischen Handelns vertauschte. Nüchternen Sinnes und vorurteilsfrei, wie kaum ein anderer Philhellene, war der sonst so überschwengliche nach Griechenland gezogen. Lange und gründlich genug hatte er von Korfu und Kephallonia aus dem Gang der Dinge zugesehen, um über die augenblickliche Lage, den Charakter des Griechenvolkes wie der leitenden Persönlichkeiten, die Absichten und Aussichten der Revolution völlig ins klare zu kommen. „Wir haben auf Dich geharrt, wie die junge Schwalbe auf ihre Mutter" — solch poetischen Willkomm entbot man dem Poeten in Missolunghi. Aber Byron ließ sich von all dem Weihrauch den Kopf nicht umnebeln. Er wußte, daß diese Bildersprache ebenso wie die Kanonensalven, die ihm zum Empfang entgegendonnerten, zunächst nur auf die Spendierhose des reichen Briten gemünzt waren. So konnte er sich auch nicht enttäuscht fühlen, als vom ersten Tage, da er Missolunghis Boden

betreten, die Dinge in der Festung sich immer unerfreulicher entwickelten, als Verrat, Meuterei, Direktionslosigkeit und kleinliche Zänkereien sich zusehends mehrten und seit Botsaris' Tod die Sulioten immer übermütiger auftraten. Sie waren es besonders, die dem Dichter das Leben in Missolunghi verbitterten. Sie schraubten ihre Soldforderungen immer höher, balgten sich mit den friedlichen Bürgern herum und schämten sich nicht die Forderung zu stellen, man habe sie wie Paschas in den Kaffeehäusern von Lakaien oder Pfeifenwärtern bedienen zu lassen. Als Byron einmal krank zu Bette lag, drang diese unersättliche Soldateska soldheischend bis zum Lager des Dichters vor, der sie dann mit gemessener Strenge in die Schranken wies. Byrons Idealismus und Glaube an die gute Sache der Griechen blieben unerschüttert. Unermüdlich fuhr er fort, die Entmutigten anzufeuern, mit fester Hand richtend und schlichtend in die kleingeistigen Händel und Umtriebe einzugreifen, als das verkörperte Gewissen christlicher und hellenischer Kultur einer humaneren Kriegführung das Wort zu reden und wieder und wieder davor zu warnen, das Banner des Griechentums mit Türkengreueln zu beflecken. Mit Umsicht und Energie bot er alles auf, um Missolunghi für den Fall einer neuen Belagerung in besseren Verteidigungszustand zu setzen. Ja er trug auch kein Bedenken, seine eigenen jungen Knochen dem Freiheitskampf zur Verfügung zu stellen und selbst mit Hand anzulegen beim blutigen Tagwerk des Krieges. An einem aus eigenen Mitteln vorbereiteten Vorstoß gegen den türkischen Stützpunkt Naupaktos wollte er persönlich sich beteiligen. Es sollte anders kommen. Am 7. April 1824 unternahm er einen weiten Spazierritt in die Umgebung Missolunghis. Ein wolkenbruchartiger Gewitterregen zwang ihn zu eiliger Umkehr. Vor der Stadt angekommen, weigerte er sich, obwohl bedenklich erhitzt und bis auf die Haut durchnäßt, zu Fuß nach Hause zu gehen. Er setzte sich in ein offenes Bot und ließ sich, von seinem alten romantischen Drange erfaßt, durch die Lagune nach Hause rudern. Ein bösartiges



Fieber trat auf. Die griechischen Ärzte verordneten ihm einen Aderlaß nach dem andern. Die immer wiederholte Behauptung, durch diesen Blutverlust sei sein Ende beschleunigt worden, wird freilich von einem Fachmann wie J. Hirschberg auf Grund sorgfältiger Erkundungen an Ort und Stelle bestritten. Genug, die Katastrophe war nicht mehr aufzuhalten. Byron selbst war sich seiner Lage wohl bewußt. Gefaßt sah er dem Tod ins Auge, nur mit Griechenlands Zukunft beschäftigt, glücklich in griechischer Erde, wo so viel Heldenblut vertropfte, seine letzte Ruhestätte zu finden. Sterbend rief sich der Dichter die schönen Verse zu:

Such dir, was Krieger finden wollen,
Ein Heldengrab, grün übermoost,
Schau um dich, wähle dir die Schollen,
Und stirb getrost.

Am 9. April brach das Herz, das für griechische Schönheit so warm geschlagen, um Griechenlands Freiheit und Zukunft so oft gezittert hatte. Groß war die Bestürzung und Betrübnis in Missolunghi. Die Regierung ordnete einen Ehrensalut von 37 Kanonenschüssen und die Schließung aller Läden an. Der Geschichtsschreiber und Staatsmann Trikupis, ein berühmter Sohn der Stadt, hielt ihm die Trauerrede. Ganz Griechenland legte 21tägige Trauer an. So klar und tief war den Griechen die Bedeutung dieses Verlustes zum Bewußtsein gekommen. Er wäre nach dem Urteil Göthes der Solon oder Lykurgus des neuen Griechenland geworden. Über reiche materielle Mittel und Hilfsquellen verfügend, uneigennützig und unbestechlich, mit Tatkraft, Scharfblick und kühlem, praktischem Sinn begabt, war er der richtige Mann gewesen, die chaotischen Zustände Griechenlands zu entwirren und die Grundlagen für ein würdiges, lebensfähiges Staatsgebilde zu schaffen. Ein widriges Geschick hat ihn verhindert, das begonnene Werk zu vollenden. Er hat ein Alter von nur 36 Jahren erreicht. Tatendurstig, den Kopf voll weitausschauender Pläne, die Brust von Begeisterung geschwellt, war der edle Brite

einem Bergfalken gleich zu Krieg und Sieg und friedlicher Arbeit ausgeflogen und mußte, nun flügellahm, von tückischem Siechtum bezwungen, hinsterben in der Blüte seiner Jahre auf dem blutgedünkten Saatfeld keimender Hoffnungen und allmählich heranreifender Pläne. Die Tragik seines Sterbens hat dem Alten von Weimar die wehmutsvollen Verse auf seinen Liebling „Euphorion“ ausgepreßt:

Ach zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
— — — — — — —
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut den besten Frauen,
Und ein eigenster Gesang.
Doch Du ranntest unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz;
So entzweitest Du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz:
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht.
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang Dir nicht.
(Faust II 3, 5303 ff.).

Byrons Tod war ein harter Schlag für die Griechensache. Aber das Opfer war nicht umsonst gebracht. Der Nimbus seiner Persönlichkeit, der Glanz seines Namens strahlte immer wieder versöhnend und klärend in das Dunkel griechischen Parteihaders und griechischer Selbstsucht hinein.

Die dritte Belagerung der Lagunenfestung begann am 27. April 1825. Diesmal gings endgültig und zum letzten Mal um Kopf und Kragen, auf Leben und Tod. Biegen oder brechen war die türkische Losung. Der Sultan hatte Kiutagi, den Kommandanten der türkischen Einschließungsarmee, vor die Wahl gestellt: „Entweder Missolunghi oder deinen Kopf!“ Deshalb betrieb er die Operationen mit allem Nachdruck. Auch die Seeblockade wurde wirksam durchgeführt. Aber auch die Belagerten ahnten, was ihnen im Falle einer Niederlage bevorstand. Sie wehrten sich



daher mit dem Mute der Verzweiflung. Ein türkisches Kapitulationsansinnen wiesen sie mit blutigem Hohn zurück. Sie schickten Kiutagi einige Flaschen Rum als Herzstärkung für seine stürmenden Fahnenträger zu. Der Sturmangriff am 2. August endete mit einer Niederlage der Türken. Kiutagis Wut war darüber so groß, daß er die griechischen Gefangenen, die in seine Hände gefallen waren, vor die Mauer der Festung führen und köpfen ließ. Gleiche Greuel an griechischen Gefangenen wiederholten sich in der Folge noch öfter. Aber die Besatzung wich und wankte nicht. Wie in den Tagen des Perikles war man entschlossen, „durch die größten Wagnisse die größten Ehren zu erringen". Die Augen der Welt waren auf die kleine Lagunenfestung gerichtet. Sie war der letzte Hoffnungsstrahl auch des Griechenvolkes, das sich an den prunkvollen Berichten der „Griechischen Chronik" über die Glanzleistungen der Verteidiger Missolunghis dermaßen berauschte, daß man sogar die Verproviantierung außer Acht ließ und die schwarzen Wetterwolken nicht sah, die sich über der Festung zusammenballten. Der Sultan wollte dem grausamen Spiel um jeden Preis ein Ende machen. Er wandte sich daher an den Vizekönig von Ägypten Ibrahim Pascha. Dieser hatte bereits im Peloponnes vernichtende Schläge gegen die Griechen geführt. Die ganze Halbinsel war ein einziger Blutsee, in dem Kämpfer und Nichtkämpfer, Männer und Frauen und Kinder ebenso wie das Eigentum und alles fruchtbare Land ertranken. Dieser Würgengel des Hellenéntums erklärte sich auch zu dieser Blutarbeit bereit und prahlte, „den Zaun dort oben" in wenigen Tagen zu nehmen. Er sollte sich täuschen. So leicht war der Zaun nicht einzustoßen. Sturm auf Sturm ward von den Griechen abgeschlagen. Alle Kapitulationsanträge wurde abgewiesen. So verging das Jahr 1825. Was aber das Schwert nicht zuwege brachte, erreichte der Hunger. Es gab zuletzt keinen Bissen Brot mehr im Bereiche der Festung. Ihre Verteidiger lebten von Gewürm, Seegras und Tierhäuten. Seuchen und Krankheiten häuften

sich. Und die Gesunden schlichen wie Gespenster einher. Es sind grauenhafte Bilder, die nachmals die anwesenden Ärzte entwarfen. Wer einmal von diesen Dingen in Büchern gelesen, kann dem Gedanken an sie nimmer entlaufen. Die Häuser waren in Schutt gesunken. So mußte man, allen Unbilden des Wetters preisgegeben, im Freien kampieren. Ganze Hekatomben von Menschenopfern forderte die Kälte. Jede Aussicht auf Erfolg und Hilfe von außen war geschwunden. Denn die Türken hatten Flachbote in die Lagunen vorgetrieben und beschossen nun auch von der Seeseite her die Stadt ohne Unterlaß. Das Verhängnis nahte mit drohender Gebärde. Vor die Wahl gestellt, Hungers zu sterben oder sich durchzuschlagen, entschlossen sich die Belagerten zu den verzweifelten Versuch, in der Nacht vom 22. auf den 23. April 1826 die eiserne Umklammerung mit Gewalt zu brechen. Auch die Zivilbevölkerung sollte sich an dem Ausbruch beteiligen. Die Frauen mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, sowie die übrigen nicht waffenfähigen Einwohner wurden in die Mitte genommen. Nur die Kranken und die Greise blieben in den Häusern zurück. Die Nacht brach an. Fiebernd brannten die Augen der Belagerten in die Dunkelheit hinein, um zu erspähen, was da mit dem ehernen Tritt des Schicksals daherkam, rettend oder zermalmend, Sieg oder Tod. Das Zeichen zum Aufbruch erscholl. In drei Haufen geteilt stürmten die Griechen unter dem Rufe: embrós (vorwärts) auf die Schanzen und feuerspeienden Batterien des Feindes los. Das tollkühne Wagnis scheiterte. Das ganze Festungsgelände wurde zur Schlachtbank. Von der militärischen Besatzung schlugen sich 1300 ins Gebirge durch. Die 6000 wehrlosen Zivilisten aber kamen alle um bis auf etwa 200 Frauen. Die Kinder insbesondere wurden fast sämtlich niedergemacht. Aber was man gewollt hatte, war erreicht: alle waren gleichermaßen frei, sowohl die, welche entkamen, als die, welche gefallen waren. Die eindringenden Türken und Ägypter mordeten ohne Unterschied alles, was ihnen in den Weg kam, bis



die letzten überlebenden Griechen sich und viele der nachstürmenden Feinde in die Luft sprengten. In dem prasselnden Flammenmeer sanken die letzten Reste der zusammengeschossenen Trümmerstätte in Staub und Asche. Ipsae periere ruinae.

Die Nachricht von dem dramatischen Untergang der Heldenfestung hat in Europa kein edles Menschenherz ungerührt gelassen. In Deutschland wurde das Unglück auf Jahrmärkten dem Volk von Bänkelsängern im sentimentalen Moritatenstil herzzerreißend also verkündigt:

„O Christen kommt und höret an,
Wie man die Griechen nötet,
Wie sie der wüt'ge Muselmann
Drangsalet, quält und tötet!
.... In Missolunghi, wo zurückgeblieben Krank' und Schwache,
Da wütet jetzt des Feindes Tück' und nimmt an ihnen Rache.
Dann zünden sie die Stadt zugleich
Noch an an allen Enden.
Du großer Gott im Himmelreich,
Laß doch das Blutbad enden!"

(Weiß-Kralik, Weltgeschichte XXIII S. 423.)

Aber auch echte Dichter bemächtigten sich des Stoffes. Wilhelm Müller verherrlicht das ruhmvolle Ende der Festung mit den Versen:

Missolunghi, du gefallen? Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen — Stein und Erde, Turm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in Einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargest in dem schwarzen Schoß der Gruft,
Hast sie mit hinaufgetragen in des Äthers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder sie umfingen, die Erlösten aus der Schmach.
Sieh, und auf der heil'gen Stätte, wo die Martyrfeste stand,
Liegt ein wüster Aschenhaufen an dem blutgetränkten Strand. ...

Nun schien das Griechenvolk der ersehnten Freiheit ferner denn je, so weit und fern, wie der landsuchende Kolumbus Indiens Gestaden fern war. Das große Himmelslicht der Freiheit war erloschen und, so konnte man meinen,



für immer untergegangen in einem Meer von Weh und Vernichtung. Aber die Flammensäulen von Missolunghi zeigten den klügelnden und zaudernden Großmächten in bengalischer Beleuchtung mit schreckhafter Gewalt den Abgrund, der Griechenland, die Wiege abendländischer Gesittung und Bildung, unwiderbringlich zu verschlingen drohte. Die europäischen Kabinette betraten endlich den Weg, den die öffentliche Meinung fast aller Kulturländer längst gegangen war. Sie nahmen sich ernstlich der Griechensache an, intervenierten schließlich mit Waffengewalt und retteten so das aus allen Adern verblutende Griechenvolk vom sicheren Untergang. Auch das Todesopfer von Missolunghi war nicht umsonst gebracht. Es hat bei Freund und Feind stärker gewirkt, als die Handvoll Leute lebend und kämpfend je hätte wirken können. Missolunghis dröhnender Fall schreckte die schläfrigen Diplomaten und Regierungen auf und strahlend stieg aus der Asche des Riesenbrandes der Phönix der griechischen Freiheit.

Es waren tat- und schicksalschwere Zeiten, mit deren Schilderung uns die Geschichte den Weg verkürzte. In die Betrachtung der Vergangenheit versunken, hätten wir fast übersehen, daß wir die Schwelle jenes hochumgitterten Bezirks bereits überschritten, in welchem sich Missolunghis ruhm- und leidenvollste Periode verkörpert, wo die Türkentatze so manche Krallenspur zurückgelassen, jener stimmungsvollen Stätte, die, in bestes Griechenblut getaucht, jedem Griechen heilig ist bis zur Stunde. Dieses sogenannte Heroon ist ein großer, parkartig angelegter, schattenkühler Platz innerhalb des einstigen Festungsbereichs an der nördlichen Peripherie der Stadt. Schöne, weitschattende Bäume haben in diesem historischen Boden Wurzeln geschlagen. Die Wege und Rasenflächen sind augenblicklich ungebührlich verstaubt und vernachlässigt, fast verwildert. Die weithin verstreuten Reste von Backsteinbauten und Erdwerken bieten der Phantasie die erforderlichen Anhaltspunkte, um die ehemaligen Festungsanlagen notdürftig wieder aufzubauen und ein Bild zu ge-

winnen von der todesmutigen Entschlossenheit, mit der die griechische Besatzung so erstaunlich lange Zeit einer vielfachen Übermacht die Stirne bot. Von der Landseite her konnte die Festung namentlich auf der Linie gegenüber dem alten Pleuron angegriffen werden. Daher hatte man hier ausgedehnte, wenn auch ganz regellose Verteidigungswerke angelegt. Außerdem zog sich ein alter vernachlässigter Graben von mäßiger Tiefe und Breite zu beiden Seiten weitbogig bis an das Lagunenmeer hinab. Seinem Rand entlang lief eine wenig über einen Meter hohe und etwas über einen halben Meter breite, auf schwachem Grunde aufgemauerte Brustwehr ohne Türme und mit nur 14 alten, eisernen Kanonen bestückt. Niedriges Gesträuch umwildert jetzt stellenweise die Überbleibsel von Wall und Graben. Und was sich noch an zusammenhängenden Mauertrakten erhalten hat, ist von den spitzen Mauszähnen der Zeit zernagt, stellenweise rissig und stark ausbuckelnd. Um das alte, übermooste Gemäuer zu konservieren, hat man mit künstlichen Krücken nachgeholfen. Die hellfarbigen Umrisse dieser späteren Flick- und Stützarbeiten springen unschön in die Augen. Von der ehemaligen Festungsartillerie stehen noch einige breitmäulig fletschende Kanonen herum. Ihr Donner ist verstummt. Nur in leisem Flüstertone raunen sie uns ihre Taten ins Ohr. Diese unansehnlichen Mauerreste, Grabenstücke und verrosteten Kanonenrohre, vom flimmernden Spiel der Sonnenstrahlen umgoldet, sie ergreifen den Beschauer wie die letzten Wracks einer in ehrenvollem Kampfe gesunkenen Armada. „Wenn stolze Schiffe untergehen, geschieht es zuweilen, daß sie nicht ganz untergehen. Bisweilen ragt noch die Mastspitze aus der Brandung hervor."

Diesen stillen Winkel, über dem die Glorie großer Vergangenheit leuchtet, hat die Pietät des griechischen Volkes als nationalen Ehrenfriedhof (Heroon) ausgestaltet zum ewigen Gedächtnis an all die Freiheitskämpfer, die der Lorbeer heldischen Lebens und Sterbens umduftet. Langsamen Schrittes wollen wir diesen Ehrenhain durchmessen, wollen

von Denkstein zu Denkstein wandelnd in dieser steinernen Ehrenchronik lesen nnd ein Zweiglein wehmütiger Huldigung an dem einen und andern dieser Heldengräber niederlegen. Unser Blick fällt zunächst auf eine Gruppe von schlichten Ehrensäulen ohne allen Kunstwert. Erst staunt man über die Nüchternheit dieses Denkmalschmuckes. Die Antike drängt wieder unzeitig zum Vergleiche heran. Die alten Griechen haben ja die monumentale Grabeskunst zu klassischer Höhe entwickelt. Die Stelen des Dipylon zu Athen, die Gräberstraße in Pompeji, das Löwendenkmal auf dem Schlachtfeld von Chäronea — braucht es noch weiterer Zeugen? Das Epigonengeschlecht der Neugriechen hat es wahrlich nicht leicht. Es trägt schwer an der glänzenden Vergangenheit des Landes. Was immer sie tun, die Griechen von heute, gleich werden ihnen die vorbildlichen Leistungen der klassischen Zeit unter die Nase gehalten. Nicht einmal auf ihren Friedhöfen haben sie Ruhe vor dem Geschwätz der vergleichenden Kritik. Favete linguis! Wir wollen mit den Toten reden. Vor dem einfachsten unter diesen anspruchslosen Grabmälern bleiben wir lange und mit besonderer Rührung stehen. Denn es verewigt das Andenken unseres schwäbischen Landsmannes, des bedeutenden Philhellenenführers General K. F. Leberecht Graf von Normann (geboren 1784 als Sohn des württembergischen Staatsministers Ph. Chr. Normann). Dieser wackere, vom Unglück verfolgte Mann war es bekanntlich gewesen, der (am 17. Juni 1813) als mißbrauchtes Werkzeug der französischen Generäle das Lützowsche Freikorps bei Kitzen überfiel und fast ganz aufrieb. Und am 18. Oktober 1813 verließ er die verlorene Sache der Franzosen und trat, freilich ohne Befehl seines Königs, aber im besten Glauben, auf die Seite der Verbündeten über. König Friedrich verzieh ihm diese Eigenmächtigkeit nie mehr. So trieb er sich denn jahrelang unstet und flüchtig in der Welt herum. Nach Ausbruch des griechischen Befreiungskrieges machte er sich in der Absicht, seine gekränkte, tatsächlich aber blanke Soldatenehre wiederherzustellen,



auf den Weg nach Hellas. In Missolunghi bildete und kommandierte er das Philhellenenkorps, von dessen Vernichtung bei Peta wir schon gehört haben. Zur Erinnerung an diesen traurigen Jultiag war das Denkmal Normanns mit Kränzen geziert worden. Welk hingen noch die Reste des Blumen- und Blättergerankes um den schlichten Stein: Mir war eigen zu Mute an meines tapferen Landsmannes so pietätvoll geschmücktem Ehrengrab. Für seine bei Leipzig bewiesene Vernunft, Weitsicht und deutsch-patriotische Handlungsweise ward er aus dem Lande seiner Väter verstoßen und zum Rebellen gestempelt. Ja noch 1822 sandte die Heimat dem Freiheitskämpfer einen letzten liebevollen Gruß übers Meer. Am 16. Februar dieses Jahres erklärte nämlich die Stuttgarter Hofzeitung, daß dem Führer der Philhellenen Normann der Titel eines Generals nicht gebühre, „da derselbe wegen des bekannten Vorfalls bei dem Leipziger Treffen 1813 vor ein Kriegsgericht gestellt und seiner Stellen für verlustig erklärt worden ist". Titel und Stellen — man hat sie ihm genommen. Aber die dankbare Verehrung eines ganzen Volkes hat ihm dafür ein Ehrenmal und den Lorbeer der Unsterblichkeit verliehen. Wahrlich kein schlechter Tausch.

Im Haushalt der Natur kommt es vor, daß locker wurzelnde Pflanzen von der Windsbraut aus rauheren Vegetationszonen südwärts über Land und Meer getragen werden. Sie wurzeln an in der neuen Heimat und treiben Blüten und Früchte hervor. So hat der Sturm des europäischen Philhellenismus manche vom Mutterboden losgelöste Existenz erfaßt und an Griechenlands sonnigen Gestaden abgesetzt. Auf diese Weise ist auch der wackere Schwabe Normann, in seinem Ursprungslande entwurzelt, nach Hellas gekommen. Fast gleichzeitig mit ihm ist ein anderes Edelgewächs aus dem nordischen Nebelland unter die Sonne Homers verschlagen worden: der Engländer Lord Byron. Normann und Byron — ihr Leben und Endgeschick weist einige merkwürdig parallel laufende Grundlinien auf. Ein neuer Plutarch könnte sich leicht versucht fühlen, dieses Dioskurenpaar

des Philhellenismus in Parallele zu setzen. Beide ausgesprochene Abenteurernaturen, voll Unrast und Veränderungsdrang, viel von den Stürmen des Lebens umhergeworfen, an den Schranken herrschender Sitten und Grundsätze sich wundstoßend und schließlich mit ihrem Stammland zerfallen, sind sie beide durch das schwarze Tor herber Enttäuschungen, eine bessere Zukunft erhoffend, übers Meer nach Griechenland gekommen. Beide trieb der gleich edle Zweck den Küsten einer neuen Heimat zu. Das Herz des einen wie des andern brach fern von dem Lande, wo es seinen ersten Schlag getan, großmütig für die Adoptivheimat sich opfernd. Beide sind geliebt und gefeiert von der kleinen Nation, der sie ihre letzten Kräfte geweiht. Und beide haben ein Ehrengrab gefunden nebeneinander im Heroon zu Missolunghi. Byrons Leiche wurde übrigens in der Folgezeit in seine britische Heimat, die er, ein zweiter Dante, nicht mehr hatte sehen wollen, überführt. Die Westminsterabtei, die offizielle Grabstätte der englischen Größen, nahm aber den Inkorrekten, der der Gesellschaft und Politik seines Landes so schweres Ärgernis gegeben, nicht in den geheiligten Poet's Corner auf. Der 36jährige hatte gar zu viel Vergangenheit. Byrons Herz und Eingeweide blieben in Griechenland und ruhen nunmehr unter dem Marmorstandbild, das den Dichter lebensgroß in jugendfrischer Männlichkeit[1]) darstellt. Der athenische Bildhauer Kondos hat das Werk geschaffen. Der Sockel trägt in griechischer Sprache die geschwätzige Inschrift:

„Britanias Homotimon athrei stas xeine Byrona

— — — — — — — — — — — — — —

Englands Pair betrachte verweilend, o Wanderer, den Byron,
Den die Töchter der Mnemosyne so lieben im Herzen.
Seines ersprießlichen Wirkens Gedächtnis bewahrend für immer
Haben sein Bild die Griechen erstellt aus Spenden des Volkes.
Denn als Hellas entkräftet war im Kampf um die Freiheit,
Da erschien er zum Jubel und Frieden den kämpfenden Helden."

1) In der „Athena" XXVI $^{1}/_{2}$ (1914) S. 155—161 hat sich K. N. Jannutsos einer anderen, durch Kapralis vertretenen Überlieferung angeschlossen, wornach Byrons Eingeweide 40 Tage in der Kirche



Aber auch ins Herz der Griechen ist Byrons Name geschrieben und besonders an den zahlreichen Stätten Griechenlands, die der große Philhellene einst besucht und besungen, wird die Byrontradition und Byronlegende mit dankbarer Liebe gepflegt. Griechenland hat heute noch seinen Byronismus.

Weitaus das schönste und würdigste unter den Monumenten des Heroon ist das Marmordenkmal des Suliotenhäuptlings Markos Botsaris. Es wurde 1834 von der Pariser Akademie der Stadt Missolunghi zum Geschenk gemacht. So huldigte selbst das Ausland den Manen dieses Griechenhelden. Das ist wohl zu verstehen. Denn der Sieger von Karpenisi ist vielleicht noch die edelste und reinste Lichtgestalt unter den griechischen Freiheitshelden gewesen. Eine Adlernatur, durch seinen uneigennützigen Patriotismus von vielen seiner griechischen Mitkämpfer sich vorteilhaft unterscheidend, ein ebenso treuer und tapferer als listiger Mann, Achill und Odysseus in einer Person, mit hohen Führertugenden begabt, dabei immer einfach und anspruchslos, in einen schlichten Mantel von Ziegenhaar gekleidet, war er bis zu seinem tragischen Ende seines Volkes Stolz und Trost und der Abgott seiner Soldaten geblieben. Niemand hatte mehr als er unter den Nadelstichen erbärmlicher Selbstsucht zu leiden. Die griechische Regierung selbst versagte ihm jede Anerkennung und dem toten Löwen widmete sie einen Nachruf, der wenig Takt verrät. Im übrigen war auch Markos Botsaris ein echter Sohn seines Volkes mit dem schwindelfreien Gewissen eines robusten Balkan-Diplomaten. Über moralische Anwandlungen wußte auch er hinwegzubalancieren mit dem Hinweis auf die patriotische Nützlichkeit. So verhandelte er zu Beginn der zweiten Belagerung Missolunghis, um Zeit zu gewinnen, mit den Türken und verpflichtete sich bindend zur freiwilligen Übergabe der

des hl. Spyridion zu Missolunghi ausgestellt waren und dann außerhalb dieser Kirche beigesetzt wurden. Kapralis war der Besitzer des Hauses, in dem Byron wohnte, starb und einbalsamiert wurde. Dort müßten sie also gesucht werden.

Stadt. Beim Weggehen von der letzten Unterredung mit dem türkischen Bevollmächtigten soll er, das schamrote Gesicht mit den Händen bedeckend, ausgerufen haben: „Dem Vaterlande muß man selbst die Ehre opfern!" Tatsächlich schrieb er, statt zu kapitulieren, nach berühmtem Muster dem osmanischen Feldherrn zur verabredeten Stunde die lakonische Antwort: „Wenn ihr unsern Platz haben wollt, so kommt, ihn zu nehmen." Aber Schlauheit selbst in der verwegensten Form ist stets in den Augen der Griechen eher eine Tugend als ein Charakterfehler gewesen. Was Wunders, wenn man den Tod des sonst so trefflichen Mannes als nationales Unglück betrauerte, wenn seine Leiche unter Vorantragung von 37 feindlichen Fahnen und 17 Köpfen türkischer, eigenhändig getöteter Beys im Triumphzug nach Missolunghi gebracht und später (1834) im Heroon beigesetzt wurde? Was Wunders, wenn seine Gebeine heute noch gleich den Reliquien eines Heiligen geehrt und heute noch seine Taten im Volkslied gefeiert werden? ... Hunderte und Hunderte von gewappneten Kämpfern wie von Schwachen und Wehrlosen haben in und um Missolunghi für die Freiheit den Tod erduldet, deren Namen aber im vaterländischen Ehrenbuche des Heroon nicht verzeichnet stehen. Aber auch sie sind nicht völlig vergessen. Für sie zeugt der mächtige Erdhügel dort unter dem weitausladenden Baumgewölbe. Ein Massengrab, aber nur ein Kenotaph, das aus dem blutgesättigten Boden Missolunghis aufgeschüttet ist. Darüber grünt nun der Rasen und Rosen sprießen aus dem Griechenblut, das die Scholle getrunken. Die Vorstellung eines Massen- und Sammelgrabes, in dem die Menschenleiber aufeinandergetürmt und mit Kalk übergossen werden, wie man Pöckelfische mit Salz überstreut — diese Vorstellung hat für mich immer etwas Grauenhaftes und Abstoßendes gehabt. Wie wohltuend, daß man an diesem imaginären Massengrab dieses Vorstellungs- und Gefühlsmoment vollständig ausschalten kann! Es bleibt auch so noch genug traurige Erinnerung und Symbolik. Wieviel Glück und warmes Leben, wieviel Hoff-

nung und Liebe, aber auch wieviel Qualen und Haß und Verzweiflung muß man sich auch in diese Grube hinein-, welch' bitteres Meer von Tränen auch in sie versickert denken! Und die Atmosphäre über diesem Totenhügel ist noch geladen mit den Flüchen der Gefallenen, mit den Verzweiflungsschreien der Frauen und Kinder, die hier zu Tausenden niedergesäbelt wurdeu. Es ist, als huschen ihre Seelen noch wie Rachegeister um dieses Sinnbild schaurigen Massensterbens, um diese Gruft der Verschollenen und Namenlosen, die der Dichter in stolzer Bescheidenheit sagen läßt:

„Wir fragen nicht nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis;
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unsern Taten weiß?
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein."

LXXXVII.

Griechenland und das Völkerrecht.

Heute — Anfang Dezember 1915 —, da alle Welt nach Griechenland schaut und erwartungsvoll der Dinge harrt, die sich dort ereignen werden, möchte es nicht ohne Interesse sein, die Frage zu beantworten, wie würde die Sache stehen, wenn gemäß dem Völkerrecht von den Westmächten und auch von Griechenland verfahren wäre. Gibt es für Griechenland ein Völkerrecht? Die nachfolgenden Darlegungen und Erwägungen möchten wohl auch dann ihren Wert behalten, wenn der Lauf der Dinge nicht dem Bilde entsprechen sollte, was wir uns von der Znkunft gemacht haben.



Nach den Bestimmungen des Abkommens vom 18. Oktober 1907 über die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte rc. im Falle eines Landkrieges und dem Abkommen vom gleichen Tage betreffend die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekrieges (Abk. 5 u. 12 der zweiten Haager Friedenskonferenz) würde die Stellung Griechenlands in diesem Weltkriege eine fest umschriebene sein. Nach dem erstgenannten Abkommen ist das Gebiet der neutralen Mächte unverletzlich (Art. 1). Es ist den Kriegführenden untersagt, Truppen oder Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen (Art. 2). Es ist ihnen ferner untersagt a) auf dem Gebiete einer neutralen Macht eine funkentelegraphische Station einzurichten oder sonst irgend eine Anlage, die bestimmt ist, einen Verkehr mit den kriegführenden Land- oder Seestreitkräften zu vermitteln; b) irgend eine Einrichtung dieser Art zu benützen, die von ihnen vor dem Kriege auf dem Gebiete der neutralen Macht zu einem ausschließlich militärischen Zweck hergestellt und nicht für den öffentlichen Nachrichtendienst freigegeben worden ist (Art. 3). Andererseits bestimmt Art. 5, daß die neutrale Macht verpflichtet ist, keine der in den vorbezeichneten Artikeln bezeichneten Handlungen zu dulden, und es soll gemäß Art. 10 „die Tatsache, daß eine neutrale Macht eine Verletzung ihrer Neutralität selbst mit Gewalt zurückweist, nicht als eine feindliche Handlung angesehen werden".

Ferner ist in dem (12.) Abkommen betreffend die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekrieges den Kriegführenden untersagt, in dem Gebiet und dem Gewässer einer neutralen Macht Handlungen vorzunehmen, welche auf Seiten der Mächte, die sie dulden, eine Verletzung ihrer Neutralität darstellen würden; desgleichen innerhalb der Küstengewässer einer neutralen Macht (mittels der Kriegsschiffe) Feindseligkeiten vorzunehmen, auch Schiffe wegzunehmen und zu durchsuchen (Art. 1). Die Kriegführenden dürfen neutrale Häfen und Gewässer nicht zu einem Stützpunkte



machen oder dort Anlagen einrichten, die bestimmt sind, einen Verkehr mit den kriegführenden Land- oder Seestreitkräften zu vermitteln (Art. 5 usw.) Art. 26 bestimmt dann noch, ähnlich wie Art. 10 des 5. Abkommens, „daß die Ausübung der in diesem Abkommen festgesetzten Rechte durch eine neutrale Macht niemals von dem einen oder anderen Kriegführenden, der die in Betracht kommenden Artikel angenommen hat, als unfreundliche Handlung angesehen werden soll".

Es sind nun diese vorbezeichneten Abkommen zwar von Frankreich, nicht aber von Großbritannien ratifiziert worden. Griechenland hat es wie Italien gemacht. Es hat alle Abkommen kontrahiert, aber keines ratifiziert. Zum Beweise beziehe ich mich auf R.-G.-Bl. J. 1910 S. 375 ff. und auf das mir von dem königlich Niederländischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gütigst übersandte „Tableau des signatures, des ratifications et des adhesions" der zweiten Haager Friedenskonferenz. Es ist ja bekannt, daß nach Vorschrift der Abkommen die Mächte diesem Ministerium ihre Beitrittserklärungen zu übersenden haben.

Die Frage, ob Griechenland, indem es sich von den Haager Abmachungen fern hielt, klug gehandelt hat, möchte heute schon zu verneinen sein, denn hätte es an den Abmachungen teilgenommen, so würde es in der Lage gewesen sein, auch Großbritannien gegenüber, welches sich selbst den Schützer der Neutralen nennt, auf die Bestimmungen der Abmachungen als kodifiziertes Recht sich zu berufen.

Allerdings sind einige, der in den 5. und 12. Abkommen aufgestellten Grundsätze über die Rechte und Pflichten der Neutralen und der kriegführenden Mächte so notwendig aus dem Begriffe der Neutralität folgend, daß die kriegführende wie die neutrale Macht, auch wenn sie dem Abkommen nicht beigetreten ist,[1]) auf diese Grundsätze sich berufen kann.

1) Daß eine solche Position eine schwächere ist als die eines Kontrahenten dem Mitkontrahenten gegenüber, liegt auf der Hand.



Denn neutral sein, heißt Niemandes Freund und Keines Feind sein. Griechenland ist nun aber bereits in wichtigen Punkten von diesen Grundsätzen abgewichen, es hat, um nur dies anzuführen, gestattet, daß Verbände der kriegführenden Mächte in großer Zahl durch sein Gebiet zogen, es sind Fernsprecheinrichtungen getroffen, in wenigstens einem griechischem Hafen ist ein bedeutsamer Stützpunkt errichtet und endlich die Mißachtung des griechischen Hoheitsrechts bezüglich der Küstenzone seitens der Westmächte, wie es scheint, vorläufig stillschweigend geduldet worden.

Was folgt aus diesen Tatsachen? Griechenland kann auch gegenüber den Feinden der Westmächte auf seine Neutralität sich nicht weiter berufen. Es muß also, wenn die Kriegslage es mit sich bringt, griechisches Territorium den kriegführenden Mächten als Kampfgebiet überlassen mit all den Wirkungen und Folgerungen, die der Verlauf kriegerischer Operationen für Hab und Gut, Leib und Leben der Bewohner des Kriegsgebietes mit sich führt. Ob die Möglichkeit für Griechenland gegeben ist, das Kampfgebiet von den übrigen griechischen Territorien gegen alle Kriegführende abzusperren, muß die Zukunft lehren. Man hört nun, Griechenland habe erklärt, es wolle neutral sein, den Westmächten gegenüber aber eine wohlwollende Neutralität beobachten. Von einer solchen ist nicht selten die Rede gewesen. Gibt es in Wirklichkeit eine solche?

Geht man von dem Begriff der Neutralität aus, so versteht man nicht, wie von einer „wohlwollenden“ Neutralität geredet werden kann. Ist doch klar, daß ein für die eine kriegführende Macht betätigtes Wohlwollen eine Verschlechterung der Lage der ihr feindlichen kriegführenden Macht enthält. Platonisches Wohlwollen hat keine Bedeutung. Wenn deshalb der Professor K. D. Sphyris in Athen im „Bund“ u. A. als Richtlinien der griechischen Politik aufstellt: „Nur soweit die maritime Lage es verlangt, muß es wohlwollende Neutralität für den Verband zeigen“, so heißt das nichts anderes als Griechenland verbietet jede

Unterstützung der deutschen und österreichischen Unterseeboote an seinen Küsten, insoweit sie durch Zuführung von Feuerungsmaterial rc. erfolgen sollte, erhält dafür aber die Zusage der Respektierung des griechischen Hoheitsrechts bezüglich der Küstengewässer.

Es würde hierin doch eine unzweifelhafte Parteinahme Griechenlands für die Westmächte liegen. Eine solche Parteinahme liegt aber auch in der fortgesetzten Zulassung der Landung von Truppenkörpern rc. der Westmächte. Ob deshalb Griechenland gegen die weitere Landung energisch, wenn auch erfolglos, protestiert, hat keine Bedeutung. Sphyris will allerdings ferner auch, daß Griechenland den Weitertransport erschwere. Mit oder ohne Waffengewalt? Letzteres wäre ohne große Erheblichkeit und ersteres der Anfang vom Ende der Neutralität Griechenlands, und die will Sphyris doch aufrecht erhalten wissen. Ebenso ist es nicht klar, wie Griechenland ohne Waffengewalt „wirtschaftliche Konzessionen für die Verletzung der Neutralität vom Verband erzwingen" kann, wie Sphyris weiter vorschlägt. Sphyris will doch selbst eine „wohlwollende" Neutralität, Venizelos hat die Truppen der Westmächte nach Griechenland hineingelassen; wo ist da Verletzung der Neutralität? Übrigens wie will Griechenland zwingen ohne Anwendung von Waffengewalt?

Schließlich sagt Sphyris: „Rechtzeitig ist mit den Mittelmächten zu verhandeln, um Nutzen aus der Neutralität zu ziehen." Da könnte doch nur gemeint sein eine Neutralität auf Unkosten der Feinde der Mittelmächte, mithin eine Neutralität, die in Wirklichkeit gar keine ist. Also lauter unklare Vorstellungen! Demgegenüber ist hervorzuheben, daß nach den Mitteilungen der Presse der griechische Ministerpräsident Skuludis in einer Unterredung doch eine größere Klarheit seiner Anschauungen an den Tag gelegt hat. Er spricht zwar auch von „wohlwollender Neutralität", gibt aber zu, daß die Gestattung des Durchzuges eine Abweichung von den Grundsätzen der Neutralität enthält. Auffällig ist es, daß er sich auf die Haager Konvention beruft, welche eine



Entwaffnung der kriegführenden Armeen gestatte. Richtig ist nun allerdings, daß Artikel 11 des oben bezeichneten 5. Abkommens ein solches Recht der neutralen Macht gibt, es ist aber ferner auch richtig, daß Griechenland, weil es das Abkommen nicht ratifiziert hat, sich auf dasselbe nicht berufen kann. Daß aus dem Begriffe der Neutralität nur ein Entwaffnungsrecht zu folgern ist, möchte ich nicht annehmen. Griechenland kann sich auch nicht berufen auf Artikel 10 des bezeichneten Abkommens.

Die kriegführende Macht, deren auf Griechenlands Boden übertretende Truppen von Griechenland entwaffnet werden, oder bezüglich deren Bundesgenossen eine solche Entwaffnung stattfindet, wird in dieser Entwaffnung also eine feindliche Haltung sehen und sich als im Kriegszustande mit Griechenland befindlich betrachten, wenn sie diese Konsequenz zu ziehen für klug hält. Wird aber die eine kriegführende, auf Griechenlands Boden übertretende Macht entwaffnet, so muß auch die ihr feindliche für den Fall ihres Übertrittes entwaffnet werden. Das würde jedoch für Griechenland eine Aufgabe sein, der es voraussichtlich nicht gewachsen ist, und deshalb wird dem bedrängten Königreich nichts anderes übrig bleiben, als seinen Boden allen Kriegführenden als Kampfgebiet zu überlassen. Das ist der Fluch der bösen Tat des Kreters Venizelos.

Was geschehen wird, wissen wir nicht. Aber so viel möchte feststehen, daß es für Griechenland nicht von Vorteil gewesen ist und sein wird, daß es unterlassen hat, durch Anteilnahme an den eingangs bezeichneten internationalen Verträgen sich eine bessere völkerrechtliche Position zu verschaffen, als diejenige ist, in welcher es sich heute befindet.

Münster i. W. H. Tophoff, Landgerichtsrat a. D.



LXXXVIII.

Vor und nach dem Weltkrieg.

Seit dem Beginn des Krieges boten sich dem aufmerksamen Beobachter so viele psychologische Wahrnehmungen dar, daß man darüber ein besonderes Kapitel schreiben könnte. Die Ereignisse haben, was man auch sagen mag, den Schleier, welchen die vielberufene Zivilisation über das Gebahren und die Gedanken der Menschen ausgebreitet hat, vielfach zerrissen, und man könnte zu der Meinung gelangen, daß sich seit Jahrhunderten unter den Menschen nichts geändert hat. Es wäre vielleicht von Nutzen und jedenfalls interessant, wieder einmal in den Schriften des Papstes Innozenz III. zu blättern und zu vernehmen, was dort über die Menschen und ihre Mängel zu lesen steht.

Vor anderthalb Jahren noch, — wer hätte Äußerungen der Abneigung von Volk zu Volk, wie wir sie seitdem erlebt haben, für möglich gehalten? Man braucht nur den Blick auf die zeitgenössische italienische, französische und englische Publizistik zu richten, um zu sehen, daß das vorher für unmöglich Gehaltene Tatsache geworden ist. Vorher wußte man, daß es starke Gegensätze der Politik und der Interessen, auch mehr oder weniger tiefgehende Abweichungen auf dem Gebiete der Anschauungen und der Sitten gegeben hat. Wer aber wäre auf die Proklamation solcher Feindschaften gefaßt gewesen, daß das eine Volk nur bestehen zu können glaubt, wenn es das andere vernichtet? Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Staatsmänner, die Regierungen in Frankreich, Italien und England solche Extravaganzen wirklich teilen; sie veranlassen jedoch die Verbreitung derselben und schaffen dadurch Volksstimmungen, welche der Wiederkehr des Friedens mehr als alle sonstigen Gegensätze im Wege stehen.

Man braucht kaum Widerspruch zu besorgen, wenn man sagt, daß die Verschiedenheit der Auffassungen über bürgerliche Freiheit, die Aufgabe des Staates und anderes,

was hieher gehört, außerordentlich viel zur Verstärkung der Gegensätze unter den Nationen heutzutage beiträgt.

Der englische Premierminister Asquith hat in einer seiner jüngsten Reden die Behauptung aufgestellt, daß „Deutschland die Last des Krieges auf die Schultern des unbemittelten Volkes lege“. Die Behauptung ist so unbegründet und so ungerecht, daß man sich bei einer Wiederlegung nicht aufzuhalten braucht. Alle Teile der deutschen Nation tragen ihr Teil an der Kriegslast, sowohl im Feld als zu Hause; es besteht kein Unterschied zwischen hoch und niedrig, arm und reich. Ein wenig anders stellt Lord Robert Cecil die Dinge dar: er behauptet, das deutsche Ideal sei die Staatsallmacht; aus diesem Satz schöpft er die Begründung seiner Ansicht, daß England in diesem Krieg das Prinzip der bürgerlichen Freiheit vertrete. Daß vollends in Frankreich die Erben der Revolution von 1789, die Advokaten und Publizisten, die Gegensätze ähnlich darstellen, darf nicht wundernehmen. Solche Suggerierungen werden durch die Presse in das Volk getragen, wo sie die Meinung schaffen, daß der Krieg gegen Deutschland die Bewahrung der Freiheiten zum Ziele habe, welche die Kämpfe zwischen Parlament und Königtum in England, die Revolution und ihre Nachwirkungen in Frankreich geschaffen haben. Aus einem ähnlichen Gedankengang entstehen in den Vereinigten Staaten von Amerika und in den neutralen Ländern Europas Stimmungen, welche Deutschland zum mindesten nicht wohlwollend sind.

Man kann, ohne blind für das Ungerechte in solchen Voreingenommenheiten zu sein, einräumen, daß die politischen Anschauungen und Sitten, wie sie sich in England und Frankreich entwickelt haben und welche bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Europa, ja in der Welt bahnbrechend und herrschend waren, seitdem eine Grenze erreicht haben. Man kann auch zugeben, daß das Deutsche Reich das Prinzip der staatlichen Autorität vertritt, im Gegensatz zu der unbeschränkten Beweglichkeit in England und Frankreich. Selbst dem größten Teil Deutschlands war



bis in die siebziger Jahre das politische Ideal demjenigen der anderen Nationen verwandt, London und Paris schienen der parlamentarischen Entwicklung die Richtung zu weisen.

Seitdem erinnert manches in dem Gang der Dinge an die Jahre, welche der Renaissance gefolgt sind; ein oft unbändiger Freiheitsdrang in Italien und in Deutschland das Festhalten an der alten Weltanschauung mit ihren Ansprüchen im inneren und nach außen. Der Groll der damaligen Italiener und ihrer Freunde war nicht geringer als der ihrer Enkel von heute. In Bezug auf die damaligen Ansprüche der Deutschen schrieb in jener Zeit der angesehene Johann von Salisbury[1]): „Quis hanc brutis, impetuosis hominibus auctoritatem contulit, ut pro arbitrio principum statuant . . . .“ Gallic. et Franc. scriptores (Bouquet rer. XVI, 547). Wer heute den Mailänder „Corriere della Sera“, eine französische oder englische Zeitung liest, findet eine ähnliche Sprache wieder.

Wo tiefgreifende Gegensätze in der Weltanschauung aufeinander stoßen, wird es stets zum Kampf kommen. Man hätte indessen meinen können, daß die Verbreitung von geschichtlichem Wissen den Kämpfen mildere Formen leihen würde. Statt dessen sehen wir, daß heute viel mehr gesündigt wird als „in den finsteren Zeiten des Mittelalters“. Alles hat seine Zeit. Der Parlamentarismus in englischer Auffassung hatte sich schon lange vor diesem Krieg in England überlebt. Die Ideen der französischen Revolution hatten sich selbst in Frankreich erschöpft. Die jüngste von Lloyd George betriebene Reform des englischen Parlaments hat das Wesen desselben, das ehemals aristokratisch war, gründlich geändert, und in Frankreich lebte alles unter der Herrschaft des Kapitals.

Wenn also wirklich, wie in London, Paris und Rom behauptet wird, das deutsche politische Ideal die englischen und französischen politischen Sitten bedroht, so wäre das

1) geb. um 1110 in Salisbury, gest. in Chartres 1180; vergl. über ihn den Artikel von B. Hauréau in Nouvelle Biographie générale 26. Bd. 534 ff.



Unglück nicht groß; denn in beiden Ländern ist das Bedürfnis zur Auffindung neuer Bahnen des politischen und sozialen Weiterbauens schon seit einem Jahrzehnt anerkannt.

Die Kontroverse wäre jedoch schon deshalb gegenstandslos, weil alle Anzeichen andeuten, daß Europa sich vorbereitet, Bahnen zu betreten, welche sich von diesen Vermächtnissen der Vergangenheit ganz und gar abwenden.

Wer würde in dem Frankreich von 1789 die Monarchie des roi soleil erkennen? Wer wollte in dem Frankreich von 1820, nur fünf Jahre nach dem Ende der napoleonischen Kriege, das Frankreich von 1801—1806 erkennen? Wer möchte das England von 1820 mit dem England von 1806 vergleichen? Zwischen diesen Jahreszahlen liegt das Grab einer Weltanschauung, die Geburt einer neuen Zeit.

Die Erschütterungen jener Kriege schienen den Sinn der Menschen geändert zu haben. Obzwar Metternich, Talleyrand und andere sich alle Mühe gaben, die Fundamente der Staaten, wie sie vorher waren, wieder aufzurichten, so bewies der Verlauf der Ereignisse das Vergebliche dieser Versuche. Die Fahne der „Sainte Alliance“, welche man Talleyrand zum Geschenk machte, steht heute vergilbt und vermodert in einem Glasschrank des Invalidenmuseums in Paris. Das Palais, das Talleyrand zuletzt in Paris bewohnt hat, ging in den Besitz der Rothschild über.

Es ist wahr, daß von 1815 bis 1870 in Frankreich viel echter, hoher Idealismus auf den Plan trat. In der langen Zeit von 1820 bis 1848 und auch später schien es, als ob Frankreich, das damals die Geister anzog, sich einer edlen Erneuerung zuwandte. Die Namen Chateaubriand, Lamartine, Montalembert und unzählige andere strahlen gleich Sternen in der Nacht des sich ausbreitenden Materialismus. Selbst des verirrten Lamenais möchte man nicht ohne mitleidvolle Sympathie gedenken. Trotz dieses Flugs der Adler gelangten die Fäden der Entwicklung in die Hände von Männern, die von anderer Art waren. Das Grab Chateaubriands ist fast vergessen auf der Insel bei Saint Malo. Guizot rief das Wort „Bereichert euch!“ ins Land



und die Saint Simon, Pereire, Haußman, Germain führten die materialistische Weltanschauung zum Triumph. Spät erkannte man, daß die Revolution von 1789 nicht die Tat des Volkes, sondern das Werk der Kapitalisten und Rentiers war; eine Wahrnehmung, hinsichtlich der heute fast alle Geschichtschreiber einig sind.

In England hat der Abschluß der Kriege auf dem Festland die moderne wirtschaftliche Entwicklung angebahnt: die Ausbildung der Industrie, des Bank- und Kreditverkehrs. In den dreißiger und vierziger Jahren dehnte sich diese Entwicklung auf Frankreich und das übrige Europa aus. Im Mittelpunkte derselben standen durch Jahrzehnte die Rothschild als die Vertreter par excellence des modernen Kapitalismus und insbesondere des modernen Kreditwesens. Obgleich sie die Feinde Frankreichs in der letzten Phase der Kriege finanziert hatten, gelangten sie nach dem Frieden bald zu einer Stellung, welche Fürst Metternich bedeutender erschien als jene einer Großmacht.

Manche Zeichen deuten darauf hin, daß Europa nach dem Ende dieses Krieges einer ähnlichen Entwicklung entgegengeht, wie sie sich zwischen 1815 und 1840 vollzogen hat. Die ungeheueren Kriegsschulden gaben nach 1815 den Anstoß zum Aufstieg der Finanzleute in die politische Arena, zu ihrer Beeinflussung der Politik, der Literatur, selbst der Philosophie. Wenn dieser gegenwärtige Krieg zu Ende geht, werden die Staaten Europas eine ungeheuere Schuldenlast tragen und ganz von selbst wird der Einfluß und die Teilnahme der Geldinstitute und ihrer Wortführer am öffentlichen Leben wachsen, auch wenn sie nicht selbst in den Vordergrund treten. Es ist vielleicht eine Illusion, über welche man sich nicht früh genug klar werden könnte, zu meinen, daß das Ende dieses Krieges einen steigenden wirtschaftlichen Aufschwung bringen müsse. Man stützt sich auf eine falsche Prämisse, wenn man sich bei solcher Ansicht auf die Vorgänge der Jahre 1872—1874 stützt. Die Konzentration des Kapitals ist heute derart vollständig, daß die Mehrzahl der Staatsbürger Gefahr laufen, in ein Abhängigkeitsver-



hältnis von den großen Geld- und Industriegesellschaften zu geraten. Der politische Geist, der unter solchen Umständen zur Herrschaft streben würde, zumal wenn ihn eine abhängige Presse unterstützt, sollte schon heute das Nachdenken auf sich ziehen.

LXXXIX.

Eine philosophische Pädagogik.

K. O. Beetz schreibt in seiner Einführung in die moderne Psychologie: „Die Psychologie ist das Auge der Pädagogik. Nur insoweit dieses Auge klar sieht, wird die Pädagogik selbst klar und durchsichtig sein. Wo es geschlossen bleibt, da tappt der Lehrer im Dunkeln" (Einführung in die moderne Psychol. I. T.). In der Tat! will der Erzieher seiner hohen Aufgabe gerecht werden, den jungen Menschen durch zielbewußte, harmonische Ausbildung aller seiner Kräfte zu dem zu machen, was er nach den Forderungen seiner Natur sein soll, dann ist ein klarer und tiefgehender Einblick in die wirkliche Natur des Menschen und das vielverschlungene Getriebe seiner Seelenkräfte, die er leiten soll, sowie ein kritisch geschärfter Ausblick in die letzten Tiefen seines Lebensursprungs, den er bei seiner Leitung berücksichtigen soll, und ein wissenschaftlich geschulter Ausblick zu den höchsten Höhen des Lebensszieles, zu dem er seinen Zögling hinaufführen soll, eine unabweisbare Vorbedingung. Diesen klaren Einblick, Ausblick und Aufblick gewährt ihm aber nur die Psychologie, deren wesentliche Aufgabe es ist, das große Lebensproblem vom Ursprung, Wesen und Ziel des Menschen nach seinen letzten Gründen wissenschaftlich zu erforschen. Darum hat Herbart, der Vater der modernen Pädagogik, recht, wenn er erklärt: „Das Erziehungsgeschäft zwingt den denkenden Kopf, sich um Psychologie zu kümmern, und mit verworrenen Begriffen ist da nicht auszukommen. Die Psychologie hat den Weg, die Mittel und die Hindernisse der Pädagogik zu zeigen." (Aphorismen I.)

Wo soll nun der Erzieher in dem allgemeinen chaotischen



Wirrwarr der modernen philosophischen Anschauungen jene für die Pädagogik absolut notwendige Psychologie suchen, die nicht mit verworrenen Begriffen arbeitet, sondern mit klarem, weitschauendem Blick ihm eine an der Erfahrung der Vergangenheit und Gegenwart gleichmäßig orientierte, harmonisch ausgeglichene, befriedigende Antwort auf das große Lebensproblem vom Ursprung, Wesen und Ziel des Menschen zu bieten vermag? Diese Psychologie wird er nicht finden im Lager der antichristlichen Philosophie, die entweder mit dem materialistischen Monismus den Menschen als ein reines Produkt der physikalischen und chemischen Naturkräfte ohne immanentes Lebensprinzip auffaßt, oder wie Moleschott sich ausdrückt, als „die Summe von Eltern, und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung", oder mit dem sensualistischen Monismus in dem Menschen nur ein höher entwickeltes Tier ohne geistige Seele sieht, oder mit dem aktualistischen Monismus eine Seelenlehre ohne Seele statuiert, indem er die Menschenseele in eine Summe von Tätigkeiten ohne Tätigkeitssubjekt auflöst. Denn Habrich hat Recht, wenn er in seiner trefflichen pädagogischen Psychologie schreibt: „Eine Behandlung der Seelenlehre, die sich auf einen gleichgültigen, dem Skeptizismus und Materialismus Rechnung tragenden Standpunkt stellt und das Dasein sowie die Unsterblichkeit der Seele dahingestellt sein läßt oder gar ablehnt, ist als Grundlage der christlichen Erziehung und des christlichen Unterrichtes durchaus unbrauchbar." (Pädag. Psych. S. XVIII.)

Eine für die Pädagogik brauchbare Psychologie ist darum nach dem Urteil der Fachleute nur im christlichen Lager zu finden bei jener philosophia perennis, die das griechische Denken in seiner höchsten Entfaltung durch Plato und Aristoteles begründet, die der christliche Geist der patristischen Zeit von den Irrtümern des Heidentums gereinigt und zumal durch Augustinus auf christlicher Grundlage weiterentwickelt hat, die der methodisch geschärfte Forschersinn der mittelalterlichen Scholastiker besonders durch den heiligen Thomas von Aquin zu einem großen, abgerundeten, harmonisch gegliederten System einer philosophischen Weltanschauung auf christlicher Grundlage

zusammengefügt hat, an der weiter zu bauen die Aufgabe unserer Zeit ist. So ist die Pädagogik zum sichern Prüfstein der wahren Philosophie geworden. Kein Wunder darum, wenn seit der Wiederbelebung dieser christlichen Philosophie durch die Tätigkeit der letzten Päpste, die dieses mehrere Jahrtausende alte, von den größten Denkern aller Zeiten sorgsam gepflegte Urbesitztum der Menschheit als das beste Heilmittel gegen die Denkirrtümer unserer Zeit wiederholt auktoritativ empfohlen haben, die katholischen Forscher eine überaus eifrige und emsige Tätigkeit entfaltet haben, um die letzten philosophischen Grundlagen der Pädagogik im Sinne der christlichen Philosophie einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Von einem doppelten Bestreben war diese Forschertätigkeit bisher geleitet: einerseits von dem Bestreben, die philosophischen Grundprinzipien der alten Gedankenwelt durch genauere Erforschung ihrer Quellen in ihrer unverfälschten Reinheit und Ursprünglichkeit klar zu erfassen, und andererseits von dem Bestreben, den empirischen Unterbau der alten Philosophie durch möglichst ausgiebige Benutzung und organische Eingliederung der feststehenden Resultate der modernen Experimentalwissenschaften zu erweitern und zu vertiefen.

An kleineren Leitfäden und eingehenderen Einzeluntersuchungen in dieser Richtung war nun bisher auf katholischer Seite kein Mangel; wohl aber fehlte es bisher an größer angelegten Werken, die den philosophischen Untergrund der christlichen Pädagogik in großer, wissenschaftlich abgerundeter Systematik im Sinne der christlichen Philosophie zur Darstellung brachten. Denn wenn wir von der trefflichen „pädagogischen Psychologie“ von Habrich und einigen anderen Werken absehen, ist dieses Gebiet auf katholischer Seite bisher nur sehr wenig bearbeitet worden.

Wir können es daher nur begrüßen, daß Professor Dr. C. Willems, Philosophieprofessor im Priesterseminar zu Trier, in seinem neuesten dreibändigen Werke: „Grundfragen der Philosophie und Pädagogik für gebildete Kreise dargestellt“ einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommend sich dieser schwierigen Aufgabe in sehr anerkennenswerter Weise unterzogen hat. Das Werk, zu dem der Verfasser sowohl durch seine langjährige prak=



tische Tätigkeit im Lehramte, wie durch Herausgabe seines von der Fachkritik allgemein mit großem Beifall aufgenommenen philosophischen Lehrbuches „Institutiones philosophicae“ (das augenblicklich in zweiter Auflage erscheint), wie kaum ein anderer befähigt war, ist die reife Frucht einer Reihe von philosophischen Vorträgen, die der Verfasser auf dem von der Lehrer- und Lehrerinnenvereinigung in Saarbrücken veranstalteten zweijährigen Kursus gehalten hat. Von den drei Büchern, die das sinnliche, geistige und sittliche Leben des Menschen behandeln, ist der erste Band bereits im Verlage der Paulinus-Druckerei in Trier erschienen, während die beiden anderen noch unter der Presse sind.

Nach einer Einleitung über die Bedeutung der Psychologie für die Pädagogik führt der erste Band den Leser in den eigentlichen Gegenstand, das bewußte Seelenleben des Menschen, das die gemeinsame Grundlage für Psychologie und Pädagogik bildet, ein durch eine sehr eingehende und gründliche Abhandlung über den Bewußtseinsbegriff vom psychologischen und erkenntnistheoretischen Standpunkt aus. Hervorgehoben zu werden verdient, hier eine an dieser Stelle eingefügte Untersuchung über die Aufmerksamkeit und die Apperzeption, bei der der Verfasser seinen Standpunkt gegenüber den weit auseinandergehenden modernen Auffassungen recht klar zum Ausdruck bringt. Das bewußte Seelenleben des Menschen differenziert sich bei genauerer Untersuchung in spezifisch verschiedene Seelentätigkeiten und Seelenfähigkeiten. Darum schließt sich an die Darstellung des Bewußtseins eine Abhandlung über die spezifisch verschiedenen Seelentätigkeiten und Seelenvermögen im allgemeinen. Auch hier zeigt der Verfasser eine sehr gute Vertrautheit mit den entsprechenden modernen Auffassungen, wenn er auch manche derselben, wie die vielfach angenommene Lehre von den unbewußten Erkenntnis- und Strebetätigkeiten ablehnt. Die Untersuchung der einzelnen Seelentätigkeiten beginnt das dritte Kapitel mit der wissenschaftlichen Erklärung der äußern Sinneserkenntnis, die nach ihrer physiologischen, psychologischen, erkenntnistheoretischen und experimentellen Seite eingehend untersucht wird. Was dem aufmerksamen Leser hier auffällt, ist zunächst die wohl-



berechtigte, sehr eingehende Berücksichtigung der modernen experimentellen Psychologie, die manche seelische Erscheinungen doch in ein wesentlich neues Licht gerückt hat, wenn auch Gutberlet wohl mit Recht in seinem neuesten Werke: „Experimentelle Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik" vor einer einseitigen Überschätzung der bisherigen tatsächlichen Leistungen der experimentellen Psychologie gewarnt hat. Sodann wirkt hier recht wohltuend die weise Maßhaltung und kritische Vorsicht in der Beurteilung mancher einschlägiger moderner Theorien, bei denen auch im katholischen Lager hie und da der Unterschied zwischen bloßer Wahrscheinlichkeitshypothese und einer wissenschaftlich sichergestellten These nicht immer genügend berücksichtigt wird. So stellt der Verfasser, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in dem Streit über die Objektivität der sekundären Sinnesqualitäten sich auf den Standpunkt, daß heute weder die Abbildungstheorie noch die Wirkungstheorie den Anspruch auf eine wissenschaftliche Gewißheit und ausschließliche Richtigkeit erheben kann, ein Standpunkt, den die besonneneren Vertreter beider Theorien wegen der Dunkelheit mancher zugrunde liegenden Tatsachen und der Gefahr der Inkonsequenz, welche bei den sekundären Qualitäten als zwingenden Schluß hinstellt, was sie bei den primären Qualitäten als evidenten Fehlschluß brandmarkt, als den einzig richtigen, dem heutigen Stand dieser Frage allein entsprechenden übereinstimmend bezeichnen. Auf die Untersuchung der äußern Sinne folgt im vierten Kapitel diejenige der innern Sinne, bei denen besonders die experimentelle Erforschung des Gedächtnisses und des Vorstellungsvermögens ausgiebig zu Worte kommt und in ihrer Bedeutung für die Pädagogik eingehend gewürdigt wird. Um das Verständnis dieser innern Sinneserkenntnis in ein noch helleres Licht zu stellen, fügt der Verfasser hier einige sehr lehrreiche Abhandlungen über die außergewöhnlichen Zustände des innern Seelenlebens: Traum, Hypnotismus, Halluzinationen, Krystallvisionen, zweites Gesicht, Gedankenlesen, ein, die zweifelsohne mit zu dem besten gehören, was in der letzten Zeit über diese dunkeln, noch wenig erforschten Gebiete des Seelenlebens ge-

schrieben worden ist. Wer daher in kurzer Zeit und ohne viele Mühe sich ein Urteil über den jetzigen Stand der diesbezüglichen Forschungen bilden will, dem können wir die Lektüre dieser interessanten Partien des Buches nur warm empfehlen. Den Abschluß des ersten Bandes bildet eine ausführliche Behandlung des schwierigen Problems der Verbindung von Seele und Leib, bei der mit großer Klarheit die alten und neuen Auffassungen dargelegt und kritisch gegeneinander abgewogen werden.

Fassen wir unser Urteil über den vorliegenden ersten Band zusammen, so können wir trotz einiger untergeordneter Punkte, in denen wir die Auffassung des Verfassers nicht teilen, wie z. B. seine Auffassung vom direkten Bewußtsein der Strebeakte u. a., doch das Werk allen gebildeten Kreisen, die sich für Pädagogik und Philosophie interessieren, nur auf das wärmste empfehlen, nicht bloß, weil es wegen seiner Klarheit, Gründlichkeit und Allseitigkeit eine hervorragende wissenschaftliche Leistung von bleibendem Werte in sich darstellt, sondern auch ein tatsächlicher Beweis für die praktische Brauchbarkeit, Zeitgemäßheit und hohe Wichtigkeit jener philosophia perennis ist, von der selbst Eduard v. Hartmann trotz seiner Abneigung gegen die Philosophie der Vorzeit bekennt, daß sie „ein wunderbar in sich abgeschlossenes Gedankensystem darstellt, von dem nur derjenige gering denken kann, der die Feindschaft gegen dasselbe noch nicht überwunden und zur Objektivität geläutert hat."

Geistingen (Sieg). P. Th. Droege, C. ss. R.

XC.

Pater Schunta, S. J.

Ein Beitrag, wie im 20. Jahrhundert Jesuiten erfunden werden.

Im Jahrbuch der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich" (1913 S. 288 ff.) brachte der Herausgeber, der Wiener Professor Dr. Georg Loesche, eine Besprechung des Buches von J. S. Peregrinus „Der Protestantis-



mus in Tirol, Brixen 1912",[1]) die also beginnt: „Eine Kampfschrift zum niedriger hängen! Mit Decknamen. Wer so persönlich wird und lebende Männer angreift, sollte auch den Mut haben, seinen Namen dazu zu setzen: Pater Schunta, S. J. in Bozen-Gries. Seit mehr als zehn Jahren hat er als Korrespondent des altkonservativen „Tiroler Volksblatt" in Bozen, des klerikalen „Burggräflers" in Meran seine Streitartikel ergehen lassen." Dann heißt es weiter: „Schanta (Schunta) hat diesen Stoff mit reichlichen persönlichen Verunglimpfungen und saftigen Glossen geschickt zusammengestellt, um damit nach seinem Wesen einen entscheidenden Schlag zu führen . . . Das hofften gewiß auch seine geistlichen Obern, die das Imprimatur erteilt . . . Es ist seltsam, daß Schunta, der meist auf niedrige Beweggründe ausgeht und alles Häßliche zu erhaschen und zu notieren trachtet, sich niemals die Frage vorgelegt hat, wie er die Sache betrachten würde, wenn es sich um katholische Propaganda in einem wesentlich evangelischem Lande handelte!" Vorher meint Loesche, Schunta strebe dahin, „den Protestantismus der allgemeinen Verachtung preiszugeben". Zum Schluß droht Prof. Loesche: P. Schunta muß sich für die Zukunft sagen, daß es auch nicht undenkbar ist, daß die von ihm verunglimpften Personen und Körperschaften den Weg der Klage betreten, wie das schon erwogen ist, wobei er selbst mit seinen Anschwärzungen aus seinem Versteck ans Tageslicht gezogen werden müßte."

Diesen gräulichen „Schunta ans Tageslicht zu ziehen" besorgte bald ein Pater aus Innsbruck. Und das kam so.

Professor Loesche veröffentlichte nämlich am 22. August diese selbe Besprechung vielfach wortwörtlich in der Theologischen Literaturzeitung von Harnack (1914 Nr. 17 Sp. 527 ff.). Auch hier lüftet er vor allem dem Verbrecher das Visier: „Es ist Pater Schunta, S. J."

Diese Visierlüftung beleuchtete am 7. November 1914 in derselben Theologischen Literaturzeitung (Nr. 22/23 Sp. 637) folgende „Erklärung":

„In Spalte 527—529 bespricht Hofrat Prof. Dr. Georg Loesche das Werk: ‚Der Protestantismus in Tirol', dessen Ver-

1) Über diese Schrift vgl. „Hist.-polit. Blätter" Bd. 150, 473 ff. und 548 f.



fasser sich des Decknamens ‚J. S. Peregrinus‘ bedient. Der Rezensent will ‚das Visier‘ des Peregrinus ‚lüften‘ und bezeichnet als Verfasser des Werkes den ‚Pater Schunta, S, J.‘, den er im folgenden noch mehrmals nennt und als Jesuiten einführt.

Auf Grund genauer Erkundigungen ist der Unterzeichnete in der Lage, zu den obigen Behauptungen des Herrn Hofrat Loesche folgendes zu erklären: Einen P. Schunta, S. J., gibt es nicht, weder in Tirol noch sonst irgendwo; die Persönlichkeit ist demnach erfunden. Aber es ist auch überhaupt kein Jesuit der Verfasser des genannten Buches. Der wirkliche Verfasser heißt auch gar nicht Schunta; er trägt einen anderen Namen. Ferner hat auch kein Jesuit an dem Werke mitgearbeitet oder in den beiden vom Rezensenten genannten Blättern ‚Tiroler Volksblatt‘ in Bozen und ‚Burggräfler‘ in Meran Artikel veröffentlicht.

Innsbruck. Privatdozent Dr. U. Holzmeister, S. J.“

Prof. Loesche war einstweilen sprachlos. Erst in Nr. 26 vom 26. Dezember 1914 meldete er sich zum Wort. Dort (Sp. 687) steht folgende „Entgegnung“:

„Meine Mitteilung über die Persönlichkeit, die sich unter dem Decknamen Peregrinus verbirgt, beruht natürlich auf Erkundigung bei einem zuverlässigen Gewährsmann: die Angelegenheit würde am einfachsten dadurch erledigt, wenn Peregrinus den Mut hätte, sich zu seinem Angriff zu bekennen, wozu offenbar auch Herr Dr. Holzmeister ihn nicht vermocht hat.

Es ist sehr seltsam, daß in dem fast ganz katholischen Tirol ein Mann, der den Protestantismus der allgemeinen Verachtung preisgeben möchte, Personen und Körperschaften verunglimpft, aus seinem Versteck nicht herauszubringen ist.

Arco. Prof. Dr. Loesche.“

Viel seltener dünkt uns, daß Prof. Loesche kein Wort der Entschuldigung findet für seine völlig aus der Luft gegriffene Erfindung eines Jesuiten Schunta und die darauf begründete Verunglimpfung einer großen Körperschaft. Die Erkundigung bei einem derartig „zuverlässigen Gewährsmann“, wie im vorliegenden Falle, würde der Herr Hofrat ganz sicher als Entschuldigung nicht gelten lassen, wenn man mit einem solchen Gewährsmann Angriffe gegen seine Person rechtfertigen wollte.

